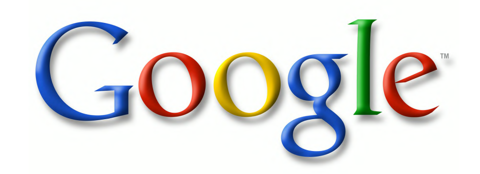
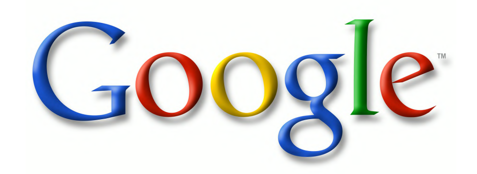

Google


Google


Die Dioskuren
19ter Jahrgang
1890


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Neunzehnter Jahrgang.







Wien, 1890.

Manz'sche k. und k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung

(Stadt, Kohlmarkt 7).

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Urbi et Orbi.

Am 24. April 1854.
(Vermälungstag J. J. M. M.)

Ein Frühlingstag! Wie hell die Glocken klingen,
Wie lieblich um die Stirn der jungen Braut
Sich Diadem und Myrthenzweige schlingen.
Ein freudig Volk begrüßt sie laut,
Und betet, daß sie — glücklich selbst — beglücke,
Daß immerdar der Liebe Kranz sie schmücke,
Daß nicht zu schwer der gold'ne Reif sie drücke,
Die man zur Kaiserin gekrönt.

* * *

Am 7. Februar 1889.
„Sagen Sie es nur weiter."
Antwort S. M. an das Präsidium
des Reichsrathes.)

Vorbei — weitab! Heut' hallen dumpf die Glocken,
Die Thräne fließt, es bleibt kein Auge trocken,
Die Luft durchschwirrt entsetzenvolle Kunde, —
Und nur — ein helles Wort in dunkler Stunde,
Ein Wort aus kaiserlichem Munde,
Ein Wort aus tiefstem Herzensgrunde, —
Die Völker flüstern leis' im weiten Runde:
Heut' ward die Kaiserin gekrönt!





Cypresse und Lorbeer.

Zeitgedichte

von

Gustav Weisbrodt.

I. Kronprinz Rudolph †.

Dem Kaiser.

Es ist vollbracht . . . Er, der da war geboren
Im Purpur und zum Purpur, der noch eben,
In vollster Manneskraft und Schaffenslust,
Lebendig unter Lebenden gewandelt,
Er schläft schon heute in der Gruft der Ahnen,
Er schläft den Schlaf, aus welchem kein Erwachen.
Wir schauen niemals mehr die theu'ren Züge,
Die wir getreu in unserm Herzen tragen,
Und heiß und brennend löst sich von der Wimper
Die Thräne, stumm hinauf zum Himmel fragend:
Mußt' es denn sein? Der morschen Stämme viele
Steh'n rings im Walde — mußte denn der Blitz
Den Stolz des Waldes treffen, gerade ihn?

Was fraget Ihr . . . Das unsagbare Weh,
Anfangs erschütternd nur, doch dann vernichtend,
Es ist hereingebrochen über Nacht.
Furchtbar ergreifend hallt die Todtenklage
Bis an die fernsten Marken uns'res Reichs.
Frisch steht sein Bild, begeistert und begeisternd
Für Alles, was da edel, schön und gut,
Vor unsern Blicken, wie er in den Dienst
Des Vaterlandes und der ganzen Menschheit
Sein reiches Wissen und sein Können stellte.
Der Fürsten= und der Mannestugend Spiegel,

Selbstständig denkend und mit freiem Sinn
Sich seine eig'nen hohen Bahnen suchend —
So steht es frisch vor uns, sein hehres Bild,
Das Hohelied, das noch nicht ausgeklungen,
Die gold'ne Harfe, der die Saite riß . . .
Wer war, gleich ihm, geschaffen und geartet,
Dereinst in fester und in tapfrer Hut
Das reiche Erbe treulich zu verwalten,
Das vierzig Jahre, erst des harten Ringens,
Dann freud'ger Ernte für ihn aufgehäuft?!
Er, der mit seines Geistes Feuer-Streben
Den schlichten Adel seines Herzens einte,
Mit der Gesinnung echter Vornehmheit
Den vollen Zauber liebenswürd'gen Wesens,
Des Oesterreichers schöne Eigenart,
„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer seines Gleichen seh'n" . . .
Und solch' ein Geist, unfaßbar ist's, umnachtet!
Solch' frohgemuthes Leben lebenssatt!
Ein „Meer von Licht" sah er prophetisch fluthen,
Es ist von Schmerz und Trauer jetzt ein Meer!
Nein, fraget nicht . . . Von allen düstern Räthseln
Das düsterste, es nimmt den Athem uns,
Ein Epos, größer als der größte Dichter
Es je geschrieben, greift uns an das Herz.
Wir brauchten Wahrheit, dürsteten nach Wahrheit,
Wir brauchten sie und fürchteten sie doch:
Die Wahrheit kam, in kalter Grausamkeit
Der mildernden Legende fromme Täuschung
Zerstörend mit der rauhen Wirklichkeit —
Wir stehen starr vor dieser grausen Fügung . . .

Doch hoch das Haupt! Was war, das kehrt nicht wieder,
Der Tod gibt seine Beute nicht heraus.
Es gibt des höchsten Schmerzes einen Grad,
Der weit hinausreicht über jede Tröstung,
Für den die Sprache keine Worte hat;
Der Schmerzen gibt es, die kein Zuspruch lindert,
Der Wunden gibt es, die kein Balsam heilt.
Sie, die gestellt sind auf der Menschheit Höhen,
Sie sind gefeit nicht gegen Menschen-Schicksal,
Der Blitz trifft sich'rer nur und tödtlicher,
Und seinen Auserwählten mißt der Himmel
Der Leiden wie der Freuden höchstes Maß.
Was ist der Schmerz, der durch das weite Reich zuckt,
Der Schmerz, so tief er ist, des Oesterreichers,
Was ist er gegenüber jenem Leid,
Das in der Kaiserburg jetzt eingekehrt?

Wo ist ein Vater, wo ist eine Mutter,
Wo eine Frau, die nicht aus tiefster Seele
Um Trost heut' beteten zu dem Allmächt'gen,
Um Trost für alle die todtwunden Herzen,
Für die die Erde keinen Trost mehr hat?!
Doch unerforschlich ist des Ew'gen Rathschluß,
Der höchste Schmerz, er reinigt auch und läutert,
Die Hand, die uns gebeugt, sie richtet auf.
Nur kleine Seelen wirft das Unglück nieder,
Die großen Seelen stählt und stärket es.

So Du, mein Kaiser . . . Rauhe Stürme haben
Die Jugend Dir geknickt, die Manneszeit,
Sie war erfüllt Dir von dem Lärm der Schlachten,
Bis Dir, dem Reich nach innen und nach außen
Den Frieden bringend und des Friedens Frucht,
Des Lebens Herbst kam, herrlich übergoldet
Von unbegrenzter Liebe Deines Volks,
Das Du, auf dieser Liebe Pfühl gebettet,
Zur vollen Höhe hast hinaufgeführt.
Und jetzt ist's Winter? Soll des Winters Reif
Sich tödtend legen auf der Hoffnung Blüthen?

Wohl trägt der Krone Last sich doppelt schwer,
Wenn Sohneshände nicht den Bau vollenden,
Der bis zum First schon aufgerichtet steht,
Doch wer, wie Du, von je nur Fürsten-Pflichten
Gekannt, wie Du sich nur ein Ziel gesetzt,
Des ihm von Gott vertrauten Amts zu walten,
Der findet in sich selber auch die Kraft,
Das Ungeheuerste zu überwinden,
Und über alle Prüfungen hinweg
Bis an das Ende seine Pflicht zu thun,
Bis an das Ende, Märtyrer und Held.

Ein Habsburg wohl kann sterben, Habsburg nicht!
Die Klammern einer glorreichen Geschichte,
Sie binden aneinander unauflöslich
Das Volk von Oest'reich und sein Kaiserhaus;
Doch daß die Kraft Dir bleibe ungebrochen,
Die Kraft, die Hoffnung und Gebet uns ist,
Daß nimmermehr das furchtbare Geschehniß
Die Hand Dir lähmt, die fest die Zügel führt,
Soll noch verdoppeln Ehrfurcht sich und Treue,
Zu stärken Dich, den Kaiser und den Vater.
Du hast in schwersten wie in schönsten Tagen
Der Liebe ganzen Schatz dem Volk bewahrt,
Jetzt geb' Dir seine Liebe neue Kraft.

Und wenn's doch zagt, das arme Menschenherz,
Dann ringt aus ihm, erhebend und erlösend,
Ein brünstiges Gebet sich los zu Gott:
„Herr, Du hast ihn gegeben, ihn genommen,
Den einzigen, den heißgeliebten Sohn,
Dein Name sei gelobt in Ewigkeit!"

Und Du, der Götter und der Menschen Liebling,
Deß Lichtgestalt auf ewig uns entschwand,
Wir liebten Dich, der nicht bloß Fürst gewesen,
Der unserm Herzen menschlich nahe stand.
Dir senden wir in Deines Oest'reichs Namen
Die letzten treuen Liebesgrüße . . . Amen!

Der Kaiserin.

An guten Feen ist das holde Märchen,
An Heldenfrauen die Geschichte reich,
Doch Märchen und Geschichte, sie verzeichnen
Uns keine noch, Heldin und Fee zugleich.
So grabt den Namen denn in gold'ne Tafeln
Und segnet ihn, so lange Oest'reich steht,
Von einer Frau, die beides war, den Namen
Von Oest'reichs Kaiserin Elisabeth.
Ja, die Geschichte wird es niederschreiben
Mit treuem Griffel, preisend Dich und Ihn:
Der Kaiser, der Er war, Er ist's gewesen,
Weil Du, Elisabeth, die Kaiserin!

Noch denken wir des Tags, der, bang erwartet,
Dem Kaiser und dem Reich den Erben gab.
Die Menge, ein lebend'ges Meer, sie wogte
In freud'gen Wellen ruhlos auf und ab;
Da plötzlich, und das Flüstern selbst verstummte,
Aus weiter Ferne bot den ersten Gruß
Der eh'rne Mund herüber der Geschütze —
Zwei, drei — es donnerte nun Schuß auf Schuß —
Jetzt neunzehn, zwanzig und dann einundzwanzig —
Regungs- und lautlos stand die Menge fest —
Horch — zweiundzwanzig — weiter zählte Niemand —
Ein Sohn! Ein Sohn! Und froh nach Ost und West,
Nach Nord und Süd trug leichtbeschwingten Fluges
Das Echo es ins weite Reich hinaus,
Und aller Glocken feierlich Geläute,
Es rief zum Dankgebet ins Gotteshaus . . . .
Und Sie, in Schmerzen und doch selig lächelnd
Die junge Mutter, gab das theure Kind

Mit freud'gem Aufblick in den Arm des Vaters,
Und Rudolf, Rudolf hieß das theure Kind!

Es wuchs und wuchs, ganz Oest'reichs stolze Hoffnung,
Heran zum Jügling, dann zum reifen Mann,
Die Tugenden des Vaters und der Mutter
Sein reiches Erbtheil; Jahr um Jahr verrann,
Und früh entfaltet schon zu vollster Blüthe,
Selbstständig denkend ziehend seine Bahn,
Des Hauses Freude und des Volkes Abgott,
So strebte er zum höchsten Ziel hinan,
Den Bau des Reichs mit treuen Sohnes-Händen
Im Sinn und Geist des Vaters zu vollenden. . . .

Was ist der Mensch! Was ist des Menschen Hoffen! . . .
Ein Trauerflor deckt heut' das Vaterland,
Das seinen besten Sohn zum Grab geleitet . . . .
Ein Sarg steht dort, wo seine Wiege stand.
Doch dieses Unglücks grauenvolle Fügung,
Sie wird durchleuchtet von dem Flammenschein
Erhabenen und freud'gen Opfermuthes,
Der in des wunden Herzens tiefsten Schrein
Das ungeheure eig'ne Weh' geborgen.
Ihn aufzurichten, Stütze Ihm und Stab,
Ihm Trost zu spenden, wo, selbst trostbedürftig,
Mit Thränen Du genetzt ein frisches Grab,
Fand'st Du, auch in vergang'nen schweren Tagen
Genossin Ihm, fand'st Du den heil'gen Muth,
Auch dieses schwerste Kreuz für Ihn zu tragen.
Der Muth des Manns, der, in der Hand die Waffe,
Hinausstürmt in die Schlacht, trotzig und rauh,
Was ist er angesichts des wehrlos stolzen,
Des gottergeb'nen Muthes einer Frau,
Der Frau wie Du! . . Nicht schwelgend in dem Schmerze,
Der leiden will, der Lind'rung nicht begehrt
Und krankhaft wühlend in der off'nen Wunde
Den Kelch des Leidens bis zur Neige leert;
Nein, schöpfend aus dem eig'nen großen Herzen
Die höchste Weisheit und den besten Rath,
Und was das tapf're Herz Dir eingegeben,
Rasch übersetzend in entschloss'ne That —
So mußtest Du, was Niemand wagte, wagen.
Gebroch'nen Herzens zwar, doch sonder Zagen,
Nahmst Du die letzte, schwerste Pflicht auf Dich;
Dem Vater, dem Du einst den Sohn geboren,
Mußtest Du künden, daß er ihn verloren,
Und Gottes Gnade stärkte Ihn durch Dich.

Es gibt der Schicksalsschläge so furchtbare,
Daß auch der stärkste Mann zusammenbricht,
Kann er an eine theure Brust nicht flüchten:
Der Kummer, der sich ausweint, tödtet nicht.

Doch eine Grenze hat die Kraft des Stärksten,
Das Uebermenschliche vermag er nicht.
Ein blutend Herz trägt keine Eises-Rinde
So künstlich stark, daß es sie nicht durchbricht.
Die Pflicht war voll erfüllt, die Mutter hatte
In dieser Pflicht erstickt Ihr furchtbar Leid,
So lang es galt, Sich und dem Reich zu retten,
Was noch zu retten; doch es kam die Zeit,
Elementargewaltig den Tribut
Zu fordern, den die Pflicht bisher geweigert.
Noch einmal wolltest grüßen Du den Sarg,
Der, von der Last der reichen Liebesspenden
Verhüllt, den theuren einz'gen Sohn Dir barg . . .
Doch wie Du kraftlos an der stummen Bahre,
Von Deinen Thränen feucht, zu Boden brachst,
Wie Du dem von der Gattin Pflicht gewaltsam
Zurückgedrängten Mutterschmerz erlagst,
Wie Deine heißen Lippen auf das Bahrtuch
Den letzten Kuß gedrückt, und im Gebet,
Die Hände fromm gefaltet, Du zum Himmel
Um Trost und Muth für Ihn und Dich gefleht —
Das Herz, das Herz sagt uns, was dort geschehen,
Nur Gott, kein Menschen-Auge hat's gesehen.

Was Du Ihm warst — in schwerster Lebensstunde
Hat Er, der Kaiser, von dem Heiligthum
Des innersten Gefühls den Schleier hebend,
Uns selbst gekündet, Dir zu ew'gem Ruhm.
Der Kaisersohn, er ist zur Gruft gebettet,
Den Kaiser aber hast Du uns gerettet,
Und Gott, der, Ungeheures zu ertragen,
Der Mutter gnädig hat die Kraft verlieh'n,
Der Gott, er schütte seinen reichsten Segen
Auf Dich, die Gattin und die Kaiserin!
Auf seinen Knieen liegt das Volk und fleht
Für Dich, für unsere Elisabeth!

Der Kronprinzeßin-Wittwe.

Der zehnte Mai . . . . Die Sonne strahlte golden
Hernieder auf ein festgeschmücktes Wien,
Da sah'n wir Dich in erster Jugend Prangen,
Die reizumfloß'ne Braut, vorüberzieh'n,

Da sprachst Du jenes Ja, das ewig bindet,
Freudig erröthend aus vor dem Altar,
Da heiligte den Bund der jungen Herzen
Des Priesters Segensspruch für immerdar.

Vater und Mutter soll das Weib verlassen,
Dem Mann zu folgen, den es sich erkor.
Dein Herz, es mochte bang und schmerzlich zucken
Als es, was einst sein Liebstes war, verlor,
Doch bald, mit allen Wurzeln Deiner Seele,
Grubst Du Dich fest ins neue Erdreich ein,
Und Oesterreich empfand es stolz und dankbar,
Daß es Dich ganz gewonnen, daß Du sein.
Und als der Himmel Euren Bund gesegnet,
Als sich ein zweites Leben Dir erschloß
Und mit dem Zauberreiz des jungen Weibes
Die Glorie der Mutter Dich umfloß,
Als glücklich sich der Vater niederbeugte
Zu seinem Kind, deß blondes Lockenhaar
Sich zärtlich schmeichelnd an die Brust Dir legte,
Als dann, sich froh entwickelnd Jahr um Jahr,
Das theure Kleinod, treu von Dir gehütet,
Des Hauses immer stolz're Freude war —
Da folgte, in des Glückes höchster Höhe,
Dem zehnten Mai ein fünfter Februar!

Der fünfte Februar .... Ganz Oesterreich starrte
Betäubt und lautlos auf den theuren Sarg,
Der seinen besten Sohn zur Ruh' gebettet,
Das enge Haus, das unser Hoffen barg.
Ob krächzend auch mit eklem Schrei die Raben
Herniederstiegen auf sein frisches Grab,
Der Todte nahm ein Stück von uns'rem Leben,
Ein Stück von uns'rer Zukunft mit hinab.
Wir schauten nicht den Prunk, mit dem die Sitte
Den letzten Gang des Kaisersohns umgab,
Wir schauten nur die Blumen, die die Liebe
Ihm nachgesendet in sein frühes Grab,
Die reichen Kränze, ihm von treuen Händen
Gewunden und genetzt vom Himmelsthau
Der Thränen eines Vaters, einer Mutter,
Der heiligenden Thränen einer Frau ...
Vorbei, vorbei ist Alles ... Nicht bloß Oest'reich,
Nicht bloß Europa trauert, nein, die Welt ...
Gott hat's gewollt, der Gott, ohn' dessen Willen
Kein welkes Blatt herab vom Baume fällt.

Der Wanderer, der seine müden Schritte
Gen Süden lenkt — vor seinen Blicken steht

Ein stolzes Schloß, vor dessen hohen Zinnen
Das Meer sich streckt in seiner Majestät.
Jedoch die größ're Majestät des Schmerzes,
Der dort in heil'ger Trauer sich vergräbt,
Des Schmerzes, der in weihevoller Stille
Des Glückes Sonnen=Tage nochmals lebt,
Die heiße, heiße Thräne, die Dir lindernd
Die Wange netzt, auf daß das Herz nicht bricht,
Den Blick, der in des Kindes theuren Zügen
Sich Muth und Tröstung sucht, die schaut er nicht,
Er schauet nicht, wie Du in ernster Arbeit
Das Werk des Todten, innig Dir vertraut,
Zu Ende führst, Du, einst das froh Lebend'gen,
Jetzt seines Sinns und Geistes treue Braut . . . .
Vorbei, vorbei ist Alles: wir begruben
Der besten Einen, den die Erde trug.
Des Volks Gebet, es gab ihm das Geleite,
Des Volkes Liebe war sein Leichentuch.
Und dieß Gebet aus Millionen Herzen,
Zum gnadenreichen Himmel geht es ein,
Und diese Liebe, fest in uns gewurzelt,
Sie wird Dein unvergänglich Erbtheil sein.
Was da auch kommt und was uns Gott auch sendet,
Der Gott, deß Knechte und Geschöpf wir sind —
Den Blick hinauf zu Ihm, es bleibt Dir immer
Noch die Erinn'rung und Dein süßes Kind.

II. Oesterreich-Deutschland.

Ein Fürstenwort.*

Das war ein Wort, das in des Festes Rahmen
Sich eingefügt, ein echtes Fürstenwort,
Das war ein Wort: erhebend und erlösend
Klingt es in Millionen Herzen fort.
Das war ein Wort, erhab'ner Worte Echo,
Von hier hinausgeschallt ins deutsche Reich,
Ein Echo, treu und laut zurückgetragen,
Ja, treu und laut, in unser Oesterreich!

Es kommt von dort, von wo ihr flücht'ges Wasser
Die Isar trägt zu uns'rer Donau Fluth,
Wo die dem neuen Reich geschwor'ne Treue,
Besiegelt und geweiht mit theurem Blut,

* Rede des Prinzen Ludwig von Baiern auf dem deutschen Turnerfeste in München.

Doch sündigen nicht mag an der Erinn'rung
An eine große und glorreiche Zeit,
Ein Wort, das hoffend ausschaut in die Zukunft,
Doch dankbar denkt auch der Vergangenheit.

Ein fürstlich Wort aus eines Fürsten Munde,
Des Fürsten würdig. Wenn sich je gelegt
Des Argwohns Mehlthau auf die reichen Blüthen
Des Friedensbundes, wenn sich je geregt
Ein banges Zagen in der Brust der Besten —
Das Wort, so treu gesprochen als gedacht,
Es streift den Gifthauch ab des letzten Zweifels
An jenes Bundes Festigkeit und Macht.

Was einstens war, wir haben es begraben,
Wir neiden Nichts, wir wünschen Nichts zurück;
Was auch verloren, blank blieb uns're Ehre,
Nicht rückwärts, immer vorwärts schaut der Blick.
Geschichte, Sprache, Abstammung und Sitte,
Sie weisen uns die Wege: Oest'reich kennt,
Seit sich die Brüder wiederfanden, nur noch,
Was sie verbindet, nicht mehr, was sie trennt.

Wie einstens wir vereint die Feinde schlugen,
So sei es fürder: unser Oesterreich,
Es wird zur Stelle sein, sein Wort zu lösen,
Den Besseren voran, dem Besten gleich.
So vorwärts denn mit Gott für Recht und Frieden:
Kommt die Entscheidung — der Entscheidungstag,
Er findet einig, wie die Völker einig,
Die Häuser Habsburg, Zollern, Wittelsbach.

Die Tage kommen und die Tage gehen —
Die Mannestreue und das Fürstenwort,
Sie bleiben in der Zeiten Wechsel stehen,
Sie sind des neuen Bundes fester Hort.
Drei Namen wird einst die Geschichte kennen,
So treu, so wahr, so echt wie laut'res Gold,
Drei Namen wird sie stolz den Enkeln nennen,
Die Drei: Franz Joseph, Wilhelm, Luitpold!

Dem Kaiser bei der Rückkehr aus Berlin.

Du bist zurück, bist wieder bei den Deinen . . .
Mit heißen Wünschen sahen wir Dich ziehn,
Begeist'rung trug Dich durch die deutschen Lande,
Aus tiefster Seele grüßt Dich heut' Dein Wien!

Noch fester ist der feste Bund geschlungen,
Wie die Geschichte keinen noch geseh'n,
Ob auch die Stürme zum Orkane schwellen,
Er wird, ein Thurm im Meere, aufrecht steh'n.
In deutscher Treue starkem Felsengrunde
Schlug dieser Fürstenbund die Wurzeln ein,
Und von der Völker einmüthigem Fühlen
Getragen, wird er unzerstörbar sein.
Hinweggeräumt sind die zerstreuten Trümmer,
Die noch hineingeragt in uns're Zeit,
Zurückgebannt sind alle düstern Schatten,
Die Gegenwart denkt der Vergangenheit
Nur noch, um auch des Großen zu gedenken,
Was Habsburg-Zollern einig einst vollbracht,
Und strahlend hell hebt sich aus den Ruinen
Des neuen Friedensbundes stolze Macht.
Mit jedem Jahre setzt er neue Knospen,
Den Ihr gepflanzt, des Friedens gold'ner Baum,
Und jene Sonne, die sie treibt und zeitigt,
Sie gibt dem Einzelleben breiten Raum,
Ein Doppelstamm, deß jede mächt'ge Krone
Doch ihre eig'nen reichen Blüthen trägt,
Ein Doppelstern, deß jeder, unzertrennlich
Vom andern, doch selbstleuchtend sich bewegt.
Es grüßen heute sich in Treue wieder,
An Ruhm und Ehren beide überreich,
Als Bundesbrüder und als Waffenbrüder
Die Dioskuren Deutschland-Oesterreich.

Mein theurer Kaiser. Zu dem hohen Himmel
Steigt froh bewegt hinauf der feuchte Blick:
Dein Ausgang und Dein Eingang war gesegnet,
Du kehrst, ein Friedens Bürge, uns zurück.
Elementare finstere Gewalten,
Sie greifen feindlich in der Welten Lauf
Und drängen aus der tiefsten Tiefe wühlend
Und dräuend sich zur Oberfläche auf.
Doch ob der Sturm auch peitscht den Kamm der Wellen,
Ob sorgend auch hinaus das Auge schaut,
An jenem Bollwerk werden sie zerschellen,
Das Ihr aus Stahl und Eisen aufgebaut.
Den Frieden wollen und den Krieg nicht fürchten,
In diesem Zeichen suchen wir den Sieg:
Wer uns den Frieden beut, der habe Frieden,
Wer uns den Krieg aufzwingt, der habe Krieg!



Heimkehr.

Skizze

von

Anna Gräfin Pongrácz.

Nun waren sie fort. Am Ende der langgestreckten Dorfstraße wirbelte noch der Staub, den ihr Wagen aufgewühlt. Unter der Thür des Landhäuschens stand die Mutter und hielt beschattend die Hand vor die Augen. Nach einer Weile, nachdem auch jene letzte Spur der Abgereisten, die graue Staubwolke sich verflüchtigt hatte, ließ Frau Maria die Hand sinken und wandte sich langsam über die Schwelle in's Haus zurück. Ihr Antlitz, noch schön, fast noch jung, war nicht verweint. „Keine Thränen am Hochzeitstag“ hatte sie der Tochter gesagt und das Wort erfüllt, um durch die eigene Beherrschung dem geliebten Kinde die Trennung zu erleichtern, den einzigen Schatten, der auf dem Glücke dieses Tages ruhte, weniger fühlbar zu machen. Auch jetzt noch schritt sie still und in aufrechter Haltung den Gang hinunter. Die slovakischen Mägde, die sich im Sonntagsputz hinter ihr am Eingange zusammengedrängt hatten, um ebenfalls einen letzten Blick auf die Scheidenden zu werfen, sahen ihr nach; ein theilnahmsvolles Geflüster erhob sich zwischen ihnen.

„Arme Frau! 's wird ihr einsam sein.“

Die, von der sie sprachen, hatte inzwischen eine Thür erreicht, klinkte sie auf und trat in ein bescheidenes, aber zierliches Mädchenstübchen. Auf's sorgfältigste gehalten, wies es im jetzigen Augenblicke die Unordnung auf, die

eine Abreise mit sich bringt. Die Stühle waren durcheinander geschoben, verschiedene Kleinigkeiten, noch im letzten Augenblicke benützt, lagen umher, hie und da bedeckten Papierschnitzel den Boden.

Vom Bette herüber glänzte der schimmernde Brautstaat, eben erst mit dem Reisekleide vertauscht; daneben, auf dem Estrich, stand eine offene Kiste, in welcher er der Neuvermälten nachgesendet werden sollte.

Frau Maria hielt sich an der Thür nicht auf, sie blickte auch nicht nach dem Bette. Leisen, aber sicheren Schrittes, wie eine Nachtwandlerin, ging sie umher, brachte jedes Ding an seinen Platz, sammelte die Papierschnitzel in den Papierkorb, der neben dem kleinen Schreibtische stand, und glitt zuletzt in sorglicher, fast liebkosender Weise mit einem weichen Tuch über jedes Möbelstück, obwohl kaum ein Stäubchen irgendwo haftete. Sie begoß auch die Blumen auf dem Fensterbrette, entfernte jedes welke Blättchen davon und trug das runde Tischchen in eine Ecke, auf welchem der Käfig des Stieglitzes sein Plätzchen gehabt hatte, der, ein langjähriger Liebling, die junge Frau in ihr künftiges Heim begleitete.

Und nun endlich mußte Maria sich doch dem Letzten zuwenden, das ihr in diesem Raume noch zu thun übrig blieb. Zögernd trat sie an das Bett heran; ihre schlanken Hände faßten nach dem weißen, knisternden Seidengewande, um es in die Kiste zu heben; da wurde die langbehauptete Fassung ihr untreu. Ein Zittern überfiel sie; sie sank in die Kniee und das Haupt in die Kissen gedrückt, auf denen die Tochter so viele Jahre hindurch ihre friedlichen Mädchenträume geträumt hatte, schluchzte die Mutter jetzt heiß und lange.

Niemand kam, sie zu stören. Die Mägde wagten es nicht, obwohl sie gerne gewußt hätten, wie es um die gnädige Frau stehe; die wenigen Hochzeitsgäste waren gleichzeitig mit dem jungen Paare fortgefahren.

Es kam doch Jemand. Eine Schwalbe flatterte zwitschernd beim Fenster herein und kreiste im Zimmer umher. Die einsame Frau erhob sich und sah dem zierlichen Thierchen zu, bis es den Ausgang wieder fand und draußen durch die blaue Luft dahinschoß. Dann trocknete sie die Thränen, die ihr unbewußt noch immer langsam über die Wangen rollten und ging nun umsichtig und fürsorglich an die Verpackung des Brautanzuges. Zu unterst in die Kiste kam das sorgfältig gefaltete Kleid, oben darauf der duftige Schleier, der zierliche, volle Kranz. Eigenhändig nagelte sie den Deckel darüber und schrieb mit fester Hand die Adresse darauf, den neuen Namen ihrer Tochter. Dann schob sie die Kiste auch noch behutsam an die Wand, damit sie nicht unschön im Wege stehe, obschon Frau Maria doch wußte, daß hier nun vorläufig Niemand mehr etwas zu suchen hatte; und hierauf verließ sie das Zimmer, still, wie sie gekommen war, zog den Schlüssel ab und begab sich über den Gang hinüber in ihr Wohnzimmer.

Auch hier standen die Fenster offen; ein würziger Abendwind blähte die weißen Vorhänge auf, als Maria eintrat. Sie schloß rasch die Thür, schritt graden Weges einer Fensternische zu und ließ sich dort in einem großen alten Lehnstuhle nieder. Die Hände im Schoß gefaltet, wie Jemand, der mit aller Arbeit fertig ist, blickte sie unverwandt nach den Garten hinaus.

Es war ein sehr schöner Maiabend. Die alte unverwüstliche Erde trug wieder einmal ihr Blüthenkleid; zahllose Vögel zwitscherten in den Zweigen, am tiefblauen Himmel zeigte sich kein Wölkchen. Frau Maria gedachte der jungen Glücklichen, die jetzt in dieser Frühlingspracht dahinfuhren und die erste, seligste Stunde ihres Zusammenseins feierten.

Wie doch die Zeit, wie doch das Leben verfliegt! Wie lange war es denn her, daß ihr kleines Mädchen da auf dem Rasenplatz vor dem Fenster mit dem Bruder Haschen spielte? Hatte sie nicht erst gestern die fröhlichen Kinder von diesem selben Platze aus, auf dem sie jetzt saß, zur Lernstunde, zum Abendbrode gerufen? Ach nein! Das war lange, lange her! Ihr Sohn lebte schon seit Jahresfrist, als Adjunct bei einer großen Gutsverwaltung angestellt, selbstständig in der Ferne, und nun war auch die Tochter von ihr gezogen, um an der Seite des Mannes eine neue Heimat zu finden.

Ein Geräusch an der Thür ließ Frau Maria aufblicken. Das halbverlegene Gesicht einer frischen jungen Magd schaute herein. „Die Köchin schickt mich“ — sagte sie zögernd — „bitte, was soll zum Nachtessen gekocht werden?“

„Nachtessen? — ja so.“

Zum ersten Mal hatte die Hausfrau ihres Amtes vergessen. Sie erröthete leicht, trat hastig zu dem kleinen Schränkchen an der Wand, das die Schlüssel verwahrte, und reichte der verwunderten Magd einen davon hin: „Katja soll für Euch Kartoffeln herausgeben.“

„Und für die gnädige Frau?“

„Für mich?“ murmelte Maria und blickte nach dem Tische in der Mitte der Stube. Noch gestern Abend hatte ihr dort das liebliche Gesicht ihrer Tochter gegenüber gesessen.

Sie empfand keinen Hunger. Lohnte es denn der Mühe, bloß für sie allein zu kochen? — Endlich bezwang sie sich doch und nannte eine einfache Speise. Fortan mußte ja immer bloß für sie gekocht werden.

Die Magd verschwand; Frau Maria nahm ihren früheren Platz ein und inmitten der Stille, die sie von Neuem umgab, kehrten ihre Gedanken sofort wieder zu der Vergangenheit zurück.

Sie hatte viele Mühe gehabt mit den Kindern. Sehr viel. Damals, als ihr Gatte — vor dem inneren Auge der Sinnenden stand mit einem Male wieder das Bild der heut’ Vermälten; sie preßte die Hände gegen die Brust:

„Gottlob! Erna's Glück ist auf festeren Grund gebaut. Gottlob, daß ich dessen sicher bin."

Auch Maria war einst so dahingefahren, wie heut' ihre Tochter: seligkeitstrunken an der Seite des ihr eben angetrauten Mannes. Aus leidenschaftlicher Liebe, gegen den Wunsch der Eltern, gegen den Rath der Freunde hatte sie sich ihm verbunden. Er gehörte zu jenen siegreichen Erscheinungen, denen selten ein Frauenherz widersteht, und die doch am wenigsten geeignet sind, einem Weibe dauerndes Glück zu geben. Schön, geistreich, gewandt, bestrickte er zugleich durch eine warme, fast kindliche Gutmüthigkeit, wie schwache Menschen sie oft besitzen. Maria, die bisher allen Huldigungen gegenüber unempfindlich geblieben war, erwiderte sehr bald die glühende Neigung, die sie in ihm erweckte. In ihrer Natur lag es, unverrückbar an dem festzuhalten, was sie einmal erfaßte. Man warnte sie eindringlich vor der bisher bewiesenen Unbeständigkeit, dem wiederholt zu Tage getretenen Leichtsinn des jungen Mannes, allein sie vertraute der Macht der Liebe, der Macht ihres Einflusses und blieb sorglos. Drei Jahre ging Alles gut; wohl umflatterte der eitle Schmetterling auch während dieser Zeit hie und da andere Schönheiten, aber trotz ihrer großen Jugend erwies Maria sich klug und geduldig, und sah ihn demzufolge allemal mit verdoppelter Zärtlichkeit zu sich zurückkehren.

Die einsame Frau in dem kleinen stillen Landhause lehnte sich tief in den alten Stuhl und verdeckte mit beiden Händen die Augen, als wollte sie jedem Eindruck von Außen wehren, sie in der Erinnerung an jene drei Jahre zu stören. Alles Glück, aller himmelstürmende Jubel, alles jauchzende Entzücken von damals wachten auf in ihrer Brust; längstverwehte Klänge umzitterten sie noch einmal; aus Moder und Verwesung erstand ein Paradies voll Blumen. Die Flitterwochen am Meeresstrand, ihr erster Morgen in der neuen Häuslichkeit, am eigenen Herde! Die traumhaft schönen, friedlichen, vollkommen ungetrübten Tage des folgenden Jahres, die erste Mutterahnung, das erste Mutterglück! Die strahlende Miene, mit welcher der junge Vater den eben geborenen Sohn — das erste Kind — begrüßte! Was wollten bei so viel Licht die flüchtigen, rasch verschwindenden Schatten sagen, die im zweiten und dritten Jahr zuweilen über den leuchtenden Horizont huschten und die ihr nicht einmal für Momente ernstlich bange zu machen vermochten?

Selbst das Mißtrauen der Familie schlief allmälig ein. Maria's Eltern beschlossen kurz nach einander ihr Leben in der beruhigenden Annahme, für die Tochter weniger zittern zu müssen, als sie im Vorhinein gemeint hatten.

Die Geburt des zweiten Kindes nahte heran, als Maria eine Veränderung im Wesen und Gebaren ihres Gatten bemerkte. Er zeigte sich mit einem Male reizbar und übellaunig, sah angegriffen aus und blieb trotz ihren Bitten oft die ganzen Nächte bis zum grauenden Morgen im Casino, wo er

zweifellos spielte. Diese ihm bisher fremde Leidenschaft, an und für sich ein Unglück, bedeutete ein noch größeres. In der betäubenden Aufregung, die er bei den Karten fand, suchte der schwache Mann Hilfe gegen eine Bethörung seiner Sinne, deren verbrecherischen, unverzeihlichen Wahnsinn er voll erkannte und die er doch nicht abzuschütteln vermochte.

Eine fremde Schauspielerin gab in jener Zeit in Pest Gastrollen. Sie war nicht halb so schön wie Maria; auch nicht mehr jung, auch keine große Künstlerin; aber sie war raffinirt und schlecht.

Maria, durch ihren Zustand vielfach an's Haus gefesselt, von ihren Freunden in schweigender Rathlosigkeit bedauert, erfuhr lange nichts von der Sache. Sie glaubte es bloß mit einer plötzlich aufgetauchten und hoffentlich ebenso rasch vorübergehenden Passion für das Spiel zu thun zu haben. Auch die Dimensionen, welche diese annahm, blieben ihr verborgen; sie ahnte nicht, um welche Summen es sich dabei handelte. Hätte sie Sorgen empfunden, ein Blick auf ihr Söhnlein, der Gedanke an das zu erwartende zweite kleine Wesen würden sie sofort von ihr genommen haben; wie vermöchte der geliebte Vater dieser beiden deren Zukunft zu gefährden?

So lebte sie still und ruhig hin; ihre Zurückgezogenheit von der Welt, die Heiligkeit ihres Zustandes vertieften noch ihr Gemüthsleben; eine weiche, träumerisch süße Stimmung — wie deutlich entsann sie sich ihrer! — ruhte über ihr; noch inniger denn sonst liebte sie Mann und Kind, noch aufmerksamer sorgte sie für beide. Den befremdlichen, unwirrschen, widerspruchsvollen Launen des Gatten gegenüber fand sie in ihrem Herzen nichts als die zärtlichste Geduld, wie man sie einem Kranken entgegen trägt.

Wohl blickte sie ihn manchmal verwundert an, wenn ihr auffiel, daß er ihren Augen auszuweichen schien; aber wenn er dann im nächsten Moment zu ihren Füßen lag und sein Antlitz in ihren Schoß verbarg, da legte sie ruhig lächelnd ihre weiche Hand auf sein Haar, küßte ihm die Schläfen, sprach ihm flüsternd von dem „kleinen Mädchen", denn ein Mädchen werde es ganz gewiß sein.

Wie hätte Mißtrauen in ihre Seele kommen sollen? Mochte er auch manchmal ein paar Tage lang dieser oder jener andern Frau gehuldigt haben, so hatten sich derlei Vorgänge nie angekündigt. Und jetzt: in diesem Augenblick? Jeder Gedanke daran war ihr unmöglich.

Die Hände, welche Frau Maria vor ihr Antlitz gedrückt hielt, bebten heftig und immer heftiger; endlich glitten sie langsam herab und schlossen sich krampfhaft über ihrem Herzen zusammen. Die Augen des armen Weibes, das in dieser Stunde des Gedenkens noch einmal die ganze Qual ihres herben Jugendschicksales durchlitt, waren geschlossen; bleich, starr, fast wie aus Stein gemeißelt, ruhte ihr Haupt in den dunklen Kissen.

Noch bleicher, noch starrer, von der Nacht wohlthätiger Bewußtlosigkeit umfangen, hat sie damals in ihrem Bette gelegen — am Tage, da sie sich verlassen und ruinirt fand. Vierundzwanzig Stunden später kam „das kleine Mädchen“ zur Welt, früher als es gesollt hätte, kaum lebensfähig .... Kein freudiges Vaterlächeln begrüßte es, wie einst das Brüderchen; während es zum ersten Male matt die Augen aufschlug, dem dämmernden Morgen entgegen, kniete der, welcher es in's Dasein gerufen, irgendwo, weit draußen in der Welt, zu den Füßen eines verworfenen Geschöpfes ...

Tod und Leben stritten hartnäckig und lange um Mutter und Kind. Im dritten Zimmer weinte indessen ein kleiner, blondköpfiger Knabe und verlangte unaufhörlich nach der Mama, nach dem Papa!

Und als endlich das Gespenst des Todes glücklich besiegt und aus dem Hause vertrieben war, da stand an dem Lager der jungen Frau eine zweite dräuende Gestalt noch immer aufrecht: der Wahnsinn.

Die Gewalt der Mutterliebe vermochte allein auch diese Gefahr zu Boden zu treten. „Ich muß für meine Kinder leben,“ sagte sich Maria in ihren wenigen lichten Augenblicken und an dem Holze dieses Kreuzes richtete ihre Willensstärke sich langsam empor.

Sobald sie wieder auf ihren Füßen stand, die ersten schwankenden Schritte in die verödete Wohnstube thun konnte, — dieselbe Stube, die nach ihrem ersten Wochenbette sie in reichstem Blumenschmucke empfangen hatte, in die sie damals vom Arme des Gatten zärtlich gestützt, seliglächelnd hineingetreten war, — suchte sie ihre Lage zu überblicken. Von ihrem ganzen Reichthum blieb ihr und ihren Kindern nichts als ein kleines Gütchen, das eigentlich bloß ein Bauernhof war, in weltferner Gegend gelegen, und um das sie und ihr Gatte sich bisher kaum gekümmert hatten. Ein alter Diener ihrer Eltern hinterließ es diesen einst aus Dankbarkeit in Ermangelung directer Leibeserben; seither war es stets in Pacht gegeben gewesen und von den Eigenthümern nicht einmal besichtigt worden.

Jetzt fiel ihm die Bestimmung zu, einer vom Unglück heimgesuchten Familie als Asyl zu dienen. Die schöne, verwöhnte, noch nicht einundzwanzigjährige Frau zog sich mit ihren beiden kleinen Kindern von der Welt zurück, faßte den Entschluß, zur Bäuerin zu werden und führte ihn durch. Sie übernahm selbstständig die Wirthschaft, besorgte sie einzig und allein mit Hilfe einiger Knechte und Mägde, sah nach allem, griff überall zu und lebte auf's Aeußerste einfach und knapp. Oft schien es trotzdem eine Unmöglichkeit, daß es ihr gelingen könnte, sich und die Kinder anständig durchzubringen.

Maria hatte sich wieder aufgerichtet, ihre Hände lösten sich von ihrem Herzen; unbewußt strich sie mit der Rechten langsam die widerstrebenden Falten ihres braunen Seidenkleides glatt, während sie geradeaus vor sich hinblickte.

Ja, es waren harte Jahre! Ihr eigenes Darben — welche Mutter dächte daran? — aber die Kinder! Sie durften nicht um ihre Zukunft betrogen sein; sie mußten gut erzogen werden, sie mußten allzeit das Nöthige haben, um jeden Preis.

Da galt es ringen, sich mühen, rastlos, ohne zu ermatten. Galt kein Opfer scheuen — nicht einmal das bitterste der Demüthigung. Still und beherrscht hat die stolze Maria vor ihrer reichen Tante gestanden, einer alten, zänkischen Frau, die einst am heftigsten gegen die unsinnige Heirat der Nichte geeifert und die ihr nun keines der bekannten und wohl vorhergesehenen: „Siehst Du, daß ich Recht hatte; dahin mußte es wohl kommen; natürlich, nun soll ich helfen" u. s. w. ersparte; ja so weit überwand sie sich, um, wie es erwartet wurde, schließlich dankbar die runzelige Hand zu küssen, die sich endlich, nach langem Hin- und Herreden, halb widerwillig öffnete, um dem Großneffen die Möglichkeit zu gewähren, seiner Neigung gemäß eine landwirthschaftliche Akademie zu besuchen.

Ja, ja! Das Alles war nicht leicht gewesen. — Und dann die Sorgen, die Kinder immer bereiten. Würde sie je in ihrem Leben die bangen, endlosen Winternächte vergessen, die sie zwischen den Bettchen ihrer beiden gleichzeitig vom Scharlachfieber ergriffenen Kleinen verwachte! Gefoltert von der Angst, ihre einzigen Schätze zu verlieren, und gewaltsam ihre Verzweiflung zurückdrängend, um der Pflege genügen zu können. O wie hatte sie in solchen Stunden, da Niemand in ihrer Nähe sich befand als die Mägde des Hofes, ihre Verlassenheit, ihr trostloses Alleinsein bitter empfunden. Wo war die Hand, die verpflichtet gewesen wäre, sie zu solcher Zeit liebevoll zu stützen? Wo das Herz, bestimmt, ihren Kummer getreulich mit ihr zu theilen?

Aufschreien hätte sie oft mögen aus der Tiefe ihrer gepreßten Brust, nicht nur in diesen Stunden, auch noch in gar manchen anderen; flehend die Hände ausstrecken nach einem Menschen, in seine Arme zu flüchten und dort Trost oder Rath zu finden. Aber kein solcher Mensch war da. In jeder Noth, in jeder Sorge sah sie sich einzig auf sich selber angewiesen. Alle Schwierigkeiten, welche die Erziehung ihres wilden Knaben, dessen überschäumendes Naturell sich lange nicht in die richtige Bahn lenken lassen wollte, mit sich brachte, sie hatte sie allein zu überwinden. Wo war der, dem das Schicksal diese Aufgabe zugewiesen hatte, als seine heiligste Pflicht? Er entschlug sich ihrer, er, der Mann, überließ es der Frau, seine Stelle zu vertreten. Ob sie es konnte, ob sie die Kraft dazu besaß, er fragte nicht darnach. Zuerst hatte ihn die Schuld ferngehalten; später, wer konnte es wissen — jene Schauspielerin war ja längst die Geliebte eines Anderen — vielleicht die Scham. Kein Lebenszeichen drang von ihm zu den Seinen; die einzige Handlung, die er je als Vater vollzog, bestand darin, daß er kürzlich die Einwilligung zur Heirat der

Tochter niederschrieb, nachdem Maria's Advokat mühsam seinen Aufenthaltsort erkundet hatte, weil das Gesetz, alle thatsächlichen Verhältnisse ignorirend, die Wahrung der Form verlangte. Wie ein Hohn erschien diese väterliche Bewilligung. Was ging ihn Erna an? Sie allein, Maria, war ihren Kindern Vater und Mutter in einer Person gewesen.

Unwillkürlich griff sie nach den Photographien der Beiden, die neben dem Lehnstuhl von einem Tischchen grüßten und betrachtete sie lange, ehe sie die zierlichen Rähmchen wieder an ihren Platz stellte.

Schwere Jahre, aber trotz allem nicht glücklose Jahre, dachte sie bewegt. Da war die zärtliche Anhänglichkeit dieser Kinder, die damals noch ihre ganze Welt in der Mutter fanden, die alle Mühe, alle Sorgen vergeltende Freude an ihrem Aufblühen, an der günstigen Entwicklung ihres Wesens, die endlich auch bei dem Knaben eintrat; da waren die Thränen der Erlösung, wenn diese oder jene Gefahr sich glücklich überstanden zeigte; das wonnige Gefühl, wenn es gelang, dieses oder jenes mühsam Erstrebte zu erreichen; da war die tiefe Befriedigung, als das kleine Besitzthum Dank ihrer Anstrengungen, ihrer rastlosen Arbeit, ihrer umsichtigen Leitung von Jahr zu Jahr an Werth gewann und sein Ertrag sich langsam steigerte, bis aus der Armuth ein bescheidener Wohlstand emporwuchs. O wie viele solcher unaussprechlich frohen Momente tauchten einer nach dem anderen in Maria's Erinnerung auf, breiteten einen Hauch heller Verklärung über das Antlitz der Einsamen, zauberten ein stilles Lächeln um ihre eben noch so schmerzlich verzogenen Lippen. Die Augen halb geschlossen, lehnte sie unbeweglich und schaute träumerisch in die Dämmerung, dessen Schatten sie tiefer und tiefer umwoben, denn die Zeit schritt vor und die Nacht war nicht mehr gar weit.

Mit einem Male sprang Maria auf und trat fast heftig unter das Fenster. Es war so todtenstill um sie, so furchtbar öde. Sie beugte sich in die laue Mailuft hinaus und lauschte, ob nicht im Garten noch irgend ein Vogel sänge, wie vorhin im Zimmer ihrer Tochter die Schwalbe gezwitschert hatte; allein nicht der leiseste Ton schlug jetzt an ihr Ohr; die kleine gefiederte Welt hatte längst ihre Nester aufgesucht und träumte in Frieden dem kommenden Morgen entgegen.

Bloß ein dunkler Nachtfalter gaukelte über den betäubend duftenden Blüthen weißer Lilien.

Was hatten Verwandte und Freunde ihr heute glückwünschend gesagt? grübelte Maria. „Nun kannst du ausruhen; deine Kinder sind versorgt; nun kannst du gemächlich dir selber leben.“

Sich selber leben — was hieße denn das? Lohnte ein solches Leben der Mühe? Hätte sie leben mögen alle die Jahre, hätte sie nach dem Furchtbaren, das sie getroffen, das Leben zu ertragen vermocht, wenn nicht die

Arbeit für die Kinder gewesen wäre? Was ihr von ihrem zerbrochenen Glücke je wiederkehren konnte: auf diesem Wege war es zu ihr zurückgekommen.

Und „ausruhen"? Unwillkürlich blickte sie an ihren Armen herunter; noch gestern hatte sie damit leichtlich den Koffer ihrer Tochter gehoben. Dem müden Alter mochte die Ruhe willkommen sein; aber ihr? Sie war noch frisch, sie war noch kräftig, ungeachtet aller Leiden, ungeachtet aller Mühen, vielleicht gerade durch die letzteren, denn in getreulichem Arbeiten stählt sich die Kraft.

Ein Frösteln überlief sie. Ruhe! War denn das nicht der Tod? In ihr pulsirte das volle Leben!

Aber was wollte sie mit dem nun anfangen? In dem Einen hatten die Leute Recht: ihre Lebensaufgabe war beendet; die Kinder, denen all ihr Thun und Denken gewidmet gewesen, standen ihr als fertige Menschen gegenüber.

Was die Zukunft ihr noch aufbewahren mochte: die Großmutterschaft ist eine Würde, kein Amt.

Freilich, sie konnte heute wie gestern und so alle Tage ihre gewohnten Beschäftigungen fortsetzen; in dieser Beziehung war nicht viel geändert. Haus und Garten und Wirthschaft bedurften nach wie vor des überwachenden Auges der Herrin? Aber wozu sich ferner mühen? Für wen? . . . Es hatte Alles keinen rechten Sinn mehr, keinen Zweck.

Sie verließ ihren Platz und ging eine Weile unruhig in dem dämmerigen Zimmer umher. Dann trat sie doch wieder an das Fenster zurück, bei dem noch ein breiter Streifen hellen Abendrothes hereinfloß. Die Stille war jetzt noch größer als vorhin, denn nun schwieg auch jedes ferne Geräusch, die Stimmen des Tages waren entschlafen wie die der Vögel. Maria's Blick hing lange auf den blüthenbedeckten Fliederbüschen, auf der reichen Knospenpracht der in Sommerahnung stehenden Rosen. Ein leiser, duftgeschwängerter Lufthauch strich von dorther zu ihr herüber.

Auf dem Kirchthurm des Dorfes schlug die Uhr. Maria zählte ihre Schläge nicht, aber sie dachte halb wie im Traum: Nun haben die Kinder längst die Eisenbahn erreicht, der Wagen muß bald zurückkommen.

Und da, ehe sie wußte, wie ihr geschah, überfiel es sie mit elementarer Gewalt. Alle Thränen, die sie achtzehn Jahre lang in der strengen Hingabe an ihre Pflicht ungeweint in ihr Herz zurückgedrängt hatte, jetzt stiegen sie darin auf und es war ihr, als müßten sie es ersticken. Krampfhaftes lautloses Schluchzen hob ihre Brust; mit beiden Händen das Fensterkreuz umklammernd, lehnte sie ihren Kopf dagegen und überließ sich zum ersten Male willenlos dem leidenschaftlichen Ausbruche einer dumpfen Verzweiflung.

* * *

In der kleinen Dorfkirche, in der heute die Trauung stattgefunden hatte, drang durch die halbblinden, von Spinneweben bedeckten Fenster kaum mehr ein schwacher Schein des sinkenden Tages. Der Küster ging unruhig darin umher; er hatte längst die Teppiche und Blattpflanzen hinweggeräumt, mit denen der Raum zu Ehren der Hochzeit heute geschmückt gewesen, nur die duftigen Guirlanden, welche die Schulkinder gewunden hatten, hingen noch an den Wänden und hie und da lag am Boden eine zertretene Maiblume, zurückgeblieben von der Blüthenfülle, die man dem Brautpaare auf den Weg streute — er hatte auch die Kerzen weggetragen, die der Feier wegen über die gewöhnliche Zahl angezündet worden, er war fertig und wollte die Kirche gerne schließen, um sich zu einem gemüthlichen Abendtrunk zu begeben. Aber da saß in einer der Bänke noch immer der fremde alte Herr, dem alles Zeitmaß abhanden gekommen zu sein schien. In zögernder, scheuer Art wünschte er unbemerkt zu bleiben, hatte er die Kirche betreten, gerade als der Küster die Lichter verlöschte; es war ihm sichtlich peinlich gewesen, daß er zu spät kam, und das konnte er mit Recht bedauern, denn eine so liebliche, glückstrahlende Braut wie das Fräulein in seinem weißseidenen Kleide und eine so schöne Brautmutter wie die Gnädige, die sieht man nicht alle Tage! — Aber anstatt umzukehren, da er nun doch einmal die Stunde versäumt hatte, ging er tief aufseufzend nach dem Platz im Schatten der Kanzel, den er noch immer einnahm. Der Küster hätte ihn gar zu gern direct an das Verrinnen der Zeit gemahnt, da alle indirecten Wege, wie Räuspern, hartes Auftreten zu keinem Resultate führten, aber er wagte es nicht. Der Fremde sah gebrochen und leidend aus; auch lag trotz der fast armseligen Kleidung, die er trug, etwas Vornehmes in seiner Erscheinung, das dem einfachen Manne imponirte. Dazu hing ihm — gerade an der rechten Seite war's — der Rockärmel leer herab. „Den Arm, der da hineingehört, den hat er wohl im Kriege verloren,“ dachte der Küster, der selber Soldat gewesen war. „Wer es nur sein mag? Was er hier will in dem kleinen Dorfe und nun gar so lange hier in der Kirche? Ob's am Ende in seinem Kopfe nicht ganz richtig ist?“

Es war wohl zum zwanzigsten Male, daß der Küster sich diese Frage vorlegte, als ihm bei seinem geflissentlichen Umherschlenkern mit den Schlüsseln, durch das er die Aufmerksamkeit des Herrn erregen wollte, der ganze Bund entfiel und klirrend auf dem Steinboden aufschlug. Darüber zuckte der Fremde zusammen; einen Augenblick sah er wie ein Träumender umher, der sich erst besinnen müsse, dann begriff er die Lage und erhob sich sofort, um die Kirche zu verlassen. Nur für einen Moment trat er noch vor den Altar, auf die Stelle, welche das junge Paar während der Trauung eingenommen hatte, und dann ging er langsamen, müden Schrittes aus dem Portal und über den kleinen Kirchhof dem Dorfe zu.

Kopfschüttelnd sah ihm der Küster nach; so eilig er es hatte, konnte er sich's doch nicht versagen abzuwarten, ob der Herr, auf der Dorfstraße angelangt, rechts oder links abbiegen würde. Rechts führte der Weg sowohl zum Wirthshause als zum Herrschaftshofe; der Fremde ging nach links, also offenbar zum Dorfe hinaus. Der Küster schüttelte noch mehr den Kopf, beeilte sich nun aber, an die Wirthstafel zu gelangen, wo es heute so Vieles zu besprechen gab.

Der Fremde hatte indessen, fast bei jedem Schritte zögernd, in sichtlichem Widerstreben das Ende des Ortes erreicht. Auf der Landstraße hielt ein bescheidenes Wägelchen; die davor gespannten mageren Gäule zupften an den Gräsern des Raines, soweit sie ihnen erreichbar waren; im Schatten eines Baumes lag der junge Kutscher und schlief. Auf den Ruf seines Fahrgastes sprang er hastig auf die Füße, erkletterte noch halb schlaftrunken den Bock und ergriff die Zügel.

Der Fremde trat zu dem Deichselpferde und untersuchte dessen Hufe. „Alles wieder in Ordnung?“ fragte er den Burschen.

Dieser bejahte und der Fremde setzte schon den Fuß auf das Trittbrett, um den Wagen zu besteigen, als er ihn plötzlich wieder zurückzog, dem erstaunten Kutscher abwinkte und eiligst nochmals dem Dorfe zuschritt.

„Ich kann nicht,“ murmelte er dabei, ohne es zu wissen, vor sich hin; „ich kann so nicht wieder fort.“

Und fast laufend legte er jetzt den Weg zurück, den er eben gekommen war. Diesmal ging er an der Kirche vorüber, ging immer weiter und weiter, bis er vor dem kleinen, freundlichen Herrenhause stand. Eine Linde beschattete es, deren Stamm eine runde Bank umspannte. Bebend vor Aufregung trat der Fremde rasch unter das bergende Blätterdach und spähte von da sehnsuchtsvoll nach den Fenstern des Gebäudes. Allein auf dieser Seite waren alle Jalousien geschlossen; auch erlaubte die Dunkelheit kaum mehr selbst in geringer Entfernung irgend etwas deutlich wahrzunehmen. Bei Tageslicht hatte er sich nicht hieher getraut und nun war es selbst im günstigsten Falle auch hier zu spät. Dem Manne zitterten die Knie, er mußte sich auf der Bank niederlassen, wo er in wildem Schmerze die Hände vor das Antlitz schlug.

Da ging die Hausthür. Der Fremde fuhr empor, allein es war bloß eine Magd mit einem Korb am Arm, die heraustrat. Sie bemerkte die dunkle Gestalt unter dem Baume und trat forschend heran.

„Was treibt Ihr hier? Seid Ihr ein Bettler, so geht in die Küche, unsere Gnädige erlaubt nicht, daß ein Armer unbeschenkt vom Hofe gejagt wird.“

Der Fremde blickte zu dem Mädchen auf, ohne gleich den Sinn ihrer Worte zu fassen. Kein Bettler, dachte er, darf ohne Trost von ihrer Schwelle gehen; mich wiese sie ungetröstet hinweg . . . wie könnte sie anders!

„Na was ist's mit Euch?" fragte die resolute Magd ungeduldig.

Da faßte es ihn wie ein Schwindel. Schwankend erhob er sich; von einer unwiderstehlichen inneren Macht getrieben, flüsterte er: „ich gehe" — und verschwand im Hause.

Die Magd sah ihm kopfschüttelnd nach wie vorhin der Küster. „Wenn der nur nicht betrunken ist?... Die gnädige Frau hat zu viel Gutheit für all' das Gesindel. Na, übrigens, die Köchin wird schon mit ihm fertig."

Damit packte sie ihren Korb fester und schritt ihres Weges.

* * *

D'rin im Zimmer stand Maria noch immer in derselben Haltung am Fenster. Die Heftigkeit ihrer schmerzlichen Erregung hatte nachgelassen, aber noch zuckte hie und da ein Schauer über ihren Leib, ihr Gesicht war sehr bleich und die schlanken Hände, die das Fensterkreuz umfaßt hielten, bebten zuweilen leise.

Jetzt ward die Thür geöffnet: in einer eigenthümlichen langsamen, unsicheren Art. Unwillkürlich wendete Maria sich hastig um; so pflegten ihre Leute nicht bei ihr einzutreten. Scharfen Auges suchte sie das Dunkel zu durchdringen, das im Zimmer webte. Wer war die verfallene, unheimliche Gestalt, die dort hart neben der Thür an der Wand lehnte, als vermöchte sie sich ohne Stütze nicht aufrecht zu erhalten? Wie kam der Fremde in ihr Gemach?

Eine Secunde war's. In der nächsten richtete Maria sich jäh empor; der drohenden Nemesis gleich stand sie hochragend im Abendroth.

„Du?" brach es mit wildem Schrei von ihren Lippen; was willst Du hier?

„Nichts," stammelte eine tonlose Stimme. „Ich weiß, daß ich hier nichts zu suchen habe."

„Nun denn?"

Der Mann rang nach Athem. Die Kehle war ihm zugeschnürt, mühsam, stoßweise kam es endlich von seinen Lippen: „Maria — ich wollte Dich noch einmal sehen im Leben! Heute — an diesem Tage — unbemerkt von Dir in der Kirche — Dich und das Kind." — Er stockte, er konnte nicht weiter reden, mit der linken Hand riß er sich den Rock an der Brust auf, wie um sich Luft zu schaffen.

Die Frau am Fenster stand unbeweglich. Das Roth des Zornes war von ihren Wangen gewichen, sie sah jetzt wieder sehr bleich aus. Ihr Auge hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt und erfaßte nun deutlich das Bild des Gatten. Achtzehn Jahre! Was hatten sie, die ihre Kraft nicht zu brechen vermocht, aus ihm gemacht! War dieser gebrechliche Greis der schöne, verführerische Mann, dem kein Frauenherz widerstand? War das die glänzende

ritterliche Erscheinung, an deren Seite sie, eine junge, wonnebebende Braut, vor dem Altare gestanden?

Athemlos blickte der Unselige nach ihr hinüber. „Maria! — wenn es Dir möglich — ein Wort des Friedens — der Vergebung —“

Er verstummte. Auf's Neue war in dem Antlitz der Frau dunkle, brennende Röthe aufgeflammt. Ihr Auge hatte den fehlenden Arm gestreift; sie wußte besser als der Küster, daß er nicht dem Vaterland geopfert worden. Als hätte sie das Blatt wirklich vor sich, so deutlich sah sie die Zeitung mit der pikanten Notiz über ein Duell, dessen Ursache — jene Person gewesen. Alle Weichheit, die in ihrem Herzen und auf ihren Zügen leise aufdämmern gewollt, schwand jäh daraus; wie zu Eis erstarrt, wandte sie sich langsam wieder dem Fenster zu.

Der Mann sah das Alles. Er zuckte zusammen, sein Gesicht wurde fahl, still senkte er das Haupt wie Einer, der sein Todesurtheil empfangen. Einen Moment noch stand er, unfähig sich aufzuraffen, zum letzten Male umklammerte sein Blick ein ewig verlorenes, durch eigene Schuld verlorenes Glück.

„Du bist im Rechte, Maria . . . Lebwohl.“

Seine zitternde Hand konnte die Thürklinke nicht finden, seine Augen sahen nicht den Weg durch einen Schleier von Thränen.

Drüben am Fenster rang inzwischen ein vielgeprüftes Weib in furchtbarem Kampfe mit ihr selber. Stürmisch hob und senkte sich Maria's Brust. Es flimmerte ihr vor den Augen, es sauste in ihren Ohren, die Schläge ihres Herzens drohten sie zu ersticken.

Eine neue Lebensaufgabe, da lag sie vor ihr. Dieser sieche, heimatlose Bettler! Aber . . .

Es war ihr, als höre sie Kirchenglocken läuten, die Glocken, die zu ihrer Hochzeit riefen; sie hörte sich selber den Schwur der Liebe sprechen, die alles vergibt, und der Treue bis zum Tode . . .

Die unsicher tastende Hand des Mannes hatte die Klinke gefunden und drückte sie nieder. Ein leises Knarren, ein schleppender Schritt, da —

Schwach wie ein Hauch, kaum vernehmbar zittert ein nie erhofftes Wort durch die Luft: „Bleib, Aladar!“

Der Mann fährt empor, wankend hält er sich am Thürpfosten, neigt das Ohr nach vorwärts, als däuchte ihm jener Klang eine Täuschung seiner Sinne.

Im nächsten Augenblick liegt er zu den Füßen der Frau und küßt aufschluchzend den Saum ihres Gewandes.

Maria's schönes, jugendliches Antlitz ruht auf dem gebleichten Haare des Gatten. Zum dritten Male an diesem Tage weint sie heiß und lange.



Im Zeichen des Ideals.

Eigenes und Nachgebildetes.

Von

Cajetan Cerri.

Er, dessen Hand vertheilt die Menschenloose,
Gab euch die reife Frucht und uns die Rose,
Die Ernte euch und uns den Kranz!
Betty Paoli. („Den Utilitariern.")

I.

Könnt' ich nur einmal . . .

Könnt' ich nur einmal sehen
Die Menschheit, haßentwöhnt,
Des Friedens Wege gehen,
Mit sich und Gott versöhnt!

Könnt' ich nur einmal feiern
Der Wahrheit Krönungsfest,
Der Wahrheit, frei von Schleiern,
Der Wahrheit, schmerzerlöst!

Könnt' ich nur einmal sagen:
Nun bricht der Morgen an
Von schön'ren Zukunftstagen,
Wo aufwärts führt die Bahn,

Wo man „ob Christ, ob Jude"
Nicht fragt, wo gleich uns werth
Im Schloß und in der Bude
Der Mensch, der Tugend ehrt!

Oh, hätt' ich junge Schwingen,
Wie wollt' ich, Ideal,
Für all' Das muthig ringen,
Dein Ritter, Dein Vasall!

Für einen Tag des Sieges
Sollt' dann willkommen sein
Ein Leben harten Krieges,
Ein Leben herber Pein!

Bei Robert Hamerling's Hinscheiden.

„Ungeliebt“ blieb ich stets! Du schriebst es noch kurz vor dem Ende,
Schriebst es schmerzvoll bewegt — senktest das Haupt dann und starbst.
Furchtbar trifft Euch dies Wort des Genius, Ihr Mädchen und Frauen,
Die Ihr freigebigst sonst Nectar der Liebe kredenzt.
Gerne berauscht Ihr damit den rohen lüsternen Geldprotz,
Gerne dem geistlosen Geck reicht Ihr den vollen Pokal —
Ungeliebt geht dafür ein großer Dichter durch's Leben,
Stockt ein edelstes Herz, endet ein Ritter vom Geist!

David.

Ich soll d'rauf Antwort geben:
„Was ist denn ein Poet?“
Er ist, wie David eben,
Ein Kind und ein Athlet.

Am häuslichen Herd.

Ein schlichter ernster Mann kehrt von den Mühen
Der Arbeit Abends heim. Wie warm ihn grüßen
Sein Weib, sein weiblich holdes, und die süßen
Geliebten Kinder, die wie Maigrün blühen!

Wie da die Wangen und die Herzen glühen
Und wie das Plaudern hell klingt unter Küssen,
Wenn ringsum jauchzt der Tanz von kleinen Füßen,
Und auf dem Herd die Flammen lustig sprühen!

Da, — lichtvoll segnend all' die reinen Herzen, —
Geh'n auf die milden Sterne, und nun waltet
Der Gottheit Weihe bei den frohen Scherzen.

So steht's im Buche einst'gen Glücks zu lesen;
Oh, daß es uns dünkt werthlos und veraltet!
Veraltet je des Ewig-Schönen Wesen?

Blumen-Studie.

Wer sich an Blumen freut, geht reine Wege,
Und also hab' ich noch kein Weib geseh'n,
Das, sich erfreuend an der Blumen Pflege,
Nicht hätte auch gepflegt was keusch und schön
Und edel ist.

Denn, was zu Blumen zieht,
Was da geheimnißvoll Geist und Gemüth
Mit Zauber still erfüllt, was ist es doch?
Ist es der Duft, die liebliche Erscheinung?
Gewiß, das ist es — doch auch Andres noch!

Sie fesseln, mein' ich, weil in Schein-Verneinung
Sie wahr und ganz sind, was sie eben sind,
Weil selbstlos, ohne je um Lohn zu werben,
Ihr Werk sie enden, um im Abendwind —
Ein holdes Bild des Friedens — dann zu sterben.
Ist Friede doch ihr Glück und ihr Beruf,
Und nur der Mensch, der ewig friedenslose,
Trug Zwietracht auch in ihre Welt! Er schuf
Den „Kampf der weißen und der rothen Rose."

Mit Autographen.

All' dieses Treiben, Ringen, Streben,
Was ist's zuletzt? Bloß Schein und Tand!
Es bleibt allein noch echt im Leben:
Der Zug des Herzens und der Hand.

Der Herzenszug senkt in die Scholle
Der Menschenkraft den Trieb, die Saat;
Der Zug der Hand greift ein in's Volle,
Befruchtend jenen Trieb zur That;

Der Herzenszug wirkt in der Stille,
Wie Gott, und möcht' geahnt nur sein;
Der Zug der Hand ist Leben, Wille
Und strebt nach hellem Sonnenschein.

Waldscene.

Im Walde, als der Tag entschwand,
Ist einst mir klar geworden,
Wie eine geisterhafte Hand
Mit mächtigen Accorden
Ins Weltallslied greift ein,
Daß sich zum Ganzen eine
Das Große und das Kleine,
Das Wesen und der Schein.

Die Fluth von Thränen, die am Tag
Dem Gram, dem Zorn entflossen,
Als Thau geläutert sie da lag
Auf Blumen ausgegossen;
Und was dem Menschenweh
In Seufzern sich entrungen,
Als Blättergruß geklungen
Hat es von Baumeshöh'.

Das Böse aber, das vollauf
Die Welt verübt tagüber,
Vom Erdenschlamm stieg's nun hinauf
Als Nebeldunst, als trüber;
Doch kam der Mond, ein Schwan
In lichter Ätherwelle,
Und es zerfloß zur Stelle
Des trüben Nebels Wahn.

Im Reich des Lichtes hält sich nur,
Was rein wie Schwangefieder!
So sprach ich, und durch Wald und Flur
Kehrt' ich nun heimwärts wieder;
Da klang's dem Teich entlang
Wie drangsalvolles Werben —
Ein Schwan war's, der im Sterben
Sein Lied, sein letztes, sang!

Merk's, Poet!

Anders singen und sein,
Das ist ein dummes Spiel!
J. von Eichendorff.

Ob man auf des polit'schen Schachspiels Brette,
Wo Groß und Klein doch folgt nur fremder Leitung,
Mehr rechts, mehr links verweilt, hat für die Kette
Der Weltgebilde Werth nur in der Zeitung.

Klärt erst in Euch den Menschen, daß er rette
Vor der Versumpfung wuchernder Verbreitung
Sein Bestes, den Charakter; dann — ich wette! —
Weicht rechts und links die schlimme Überschreitung.

Denn der Charakter adelt selbst auch Fehler
An Dem, der ernsthaft strebend nach dem Guten,
Nur bei der Wahl des Weges irrt als Wähler.

Charakter! Merk's, Freund, der Du in Gedichten
Rühmst Helden, die für's Ideal verbluten;
Strebst Du nach ihm? Darfst Du von ihm berichten?

II.

Dem Italienischen nachgebildet.

Dichterwürde.

(Nach Giovanni Prati.)

Arm ist mein Lied: es haben
Viel Sorgen daran Theil,
Doch ist selbst für ein Weltreich
Dies arme Lied nicht feil!

Meine Mutter.

(Nach Edmondo De Amicis.)

Nicht immer stirbt die Schönheit ab, die wahre,
Durch Alter, Kummer, oder Mißgeschick;
Seht: meine Mutter — sie zählt sechzig Jahre! —
Scheint schöner mir, so oft ich sie erblick'.

Kein Zug, kein Wort, kein Nicken, das nicht eben
Vom Mutterherzen spräche, warm und mild;
Wär' ich ein Maler doch! mein ganzes Leben
Malt' ich an ihrem lieben, lieben Bild.

Ich malte sie, wenn sie in stiller Feier
Ihr weißes Haupt, daß ich es küsse, senkt,
Und dann, wenn sie in eines Lächelns Schleier
Verbirgt was oft sie krank macht, oder kränkt.

Doch nein! — Wollt' Gott mir eine Gnade gönnen,
Verlangt' ich nicht, daß ich ein Raphael sei,
Um aller Welt hinzaubern dann zu können
Der greisen, guten Mutter Conterfei;

Viel lieber möcht' ich Eines mir erflehen:
Daß Sein um Sein ich tauschen dürft' mit ihr,
Und so, verjüngt und frisch, sie neuerstehen
Durch meine Jugendkraft könnt' für und für.

An die Geliebte.*

(Nach Lorenzo Stecchetti.)

Ziehst Du dereinst, wenn milde Lüfte wehen,
Hinaus zum Friedhof, um mein Kreuz zu sehen,
So wirst Du es in einem Winkel finden
Und reiche Blumen werden es umwinden.

Aus meinem Herzen keimten sie, d'rum schmücken
Sollst Du damit Dein Haar, schön zum Entzücken;

Die Lieder sind's an Dich, die ungeschrieben,
Die Liebesworte, die verschwiegen blieben.

---

* Eines der wenigen durchaus reinen Gedichte dieses sonst mit Vorliebe dem zügellosesten sogenannten „Verismus“ fröhnenden, übrigens unstreitig sehr begabten Dichters.

Des Lebens Sinn.

(Nach Ferdinando Fontana.)

Wenn Alles still und stiller wird hienieden,
Und ich in meinem Kämmerlein das süße
Erlösend freie Ruheglück genieße,
Ruf' froh ich aus: Das Leben ist der Frieden.

Forsch' da ich nach, vergessend auf das Heute,
Was aus vergang'nen Tagen die Geschichte
An Thaten großer Menschen uns berichte,
Glaub' ich, daß Leben Ruhm allein bedeute.

Wenn dann, berauscht vom süßesten der Triebe,
Ich schwelgend ruh' im Arme einer Schönen,
Ist's mir, als hört' ich rings um mich ertönen
Das holde Wort: Das Leben ist die Liebe.

Erzählt mir einmal, bebend vor Erregung,
Ein Schiffsmann laut von seinen langen Fahrten
Und von gar vielen Land- und Menschen-Arten,
Klingt es in mir: Das Leben ist Bewegung.

Ein andersmal, wenn ich begeistert schlürfe
Vom Wohllaut eines Verses, einer Note,
Singt im Gemüthe mir ein Himmelsbote,
Daß Poesie nur Leben heißen dürfe.

Laß' der Bewund'rung ich die Zügel schießen
Für die Gebilde hoher Geistesstärke,
Für Kepler's oder Spallanzani's Werke,
Sag ich mir ernst: Das Leben ist das Wissen.

Doch wenn, von öder Einsamkeit umgeben,
Auf kahler Heide wandelnd, wüst und schaurig,
Ich rings um mich her blick', dann, stumm und traurig,
Denk' ich: das Nichts allein, das ist das Leben!

— —

Du und ich.*

(Fragment nach Francesco Dall' Ongaro.)

Du bist der Morgen-, ich der Abendschein;
An Lebensgrenzen steh'n wir Beide gleich:
Aufsteigend Dein Gestirn, hell, schön und rein,
Umwölkt das meine, sinkend, matt und bleich;
Die Hoffnung Du, die sich der Zukunft weiht,
Ich die Erinn'rung einer todten Zeit.

* Aus dem Gedichte „An Albina“, der letzten Arbeit des 1873 in Neapel verstorbenen Dichters des „Fornaretto“, der „Perla nelle macerie“, u. s. w.

Liebesleben.

(Nach Giuseppe Torre.)

Liebe ist's, die in nächtlicher Stunde
Drängt, empor zu den Sternen zu blicken;
Liebe leitet die Hand, abzupflücken
Von der Rose ein duft'ges Blatt;
Liebe meldet des Wellenspiels Kunde
Aus dem Bache, so sanft und so glatt.

Liebend grüß' ich den Strahl, der mit Schauer
Sich auf Wälder vom Monde senkt nieder;
Lieben muß ich der Nachtigall Lieder,
Deren Sehnsucht das Herz nur versteht;
Liebe flüstert die rührende Trauer
Der Lagunen, — ein Wogengebet.

Alles spricht, Alles athmet mir Liebe:
Jene Lieder, das Blatt und die Welle;
Ueberall winkt das himmlische, helle
Engelsbild, das mein Träumen versüßt;
Ach! ich fühl' es im seligsten Triebe,
Daß das Leben doch Liebe nur ist.

So geht's!

(Nach Riccardo Pitteri.)

Es lacht der Lenz. Die Rose,
An Schönheit reich und Duft,
In holdem Wortgekose
Zum Bienchen lockend ruft:

Oh, komm! Der Liebe Wonnen,
Sie sollen werden Dein;
Darfst endlos d'ran Dich sonnen,
Mein Herz ist treu und rein.

Das Bienchen kommt. Im süßen
Geheimniß ihrer Brust
Schwelgt es an Honigküssen,
Schlürft es der Liebe Lust.

Da sucht, nach vollem Prassen,
Es and're Blumen auf;
Die Rose stirbt verlassen —
Das ist der Dinge Lauf!

Trutz-Nachtigall.*

(Nach Nicomede Schiller.)

Ihr neuen Dichter, die Ihr stets nur wieder
Verbuhltes und Verderbtes wißt zu bringen,
Die Ihr nur Phrynen, nur entblößte Glieder
Und rohen Sinnenrausch pflegt zu besingen,

Rafft Euch doch einmal auf, daß Euere Lieder
Zuwenden sich gewichtigeren Dingen,
So, dem Martyrium der enterbten Brüder,
Die hoffnungslos im Kampf des Daseins ringen.

Ermannt Euch! Schleudert Eurer Reime Pfeile
In's Antlitz jener Brut, die gottvergessen
Das Listige nur fördert und das Feile.

Seht Ihr denn nicht, wie durch des Schmutzes Gosse
Sich nackt und hungernd schleppt das Volk, indessen
Der Schlemmer breit sich macht in der Carosse?

* Das einer literarischen Wochenschrift Italiens — vom Jahre 1886 — entnommene Original dieses dort „Farètra battagliera“ überschriebenen Sonettes eines, merkwürdigerweise, den Familiennamen des deutschen Dichterfürsten führenden italienischen Dichters bringt im letzten Verse, an Stelle des hier verzeichneten Wortes „Schlemmer“, von scharf stylisirter Anmerkung begleitet, den mit einer großen finanziellen Katastrophe eng verknüpften Namen eines europäisch bekannten Bankiers und Börsen-Speculanten. Die Aenderung wurde vorgenommen, um das Substrat des Gedichtes aus der dumpfen Atmosphäre des Personell-Verletzenden in die höhere freiere Region des Allgemein-Giltigen zu verlegen.





Mozart und Dora.

Von

Hermann Meynert.

Eine Reise ohne Reisestimmung. — Musikalische Zustände in Dresden und Mozart's Stellung zu denselben. — Uebertroffene Erwartungen. — Mozart's Production im Cercle des Fürsten Beloselsky und bei Hofe. — Die fragliche Dose. — Dora und Goethe. — Dora und Schiller. — Der Körner'sche Kreis. — Betrübende Wendung: Ein verwelkter Brautkranz. — Dora und Mozart; dessen Charakter und Erscheinung. — Der Rächer der Liebe und „Don Juan". — Der kostbare Ring. — Ein Porträt Mozart's. — Mozart am Claviere; Quellen und Art seines Schaffens. — Abreise Mozart's auf Nimmerwiedersehen. — Dora's Lebensabend. — Goethe und das Andenken Mozart's. — Heimgang und Ruhestätten der Ringgenossen.

Vor hundert Jahren und einigen Monaten, genauer gesagt am 12. April 1789, holperte ein Reisewagen schwerfällig das steile Gesenke hinab, welches von Teplitz zur sächsischen Grenze führt. Es war das noch die alte, glücklicherweise längst aufgegebene Straße über den Geiersberg. Der rothe österreichische Postillon, welcher sich weiterhin, nämlich an der bezeichneten Grenze, in einen citronengelben sächsischen verwandelte, trompetete mit seinem blankgeputzten Horne lustig in das Land hinein, aber auf die starken, wohlgenährten Pferde wollte diese schon oft gehörte Musik keinen anregenden Eindruck machen, ebensowenig wie die Reize der wildromantischen Gegend, aus deren Tiefen größere und kleinere Berge wie Blasen aus einem brodelnden Kessel aufstiegen, den beiden Passagieren, welche das Innere des Wagens einnahmen, eine besondere Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Die schlechten Wege, welche eine allbekannte Eigenschaft der alten Teplitzer Straße bildeten, ließen weder bei Menschen noch bei Pferden eine rechte Freudigkeit aufkommen.

Die obgleich massive, in ihrer Art elegante Kutsche prunkte mit einem fürstlichen Wappen und Niemand hätte derselben angesehen, daß hinter ihr die schwarze Sorge nachhinkte. Gegen sechs Uhr Abends war das Ziel erreicht; der Wagen rollte durch die damaligen Festungswerke Dresdens und hielt vor dem Hôtel de Pologne in der Schloßgasse; die beiden Passagiere, ein langer und ein kleiner Herr, stiegen aus und begaben sich in die für sie schon bereit gehaltenen Zimmer, wo der erste sich als Fürst Carl Lichnowsky, der andere als W. A. Mozart, „Capellmeister in wirklichen Diensten Seiner k. k. Majestät", in das Fremdenbuch schrieben.

Ja, die schwarze Sorge war es, welche den unvergleichlichen Meister zu einer Reise drängte; sein karger Gehalt und der geringe Ertrag seiner Compositionen wie seiner Lehrstunden wollten nirgend ausreichen; eine Kunstreise sollte das finanzielle Gleichgewicht einigermaßen herstellen. Da traf es sich denn glücklich, daß sein Gönner und Schüler, der begeisterte Musikfreund Fürst Lichnowsky, ihm das Anerbieten machte, sein Begleiter auf einer Reise über Prag, Dresden und Leipzig nach Berlin zu sein. Doch wie sehr ihm auch auf diese Weise sein Vorhaben erleichtert wurde, konnte er nur mit Mühe die so wesentlich verringerten Reisekosten auftreiben; um alte Sorgen zu mindern, mußte er sich vorläufig neue aufladen.

Und auch noch andere Besorgnisse schienen sein sonst gern so frohes Herz zu bedrücken. In den Briefen, welche er von Dresden an seine geliebte Constanze schrieb, überschüttete er diese nach gewöhnter Weise mit allerhand drolligen Kosenamen: Grüß' Dich Gott, Stanzerl — Grüß' Dich Gott, Spitzbub — Krallerballer — Spitznas — Bagatellerl — schluck und druck (Anspielung auf einen scherzhaften Canon Mozart's) u. s. w. Aber mitten durch den fröhlichen Uebermuth eines seiner Briefe schlägt plötzlich ein tiefer, befremdender Ernst in dem Nachsatze: „Ich bitte Dich, nicht allein auf D e i n e und m e i n e Ehre in Deinem Betragen Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf den S c h e i n. — Sei nicht böse auf diese Bitte. — Du mußt mich eben deshalb noch mehr lieben, weil ich auf Ehre halte."

Vermuthlich hatte Constanze sich wiederum gewisse Zugeständnisse an den „freieren und in mancher Hinsicht frivolen Ton des geselligen Verkehres jener Zeit" gestattet, welchen sie nicht so ernst nahm, wie der in dieser Beziehung strenge Mozart, der solche Bräuche tactlos, ja unschicklich fand und schon vor seiner Verheiratung einmal ernsten Protest dagegen erhoben hatte.

Wie man sieht, waren es keine ganz angenehmen Eindrücke, unter welchen er Dresden betrat oder die er vielleicht schon mitgebracht hatte. Aus diesem Grunde scheint er auch die musikalischen Verhältnisse des Ortes in einem zu wenig günstigen Lichte aufgefaßt zu haben.

Die Musik war in Dresden von jeher ein Schoßkind des Hofes gewesen; in den höchsten Kreisen war sie gepflegt und ausgeübt worden. Schon im sechzehnten Jahrhunderte hatten die sächsischen Fürsten „Cantoreien“ gegründet, wie sich ihre kleinen Capellen zuerst nannten. Die kirchliche Bestimmung, welche sie anfangs vorzugsweise hatten, schlug in der rauhen Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorausging, in profane Gegensätze um; ein großes Concert, welches im Sommer 1615 auf freiem Felde ausgeführt wurde, gefiel sich in ausgelassenen Uebertreibungen, welche uns jetzt ganz unglaublich erscheinen. An einer sieben Ellen hohen Baßgeige, welche auf einem von acht Maulthieren gezogenen Wagen ruhte, war eine Leiter angebracht, auf welcher der Spieler dieses gräulichen Instruments, um die hohen und niederen Töne herauszubringen, mit dem Fiedelbogen hinauf und herunter sprang. Als Monochord diente ein gespanntes Schiffstau, welches mit einer Schrotsäge gerissen wurde; eine an der Seite stehende große Orgel wurde „mit Fäusten“ geschlagen u. s. w.

Dieser colossale Ungeschmack verschwand mit der wilden Zeit, welche ihn geboren hatte. Die Dresdener Capelle erklomm von da an rasch eine hohe Stufe; berühmte Componisten versorgten die Kirche und das Theater, aber im letzteren wurde die Musik durch beispiellosen Pomp der Ausstattung erdrückt, besonders wenn es Opern galt, die von fürstlichen Personen componirt waren, wie z. B. die Oper „Talestri“, zu welcher die nachmalige Curfürstin Maria Antonia die Musik geliefert hatte.

Unter dem Sohne dieser hohen Tondichterin, dem Curfürsten und nachmaligen Könige Friedrich August I., hörten solche kostspielige Prachtvorstellungen auf; er selbst wendete sich mehr der Kirchenmusik zu und componirte ein „Salve Regina“, welches dann jedesmal nach der Beisetzung eines verstorbenen Familienmitgliedes des Herrscherhauses in der katholischen Hofkirche zur Aufführung kam.

Ueberhaupt machte sich in der Dresdener Kirchenmusik damals ein gewisses Monopolwesen geltend. Man hörte in der genannten Kirche nichts als Compositionen einheimischer Capellmeister, und zwar, den einzigen Hasse ausgenommen, nur der lebenden, und weil nun letztere eigentlich doch zu Hasse's Schule gehörten, so konnte, unbeschadet des Werthes ihrer Tonschöpfungen, eine gewisse Einförmigkeit nicht unterbleiben.

Auf Mozart's lebhaftes Gefühl mochte dieses den Eindruck machen, als ob die Musik in Dresden gewissermaßen durch Ordonnanzen regiert würde und nebstdem auch der Kastengeist sich ihrer bemächtigt habe, während er für sie vielmehr die höchste Freiheit verlangte, damit sich alles in ihr sonnen könnte.

Auch an der Hofcapelle mag Mozart, ungeachtet der reichen und vorzüglichen Besetzung des Orchesters, einiges ausgesetzt haben. Die Clarinette

kam daselbst noch nicht in Verwendung, und in jener Hofkirche gab es auch keine Posaunen. Hingegen suchten die Bläser den Ton der Oboe so sehr zu verstärken, daß man eine Trompete zu hören meinte; zugleich aber studirten die Fagottisten diesen Ton der Oboe, um dem gedämpften Tone ihres Instrumentes das Klangreiche der Oboe anzueignen, während die Trompeter bei den Hornisten lernten, um die Schroffheit ihres Instrumentes zu sänftigen.

Der berühmte Hofcapellmeister Naumann in Dresden, welcher den solchergestalt auf das Maßvolle und Gedämpfte gerichteten Charakter des von ihm geleiteten Institutes begünstigte und wahrte, machte in seinen späteren Jahren zur Verwunderung Vieler selbst den Anfang, jene Schranken zu durchbrechen. In seiner Oper „Tutto per amore“ überraschte er durch ein Tutti der Schmiede, wo Ambos und Hämmer den Grundton hielten und alle Schläge und Pausen genau nach dem Tacte abgezirkelt waren.

Mit vielen dieser Dinge war Mozart nicht einverstanden, und nicht bloß erhielt dadurch sein sonst gemäßigtes und gern freundliches Urtheil eine Schärfe, die man an ihm nicht gewöhnt war, sondern er fühlte sich überhaupt anfangs etwas fremd in Dresden, mußte sich erst an Ort und Leute gewöhnen. Er hatte von Haus aus nicht daran gedacht, sich daselbst hören zu lassen, und wich eine Zeit lang wirklich den günstigen Gelegenheiten dazu aus.

Und doch erfreute sich Mozart bereits hoher Verehrung in Dresden. Seine Oper: „Die Entführung aus dem Serail“ war daselbst schon im Herbste 1785 zur Aufführung gekommen, und obwohl man anfangs die Bemerkung machen wollte, daß sie „etwas schwer gesetzt“ sei, gefiel sie doch allgemein und der Beifall steigerte sich mit den Wiederholungen. Die Freundin Mozart's, die beliebte Sängerin Josephine Duschek aus Prag, welche ein Jahr vor ihm nach Dresden gekommen war, wo sie, was Schönheit, Stärke und Silberton des Gesanges betraf, selbst der gefeierten und theuer bezahlten Primadonna Maddalena Allegranti vorgezogen wurde, hatte hier mit Erfolg Propaganda für Mozart gemacht, denn sie wählte zu den Akademien, welche sie veranstaltete, vorzugsweise Mozart'sche Scenen, und gleichzeitig trugen beliebte Pianisten Mozart'sche Concerte vor.

Solchergestalt war in Dresden schon der Name Mozart allein zu einer Empfehlung geworden, die allen, welche sich auf ihn berufen konnten, einen guten Erfolg sicherte. Dem nachmals berühmt gewordenen, zu jener Zeit elfjährigen Hummel, welcher kurz vorher sich als Wunderkind in Dresden producirte, begegnete schon deshalb großes Vertrauen, weil das Publikum durch eine Monatsschrift erfuhr, daß er ein Schüler Mozart's sei, „der bekanntlich unter die größten Klavierspieler bei den Deutschen gehöre“.

In den beiden Kreisen der sächsischen Hauptstadt kam man ihm mit großer Aufmerksamkeit entgegen. In dem kaiserlich russischen Gesandten, dem

kunstsinnigen Fürsten von Beloselsky, welcher theils im Gesandtschaftshôtel, theils auf seinem Landsitze in dem Vororte Löbtau glänzende Gesellschaften versammelte, für welche er bisweilen „Avertissements" der bei ihm zu erwartenden musikalischen Genüsse verfaßte und gedruckt vertheilte, wurde Mozart zweimal an Einem Tage geladen.

Als er in der Hofcapelle eine Messe Naumann's anhörte, welche der Componist selbst dirigirte, wurde er durch einen Freund dem vielvermögenden Generaldirector des Hoftheaters und der curfürstlichen Capelle oder, wie er damals hieß, Directeur des plaisirs, Herrn von König vorgestellt, der ihn „außerordentlich artig" empfing und die zuvorkommende Frage an ihn richtete, ob er sich nicht vor dem Curfürsten hören lassen wolle?

Vielleicht nahm Mozart diese Frage nicht für ernst gemeint, weil man, wie er glaubte, am Dresdener Hofe „sehr schwer zu Gehör komme"; genug, er gab eine unbestimmte Antwort. Aber schon wenige Stunden später, und zwar während des Mittagessens bei dem Fürsten Lichnowsky, erhielt er die ausdrückliche Aufforderung, am Abende des folgenden Tages bei Hofe zu spielen.

Ungeachtet dieser angenehmen Ueberraschung äußerte er sich in seinem Briefe an Constanzen nur ganz kurz über diese seine Production und bloß durch eine noch vorhandene, aber beinahe gar nicht bekannte Dresdener Hofnachricht wird gemeldet: Der berühmte Mozart habe sich bei Seiner curfürstlichen Durchlaucht auf dem Flügel hören lassen, „so musterhaft, daß er alles übertraf, was man bisher kannte".

In dem erwähnten Briefe an seine Gattin berichtete Mozart ebenfalls ganz kurz, er habe am anderen Tage nach der Production vor dem Curfürsten „eine recht schöne Dose" erhalten. Dieser Angabe sind bis jetzt auch alle Biographen Mozart's gefolgt, und dennoch erscheint sie mindest als eine fragliche. Die schon angeführte gleichzeitige verläßliche Hofnachricht sagt kurz und bestimmt: Mozart erhielt vom Curfürsten 100 Stück Ducaten.

Wir haben also zwei verschiedene Angaben vor uns. Mozart spricht in seinem Briefe bloß von einer Dose und nicht von Ducaten, die Hofnachricht bloß von Ducaten und nicht von einer Dose. Nun geht aber aus wiederholten Beispielen hervor, daß man damals am Dresdener Hofe die Virtuosen öfter mit Ducaten als mit Dosen bedachte, und gerade vor, während und nach der Anwesenheit Mozart's lassen sich viele ähnliche Fälle verzeichnen.

Es gewinnt daher den Anschein, daß Mozart in dem Briefe an seine Gattin die Thatsachen veränderte, und die Gründe dazu würden ziemlich nahe liegen. Wir haben die trostlose finanzielle Lage kennen gelernt, durch welche Mozart damals zu dem Gedanken an eine Kunstreise hingedrängt wurde. Wäre es daher nicht sehr möglich, daß er unter dem Drucke jener

mißlichen Umstände, wecher sich in seiner Stimmung so merklich kennzeichnet, die eben erhaltenen Goldstücke sofort wieder verausgaben mußte, deßhalb, um seiner Constanze nicht das Herz schwer zu machen, das größere Geschenk verschwieg und statt von diesem bloß von einem kleineren, einer Dose sprach, die er höchst wahrscheinlich auch wirklich, jedoch von anderer Hand erhalten hatte? Der wahre Spender dieser Dose dürfte der splendide Fürst Belofelsky gewesen sein, bei welchem Mozart, wie er schreibt, bei der zweimaligen Einladung „viel“ gespielt hatte.

Es mag dem so von Grund aus aufrichtigen Gemüthe Mozart's schwer gefallen sein, vor seiner Constanze etwas zu verheimlichen. Vermuthlich wird er nach seiner Heimkehr in mündlicher Mittheilung das brieflich Verschwiegene nachgetragen haben, und da wird hinlänglicher Stoff vorhanden gewesen sein, denn auch noch manche andere Vorfälle und Begegnungen, welche der Dresdener Aufenthalt mit sich gebracht hatte, bleiben in Mozart's Briefen unerwähnt, wohl theilweise aus Mangel an Zeit.

Doch über diese Angelegenheit müssen wir weiter zurückgehen.

Zu den mancherlei Beschäftigungen, welche Goethe während seiner Studienzeit in Leipzig trieb, gehörte auch das Kupferstechen. Er hatte im Breitkopf'schen Hause die Bekanntschaft eines aus Nürnberg gebürtigen geschickten Kupferstechers, Namens Stock, gemacht, dem er dann bei seinen Arbeiten fleißig an die Hand ging und auf solche Weise es zu einer ganz leidlichen Fertigkeit im Grundiren und Weißanstreichen der Platten, im Radiren selbst und zuletzt im Aetzen brachte. Aber gegen die schädlichen Dünste, welche sich bei diesen Arbeiten entwickelten, hatte er sich nicht gehörig verwahrt, und da er nebstdem durch eine verkehrte Diät, übertriebene Anstrengungen und selbstgeschaffene Gemüthsschmerzen auf seinen Organismus einstürmte, fand er sich in einer Julinacht 1768 plötzlich von einem starken Blutsturze überrascht. Zum Glück nahm sich ein tüchtiger Arzt seiner an und mehrere seiner Freunde und Bekannten wetteiferten in dem Bemühen, ihn zu pflegen und zu erheitern. Auch die ganze Familie des wackeren Kupferstechers betheiligte sich eifrigst an diesem Liebeswerke; besonders ließen die beiden Töchterchen Stock's, die achtjährige Dora und die etwa um ein Jahr jüngere Minna, es sich nicht nehmen, nach ihrer Weise mitzuhelfen. Solchen vereinten Bemühungen und der zwar reizbaren, aber auch zähen und widerstandsfähigen Natur des jungen Patienten gelang es, den Dämon der Krankheit bald zu verscheuchen.

Die Mithilfe der beiden lieblichen Kinder hatte auf Goethe einen besonders freundlichen Eindruck gemacht. Obgleich kurz darauf von ihnen

getrennt, behielt er sie doch immer im Auge, erkundigte sich, wo es eine Gelegenheit gab, nach ihnen und erwähnte später in seiner Selbstbiographie ausdrücklich: Sie seien „lebenslänglich“ seine Freundinnen geblieben. —

Sechzehn Jahre später, im Juni 1784, geschah es, daß Friedrich Schiller, welcher damals in peinlicher, aussichtsloser Lage und in einer nahezu verzweiflungsvollen Stimmung seinen Aufenthalt in Manheim hatte, aus Leipzig von zwei Brautpaaren, welche seinen Genius zu würdigen verstanden, völlig unerwartet ein Packet zugesendet erhielt, in welchem ein im Einverständniß mit den anderen Personen geschriebener Brief lag, der dem jungen Dichter die höchste Verehrung und Bewunderung ausdrückte. Beigefügt waren die mit Silberstift auf Pergament kunstvoll gezeichneten Porträts der vier Absender, eine gestickte Brieftasche und eine Composition von Amalien's Lied aus Schiller's „Räuber“.

Obgleich der Brief keine Namensunterschrift trug, gelang es Schiller doch, die Namen seiner Leipziger Freunde auszuforschen: Der Schreiber des Briefes war der geistvolle Literat Ludwig Ferdinand Huber, die Zeichnerin der Porträts dessen damalige Verlobte Dora Stock, die Stickerin der Brieftasche die Schwester Dora's, Minna Stock, der Componist des Amalienliedes der Bräutigam Minna's, der in Dresden angestellte Oberconsistorialrath Dr. Johann Gottfried Körner.

Als Körner im August 1785 sich mit Minna Stock vermälte, folgte ihm seine Gattin und mit ihr die Schwester derselben, Dora, in seine Heimat Dresden und noch in dem nämlichen Jahre stellte sich auch der durch Körner's großmüthige Freundschaft seinen finanziellen Nöthen entrissene Schiller für längere Zeit als Gast ein.*

Das Körner'sche Haus gestaltete sich nun durch des Besitzers und seiner Angehörigen regen Sinn für Wissenschaft und Kunst rasch zu einem Sammelpunkte der auf diesen Gebieten ausgezeichnetsten Männer und kein Fremder von Namen und Bedeutung kam nach Dresden, ohne in Beziehung zu diesem herrlichen Kreise zu treten, welcher in der Geschichte der deutschen Literatur eine wohlbegründete Berühmtheit erlangt hat.

Neben ihrer liebenswürdigen Schwester war besonders die auch als treffliche Pastellmalerin anerkannte, witzige und muntere Dora die Seele der Körner'schen Gesellschaften, denen sie durch die zugleich geschmackvolle und praktische Weise, mit welcher sie alles anfaßte, immer eine gewinnende Anordnung und einen eigenen Zauber zu verleihen wußte. Mit ihrer thätigen Beihilfe wurde auch, als „Don Carlos“ vollendet war, diese Dichtung in dem Pavillon des Körner'schen Weinberghauses im Dorfe Loschwitz zum ersten Male probeweise aufgeführt; Schiller selbst, Körner, dessen Gattin, Capell-

* Vergleiche den Aufsatz: „Schiller und Justine“, im Jahrgange 1889 der „Dioskuren“, Seite 30.

meister Naumann, Dora, Huber und einige andere Freunde spielten die Hauptrollen.

Solchergestalt war es Dora schon jetzt beschieden gewesen, mit zwei erhabenen Genien in nahe Berührung zu kommen: als heiteres Kind hatte sie einst das Krankenzimmer des jungen Goethe belebt und gelichtet und ihn dadurch, wie er selbst erklärt, zum „lebenslänglichen“ Freunde gewonnen; als Jungfrau war sie die freundliche Beratherin Schiller's und half dessen Dichtung in Scene setzen.

Diesem Doppelgestirne, welches ihr schon jetzt leuchtete, sollte sich bald noch ein drittes von gleichem Glanze zugesellen. Aber mittlerweile war ein Reif auf ihr Leben gefallen, den keine milde Sonne mehr hinwegschmolz. Die erwähnte Sendung an Schiller hatte von zwei „Brautpaaren“ gesprochen; beide waren seitdem verschwunden, das eine der Fackel Hymens gefolgt, das andere durch böse Fügung getrennt, der Jugendgeliebte Huber für Dora verloren. Ihr blieb nichts zurück, als ein ungetragen verwelkter Brautkranz mit seinen Erinnerungen.

Muthiger und würdevoller aber hat keine verlassene Braut das Weh' ihres Herzens besiegt, als Dora. Der Welt zeigte sie nichts von den inneren Kämpfen, welche sie bestand, ihr Wesen blieb erfüllt von jener anmuthigen Heiterkeit, durch welche sie in dem gastlichen Körner'schen Hause die Gesellschaft beherrschte, wenn auch ihr ganzes Leben von da an bloß ein Lächeln durch Thränen war, eine Blume, die sich nicht ausduften, eine Nachtigall, die sich nicht austönen konnte. —

Durch einen Freund der Duschek wurde Mozart kurz nach seiner Ankunft in Dresden auch mit Körner bekannt, in dessen Hause er sich dann häufig einfand, weil ein Magnet ihn hinzog; die geist- und gemüthvolle Dora. Von seiner Kindheit an hatte Mozart stets das innige Bedürfniß, Sympathien zu erwecken; er weinte als Knabe bittere Thränen, wenn ihm seine herzliche Frage: ob man ihn liebe? verneint wurde. Dieser Drang nach Liebe schärfte aber auch seinen Blick, denn ungeachtet seiner Harmlosigkeit fand er doch schnell diejenigen Personen heraus, welche ihn besonders werth hielten. Auch Dora gegenüber täuschte ihn seine frohe Ahnung nicht; er näherte sich ihr schnell und begann damit, ihr mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit die naivsten Schmeicheleien zu sagen.

Und wie hätte Dora nicht inniges Gefallen an dem außerordentlichen Manne finden sollen, an welchem im Gegensatze zu seiner geringen Körpergröße alles so geistig groß und ungesucht anmuthvoll war! Wenn ihr sein Porträt als dreizehnjähriger Knabe bekannt gewesen wäre, würde sie gefunden haben, daß sich beinahe gar nichts an ihm verändert hatte. Bloß seine Nase, die ihm nach seiner eigenen Bemerkung „groß und herausgebogen“

vorkam, hatte sich von der knabenhaften Unbestimmtheit losgemacht und blickte fest und charaktervoll in die Welt hinein. Das wunderbar schöne Auge aber hatte sich gar keine Veränderung gefallen lassen; noch immer dieselbe muntere, arglose Schalkheit wie zwanzig Jahre früher, und noch immer der Ausdruck einer heiteren, unendlichen Seelentiefe, wie die Tiefe eines klaren Sees, dem man bis auf den Grund blicken kann.

Diese Beständigkeit der Züge Mozart's konnte Niemand, der ihn kannte, Wunder nehmen, denn sein eigenthümlichster Charakterzug war und blieb durch sein ganzes Leben Kindlichkeit und Mannhaftigkeit in enger, wunderbarer Verschmelzung. Aber seine im ganzen heitere Lebensanschauung war auch eines tiefen, meist etwas wehmüthigen Ernstes fähig.

Sein angeborener wohlwollender Sinn ließ sich selbst dann, wenn dieser von Anderen mißbraucht wurde, nicht leicht erschüttern, und wenn es doch geschah, kam es selten über den Trotz eines sanften Gemüthes hinaus. Ein einziges Mal, und zwar nicht ohne Berechtigung, hatte er einigen guten Willen zum Hasse, aber es wollte ihm auch in diesem Falle nicht recht gelingen, denn er verlor regelmäßig jeden Proceß, welchen er gegen sich selbst, d. h. gegen sein stolzes und gutes Herz anzustrengen versuchte.

Unverkennbar war es eine gewisse Charakterähnlichkeit, welche Mozart und Dora so rasch zu einem wechselseitigen Verständniß brachte und zu einander hinzog.

Wie tief mußte Dora, die sanfte, aber ebenfalls von edlem Stolze aufrecht erhaltene Dulderin der Liebe, sich von den Tongebilden Mozart's, des unübertroffenen Sängers der Liebe, ergriffen fühlen, die in Tamino's begeistertem Muthe, in Pamina's süßer kindlicher Wehmuth sich an Shakespeare's unsterbliches Gedicht „Romeo und Julie“ anreihen?

Aber auch den unerbittlichen Rächer der Liebe fand Dora in Mozart wieder. Es mag ihm schwer gefallen sein, mit Don Juan so furchtbar in's Gericht zu gehen, weil ihn für diesen liebenswürdigen Bösewicht vieles einnehmen mußte. Freilich gibt sich dieser als ungezähmter Egoist, dessen wilder Uebermuth nach keiner Schranke fragt; aber auch eine stolze Gutmüthigkeit verräth sich in ihm und die eigentliche Schuld, welche ihm den Untergang hier und jenseits zuzieht, entspringt nur der vollständigen Freiheit von jeder Furcht, selbst der vor Göttern und Geistern. Furchtlosigkeit jedoch konnte ihn bei seiner Stellung nicht als Verbrechen, sondern bloß als Rittereigenschaft angerechnet werden. Nur zögernd nimmt er den von dem Greise ihm aufgedrungenen Zweikampf an. Selbst der Geist des Getödteten, der seine irdischen Standesansichten mit in das Jenseits hinübergenommen hat, möchte ihn nicht verworfen wissen und eilt aus unmeßbaren Fernen zur Erde zurück, um Don Juan's Seele zu retten.

Doch nicht der eigenen inneren Stimme, welche bei Mozart für den reizenden Verbrecher bat, sondern der beleidigten Liebe überließ er den Urtheilspruch. Auch nicht der wankelmüthigen Donna Elvira, welche trotz des unritterlichen Muthwillens, den Don Juan mit ihr getrieben, mehr zürnen will, als wirklich zürnt, die noch immer mit der Blindheit der Zärtlichkeit die Spur des Treulosen sucht, der ihr oft ganz nahe ist, nicht ihr, sondern der eisernen Donna Anna, die von Don Juan nicht bloß in ihrem Herzen, nein, auch in ihrer weiblichen Ehre beleidigt worden — wir haben bereits gesehen, mit welcher unerschütterlichen Strenge der sanfte Mozart auch in seinem Hause über Ehre und Anstand der Frauen wacht — überträgt er das Richteramt.

Ihr aber, der Spanierin mit dem glühenden Herzen, welches der düster schöne Schatten eines Don Juan, sei es in Liebe, sei es in Haß, geheimnißvoll durchzuckt hat, erscheint sogar das Grab noch zu seicht, um den Frevler für immer vor ihr zu verbergen, nur die Hölle ist ihr tief genug, um ihn ewig von ihr zu trennen, und dieser allein will sie ihn übergeben.

Doch nicht unter einem wüsten Triumphgeschrei der Hölle, nein, unter den schmerzlichen Klagen seiner Davidharfe, vermengt mit der fürchterlichen Majestät der Accorde des Weltgerichts, so zu sagen unter den höchsten ritterlichen Ehren, begrub Mozart den schönen ewig Verlorenen.

Fern von jeder Rachsucht, glaubte Dora doch in jener idealen Bestrafung eines Treulosen gleichsam auch das Recht ihres Herzens gewahrt, sich in jene Genugthuung eingeschlossen, und um so fester knüpfte sich ihr Seelenbund — denn bei einem solchen blieb es — mit dem Besieger und Rächer der Untreue, mit Mozart.

Welch' ein wundervoller, kostbarer Ring ergänzte sich durch den Eintritt dieses Herrlichen. Zu den zwei Reifen, Goethe und Schiller, welche sich an die edle, blasse Perle Dora gereihet, kam nun noch als würdiger Dritter der große Mozart, mit welchem der köstliche Ring sich jetzt nothwendig schloß, weil kein gleichwerthiger Zuwachs aufzufinden gewesen wäre. —

Dora's kunstreiche Hand beschenkte damals die Nachwelt mit einem sprechend ähnlichen Porträt Mozart's, welches sie mit Silberstift auf Pergament zeichnete.*

Während seines Dresdener Aufenthaltes fand Mozart sich beinahe täglich im Körner'schen Hause ein und da hatte Dora, wie sie später selbst

* Dieses Bildniß kam später in den Besitz eines Kriegsgefährten Theodor Körner's im Lützow'schen Freicorps, des Historikers Friedrich Förster, und durch ihn in den seines Pflegesohnes, des vor zehn Jahren in Berlin verstorbenen Capellmeisters Carl Eckert, welcher 1854—1860 die nämliche Stellung in Wien bekleidet hatte, und wurde dann in einer Kunstauction versteigert. Eine treffliche Nachbildung, 1858 unmittelbar nach dem Originale von dem berühmten Kupferstecher Eduard Mandel († 1882) angefertigt, befindet sich jetzt im Körner-Museum zu Dresden, welches seine Gründung dem rastlosen Sammeleifer des Directors Dr. Emil Peschel verdankt.

erzählte, jedesmal ihren kleinen Aerger mit ihm. Gewöhnlich machte er kurz vor dem Mittagessen seinen Besuch, sagte Dora einige Schönheiten, setzte sich dann an das Clavier und begann zu phantasiren. Im Nebenzimmer wurde unterdessen der Tisch gedeckt, die Suppe aufgetragen und der Bediente meldete, daß angerichtet sei. Aber Niemand wollte sich entfernen, wenn Mozart phantasirte. Man ließ die Suppe kalt werden und den Braten verbrennen, um ungestört den Zaubertönen zu lauschen, welche der Meister, völlig in sich versunken und unempfindlich für die Außenwelt, dem Instrumente entlockte. Endlich aber mußte Dora doch auch an die Gäste denken. „Mozart," sagte sie, indem sie ihren Arm sanft auf seine Schulter legte, „Mozart, wir gehen zu Tische, wollen Sie denn nicht mit uns essen?" „Küss' die Hand, meine Gnädige, werde gleich kommen." Aber er kam nicht, sondern spielte unbekümmert weiter. „So hatten wir denn," schloß Dora ihre Erzählung, „bei unserem Essen die ausgesuchteste Mozart'sche Tafelmusik und fanden ihn nach Tische noch am Instrumente sitzen."

Da wir Mozart soeben beim Phantasiren kennen gelernt haben, möge etwas über die Art und Weise seines Schaffens überhaupt hinzugefügt werden. Von seinen Freunden, vielleicht auch von Dora ist er manchmal befragt worden: „wie seine Art sei beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen?" Er hat auch wirklich versucht, sich selbst auf den Wegen seines Schaffens nachzugehen, aber er konnte darüber nicht ganz in's Klare kommen; dennoch sind die aphoristischen Bemerkungen, die er in seinen Briefen über diesen Gegenstand gibt, sehr der Aufmerksamkeit werth.

„Wenn ich," sagt er in seiner schlichten, heiteren Sprechweise, „recht für mich und guter Dinge bin, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweise und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu (thun). Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe und summe sie auch wohl vor mich hin, wie mir Andere wenigstens gesagt haben. Halte ich das nun fest, so kommt mir bald eines nach dem anderen bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente ꝛc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer und ich breite es immer weiter und heller aus und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geist übersehe und es auch gar nicht nach einander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun nur wie in einem schönen starken Traum vor.

Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell auf's Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern."

Dieser merkwürdige Versuch einer Selbsterforschung Mozart's gewährt einen tiefen Einblick in die geistige Werkstätte des erhabenen Meisters.

Erscheint ihm in seinem eigenen Wesen nicht Alles erklärbar, indem er namentlich nicht genau anzugeben weiß, „woher und wie" ihm die Gedanken kommen, so löset doch er selbst, ohne es zu ahnen, dieses Räthsel mit möglichster Klarheit. Man wird gewahr, die Edelsteine seiner Gedanken ruhen ihm selbst unbewußt in der Tiefe seines Wesens und schleifen sich schon da an einander ab, so daß sie dann bereits beinahe in ihrem vollen Glanze aus ihm heraustreten. Wenn er sie in einer Weihestunde an das Licht emporzuheben sich gedrängt fühlt, will er nicht gestört sein, hingegen darf er nachmals bei Anordnung dieser Schätze sich ruhig „stören lassen" oder selbst sich stören. Das Wunderbare seines Schaffens liegt eben darin, daß die Vorstellungen ihm nicht vereinzelt, „nicht nach einander", sondern in voller Ganzheit, „gleich Alles zusammen", zustreben wie ein „schönes Bild", das schon in seinem Geiste „fast fertig" geworden ist.

Diese staunenswerthe Fähigkeit, seine musikalischen Vorstellungen von ihrem Ursprunge an in ein Ganzes zusammenzufassen (zu „überhören"), erscheint ihm selbst als die kostbarste Seite seines Schaffens; Finden und Ausführen vereinigen sich bei ihm zu einem „schönen starken Traume", weil schon die erste Idee in seinem Innern so ganz sein vollständiges Eigenthum geworden ist, daß sie sogleich auch ihre entschiedene Gestalt gewonnen hat. Sein Werk entsteht und wird nicht erst, nein es ist für ihn gleich ursprünglich vorhanden, und was die Dichter des Alterthums für eine Eingebung der Muse hielten, das kann auch er sich nur als ein höheres Geschenk, als eine „beste Gabe" Gottes erklären. —

Schon am 28. Mai trat Mozart die Rückreise nach Wien an. Seine Begegnungen mit Dora waren nur nach Stunden bemessen gewesen, aber höhere, edlere Naturen stehen außerhalb des gewöhnlichen Stundenmaßes, ihr Leben setzt sich aus bedeutungsvollen Momenten zusammen, und die Eindrücke, welche sie aus denselben schöpfen, sind unvergängliche.

Dresden und seine Dresdener Freunde sah Mozart nicht mehr; der Tod, dessen Majestät er erkannte, den er aber, die Sorge für seine Hinterbliebenen ausgenommen, eigentlich niemals gefürchtet hat, weil er, wie er einmal bei ernstem Anlasse sagte, ihn nur als „wahren Endzweck unseres Lebens", als den „Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit" ansah, führte ihn anderthalb Jahre später zu dem Quell der Harmonien, aus welchem ihm schon hieniden so Herrliches zu schöpfen vergönnt gewesen war.

Auch Schiller schied frühzeitig, und so war der schöne Ring gesprengt. Dora aber blieb, auch nachdem die Jugend ihr Lebewohl gesagt hatte, der freundliche Genius des Körner'schen Hauses, thätig eingreifend bei jeder Freude wie bei jeder Trauer der Familie. Die Kriegsjahre brachten schwere Drangsale über letztere, doch unter allen Prüfungen und Gefahren stand „Tante Dora" muthvoll auf der Bresche. Indeß mit schwerem Herzen verließ sie, als ihr Schwager Körner 1815 in den preußischen Staatsdienst trat und nach Berlin übersiedelte, die alte Heimat Dresden, die ihr bei manchem Schmerze doch auch so viele schöne und erhebende Stunden gebracht hatte.

Mit dem alten Freunde Goethe traf sie noch einige Male zusammen. Als dieser im September 1790 auf der Rückreise aus Schlesien eine Woche in Dresden zubrachte, verkehrte er viel mit Körner. Zwei Jahre später begegneten sie einander abermals in Dresden, in welche Stadt Goethe besonders durch die herrliche Gemäldegallerie gelockt wurde, und vier Jahre darauf in Jena. Zum letzten Male sahen sie sich im April 1813 in Dresden, wo Goethe auf der Durchreise nach Teplitz ebenfalls sich mehrmals bei Körner einfand und dann auch auf der Rückreise einige durch den Kriegslärm aufgewühlte stürmische Tage verlebte.

Doppelt werth blieb Goethe für Dora der hohen Begeisterung wegen, die er durch sein ganzes Leben für Mozart und dessen Schöpfungen nährte. Bettina, das vorwitzige „Kind", vermochte durch ihre gelegentlichen Neckereien die stabileren Ueberzeugungen Goethe's nicht zu erschüttern; ihm erschien, wie er irgendwo sagte, „die Würde der Kunst bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff habe, der abgerechnet werden müßte; sie sei ganz Form und Gehalt und erhöhe und veredle Alles, was sie ausdrücke".

Vorzugsweise sympathisch war ihm besonders „die Zauberflöte" und er übertrug diese Liebe sogar auf den Text, dessen Mängel er zwar zugab, jedoch mit der Bemerkung, daß der Autor im hohen Grade die Kunst verstanden habe, zu wirken und große theatralische Effecte herbeizuführen. Und vermöge dieser Ansicht wurde Goethe sogar dahin gebracht, etwa im Jahre 1795 einen „zweiten Theil der Zauberflöte" zu schreiben, der jedoch Fragment blieb und keinen Tonsetzer fand.

Ja man kann sagen, daß Mozart's Geist ihn bis zu seinen letzten Augenblicken erfüllte. Die Tonsprache dieses Genius fand Goethe so beredt und gestaltvoll, daß er sie auch durch Linien darstellbar glaubte und daher kurz vor seinem Tode einen Zeichner, der sich zugleich auf Musik verlegte, aufforderte: „die Ouverture zur Zauberflöte auf einem Blättchen in Umrissen zu zeichnen". Er starb, ehe diese wunderliche Aufgabe zur Ausführung kam. —

Goethe und Dora schlossen in dem nämlichen Jahre, 1832, die Augen und hiemit waren die Ringgenossen alle vom Schauplatze verschwunden. Ihre Gräber liegen weit auseinander.

Schiller und Goethe, die Dichterfürsten, ruhen ihrer würdig in einer Fürstengruft.

Dora, welche so tapfer mit sich selbst gekämpft hat, schlummert in einem Heldengrabe, unter der Eiche bei Wöbbelin, bei ihrem Schwestersohne Theodor Körner, welchem dort die Feindeskugel die kühne Brust durchbohrt hatte.

Und Mozart? — Nun, er verschweigt uns sein Grab und wir suchen dasselbe vergeblich. Er, der Sohn des Aethers, will sich frei über die Erde der Friedhöfe emporheben, welche auf andere Schläfer drückt. Wozu auch ein Grab für den, der in so zahllosen Herzen wohnt!





An einer Bahre.

Von

Adolf Wilbrandt.

Bemüh' Dich nicht, Du kannst den Tod nicht fassen.
Begreifst Du, was dort liegt? So jung, so schön! —
Es „schläft". O möcht' es schlafen, möcht' erblassen;
Doch faß' es, wenn Du kannst: Verwesen und Vergeh'n!
So schön, so jung! Der Menschen hold Entzücken,
Und nun berufen, Würmer zu beglücken!

O Schmach des Todes! — Jungfräuliche Braut
Des Weltverwüsters, laß' im Dämmerschein
Mich noch Dich anschau'n; mich mit Dir allein,
Du noch so reines Bild! Und bald — — Mir graut.
So graute mir in jener Sommernacht,
Die mit des Lebens Räthsel ich durchwacht;
Das Wachen ward zum Traum, der Traum zum Wesen,
Ich hab' im Buch des Tod's ein Blatt gelesen.

Ich sah mich mit der Liebsten; hoch der Saal,
Von Kerzen strahlend; nächtlich üppig Mahl;
Wir Zwei allein. Am blumenduft'gen Tisch
Sie saß mir gegenüber, morgenfrisch
Im Schein der späten Kerzen; roth der Mund,
Die eine Lippe noch vom Kusse wund,
Die Wangen Rosen, Feuer jeder Blick,
Und jedes Wort ein Kuß voll Lieb' und Glück.

Und staunend dacht' ich: Kann ein irdisch' Weib
So selig machen? ein erschaff'ner Leib
So göttlich blühn? ein Menschenangesicht
So himmlisch lächeln, wenn's von Liebe spricht? —
Nur Ein's verwundert mich: es bleibt nicht so.
Es schmalt und engt sich. Die so lichterloh
Noch eben glühten, seine Rosen schwinden:
Die Locken sich um hohle Schläfen winden:
Die Augen sinken ein. Die Lippe flieht,
Daß man beim Lächeln alle Zähne sieht.
Allmächt'ger Gott! Was stiert sie so mich an?
Was ist gescheh'n, daß sie nicht lachen kann?
Was winkt die dürre Hand? Sie hebt den Arm,
Mir zuzutrinken; daß sich Gott erbarm'!
Nur Knochen heben sich! Es grinst und nickt:
Das ist kein Antlitz mehr! Wo bliebst Du? Weib,
Glück, Liebe, Wonne! Aus den Höhlen blickt
Kein Aug' mehr, nur die Nacht: der Götterleib
Ein Beingerippe . . . Weh' mir! Bin ich toll?
Vom Wein betrunken? allen Wahnsinns voll?
Auch das Gerippe schwindet; wie der Duft
Und Rauch der Kerzen löst es sich in Luft,
Zerflattert meinem Aug', zergeht wie Schaum,
Entflieht mir spurlos wie ein Morgentraum . . .
Halt ein! Wo bist Du? — — Fort!

Und nieder schlug
Vom Stuhl ich, der mich Schwankenden nicht trug,
Lag auf dem Estrich, kalt, vom Grau'n geschüttelt,
Und sank — so schien's — in ewige Nacht.

Was rüttelt
So sanft mich wieder wach? Was zuckt und zieht
An meinem Herzen? Wunderlich Gefühl:
Ich bin allein, bin's nicht! Das Grauen flieht,
Ein Faden hält mein Herz — so geistig kühl —
Ach, nicht ein Faden: nur ein Schatten, nur
Ein Hauch, ein Ahnen, eines Geistes Spur;
Doch in die Ferne führt's — zu Ihr! — Wohin?
Zu andern Sternen? In die Schattenwelt?
In licht're Sphären, Götterglanz-erhellt?
So wahr ich selber noch lebendig bin,
Sie lebt noch irgendwo? Die hier, vor mir,
Grau'nvoll verwesend hinschwand, grüßt von fern,
Aus neuem Leben? Und wie Stern zu Stern
Im Weltenbau, so zieht mich's hin zu ihr?
Nicht ganz verloren? An zukünft'gem Tag
Fliegt Seel' zu Seele? Du Magnet! O sag'!

Bist Du's? Ich seh' Dich wieder? irgendwo?
Nach meinem eig'nen Sterben?

Sterben! sprach
Im Saal das Echo nach.

Wohl! Sei es so!
Ja, laß' mich sterben; jetzt! Dir will ich nach!
So nimm' mich, Zaub'rer Tod! In diesem Trank
Laß' mich mein Ende trinken!

Und ich sank,
Den Becher leerend; sank, vom Sterben schwer — —
Und bin erwacht. Und Tag war um mich her.
Im Sterben starb mein Traum. Dies alles Traum!
Sie lebt! Noch hier, und nicht im Weltenraum.
Glück, Unglück, Alles war noch wie's gewesen,
Ich hatt' im Buch des Todes nur gelesen.

Nun les' ich's wieder, schönes, junges Bild,
An deiner Bahre hier. Du liegst so still;
Und wirst vergeh'n! Und dann? — — Die Frage stillt
Kein Wort von drüben. — Wohl! Wie Er es will,
Die wir der Schein nur sind zu Seinem Wesen.





Zum Bilde

des Kronprinzen Rudolph von Oesterreich 1874.*

Von

Ludwig August Frankl.

Sei uns gegrüßt im Bilde,
Wie ist noch weich und milde
Dein blühend Angesicht;
Sanft glänzen Deine Blicke,
Noch stören Weltgeschicke
Der Jugend Frohmuth nicht.

Wir hören von Dir sagen,
Wie gern aus alten Tagen
Du lernst der Zukunft Los;
Der Kunst, des Wissens Blüthe
Einathmend im Gemüthe,
Ahnst Du, was schön und groß.

Du wirst sie nicht vernehmen,
Die gern um Diademen
Als Schmeichelstimmen weh'n.
Mohnblumen duften gerne,
Einschläfernd rothe Sterne,
Wo gold'ne Aehren steh'n.

* Der Kronprinz Rudolph war 16 Jahre alt, als sein Bild mit Genehmigung Sr. Majestät des kaiserlichen Vaters, zum ersten Male veröffentlicht wurde. Ludwig August Frankl wurde eingeladen, ein Gedicht zu dem Bilde zu verfassen, das wir hier als wehmüthige Reliquie, die in den „Gesammelten poetischen Werken" des Dichters nicht enthalten ist, mitzutheilen in der Lage sind. Die Redaction

Schlürf' aus der Weisheit Bronnen,
Bis einst — nach späten Sonnen, —
Von treuer Vaterhand
Wird dem geliebten Sohne
Vererbt die heil'ge Krone,
Das schöne Vaterland:

Ein Eden ist's, umschlossen
Von Meer und Bergkolossen,
An allen Gütern reich;
Auf diesem Erdenplane,
Vererbt von Ahn zu Ahne,
Welch' Land kommt Deinem gleich?

Und Allen, die d'rauf wohnen,
Vom Meer zu Alpenzonen,
An Sitte, Laut und Brauch,
In Treue nicht verschieden,
Wahrst Ihnen Du den Frieden,
Dir selbst im Herzen auch.

Doch wenn von fern, zu Stürmen,
Sich Wolken finster thürmen,
Und d'raus der Blitzstrahl zückt;
Dann fasse nach dem Schwerte,
Wie Dich's Dein Ahnherr lehrte,
Deß' Name stolz Dich schmückt.

Zu seines Reiches Wohle,
Er wählte zum Symbole
Ein friedlich tapf'res Bild:
Ein blankes Schwert, geschwungen,
Von Palmenlaub umschlungen,
Den Spruch: „Wähl', was Du wilt!"

Du wirst die Stimmen hören
Von Deinen Völkerchören,
Der Besten weisen Rath.
Macht geht, allein, zu Grunde,
Mit Genien nur im Bunde
Gedeiht die höchste That.

Dann schnellst Du rasch, durchdringend
Und nie zurück sich schwingend,
Des Wortes gold'nen Pfeil —
Und Recht und Freiheit werden,
Das gold'ne Vließ auf Erden,
Dann Deinem Volk zu theil.

So, wenn nach späten Jahren,
Verklärt von weißen Haaren,
Dein Bild sich wieder zeigt,
Wird Segen es umkosen,
Wird's von der Liebe Rosen,
Von Palmen sein umzweigt.

Und in der Nachwelt Tagen
Wird singen dann und sagen,
Von Dir der Dichter Mund:
Vom Adlerstamm ein Sprosse,
War er des Lichts Genosse,
Mit Gott dem Herrn im Bund!





Wilhelm von Meyern,

k. k. Hauptmann und Schriftsteller.*

Von

Albin Freiherrn zu Teuffenbach.

Das Andenken der Edeln kann nie zu lange bewahrt werden.
W. v. Meyern Dya-Na-Sore.

„Lebensbeschreibung soll weniger im Sinne des Denkmales als im Sinne des Beispiels geschrieben werden; nicht als Dienst, den man Einem, sondern den man Allen, Jetzigen und Kommenden, leistet." So dachte Meyern, und in diesem Geiste wird auch das Bild entworfen werden, das von ihm möglichst naturgetreu gegeben werden soll.

In den Jahren 1787 bis 1791 erschien in Wien ein Roman Dya-Na-Sore oder die Wanderer. Der Verfasser war nicht genannt. Der Roman selbst war ein ganz eigenartiges Buch, die Handlung in das ferne Asien verlegt, der Inhalt fesselnd, die Sprache zumeist in dialogischer Form bilderreich, voll tiefsinnigster Betrachtungen und Gedanken, in kurzen, gedrängten Sätzen. Die Versumpfung eines Volkes, sowie das Streben einzelner Edler, es durch Bethätigung einer zu den größten Opfern bereiten Vaterlandsliebe, sowie durch Muth,

* Aus dem binnen Kurzem, lieferungsweise in der k. und k. Hofbuchhandlung Prochaska in Teschen und Wien zur Veröffentlichung gelangenden „Illustrirten Vaterländischen Ehrenbuch" des Verfassers dieses Aufsatzes. Quellen: Dya-Na-Sore und hinterlassene kleine Schriften von Wilhelm von Meyern, herausgegeben von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Wien bei Klang 1840—1842. — Anton Ritter (Graf) Prokesch kleine Schriften. — Dr. Hormayr's Taschenbuch, Jahrgang 1840. — Dr. Constant Ritter von Wurzbach, österreichisch-biographisches Lexikon. — Ritter von Koch-Sternfeld, Rhapsodien aus den norischen Alpen. — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten. — Registratur des k. und k. Reichs-Kriegs-Ministeriums.

Uebung und Pflege aller Tugenden daraus zu erretten und aus der Sklaverei der Unterdrücker zu befreien, bilden den Inhalt des breit angelegten Buches.

Die Mittel, wodurch die Befreiung eines unterdrückten Volkes aus den Fesseln übermächtiger Nachbarn erfolgen müsse, sind darin mit einer Wärme, Kraft und Ueberzeugung geschildert, daß sie auch auf ruhig denkende Menschen nicht wirkungslos bleiben können, obwohl man nicht unschwer erkennt, daß ihre Grundlage nicht in Erfahrung, sondern in der lebhaften Phantasie eines für Wahrheit und Recht, für alles Gute und Edle begeisterten Jünglings wurzelt. Dya-Na-Sore hatte einen großen Erfolg, machte berechtigtes Aufsehen und in dem Maße mehr, als die Franzosen durch die Kriege in der großen Revolutionszeit die Oberhand über Oesterreich, Deutschland und Italien bekamen. Die Aehnlichkeit der wirklichen Zustände Europas mit jenen, die in diesem Buche angeführt wurden, ward immer größer und dieses gewann daher an Werth, Bedeutung und Verbreitung. Im Jahre 1800 erschien von diesem merkwürdigen Buche bereits eine zweite Auflage, immer noch ohne Namen des Verfassers, obwohl es überall eine beifällige Aufnahme fand und ein norddeutscher Gelehrter Dya-Na-Sore neben der Bibel und Homer an die Spitze aller Bücher stellte. Eifrige Nachforschungen entschleierten endlich den Verfasser. Als er das Werk geschrieben, das übrigens von einem Freunde aus aphoristischer Form zusammengestellt und veröffentlicht worden sein soll, war er österreichischer Artillerie-Officier, Wilhelm Friedrich von Meyern nannte er sich.

In oder bei Anspach wurde er 1762 als Sohn eines Staatsbeamten oder Gutsbesitzers geboren.* Ein mißgestalteter Hofmeister verbitterte seine erste Jugend. Entschädigt wurde er dafür, als er in die Erziehung eines Landgeistlichen Esper kam, der ihm eine große Freude zu Gottes herrlicher Natur und zu den naturwissenschaftlichen Studien einflößte, darüber aber die Bildung seines Herzens und Gemüths nicht vergaß und so den Grund zu dem edlen Wirken seines ihm in Liebe und Treue ergebenen Zöglings legte. In Altorf und wohl auch in Erlangen studirte Meyern die Rechte und nebenbei Mathematik, Sprachen, Geographie und Geschichte. Er stärkte sich in Willenskraft, Entsagung und Entbehrungen, härtete seinen Körper auf jede denkbare Weise ab und war bestrebt, männliche Kraft und Geistesgegenwart in entscheidenden Augenblicken zu bethätigen.

So an Geist und Körper wohl ausgebildet und gegen körperliche Anstrengungen gestählt, strebte er die Aufnahme in den englischen Seedienst an. Sie gelang ihm nicht. Er faßte nun den Plan, sich jenseits des atlantischen

* So lauten alle bisherigen Angaben über Meyern's Geburtsort. Nach der im Reichs-Kriegs-Ministerium erliegenden Conscriptions-Liste wurde er jedoch um das Jahr 1760 in Bayreuth geboren.

Oceans eine neue kleine Welt zu gründen. Auch auf diesen seiner lebhaften Phantasie entsprungenen Plan mußte er verzichten. Meyern trat nun in die österreichische Artillerie ein, und verfaßte in seinen Mußestunden Dya-Na-Sore. Der große Erfolg betäubte den jungen Officier nicht, er studirte im Gegentheile fleißig weiter und war unablässig an der Vervollkommnung seines militärischen und allgemeinen Wissens thätig.

Als im Jahre 1796 Napoleon in Oberitalien wiederholte Siege erfocht, seine Annäherung an die innerösterreichischen Länder erfolgte und Wien ernstlich bedroht wurde, war Meyern im Vereine mit seinen jugendlichen Freunden Hugo Altgraf Salm und Graf (später Fürst) Wenzel Paar eifrigst bemüht, ein Freiwilligen-Aufgebot zur Vertheidigung der Kaiserstadt zu bilden. 11.000 junge Männer hatten sich zum Eintritte in dasselbe gemeldet, doch scheiterte das Unternehmen an deren Bewaffnung und es ward nur ein Bataillon Wiener Freiwillige organisirt, während das geplante größere Unternehmen von der Regierung selbst unter dem Titel „Wiener Aufgebot" unter dem Commando des Prinzen Ferdinand von Württemberg in das Leben gerufen ward, als die Gefahr des Vormarsches der Franzosen gegen Wien immer größer wurde.

Im folgenden Jahre finden wir Meyern, der damals also wohl schon seine Lieutenants-Charge niedergelegt haben mußte, als Stifter einer geheimen Gesellschaft — einer Art Jugendbundes — für welche Dya-Na-Sore das Rituale bildete, und die zuerst eine Colonie auf einer Insel des stillen Oceans, und nachdem diese Absicht gescheitert war, im griechischen Archipel gründen wollte. Polizeiliches Einschreiten führte zur Auflösung dieses Bundes, der geheime Zusammenkünfte hielt und körperlichen Uebungen und Abhärtungen einen besonderen Werth beilegte.

Langgehegte Reisepläne nahten nun der Erfüllung. Mit Graf Hugo Salm und einem zweiten jungen Adeligen machte Meyern, der schon früher größere Fußwanderungen in Oesterreich und Deutschland zurückgelegt hatte, eine Reise nach England und Schottland, später über Italien nach Griechenland, die Türkei und Kleinasien. In Sicilien wollte er deutsche Landleute zur besseren Bebauung des Bodens ansiedeln, aber auch diese wohlmeinende Absicht gelang nicht, dagegen mußte ihm das Anerbieten des Fürsten Ypsilanti, seine kleine, größtentheils erst zu schaffende Kriegsmacht gegen Pasman Oglei zu befestigen, wenn er auch davon keinen Gebrauch gemacht hat, eine innere Befriedigung gewähren. Nach jahrelangen Reisen, die sich auch auf die Donaufürstenthümer, Ungarn und Polen erstreckten, nach Wien zurückgekehrt, lebte er in der Familie der Fürsten Paar und Kaunitz als gern gesehener Gast und Hausfreund und begab sich mit dem Botschafter Grafen (späteren Fürsten) Alois Kaunitz nach Madrid, wo er

unserer Regierung wesentliche Dienste leistete. Nachdem er wieder nach Wien gekommen war, bekräftigte er seine Anhänglichkeit an unser Reich durch Verfassung von Entwürfen für eine allgemeine Bewaffnung, ward auch bei der Bildung der Landwehr thätig, erhielt eine Hauptmannsstelle im 3. österreichischen Landwehr-Bataillon mit dem Range vom 1. Mai, wurde am 1. März 1810 in das 17. Infanterie-Regiment eingetheilt und verblieb in dessen Standeslisten bis zu seiner 1821 erfolgten Uebernahme in den Ruhestand. Manche jener Aufrufe, die im Jahre 1809 auf Volk und Heer so zündend wirkten, stammen aus seiner Feder. Vor der Schlacht bei Wagram reichte er eine Zeichnung ein, wonach jeder Donaukahn vermittelst einiger Balken zum Kanonierboote umgewandelt werden konnte, schlug auch eine Art Telegraphen für die rasche Verständigung unserer Armee vor, und machte sich so durch Rath und That in diesem denkwürdigen Feldzuge nützlich. Später zum Generalstabe übersetzt, ging er mit dem berühmten nachmaligen Feldmarschall Karl Fürst Schwarzenberg nach Paris, wurde dann vom Feldmarschall-Lieutenant Grafen Radetzky für organisatorische Arbeiten nach Wien berufen und erscheint bei Schwarzenberg's Ernennung zum Obercommandanten der verbündeten Heere als dessen Ordonnanzofficier. Er bewirkte eine Telegraphen-Aufstellung zwischen den beiden Hauptquartieren an der Donau und Töplitz in Böhmen. Nach seines Freundes, des nachmaligen Feldzeugmeisters Grafen Prokesch Aufzeichnungen leistete er am 16. October in der Schlacht bei Leipzig durch eine außergewöhnliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart hervorragende Dienste, indem er sich mit den im Orte Gautsch kämpfenden Truppen vereinigte, und als diese von den Franzosen daraus geworfen wurden, sich in den Ortskirchthurm einschloß und von dessen Höhe die Bewegungen des Feindes und insbesondere dessen Vorbereitungen zu dem berühmten großen Reiterangriffe signalisirte, der ohne Schwarzenberg's gelungene Gegenmaßregeln die Schlacht zu Gunsten Napoleon's entschieden haben würde. Diese That wurde Meyern durch Auszeichnungen von den verbündeten Monarchen gelohnt.

Im Jahre 1814 dem preußischen Minister Freiherrn von Stein zugetheilt, wurde im folgenden Jahre dieser auch in den bildenden Künsten wohlerfahrene Officier mit dem berühmten Bildhauer Canova von der österreichischen Regierung nach Paris gesandt, um von dort die von Napoleon aus Italien entführten Kunstschätze zurückzubringen.

Nach dieser glücklich gelösten schwierigen Aufgabe erhielt er 1816 seine Verwendung bei der k. k. Gesandtschaft in Madrid, kam von dort aber wieder an die Seite des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg, der ihm mehr Freund als Vorgesetzter war, begleitete ihn auf seiner letzten Reise nach Leipzig und brachte die Leiche dieses an der Stätte seines unsterblichen

Ruhmes verschiedenen Feldherrn nach Prag. Später zur Militärcommission des deutschen Bundes nach Frankfurt am Main und seit 1825 beim General-Major Freiherrn von Langenau, dem Bevollmächtigten bei dieser Commission, eingetheilt, verbrachte er dort die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens und starb daselbst am 13. Mai 1829. Die letzten Ehren wurden ihm beim Begräbniß durch seine österreichischen Kameraden erwiesen. Er wurde am 15. Mai in Mainz beerdigt.

Mit ihm wurde einer jener wenigen Männer zu Grabe getragen, die durch ihre rastlose, zielbewußte Thätigkeit **zuerst** die Volksbewaffnung gegen die siegreichen Franzosen als das einzige Mittel ersonnen und angebahnt haben, um den corsischen Löwen niederzuwerfen. Mehr aber als gleichstrebende Gesinnungsgenossen wirkte er durch die Dya-Na-Sore auf die österreichische und deutsche Jugend ein, und dieses Buch, so wenig Meyern in späterer Zeit davon reden wollte, und so gering es durch das gegenwärtige Geschlecht geachtet wird, entzündete doch mächtig die Vaterlandsliebe und den Haß gegen die Unterdrücker Europas und gab selbst dem Vater Jahn nach dessen eigenem Geständnisse die erste Anregung zur größern Pflege des Turnens.

Meyern verdient aber nicht allein als denkender, verdienter Soldat und Schriftsteller, sondern auch als Mensch die vollste Werthschätzung, für die nicht allein Dya-Na-Sore, sondern auch seine, die Hauptzweige des menschlichen Wissens umfassenden hinterlassenen Schriften den richtigsten Maßstab bilden. Sind doch alle seine Gedanken und Werke nur dem wahrhaft Edlen, der Fortbildung der Menschheit und der Pflege alles Guten gewidmet.

Meyern war darin selbst das beste Beispiel. Schlicht in seinem Wesen, bescheiden und anspruchslos im höchsten Grade, deshalb die Veröffentlichung seiner Schriften bei seinen Lebzeiten vermeidend; Ehren und Anerkennungen nie suchend und selbst ablehnend dagegen, so daß seine äußerlich nicht bedeutende militärische Stellung nur ihm selbst und seinem Widerstande gegen Uebertragung höherer Posten zugeschrieben werden muß; den Werth des Geldes gar nicht achtend und so gleichgiltig gegen dasselbe, daß er selbst den Verlust seines gesammten Vermögens von 40.000 fl. bei dem Sturze des Wiener Bankhauses Fries klaglos ertrug, führte er bei fast ausschließlich karger Pflanzenkost und bei Versagung jeder Bequemlichkeit für seinen Körper das anspruchloseste, sorgloseste Leben und wendete seine Ersparnisse den Armen und wohlthätigen Zwecken zu. Ein einfaches Strohlager am Boden, ein einziges, in der allerbescheidensten Weise eingerichtetes Zimmer und die schlichteste Kleidung genügten diesem neuen Diogenes, der viele der besten Männer unseres Reiches zu seinen nächsten Freunden und Gönnern zählte, dessen Geist sich an die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens

heranwagte, und der in seinen, von Baron Feuchtersleben mühe- und liebevoll gesammelten, 1840—1842 herausgegebenen, acht Bände umfassenden Schriften über die verschiedensten Stoffe des Wissens und der Künste eine solche Fülle von Gedanken entwickelte, daß daraus eine größere Zahl geistreicher Bücher geschaffen werden könnte.

Meyern's Charakter war ein goldener und er war ein gläubiger und überzeugungstreuer Protestant, der als treuester Freund, als vorzüglicher Kamerad galt. Sein fast täglich sich vermehrendes Wissen erstreckte sich auf mannigfache Gebiete, insbesondere auch auf jenem der Kunst, der er mit größter Vorliebe durch sein ganzes Leben huldigte; Mayern war auch ein vorzüglicher Botaniker, der den Park der Fürstin Paar in Hütteldorf anlegte und jenen der Fürstin Schwarzenberg in Worlik verbesserte und er hat selbst auf die Ausführung mancher größerer Bauwerke bestimmenden Einfluß geübt. Damit dürfte dieser hervorragende Mann in seinem Wesen und seiner Thätigkeit wenigstens derart genügend geschildert sein, daß dessen allgemeine, redlich verdiente Würdigung ermöglicht ist, die ihm durch Varnhagen's Denkwürdigkeiten, Theodor Mundt's Dioskuren, Lewald's Europa und Prokesch's „Kleine Schriften" schriftstellerisch in anerkennendster Weise so zu Theil geworden ist, daß dessen Andenken selbst dann nicht aus der vaterländischen Geschichte verschwinden kann, wenn auch seine für eine frühere Zeit bestimmten Schriften jene Anziehungskraft einbüßen würden, welche die von einem mächtigen Geiste belebten literarischen Erzeugnisse auf denkende Männer aller Zeiten schon darum ausüben sollten, weil man nur aus solchen ein richtiges Urtheil über jene Epoche schöpfen kann, in der sie niedergeschrieben wurden.





Gedichte

von

Guido Freiherrn v. Kübeck.

Am grünen See.

Nach langen Jahren sehe ich dich wieder,
Du grüner See in stiller Einsamkeit!
Der Waldesruhe scheinest du geweiht:
Die Bergeshöhen schauen auf dich nieder,

Als fänden sie in dir die trauten Lieder,
An denen sich das Menschenherz erfreut:
Bewundernd schauen sie dein grünes Kleid,
In dem dir gleichet keiner deiner Brüder.

Dein Wasser glänzt in Abendsonnengluthen,
Die Berge, die im Halbkreis dich umstehen,
Sie spiegeln sich in deinen grünen Fluthen:
Dich schauend, war es, was in mir sich barg,
Ein mächtig Sehnen: drum auf Wiedersehen,
Du lieblich Kind der grünen Steiermark!

Klage im Sommer 1888.

Kein Zweifel, daß der Süden ferne liegt,
Es heißet ja im Süden allerwegen,
Daß, wenn beim Vollmond man bedroht vom Regen,
Der Vollmond, Wolken zehrend, endlich siegt.

Ganz anders ist es hier zur Vollmondszeit,
Der Vollmond will hier keine Wolken zehren,
Trotz Vollmond sich die Wolken stetig mehren
Und gegen Regen ist man nicht gefeit.

---

heranwagte, und der in seinen, von Baron Feuchtersleben mühe- und liebevoll gesammelten, 1840—1842 herausgegebenen, acht Bände umfassenden Schriften über die verschiedensten Stoffe des Wissens und der Künste eine solche Fülle von Gedanken entwickelte, daß daraus eine größere Zahl geistreicher Bücher geschaffen werden könnte.

Meyern's Charakter war ein goldener und er war ein gläubiger und überzeugungstreuer Protestant, der als treuester Freund, als vorzüglicher Kamerad galt. Sein fast täglich sich vermehrendes Wissen erstreckte sich auf mannigfache Gebiete, insbesondere auch auf jenem der Kunst, der er mit größter Vorliebe durch sein ganzes Leben huldigte; Mayern war auch ein vorzüglicher Botaniker, der den Park der Fürstin Paar in Hütteldorf anlegte und jenen der Fürstin Schwarzenberg in Worlik verbesserte und er hat selbst auf die Ausführung mancher größerer Bauwerke bestimmenden Einfluß geübt. Damit dürfte dieser hervorragende Mann in seinem Wesen und seiner Thätigkeit wenigstens derart genügend geschildert sein, daß dessen allgemeine, redlich verdiente Würdigung ermöglicht ist, die ihm durch Varnhagen's Denkwürdigkeiten, Theodor Mundt's Dioskuren, Lewald's Europa und Prokesch's „Kleine Schriften" schriftstellerisch in anerkennendster Weise so zu Theil geworden ist, daß dessen Andenken selbst dann nicht aus der vaterländischen Geschichte verschwinden kann, wenn auch seine für eine frühere Zeit bestimmten Schriften jene Anziehungskraft einbüßen würden, welche die von einem mächtigen Geiste belebten literarischen Erzeugnisse auf denkende Männer aller Zeiten schon darum ausüben sollten, weil man nur aus solchen ein richtiges Urtheil über jene Epoche schöpfen kann, in der sie niedergeschrieben wurden.





Gedichte

von

Guido Freiherrn v. Kübeck.

Am grünen See.

Nach langen Jahren sehe ich dich wieder,
Du grüner See in stiller Einsamkeit!
Der Waldesruhe scheinest du geweiht:
Die Bergeshöhen schauen auf dich nieder,

Als fänden sie in dir die trauten Lieder,
An denen sich das Menschenherz erfreut:
Bewundernd schauen sie dein grünes Kleid,
In dem dir gleichet keiner deiner Brüder.

Dein Wasser glänzt in Abendsonnengluthen,
Die Berge, die im Halbkreis dich umstehen,
Sie spiegeln sich in deinen grünen Fluthen:
Dich schauend, war es, was in mir sich barg,
Ein mächtig Sehnen: drum auf Wiedersehen,
Du lieblich Kind der grünen Steiermark!

Klage im Sommer 1888.

Kein Zweifel, daß der Süden ferne liegt,
Es heißet ja im Süden allerwegen,
Daß, wenn beim Vollmond man bedroht vom Regen,
Der Vollmond, Wolken zehrend, endlich siegt.

Ganz anders ist es hier zur Vollmondszeit,
Der Vollmond will hier keine Wolken zehren,
Trotz Vollmond sich die Wolken stetig mehren
Und gegen Regen ist man nicht gefeit.

Hochschwab.

Du schaust auf Berg und Thal schon manch Jahrtausend,
Ahnst, wie vom Berg das Wasser niederbrausend
Stürzt, — schauest, wie die Sonne in ihm spielt:
Doch, wenn der Nebel dir das Thal verhüllt,

Wird alles dir zu weiten Meeresflächen,
Die Bergesspitzen, Inseln gleich, durchbrechen;
Dem Allen siehst du manch Jahrtausend zu
In stillem Ernste, in erhabner Ruh'.

Besonnt schaust du tief unten das Erwachen,
Der Berge Schimmern und der Fluren Lachen,
Du schaust den Segen, den da bringt das Licht:
Doch schaust du auch, wenn sich die Wolken, dicht

Weit über Berg und Thal in Wucht entleeren,
Wie schwer des Schadens sich die Menschen wehren:
Dem Allen siehst du manch Jahrtausend zu
In stillem Ernste, in erhabner Ruh'.

Der blinde Kaiserjäger.

Ich kannte einstens einen blinden Mann,
Man sah mit Gleichmuth ihn sein Schicksal tragen,
Er lebte heitern Sinnes Tag für Tag
Und Niemand hörte jemals ihn beklagen,

Daß er der Heimat Berge nimmer sah,
Daß Alles, was das Auge froh erquicket,
Ihm, wie erstorben sei und unbekannt, —
Daß es unnennbar gar sein Herz bedrücket,

Wenn er all jene, die ihm lieb und werth,
Zwar hört, doch ihren Anblick, ach! muß missen, —
Wenn Alles er, was Herz und Auge freut,
Ob seiner Augen Nacht nicht kann genießen.

Solch Klagen blieb dem armen Manne fremd,
Mir schien, da nie Betrübniß ihn umfangen,
Er wohl ein Mann sehr wunderbaren Sinns,
Drum frug ich ihn dereinst, nicht ohne Bangen,

Wie es bei seiner Blindheit ihm gelang,
Da er so großes Unglück doch erfahren,
Sich Freude an der Welt, die ihn umgibt,
Und heitern Sinn und Würde zu bewahren?

Da sagt der Blinde einfach, schlicht zu mir:
Wie das gekommen, will ich euch erzählen;
Daß ich all' jene, die mir werth und lieb,
Nicht sehe, das, ich will es nicht verhehlen,

Hat manchmal manchen Schmerz mir schon gebracht,
Doch weiß ich, daß mich alle herzlich lieben, —
Ein geistig Band ist es, das uns vereint,
Darum kann gar nichts unsre Liebe trüben.

Die Heimat, der ich innig zugethan,
Ich kenne sie aus meinen Jugendzeiten:
Das Schöne, so sie meiner Jugend bot,
Tönt fort volltönend in den Herzenssaiten. —

Und wenn ihr fragt, warum ich heitern Sinns,
Obwohl mein Blick mit ew'ger Nacht umgeben,
So gibt die allerbeste Antwort euch
Das Einst, das Jetzt und wohl mein ganzes Leben.

Das Einst gehöret an gar langer Zeit; —
Des Kaisers Ruf ging durch die Lande,
Als Mailand und Venedig sich erhob;
Da weihte ich mich dem Soldatenstande.

Radetzky führte uns von Sieg zu Sieg;
Mir ward die Brust mit goldnem Ehrenzeichen
Geziert, ich trug es mit Soldatenstolz:
Im Kampfe fiel gar mancher meines Gleichen,

Doch blieb durch Gottes Schutz ich unversehrt
Bis bei Novarra, wo wir mächtig waren
Und voll der besten Siegeszuversicht
Uns muthig warfen auf des Feindes Schaaren,

Mir eine Kugel raubt das Augenlicht;
Sie trugen mich hinaus aus dem Gefechte,
Doch mich beseelte nur der eine Wunsch,
Daß dieser Tag uns Sieg und Ruhm noch brächte!

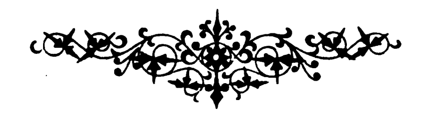
Er hat uns Sieg, er hat uns Ruhm gebracht! —
Als Invalid mußt' ich dann heimwärts wandern. —
Und nun zum Jetzt: es hat mich nie gereut,
Daß ich zur Jugendzeit, gleich vielen andern

Ein Kaiserjäger ward, wie sich's gebührt.
Wenn auch mein Auge ward des Feindes Beute, —
Tönt fort aus meinem tiefsten Herzensgrund,
Wie damals noch derselbe Ruf auch heute;

Er heißet: „Für den Kaiser! Für sein Land!"
Was ich geopfert, es geschah mit Freuden;
Weil es dem Kaiser galt und Oesterreich,
Blieb fremd mir jede Klage, fremd das Leiden.

Wer treu zum Kaiser hält und seinem Reich,
Wer muthig für ihn eingesetzt sein Leben,
Der würde, nicht sein Augenlicht allein,
Sein ganzes Leben freudig für ihn geben.

So sprach der schlichte blinde Mann zu mir:
Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren;
Den Mann, der so sein großes Unglück trägt,
Den muß man warm und liebevoll verehren!





Miß Elly.

Eine Erzählung

von

Gabriele Adler.

„Sie bleiben also unerschütterlich?“

„Gewiß; einen Uebelthäter behandeln wie andere Leute, die sich keines gegen Himmel schreienden Unrechtes schuldig gemacht haben, hieße das Unrechtthun fördern, sich daran mitschuldig machen.“

Die Moralistin, die sich also vernehmen ließ, war ein Mädchen in der ersten Jugendblüthe, dessen schlanke Gestalt und von blondem Haar umrahmtes Gesicht unverkennbar den Typus des angelsächsischen Stammes an sich trug. Solch' strenger Entschiedenheit gegenüber mußte ich all' meinen Muth zusammennehmen zu erwidern:

„Wenn aber der Sünder — den Sündenfall angenommen — gebüßt wie unser armer Assessor, der immer noch den Arm in der Schlinge trägt, und erst von dem milden Wasser unseres Bades Heilung erhofft?“

„Welchen Werth besitzt eine unfreiwillige Buße? Hätte Ihr Assessor den Lauf der Kugeln bestimmen können, er hätte es sicher vorgezogen seinen Duellgegner in den Arm geschossen zu sehen.“

„Ei, Miß Elly, wenn Sie so streng Christenpflicht predigen, so üben Sie doch selbst jene der Nachsicht und nehmen Sie an, mein armer Schützling, der Ihnen so gern vorgestellt werden möchte, habe keinerlei blutgierige Absichten gehegt. Wenn man für eine tüchtige Facharbeit als Mensch und

hatte sie Anfangs bei dem steten Herumziehen auf dem Continent, das diese Dame liebte, häufig Grauen empfunden über die verschiedenen Abweichungen von der allein seligmachenden Lebensweise, die sie bei ihrer Tante geführt. Jugendlust und Lebensfülle hatten sie wohl allgemach sich mit Mancherlei, das ihrem puritanischen Sinne nicht entsprach, aussöhnen lassen, im Haften aber an dem Buchstaben des „heiligen Wortes", wie an der Ueberzeugung, daß die englische Nation in privilegirtem Alleinbesitz der echten Tugend und Moral sei, hatte sie nichts noch wankend gemacht. Mochte sie dadurch auch oft engherzig erscheinen, so lag in der Wärme und Echtheit ihrer Ueberzeugung doch etwas Achtunggebietendes. Sie war ihr Herzenssache und so viel Ernst bei so viel Jugend, besaß einen eigenthümlichen Reiz, selbst da, wo er mitunter kindisch oder vorlaut erschien. So kam es auch, daß der kleine Bekanntenkreis, der sich an die Damen Windham geschlossen, des jungen Mädchens mitunter rücksichtslose Aussprüche und kleine Predigtanläufe freundlich hinnahm um der liebenswürdigen Eigenschaften des anmuthigen Geschöpfes willen. Sicherlich ist es ungerecht, daß man die häufig unpassende Strenge dogmatischer Orthodoxie aus rosig blühendem Munde lieber hinnimmt, als von den verschrumpften welken Lippen eines alten Fräuleins, doch ist es so. Zweifellos hätte man den Lehren Miß Bathseba's aus ihrem eigenen Munde nicht so willig und gern gelauscht, als durch Vermittlung ihrer schönen Nichte, die, hätte sie um diese Unterscheidung gewußt, gewiß in sittliche Entrüstung darüber gerathen wäre. Mit der Streitlust der Jugend und dem Vertrauen derselben auf die Unbesiegbarkeit ihrer Argumente liebte es Miß Elly bei jeder Gelegenheit, und mitunter auch ohne eine solche, ihre Anschauungen in's Feld zu führen. So z. B. verging kein Sonntag, an dem sie nicht ihre Entrüstung über die ungenügende Sabbatfeier der barbarischen Continentalen Luft machte. Sie selbst verbrachte den Tag streng, sei es mit der Lectüre von Bibel und Erbauungsbüchern, sei es mit schweigendem Insblaueblicken. Die geringfügigste Beschäftigung wäre ihr an diesem Tage sündhaft erschienen, und sie ging sogar so weit, nach dem Brauche in ihrer Jugendheimat, sich am Sonntag nur von kalter Küche und tagsvorher gebackenem Brote zu nähren, um nicht Mitschuld daran zu tragen, daß Andere an dem der Ruhe und Betrachtung geweihten Tage arbeiten mußten. Ich hatte Mühe gehabt für meine Patientin ein anderes Sonntagsregime durchzusetzen.

Mistres Windham war von keiner so verknöcherten Orthodoxie, wie ihr schönes Töchterlein, allein passiv von Naturanlage, hatte sie das heiße Klima zu einer jener indolenten Frauen gemacht, die sich leicht bestimmen lassen, und die Freude in ihrem Kinde eine zärtliche Pflegerin zu finden, ließ sie, mild, auf alle Eigenheiten und selbst den Eigenwillen Elly's eingehen. In der That lag auch ein Zauber der Liebenswürdigkeit und Anmuth über

dem schönen jungen Geschöpf ausgebreitet, dem nicht leicht Jemand widerstehen konnte.

Auch mein schon altersgraues Haupt beugte sich diesem Zauber, und ich brachte es nicht über mich, unser, während der Klänge des Walkürenmarsches, den die Curcapelle spielte, geführtes Gespräch mit einem Mißklang schließen zu lassen. So bemerkte ich denn:

„Der Himmel und das Geschick möge Ihnen den Glauben an diese Möglichkeit bewahren. Allein sehen Sie, während Sie predigen, man dürfe sich durch nichts zu einem Unrecht zwingen lassen, haben Sie selbst mich zu einem solchen gezwungen. Längst schon sollte ich mit meinen Patienten da drüben conferiren, allein Ihre Beredtsamkeit hat mich andächtig lauschend hier festgehalten.“

„Ich glaube mein Gewissen von dieser Schuld unbelastet,“ lachte Elly; „wenn Sie wirklich andächtig gelauscht haben, so galt dies Lauschen sicher nur der Composition Ihres abscheulichen Lieblings.

Richard Wagner war nicht minder ein Zankapfel zwischen uns, wie die unerbittliche Moral des Puritanismus. Orthodox in All' und Jedem, war es Miß Windham auch in der Musik. Händel, Bach, Haydn waren die einzigen Tondichter, denen sie das Recht auf Huldigung zuerkannte. Gluck mochte noch hingehen und von Beethoven ließ sie Einiges als bewundernswerth gelten, doch protestirte sie schon gegen die „Tonfrivolität“ Mozart's. Von modernen Componisten fand einzig und allein Mendelssohn, um seiner Oratorien willen, Gnade vor ihren Ohren, gegen die Anderen aber, und ganz besonders gegen Richard Wagner, eiferte sie mit jener liebenswürdigen Intoleranz, die ihr eigen war. Meine Liebe für ihn empörte sie kaum minder, als mein Respect für den Buddhismus. Das Geschick schien gewillt unsere Gespräche stets zu Controversen zu gestalten, doch vielleicht erlahmte darum eben unser Interesse nicht, und wir waren es gewohnt einander in Ernst und Scherz auf dem Neckfuße zu begegnen. So schied ich denn auch jetzt mit den Worten:

„Hüten Sie sich, so nah dem Vater Rhein, gegen den Meister zu freveln, der dessen Flußtöchter so schön verherrlichte. Wer weiß, ob die Rheinnixen ihn nicht rächen und Ihnen unversehens einen bösen Schabernack spielen, oder gar ein Leid zufügen! Leben Sie wohl und hüten Sie sich, hüten Sie sich, denn es ist nicht zu spaßen mit dem Nixenvolke, wenn es sich in einem seiner Lieblinge gekränkt fühlt!“

Lachend entgegnete Elly:

„Ich fürchte nicht Nixen-, nicht Walkürenzauber, keine der Zaubermächte, die Ihr Erfinder endloser Melodienlosigkeit heraufbeschworen. Alle entwaffne, alle banne ich damit,“ und Elly sang halblaut mit ihrer silberhellen Stimme aus Haydn's „Schöpfung“ die Stelle: „Es werde Licht.“

Als ich mich grüßend nochmals zu ihr umwandte, da schien es wirklich, als wären alle bösen Zaubermächte ohnmächtig dieser schlanken lebensvollen Gestalt gegenüber, mit dem rosigen lachenden Antlitz und dem sonnigen Blick. Es schien, als könne das Geschick ein so glücklich heiteres Wesen durch keinerlei Kummer oder Schmerz bedrücken wollen. Es war ein eigenthümlicher Zug an Elly Windham, daß sie nicht, wie es sonst scrupulös fromme Gemüther zu sein pflegen, zur Trübsal geneigt, sondern von vollem Herzen aus frohmüthig war. Ihr helles Lachen ertönte alle Augenblicke, und kaum hatte sie heftig und entrüstungsvoll geeifert, so brach es auch schon wieder mit jenem wohlthuend kindlichen Klange hervor, der so anmuthend berührt. Um dieses ihres jugendlichen Frohmuths willen war Elly der allgemeine Liebling. Er schien unverwüstlich, und als ich ihr meinen Abschiedsblick zuwarf, dachte ich unwillkürlich: „Nein Dir, Du bei aller Dogmatik sonniges Kind, können die Rheinnixen nichts Böses anhaben, magst Du immerhin auch freveln an dem großen Meister, der ihnen so herrliche Melodien auf die stummen Lippen gelegt."

Als ich gegen Abend von meiner Besuchsrunde heimkehrte, freundlich geleitet von dem Gatten einer meiner Patientinnen, der aus Langeweile schier verzweifelnd eine gewaltige Anhänglichkeit für mich gefaßt hatte und mich, wenn irgend möglich, auf Schritt und Tritt verfolgte, kam ich am Saum des Waldes vorüber, durch den ein reizender Pfad nach Rauenthal hinunter führt. Wie durch eine Parkanlage geht es da durch den Naturwald, in den hübschen Ort hinab, der sich, von Ansehen gar bescheiden, am Rheine hindehnt, doch aber in aller Herren Länder sich großer Beliebtheit und Berühmtheit erfreut, um seines köstlichen Weines willen. Eben da, wo der Waldweg in die Parkanlagen Schlangenbads mündet, huschte, unsern Weg kreuzend, Miß Elly in's enge Thal herab. Betroffen blieb ich stehen, so bleich und verstört schien mir ihre Miene, so unsicher hastend ihr Schritt. Offenbar suchte sie so rasch nur möglich an mir vorbeizukommen. Ich hätte sie gerne angerufen, doch daß ich nicht allein war, hinderte mich daran. Dem alten Arzte ihrer Mutter hätte sie vielleicht Rede gestanden, die Anwesenheit eines Fremden aber hätte selbst jede freundlich besorgte Frage unzart erscheinen lassen.

Es überraschte mich nicht, Miß Windham allein aus dem Walde kommen zu sehen; die Umgebung unseres Badeortes ist so durchaus sicher, daß sie jede junge Dame unbesorgt allein durchstreifen kann. Engländerinnen, die von daheim daran gewöhnt sind, frei in Feld und Wald herumzuschweifen, pflegen davon Gebrauch zu machen, und bald hier, bald dort findet man eine Tochter Albions einsam auf einem Baumstamm sitzen, und in ihrem Skizzenbuch irgend einen schönen Aussichtspunkt verherrlichen. Auch Elly, durch ihren Aufenthalt zu Yorkshire an die Ungebundenheit des Landlebens gewöhnt, pflegte häufig mit einem Lieblingsbuch in der Hand, weitere Spaziergänge zu

unternehmen. Ihre Mutter war theils zu leidend, vornehmlich aber zu indolent, um sie zu begleiten, und selten nur wollte Elly mit Andern lustwandeln. Sie behauptete, das Plaudern sei ein prächtiges Vergnügen auf dem Curplatz, die Natur aber und ganz besonders den Wald, könne man nur voll genießen, wenn man allein sei.

So erschien es mir denn gar nicht auffällig, sie an jenem Abende allein von dem Wege nach Rauenthal zurückkehren zu sehen. Auch über ihre ungewohnte Hast und die Blässe ihres Antlitzes beruhigte ich mich alsbald durch die Muthmaßung, daß sie später als sonst zurückkehrend, sich wohl an einem Lieblingsplätzchen zu lange verhalten habe, und nun besorgt eile, die Mutter, die vielleicht ängstlich geworden, zu beruhigen.

Am nächsten Morgen hatte ich die flüchtige Begegnung vergessen. Es war ein sonnenheller Sonntag, an dem alle Fenster der Wohnhäuser weit offen standen, die köstliche Waldluft, eines der besten Heilmittel unseres Curortes, in die Zimmer strömen zu lassen.

Ich kam an dem Hause vorüber, dessen Erdgeschoß Mrs. Windham bewohnte. Mit unbedachter Unart wandte ich den Kopf und sah in's Wohnzimmer hinein. Ich traute meinen Augen nicht! Da saß Miß Elly am Sabbath und nähte an einem Leinwandstreifen! Sie saß weit vornübergebeugt, und arbeitete mit wahrem Feuereifer.

Vielleicht empfand sie meinen Blick, genug, sie hob das Köpfchen empor, wandte es dem Fenster zu und sah mir in die Augen. Dunkle Röthe überfluthete ihr feines Gesicht, und offenbar machte sie unwillkürlich eine Bewegung, als wolle sie ihr sündiges Treiben verbergen.

Im nächsten Augenblicke aber schon hob sie ihre Arbeit wieder in die Höhe. Der ehrlichen Natur des guten Kindes widerstrebte alles Falschthun, und so peinlich es ihm sein mochte, von mir bei solchem Sabbathfrevel entdeckt worden zu sein, bekannte es sich tapfer dazu, statt ihn feige zu verbergen. Freundlich, wenngleich befangen erwiderte Elly meinen Gruß und ich eilte vorüber, die ihr unangenehme Situation nach Möglichkeit zu kürzen.

Ich war in hohem Grade verwundert. Abgesehen davon, daß man in dem illusionenreichen Alter von siebzehn Jahren die Theorien, die man predigt, auch noch zu bestätigen pflegt, war Elly die ehrlichste Seele der Welt und von jener Wahrhaftigkeit beseelt, die einen Charakterzug der Engländerinnen überhaupt bildet.

Eben im Augenblick vorher noch hatte sie dies bewiesen, indem sie die Beschäftigung, deren sie sich schämte, beinahe ostentativ wieder zur Hand genommen. Was aber in aller Welt konnte sie zu solcher „Sonntagsentheiligung“, wie sie sonst die geringste Arbeit am Sabbath nannte, veranlaßt haben?

Als ich wie gewöhnlich gegen Mittag Mrs. Windham meinen ärztlichen Besuch abstattete, fehlte, ein seltenes Vorkommniß, ihr Töchterlein im Wohnzimmer. Die Dame mochte meinen suchenden Rundblick gewahr worden sein, denn sie bemerkte: Elly habe sich eben zur Mittagstoilette zurückgezogen. Allein wollte mir das junge Mädchen auch an diesem Tage seinen Anblick entziehen, so wurde er mir doch in recht unerwarteter Weise zu Theil. Aus dem Fenster einer Kranken, die ich eben besuchte, sah ich sie am Nachmittag, ein Körbchen am Arme, wieder dem Wege nach Rauenthal zuschreiten; mit tiefgerötheten Wangen und hastendem Schritte, offenbar in ungewöhnlicher Erregung. Meine Verwunderung über ihr Gebaren mehrte sich; denn sonst pflegte Miß Elly an Sonntagen gewissenhaft im Hause zu verbleiben, und selbst den Naturgenuß bei einem Spaziergang als sündhafte Lustbarkeit, an dem zu innerer Einkehr und frommer Betrachtung bestimmten Tage, zu verschmähen. Wir hatten oft über diesen Punkt gestritten und sie hatte mich schaudernd einen Pantheisten gescholten, wenn ich die Naturfreude auch als eine Art Gottesdienst bezeichnet. Einstmals hatte ich sie nach dieser Richtung hin sogar in großer Versuchung gesehen; ihr Bekanntenkreis hatte einen Ausflug nach dem Loreley-Felsen, auf dem Elly sich lange schon gefreut, um einiger herzugekommener Verwandten willen an einem Sonntag ausgeführt, und von allen Seiten und mit allen möglichen Argumenten war das schöne Mädchen bestürmt worden, daran theilzunehmen. Vergeblich! Die tiefblauen Augen funkelten zwar auf in sichtbarer Lust, an dem in Aussicht gestellten Vergnügen, allein der Grundsatz siegte. Doch war Elly jugendfroh und ehrlich genug, der sich entfernenden Gruppe mit trübseliger Miene und einem erheblichen Seufzer nachzublicken. Was konnte sie nun vermögen, eine der „goldenen Regeln des Lebens“, wie sie es nannte, so gröblich zu verletzen?

Allein nicht nur der Sonntag, auch der Montag war ein Tag der Ueberraschungen. Wie ich es häufig zu thun gewohnt war, trat ich, während meiner Promenaden-Consultation, zur Zeit da die Curcapelle spielte, auf die Damen Windham zu. Absichtlich, Elly durch die Erinnerung an den vorhergegangenen Abend nicht in Verlegenheit zu setzen, streifte ich das Gesicht meiner jungen Freundin mit einem Blick nur, allein er genügte mir zu zeigen, daß sie ungewöhnlich blaß und sichtlich betrübt und bedrückt sei; doch änderte sich ihre Gesichtsfarbe gar bald. Der arme Assessor, dessen Duellvergehen ihm die junge Engländerin durchaus nicht verzeihen wollte, hatte sein Herz an ihre liebliche Erscheinung verloren, und er pflegte mir jeden Tag, während ich in den Curanlagen mit den Windham's plauderte, aufzulauern, um an uns vorüberzugehen, und mir einen respectvollen Gruß zu weihen. Elegant anmuthig beschrieb er stets mit seinem Hute einen kleinen Halbkreis, der die Damen gewissermaßen in seinen Gruß einbezog, ohne ihnen direct aufdringlich zu

gelten. Die Mutter erwiderte ihn gewöhnlich, sei es mit einem leichten Lächeln, sei es mit einem kaum merkbaren Neigen des Kopfes, die Tochter aber hatte bis nun in solchem Falle immer ihre lieblichen Züge zur denkbar strengsten Miene gezwungen, und als Mrs. Windham zustimmte auf meine Anfrage, ob ich den jungen Mann, der sich um die Ehre bewerbe, vorstellen dürfe, in der oben citirten Weise heftigst dagegen protestirt. Der Assessor aber war es nicht müde geworden sein Grußmanöver zu wiederholen. So that er es denn auch heute, und sieh' da, Miß Elly neigte ihr schönes Köpfchen zum Gegengruß und stammelte hocherröthend:

„Lieber Doctor Braun, da Ihnen so sehr daran gelegen scheint, bitte ich Sie, uns den Assessor von Blenheim gelegentlich einmal vorzustellen.“

Meine Ueberraschung mochte sich auf meinem Gesichte ausprägen, und wie um eine drohende Frage abzuwenden, ging Elly rasch auf einen anderen Gegenstand über.

Die Schönheit und Liebenswürdigkeit Miß Windham's hatte mich lebhafteren Antheil an ihr nehmen lassen, als mir sonst gesunde Besucher Schlangenbads einzuflößen pflegen. Ich erkannte in dem etwas eigenwilligen und starrsinnigen, aber gut veranlagten Mädchen das Materiale, einst eine treffliche, liebenswürdige, beglückende Frau abzugeben, wenn sie sich nämlich von der Gefühls- und Gedankensystemisirung, welche ihr die Erziehung auferlegt, freimachen konnte.

Dies hing von den Umständen ab. Jener Franzose, der behauptet, eine Frau würde zum zweiten Male geboren, wenn sie zum ersten Male liebe, hat so Unrecht nicht. Das Erwachen dieser, ihr künftiges Leben beherrschenden Empfindung gibt ihrem Charakter erst die dauernde Gestaltung. Wenn Elly Windham einen steifleinenen Landsmann lieben und heiraten sollte, dann würde sie trotz allen Vorzügen und allem Reize ihrer Veranlagung, die stattliche Zahl höchst respectabler aber in unangenehmer Weise methodisch tugendhafter Engländerinnen vermehren. Traf ihre Herzenswahl dagegen auf einen Mann, der ihr von höherem und freierem Standpunkt aus einen weiteren Ausblick auf das Leben eröffnete, so würden sich zweifellos ihre trefflichen Anlagen auf das Schönste und Vollste entfalten. Wiederholt hatte ich schon darüber nachgesonnen und mit jenem Beobachterinteresse, das sich in jedem Arzte entwickelt, gewünscht, diese Katastrophe, sei es mit anzusehen oder doch mindestens ihr Resultat in Erfahrung zu bringen.

Sollte sich mein Wunsch nun in höchst unerwarteter Weise erfüllen? Es war zweifellos, daß sich innerhalb der letzten zwei Tage ein bedeutender Umschwung in Elly vollzogen, der nur auf äußeren Anstoß erfolgt sein konnte. War es möglich, daß der Assessor in irgend welcher Beziehung zu derselben stand? Konnten sich die beiden jungen Leute im Walde auf dem

Wege nach Rauenthal begegnet haben und irgend wie in ein Gespräch gerathen sein, das so tiefen Eindruck auf Elly hervorgebracht? Doch nein, sie war durchaus nicht das Geschöpf, einem Manne eine derartige Annäherung zu gestatten, selbst wenn sich ihm Gelegenheit dazu geboten hätte. Woher aber der Wunsch, den bisher so sorgsam Gemiedenen kennen zu lernen? Vergeblich sann ich darüber nach. Doch mußte ich bald durch die Vorstellung am nächsten Tage irgend welchen unwillkürlichen Aufschluß darüber erhalten, ob eine, wenn auch nur flüchtige Beziehung zwischen den jungen Leuten stattgehabt. Diese Annahme schien nicht viel für sich zu haben, denn mein guter Assessor, durch die bevorstehende Erfüllung seines so lange und heiß empfundenen Wunsches in den siebenten Himmel der Verliebten versetzt, schien durch meine Verheißung um nichts minder überrascht, als ich es durch den Auftrag seiner Angebeteten gewesen war.

Als ich am nächsten Vormittage mit gebührender Feierlichkeit die Vorstellung vornahm, war es ersichtlich, daß die beiden jungen Leute noch nie ein Wort miteinander gewechselt. Miß Elly war bleich, ein leichter Schatten lag unter ihren etwas gerötheten Augen, und sie war offenbar herabgestimmt. Die Wendung, die sie dem Gespräche gab, setzte mich nicht minder in Erstaunen, als ihr gesammtes Thun und Treiben während der letzten Tage. Statt das unverzeihliche Duell in seinen Folgen gänzlich zu ignoriren, erkundigte sie sich mit großer Theilnahme nach dem immer noch wenig beweglichen Arm, nach dem Charakter der Hiebwunde und den Schmerzen, die sie verursacht, wie nach der Heftigkeit und den Symptomen des Wundfiebers, das Blenheim durchgemacht. Der Assessor schwamm in Seligkeit. Es mochte ihm Othello's Plaidoyer vor dem Senate: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie, weil sie mir Mitleid schenkte," vorschweben, obwohl er Elly schon seine Herzenshuldigung geweiht, als sie sich noch höchst mitleidslos gegen ihn verhalten. Als das Thema erschöpft war, schien auch Miß Windham's Interesse erschöpft, und sie versank in ein, bei ihrer Lebhaftigkeit höchst ungewöhnliches Schweigen, an dem mehrere Versuche, die ich unternahm mit ihr in Streit zu gerathen, schmählich scheiterten. Was sonst wie ein Funke in's Pulverfaß gewirkt hätte, ließ sie nun unbemerkt an ihrem Ohr vorüber gleiten. Ja, o Wunder über Wunder, als ich nahezu verzweifelnd es zu einem Wortgefecht mit ihr zu bringen, den vielgehaßten und vielgeschmähten Richard Wagner heraufbeschwor, bemerkte sie sinnend:

„Es muß doch ein merkwürdiger Mensch gewesen sein, ein gewaltiges Genie, das sich Andere so völlig zu unterwerfen, sie so zu fanatisiren vermochte!"

Mein Blick mußte meine Betroffenheit verrathen, den Elly's Gesicht flammte plötzlich in dunkler Purpurröthe auf, und ihre Lider senkten sich so

tief, daß die langen, langen Wimpern auch den geringsten Schimmer des Auges verhüllten.

Es kostete mich einige Mühe, dem Assessor begreiflich zu machen, daß es Zeit für uns sei, den Rückzug anzutreten und zu seiner Enttäuschung war es sichtlich, daß unser Abschied von der Angebeteten seines Herzens als eine Erleichterung begrüßt werde. Das Räthselhafte an der Veränderung Elly's beschäftigte mich lebhaft, und ich ertappte mich wiederholt auf einem bedenklichen Schütteln meines vielerfahrenen grauen Hauptes, wenn ich darüber nachsann.

Ganz unerwartet bot sich mir die Lösung des Räthsels. Ich saß nach der Krönung meines Junggesellenmahles, dem trefflichen Kaffee den meine alte Christine so ausgezeichnet zu bereiten weiß, in meinem großen Armstuhl, die verglommene, erkaltete Cigarre im Munde und war, ich wußte selbst nicht wie, eingenickt, da weckte mich ein hastiges Sprechen im englischen Idiom. Aufblickend sah ich Miß Elly vor mir, athemlos, furchtbar erhitzt mit flammenden und zugleich thränenden Augen. Wie stets wenn sie tief innerlich bewegt war, bediente sie sich ihrer Muttersprache, obwohl ihr die deutsche kaum minder geläufig war. In angstvoller Hast stieß sie hervor:

„Um des Himmels willen, kommen Sie sogleich mit mir und nehmen Sie chirurgische Instrumente und Verbandzeug mit sich."

„Ist Ihrer Mutter ein Unfall — —" hub ich zu fragen an. Allein sie unterbrach mich und rief:

„Nein, nein! Verlieren Sie keinen Augenblick durch Fragen, unterwegs erzähle ich Ihnen Alles. Zögern Sie nicht, eilen Sie, um Gottes willen, eilen Sie."

Ich befolgte ihr Geheiß und mein chirurgisches Besteck und Verbandzeug in der Tasche, wollte ich ihr eben zur Thüre folgen, als sie sich zu mir umwandte und mit ernster Feierlichkeit verlangte:

„Halt! Vorerst müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, auch mit keinem Wort nur zu verrathen, was Sie sehen und hören werden."

Ein Arzt befindet sich ziemlich häufig in der Lage, ein derartiges Gelöbniß ablegen zu müssen, und wunderte es mich auch, daß mir ein solches von Miß-Windham abverlangt werde, so stand ich doch nicht an, es zu leisten.

„Nun, so kommen Sie!" rief Elly, mir befriedigt zunickend, und mit beflügelten Schritten, denen ich kaum zu folgen vermochte, schlug sie den Weg nach dem Walde ein, durch den der Pfad nach Rauenthal führt.

Schon eine Weile waren wir im Walde fortgeschritten und meine junge Gefährtin hatte offenbar mehrmals einen Anlauf genommen zu sprechen, war aber wieder verstummt, als suche sie vergebens nach einem Anfang ihrer Mittheilungen, ihres Bekenntnisses. Ich konnte mir vorstellen, daß es dem

stolzen und so wahrheitsliebenden Mädchen hart werde, sich an einer Heimlichkeit mitschuldig zu bekennen. Ueberdies war Elly sichtlich so angstvoll erregt, so trostlos, daß es ihr schwer fallen mußte, ihre Gedanken zu sammeln und zu ordnen. Endlich, und ohne darum die Hast ihrer Schritte zu vermindern, stieß sie in abgebrochenen, oft kaum zusammenhängenden Sätzen hervor:

„Ich ging am vorigen Samstag hier spazieren und ließ mich an einer hübschen kleinen Lichtung, ohnweit eines Dickichts nieder um zu lesen. Kaum hatte ich eine halbe Seite nur durchlesen, als ich durch einen Schrei und wirren Lärm aus dem Dickicht hervor aufgeschreckt wurde. Meine erste Regung war zu fliehen, allein der jammervolle Ruf: „Mein Gott, welch' ein Unglück!“ leitete mich unbewußt beinahe und unwiderstehlich zu dem Ort, von dem her der Lärm kam. Da sah ich vier junge Männer. Der Eine — — lag auf dem Moosgrund hingestreckt und aus einer Wunde an seiner Seite floß Blut. Neben ihm kniete ein Anderer, der sich mit todtenbleicher Miene über den Verwundeten beugte. — — Von den beiden Andern war der Eine damit beschäftigt, seinen Rock als Kissen unter das Haupt des Verletzten zu legen, während der Zweite ein paar Taschentücher in Streifen riß. Zwischen den jungen Leuten lagen auf dem Boden ein paar Degen — — von welchen der eine — — blutbefleckt war. Mein Erscheinen erregte einen mir unbegreiflichen Schreck. Der Verwundete suchte sich bei meinem Anblick emporzurichten — — der neben ihm Knieende konnte ihn nur mühsam zurückhalten, und richtete gleich ihm Blicke wahren Entsetzens auf mich; die beiden andern jungen Männer stürzten auf mich zu, und bestürmten mich mit Fragen: „Ob noch andere Leute kämen?“ Ich weiß kaum — — ob ich geantwortet habe. Ich sah nur, daß das Blut immer noch aus der Wunde quoll und die jungen Leute ihre Leinwandstreifen, die doch zu einem Verbande nicht gereicht hätten, rathlos in den Händen hielten. Zum Glück trug ich meine weiße Battistschärpe. Ich weiß nicht wie es kam — — aber ich half Rock und Weste zurückschieben, legte erst ein Taschentuch fest auf eine ziemlich lange Wunde unter dem rechten Arm, und schlang dann die lange Schärpe ein paar Mal fest darüber und um den Leib.

„Das unerfahrenste Frauenzimmer hat doch immer noch mehr Geistesgegenwart, als ein halbes Dutzend studirter Herren,“ konnte ich nicht umhin zu brummen.

Obwohl Elly meine Zwischenrede nicht zu beachten schien, knüpfte sie doch an das letzte Wort an:

„Ja, Studenten waren's — — und das ist's eben. So schlecht mein Verband war, er schien doch den Blutverlust zu hemmen. Zwar färbte er sich alsbald roth, doch rieselten immer langsamer einzelne Tropfen Blutes nur

davon nieder. Ich wollte nun nach Schlangenbad eilen, das dem Ort des — — Zweikampfes etwas näher liegt als Rauenthal, um Sie zu holen, Doctor; allein die jungen Leute hielten mich davon zurück und namentlich der Verwundete gerieth in furchtbare Aufregung bei dem Gedanken, daß ein Arzt herbeigerufen werde. Nur der bleiche Mann, der bei ihm kniete, drang darauf, wurde aber von den Andern mit eindringlichster Energie an sein verpfändetes Ehrenwort erinnert. — — Es handelte sich bei allen Vieren um eine Existenzfrage. Die Verheimlichung des Vorganges war, wie mir der Eine der beiden activen jungen Leute erklärte, von der höchsten Wichtigkeit für ihre ganze Zukunft. Es waren Studenten aus Bonn. In letzter Zeit hatten an dieser Universität so zahlreiche Duelle stattgefunden, daß der akademische Senat — — dem Uebel Einhalt zu thun, decretirt hatte: wer immer sich an einem Duelle betheilige, sei es auch nur als Secundant, würde unerbittlich von der Universität relegirt werden. Der Zweikampf, welcher hier ausgefochten worden, sollte — ich glaube so war der Ausdruck — eine leichte Paukerei nur sein, und es wurde — so hieß es denke ich, „nach dem Comment gefochten". Unglücklicherweise aber glitt der Verwundete auf dem schlüpfrigen Moosgrunde aus — —"

„Das ist ja der Unsinn an dem Frevel, daß er dem geringfügigsten Zufall Thür und Thor zum Unheil öffnet!" rief ich.

„Es war ein Unglück," meinte Elly mild, und fuhr fort: „Nach vorwärts fallend stürzte er — — stürzte er förmlich in die Degenspitze seines Gegners. Die Unvorsichtigen hatten auf etliche Schrammen nur gerechnet und sich nicht mit Verbandzeug versehen — — —"

„Frevelhafter Leichtsinn der Thoren!" erpreßte es meinem ärztlichen Gemüthe. Miß Windham meinte:

„Eine unglückliche Verblendung! Der Verwundete, der sich erhoben und auf einen Baumstamm gesetzt hatte, bestand darauf, die Sache geheim zu halten, und die Andern, mit Ausnahme des bleichen Mannes, der — — Victor genannt wurde, schienen dies gleichfalls auf das Dringendste zu wünschen. Man beschwor mich, mein Wort zu geben, über die Sache das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und der Verletzte, Graf Kielmann, gerieth in so heftige und bedrohliche Aufregung, als ich mich dessen weigerte, daß ich — — nachgab. Er wollte, bis die Nacht hereingebrochen, im Walde verweilen, und dann erst nach Rauenthal hinabgehen und in einem Nachen nach Etoille fahren, wo er bei einer befreundeten Familie auf heimliche Verpflegung hoffte. Er behauptete, es sei eine Fleischwunde nur, die nicht viel zu bedeuten habe, allein, während er lebhaft sprach, erbleichte er und es überkam ihn eine Ohnmacht. Zum Glück hatte ich mein Flacon bei mir, doch währte es eine Weile, ehe er wieder zur Besinnung kam. Soviel war nun ihm selbst zweifellos geworden,

daß sein Plan unausführbar sei. Der Bleiche — — ich sage auch Victor, der kürzeren Bezeichnung willen, wollte ihn mit Hilfe eines der Andern nach Rauenthal oder Schlangenbad tragen, allein wieder gerieth der Graf bei diesem Vorschlag in leidenschaftliche Erregung, die Andern an ihren unter allen Umständen bindenden Ehrenschwur erinnernd. Da, in der höchsten Noth, besann ich mich — offenbar gab mir der Himmel den Gedanken ein — des Waldhegers, dessen Häuschen kaum tausend Schritte von dem Orte des — — des Duells entfernt liegt. Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich seine Kinder, als sie im vorigen Monat am Scharlach erkrankt waren, häufig besuchte. Die guten Leute sind mir übermäßig dankbar dafür, da sie zu jener Zeit von allen Andern gemieden wurden. Ich kam auch jetzt ein paar Mal in das Hegerhäuschen, denn ich hatte nicht nur die Kleinen, sondern auch die wackere Frau und den braven Mann lieb gewonnen. Bei ihnen, die sich mir so geradezu enthusiastisch anhänglich erwiesen, konnte der Verwundete mindestens vorläufig in Verborgenheit Ruhe und Verpflegung finden. Ich hatte den Charakter der Leute genugsam kennen gelernt, zu wissen, daß ich mich auf ein Versprechen der Geheimhaltung ihrerseits sicher verlassen konnte. Ich theilte meinen Plan den Andern mit, und sie gingen, da kein anderer Ausweg erübrigte, darauf ein. Die guten Hegersleute zeigten sich erfreut bereitwillig, mir einen Dienst zu erweisen, und Graf Kielmann wurde mit aller möglichen Vorsicht zu ihnen und in ihrem Staatskämmerlein zu Bette gebracht, doch entschloß er sich dazu erst, nachdem sie auch ihm feierlich absolutes Schweigen über den Vorgang gelobt. Obwohl die Wunde heftig zu brennen begann, lehnte er doch mit der größten Entschiedenheit das Herbeirufen eines Arztes ab, und als Victor darauf bestehen wollte, schalt er es eine wahre Ehrlosigkeit, einen derartigen Wortbruch auch nur zu denken. Er fühle sich recht wohl, behauptete der Graf, und die Kleinigkeit werde binnen ein paar Tagen spurlos verheilen.

„Der Thor!“ konnte ich nicht umhin das Mädchen zu unterbrechen.

„Es ging vorerst ziemlich gut. Zwar fehlte manches Nöthige, namentlich Verbandzeug, doch gelang es mir, das Erforderlichste am Sonntag noch hinaufzuschaffen.“

Nun war mir Elly's Nähen am „Sabbath“ erklärt. Sie hatte offenbar eine Binde für den Verwundeten zurecht gemacht. Sie errieth wohl meinen Gedankengang, denn erröthend rief sie:

„So gut es ging, machte ich ein paar Bandagen zurecht. Ich fand den Verwundeten in leidlich gutem Zustande; die Hegersfrau pflegte ihn so gut nur möglich und ich kehrte etwas beruhigt heim. Das Heimlichthun, zu dem ich verurtheilt war, drückte mich jetzt mehr, als die geminderte Angst. Am Montag, gestern, war das Fieber vermehrt, doch meinte einer der Secundanten,

der heraufgekommen war, kein Aufsehen zu erregen, — da denn doch in Bonn etwas von dem vorhergehenden Streite verlautete, kam täglich nur Einer der jungen Leute, Nachfrage über den Zustand des Grafen zu halten und ihm ein wenig Gesellschaft zu leisten, — daß diese kleine Verschlimmerung durch den Verlauf des Heilungsprocesses, der gut von Statten zu gehen scheine, bedingt sei. Heute aber, heute — Elly schluchzte bei den Worten auf — fand ich den Verwundeten im Delirium, und die Frau sagte mir, daß er den größten Theil der Nacht so wild gerast habe, daß ihr Mann ihn kaum mit Gewalt im Bette zu halten vermocht hatte. Da besann ich mich nicht lange, der Himmel verzeihe mir den Wortbruch, dessen ich mich niemals fähig geglaubt hätte, und holte Sie. Wenn es nur nicht zu spät ist!“

Das junge Mädchen hatte bis dahin seine innere Bewegung gewaltsam beherrscht, jetzt aber machte sie sich in einem Strome von Thränen Luft. Ich hielt es für das Beste das arme Kind, das offenbar in den letzten Tagen mehr an Gemüthsbewegung durchgemacht als früher in seinem ganzen Leben, sich tüchtig ausweinen zu lassen. Meine warme Theilnahme und auch Achtung für das junge Geschöpf war während seiner Erzählung mächtig gewachsen. Es hatte im Augenblicke des Conflictes sich erprobt, und nach den Instincten seines guten Herzens gehandelt, unbekümmert um die Dogmatik der Grundsätze, die ihm beigebracht worden, und die selbst im dringendsten Sonderfalle keine Ausnahme von der allgemein giltigen Moralregel gelten lassen wollte. Als ließe sich das Leben derart systemisiren, daß sich eine Richtschnur allgemein giltig erweisen, daß das Recht nicht mitunter zum Unrecht, das Unrecht irgend ein Mal in einem Ausnahmsfalle zum Rechtthun werden könnte! Arme, gute Elly, wie so sicher fühltest Du Dich vor wenigen Tagen noch, niemals und durch nichts von einer Deiner „goldenen Lebensregeln“ verlockt werden zu können, und nun warst Du schon, eine Möglichkeit, die Du so positiv bestritten, „gezwungen worden, ein Unrecht zu thun“. Doch Dein reiner Sinn, Deine gesunde Empfindung bewahrt Dich sicher vor jedem Frevel an dem wirklichen Rechte, an jener Moral, die Gott den Menschen in's Herz geprägt, wenn auch nicht an jener, die in unerbittlicher Buchstabenstrenge Schwarz auf Weiß geschrieben steht.

Während ich derartigen Betrachtungen nachhing, und meine Begleiterin allmälig ruhiger wurde, hatten wir uns dem Hegerhäuschen genähert. Bei seinem Anblick trocknete Elly, mit bei ihrer Jugend bewundernswerther Selbstbeherrschung, ihre Thränen. Mit raschem Griff öffnete sie die Hausthüre und wir traten in das niedere kleine Häuschen, dessen Inneres sich durch tadellose Reinlichkeit auszeichnete. Aus dem Küchenraum zur Rechten kamen die beiden kleinen Mädchen hervorgetrippelt, mit leuchtenden Blicken die gütige Besucherin zu begrüßen. Mit einer freundlichen Liebkosung und ein

paar nur geflüsterten Worten legte ihnen Elly Stillschweigen auf, und wies sie die Kleinen an ihren betreffenden Spielplatz in der Küche zurück. Sodann führte sie mich links in das Schlaf- und Wohnzimmer der Hausleute, in das uns die Hegersfrau aus der anstoßenden Kammer entgegen kam. Sie berichtete, daß sie, nachdem das Fräulein dagewesen, nach dessen Geheiß die kalten Ueberschläge auf den Kopf des Kranken häufig gewechselt habe, daß er allmälig ruhiger geworden und vor Kurzem wieder zur Besinnung gelangt sei.

Wir folgten ihr in die Krankenstube. Mit der momentanen Beruhigung des Verwundeten aber war es bei meinem Anblicke sogleich zu Ende. Heftig fuhr er im Bette empor, und wild wies er mich mit einem sich überstürzenden Redestrom von sich. Mit vollster Ruhe erklärte ich ihm, daß ich ein Arzt, und als solcher eidlich verpflichtet sei, jedes mir anvertraute Geheimniß strengstens zu bewahren. Es gelang mir, dies dem fieberhaft Erregten begreiflich zu machen. Doch erst nachdem ich ihm mit Ehrenwort und Handschlag Geheimhaltung gelobt, gestattete er mir die Untersuchung der Wunde, eine ärztliche Prüfung seines Zustandes überhaupt.

Ich schob das leidenschaftliche Beharren des Grafen auf die Verheimlichung des Vorfalles zumeist auf den Kranken eigenthümlichen Eigensinn, doch erfuhr ich später, daß ihm weitaus edlere Motive zu Grunde lagen. Für Benno Kielmann wäre die Relegirung von der Universität eine Unannehmlichkeit, allein kaum mehr gewesen, für seinen Gegner und die beiden Secundanten aber, die vermögenslos, sich im Leben erst selbst eine Stellung schaffen mußten, wäre der Verlust eines Studienjahres und das Odium, das in einer amtlichen Carrière stets von derlei Studenten-Reminiscenzen hängen bleibt, ein harter Schlag, ein böses Hemniß geblieben, darum beharrte Graf Kielmann so fest und leidenschaftlich auf Verheimlichung.

Ich fand seine Wunde in Folge ungenügender Pflege neuerlich entzündet, und offenbar hatte das schon sehr erhebliche Wundfieber seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Die Verletzung an sich war eine ungefährliche, ja man hätte sie eine ziemlich unbedeutende nennen können, wäre nicht der erlittene Blutverlust ein starker gewesen, doch konnte das Wundfieber, wenn es überhand nahm, bei dem gegenwärtigen Schwächezustand des Patienten bedenklich werden. Während ich ihm mit Hilfe der Hegersfrau einen regelrechten Verband anlegte, und ihn in die möglichst günstige Lage brachte, verfiel er neuerdings in Delirium. Seine Phantasien beschäftigten sich zumeist mit dem Duellvorgang, in den sich wunderlicher Weise musikalische Reminiscenzen einflochten, und in dem auch Miß Elly Windham, als die Lichtgestalt eines Engels, eine Rolle zu spielen hatte. Wie stets, wenn ich über Land ging, hatte ich die muthmaßlich erforderlichsten Arzneimittel mit mir genommen, so

konnte ich das Nothwendigste verfügen, wenngleich ich später noch Einiges heraufsenden mußte.

Als ich aus der Krankenstube in das Wohnzimmer trat, fand ich Elly in bittend beruhigendem Tone, eifrig mit einem jungen Manne sprechen. Es war offenbar der Victor benannte „bleiche Mann“ ihrer Erzählung, denn er wandte mir ein todtbleiches verstörtes Gesicht zu, als er mich um unverhohlen wahrhaftige Auskunft über den Zustand des Kranken bat. Ich sagte ihm die volle Wahrheit und sah, wie sich in qualvoller Sorge seine Lippen krampfhaft aufeinander preßten. Er erklärte, nicht vom Krankenbette weichen zu wollen, einige milde Einwendungen Elly's mit der Versicherung erwidernd, daß er keinen Moment der Ruhe finden würde fern dem Verwundeten. Ich bedingte, daß er die Pflege nur dann übernehmen dürfe, wenn der Graf bewußtlos sei, was für die nächsten Tage vorauszusehen, daß er sich jedoch zurückziehe, wenn er zur Besinnung gelange, da jede, selbst die geringste Aufregung ängstlich vermieden werden müsse. Der junge Mann, der sich mir mit einer Art ritterlichem Tacte als der Ausfordernde im Zweikampf, Victor Berghaus, studiosus juris, vorstellte, ging auf jede Bedingung ein, wenn man ihm nur irgend Etwas bei dem Kranken zu thun und zu leisten gestatte. Er sprach knapp, mit strammer Männlichkeit, sich jeder Klage oder Gefühlsäußerung enthaltend, doch sichtlich von tiefster Seelenangst bewegt. Es war nothwendig, für die Nacht noch eine Arzenei nach dem Hegerhäuschen zu senden, doch durfte ich meinen Diener, der sonst derartige Gänge verrichtete, nicht schicken, um zu keinerlei Gerede Veranlassung zu geben. Elly, die bleich und tief bestürzt, doch mit äußerer Fassung, unserem Gespräche zugehört, erbot sich, das Mittel heraufzubringen. Allein auch sie durfte durch allzu ofte und lang andauernde Abwesenheit keine Aufmerksamkeit erregen, und so wurde ausgemacht, daß Berghaus ihr zwei Drittheile des Weges entgegenkomme, die Arzenei von ihr zu übernehmen.

Ich trat mit meiner Gefährtin den Rückweg an. Sie schritt bleich und schweigsam neben mir her. Als ich die Angst und Traurigkeit sah, die sich in ihren Zügen ausprägte und die ihr ganzes Wesen kaum minder zu beherrschen schien, als das des Ausforderers zu dem unglücklichen Kampfe davon beherrscht war, konnte ich nicht umhin zu erwägen, ob sie nur als gute Samaritanerin so warmen Antheil nehme, oder ob sie auch tiefer noch, in eigenem Empfinden davon betroffen sei? Selbst abgesehen von den romantischen Umständen und dem Mitleid, das sein Zustand erregen mußte, war Graf Kielmann ganz darnach angethan, Eindruck auf ein weibliches Gemüth hervorzubringen. Wie Elly der blonde Urtypus der Engländerin, bot seine stattliche und doch schlanke Gestalt, mit dem schönen blonden Kopfe, das Urbild des germanischen Jünglings. Dazu die,

sich selbst am Kranken verrathende vornehme Haltung, die Selbstlosigkeit in seinem Beharren auf Geheimhaltung, — kurzum es war nicht zu wundern, wenn Miß Elly's Mädchenherz, durch all' dies bewegt, in Aufruhr versetzt worden war.

Offenbar ließen sich die Gedanken der Schweigenden von dem Gegenstande, der sie so sehr beschäftigte, nicht ablenken, und mußte es ihr zur Erleichterung dienen, sich mir gegenüber aussprechen zu können, da sie mit sonst Niemand über die Sache sprechen konnte. Statt also sicherlich vergebliche Versuche anzustellen, sie anderweitig zu zerstreuen, erging ich mich über den Fall selbst, bemüht, alles Tröstliche und Beruhigende daran hervorzuheben. Der Hinweis, daß gegenwärtig ja von eigentlicher Gefahr noch gar nicht zu sprechen, daß es fraglich sei, ob dieselbe überhaupt eintreten werde, und daß überdieß dieser jugendkräftigen Natur schon immerhin ein siegreicher Strauß mit der Krankheit zuzumuthen sei, beruhigte sie etwas. Die Erleichterung, mit der Elly aufathmete, der dankbare Blick, den sie auf mich richtete, bestärkte mich noch in der Muthmaßung, daß der Verwundete einen tieferen Eindruck, als den des Mitleids nur, auf sie hervorgebracht. Im Verlauf des Gespräches frug ich:

„Sie wissen nicht, was Veranlassung zu dem Streite gegeben?“

„Doch, Richard Wagner.“

Die junge Engländerin sprach den verhaßten Namen nicht mit jenem Abscheu aus, den sie sonst dabei ostentativ an den Tag zu legen liebte. Ich fuhr zu fragen fort:

„Also zählt auch der Graf zu jenen Wagner-Fanatikern, die Sie so unbarmherzig verurtheilen?“

„Nein, er war es eben, der bei dem großen rheinischen Musikfeste in geringschätziger Weise von Wagner sprach, und es als — eine Unverschämtheit bezeichnete, den armen Hörern nach Beethoven, Bach und Haydn Zukunftsmusik anzuthun.“

Also auch eine musikalische Affinietät mit dem interessanten Verwundeten! Trotz meiner eigenen Verehrung für den Meister konnte ich doch das Ausfechten der musikalischen Frage mit dem Degen unmöglich gutheißen, und unwillkürlich entfuhr es mir:

„Und dieser Thor, der Berghaus, hat ihn darum gefordert? Diese jungen Leute wissen in ihrem Uebermuthe wahrlich nicht, was sie thun und lassen sollen!“

Elly's Gesicht röthete sich hoch und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Offenbar empfand sie den Leichtsinnsfrevel, durch den des Grafen Leben auf's Spiel gesetzt worden, erschütternd tief, denn selbst ihre schlanke Gestalt erzitterte, und obwohl sie dagegen ankämpfte, brach sie neuerlich in Schluchzen aus.

Nun, nun, es stand ja so schlimm nicht um Benno Kielmann, und wer weiß, was sich dann noch entwickelte.

Die Kielmann's, ein altes Geschlecht, waren am Rhein begütert, und vielleicht hauste die blonde Elly, von ihrer unerbittlichen Strenge gegen Uebelthäter im Allgemeinen, im Insbesonderen gegen Duellanten, geheilt, in Zukunft einmal als Schloßfrau am Gestade des Flusses, manchem der Vorüberfahrenden wohl kaum minder reizend dünkend als die Loreley selber. Wenn man aufgehört hat goldene Luftschlösser für sich selber zu bauen, pflegt man diese phantastische Architektur für Andere zu üben, und selbst im Kopfe eines alten Junggesellen, vorausgesetzt, daß er ein Deutscher ist, bleibt immer noch eine kleine Heimstätte für Romantik über.

Von Neuem gelang es mir, Elly's Angsterregung ein wenig zu beruhigen; dennoch schien sie mir schwer bedrückt, und mein Schelten über den Unsinn des so nichtigen Zweikampfes veranlaßte sie nicht zu jener lebhaften Zustimmung, die ich erwartet hatte. Das arme Kind war offenbar zu tief betrübt um den Triumph zu genießen, nun mich, der ich so häufig ihr Gegner gewesen war, ihr eigenes Evangelium predigen zu hören. Der erste Schmerz, den es erfahren, stimmte es zur Milde. Als ich die frevelhafte Thorheit des jungen Mannes scharf verurtheilte, fand sie sogar eine Art Entschuldigung, indem sie etwas von der „unglaublichen Verblendung überschäumender jugendlicher Begeisterung“ murmelte. Ehe wir uns vor dem Waldesrande trennten, ertheilte ich Elly noch einige, Berghaus mitzutheilende Weisungen, mit dem Versprechen, ihr die Arznei in unmerkbarer Weise auf der Promenade zuzumitteln. Ihre Wangen rötheten sich hoch und tiefbeklommen seufzte sie:

„Wenn ich mindestens vor Mama nicht heimlich thun müßte?“

„Und können Sie sich nicht entschließen ihr mitzutheilen —“

„Wie könnte ich? Ich habe mein Wort gegeben. Ihnen gegenüber konnte ich's brechen — es war nothwendig um seinet — — um des Kranken willen.“

„Hier aber empfinden Sie die Nothwendigkeit, Ihrer Mutter gegenüber aufrichtig zu sein.“

„Das Geheimniß ist — nicht — das meine, ich habe kein Recht es zu verletzen, um mir eine Erleichterung zu verschaffen.“

„Doch würde dieser Verrath keinerlei Schaden herbeiführen,“ fuhr ich in meiner Versucherrolle fort.

„Das Worthalten hängt doch nicht von Vortheilsgründen für die eigene Nützlichkeit ab,“ meinte das loyale Mädchen, und fuhr fort: „Gewiß, Doctor, können Sie das nicht ernstlich meinen? Sie würden doch sicherlich niemals in diesem Sinne handeln.“

„Ich bin ein Mann, Sie aber sind ein zartes Mädchen, dem nicht zu viel aufgelastet werden darf.“

„Ei, Recht bleibt doch Recht für Jeden, wie Unrecht für Jeden Unrecht bleibt.“

„Immer, Miß Elly?“ konnte ich nicht umhin zu fragen.

Mit einer Bewegung, als empfände sie einen heftigen Schmerz, wandte sich Elly rasch von mir, nach flüchtigem Gruß in's Thal hinabzueilen.

Einem geradsinnigen Wesen, wie sie es war, mußte das heimliche Thun vor der Mutter peinlich fallen, wenngleich nicht so schwer, wie einem jungen Mädchen, das in steter Gemeinschaft mit derselben aufgewachsen. Das Verhältniß zwischen Elly und ihrer Mutter war ein liebevolles und zärtliches, allein dadurch, daß sie so lange von ihr getrennt gewesen, und erst als Erwachsene mit ihr zu leben begonnen, hatte sich nicht jenes in's Detail gehende Mittheilungsbedürfniß zwischen ihnen entwickelt, wie es zwischen zärtlichen Eltern und Kindern besteht, deren Existenz eine durchaus gemeinschaftliche gewesen. Sie lebten füreinander, wenn auch nicht eigentlich ganz miteinander. An dem Reich der Erinnerungen, in dem Mistreß Windham, wie alle älteren Frauen, mehr noch lebte, als in der Gegenwart, hatte ihre Tochter keinen Antheil, so wenig wie sie selbst solchen an dem Kinderleben Elly's hatte. Daraus ergab es sich von selbst, daß die beiden Frauen bei aller Herzlichkeit der Zuneigung doch innerlich ein gesondertes Dasein führten, und Elly nach Art der Engländerinnen überhaupt sich unabhängiger bewegte, als es bei uns üblich ist. Dies erleichterte ihr in Einigem die ihr jetzt auferlegte, so peinliche Heimlichkeit, wenngleich sie dieselbe wohl moralisch tiefer empfand, als sie andere, flüchtigere Altersgenossinnen empfunden haben würden.

Nun kamen einige schwere Tage. Wie ich es erwartet, hatte das Wundfieber noch beträchtlich zugenommen, und Kielmann schwebte durch mehr als 24 Stunden in höchst bedrohlicher Weise in Lebensgefahr. Victor Berghaus wich nicht von seiner Seite, und erwies sich bei aller Erregung der Verzweiflung doch kaltblütig umsichtig, und sinnig geschickter, als es junge Männer, und namentlich Juristen in allem praktischen Thun zu sein pflegen. Die Entscheidung im Los des Kranken wurde jedenfalls auch zur Entscheidung für die Zukunft seines Gegners, den erlag der Graf, so war Victor Berghaus zweifellos ein gebrochener Mann für alle Zeiten.

Ich stattete meine Besuche im Hegerhäuschen früh Morgens und Abends ab, und Elly hatte mir am Mittag Nachricht zu bringen über den Verlauf des Vormittags. Sie schien um nichts minder verzweiflungsvoll als der junge Mann, der das Unheil verschuldet hatte, doch mußte ich die Tapferkeit bewundern, mit der sie sich beherrschte und äußerlich die Fassung bewahrte. Ihr inniges Gottvertrauen und die große Herzenserleichterung

und Sinneserhebung des Gebetes mochte sie stützen in einer Lage, deren Sorge und Weh ihre junge Kraft nicht gewachsen schien. So viel aber konnte mein in Beobachtung wohlgeübtes Auge ersehen, daß es sich nicht allein um Mitleid und Erbarmen handle, sondern daß das arme Kind im tiefsten Herzensgrunde getroffen wäre, wenn Benno Kielmann aus dem Leben schiede. Welches Verhängniß, wenn sein Tod zugleich ihr Glück vernichten sollte, denn ich kannte Elly's tief angelegte Natur genugsam, um zu wissen, daß sie trotz aller Jugend über solchen Schmerz nicht hinauskommen und ihrer ersten Liebe treu bleiben würde, umsomehr, wenn sie einem Todten galt.

Als des Grafen Zustand am bedrohlichsten war, wachte ich die Nacht bei ihm. Gegen Morgen brach sich die Gewalt des Fiebers und ich durfte hoffen, die Krise sei eingetreten. Wenn kein böser Zwischenfall kam, mußte das Fieber nun verebben und der Schwächezustand, so arg er auch sein mochte, war dann bei der Jugend und dem gesunden Organismus des Grafen leicht und relativ bald zu beheben. Als ich dies gegen Victor Berghaus aussprach, der in Herzensangst und aufregender Pflege kaum minder gespensterhaft aussah als der Kranke selbst, flüsterte er, sein Gesicht in den Händen bergend, im innigsten Herzenston:

„Gott sei Dank, kein Mörder!“

Eben ging die Sonne auf, als ich mich auf den Heimweg machte, entschlossen, die paar Stunden kurzer Rast, die mir übrig blieb, noch abzubrechen, um Elly so bald nur möglich mitzutheilen, daß der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Leben erhalten bleiben würde. Da, kaum ein paar Tausend Schritte vom Hegerhäuschen nur entfernt, kam sie mir schon entgegen, einer verzweiflungsvoll ruhelosen Geistererscheinung ähnlich. Sie sprach kein Wort, allein ihr Blick hing, wie mit der Frage auf Tod oder Leben für sich selbst, an meinem Gesichte. Als ich ihr mittheilte, daß der Graf als nahezu außer Gefahr zu betrachten sei, faltete sie stumm die Hände über der Brust, auf die ihr Köpfchen niedersank. Welch' inniges Dankgebet mochte nun gegen Himmel steigen!

Elly ging nicht nach dem Hegerhause weiter, sondern wandte ihre Schritte und ging neben mir her. Sie sprach nichts und ich ehrte ihr Schweigen. Was jetzt in dieser jungen Seele vor sich ging, das vollzog sich am besten ungestört. Sie selbst empfand dies, denn als wir uns dem Rande des Waldes näherten, nahm sie Abschied von mir, „ein wenig noch allein zu bleiben“.

Als ich Elly etliche Stunden später mit ihrer Mutter auf der Promenade wieder sah, lag ein Schimmer stiller Verklärung auf ihren Zügen. Die Tage vorher war ihr bedrücktes trauriges Wesen, ihre Herabstimmung in der Conversation, dem Bekanntenkreise und namentlich dem Assessor aufgefallen.

Von dem Arztrechte: zu gutem Zweck gelegentlich ein wenig zu lügen, Gebrauch machend, hatte ich die blasse Gesichtsfarbe des Mädchens dazu benützt, allen Bemerkungen über eine Veränderung an Elly mit meiner Klage über die unvermeidliche Bleichsucht bei allen modernen jungen Mädchen zu beantworten. Merkwürdiger Weise war sie die ganze Zeit über gegen den Assessor freundlicher gewesen, als gegen die übrigen Herren, die sich ihr genähert. Der arme Blenheim war verliebter als je und ich hegte die Muthmaßung, daß dieses Leiden an ihm stets acuter Natur, aber sich häufig wiederholend sei; er schwur mir, daß er zum ersten Mal im Leben wirklich liebe, und daß in der schönen Engländerin Hand das Wohl und Wehe seiner Zukunft liege. Ihre Freundlichkeit mußte seine Hoffnungen ermuthigen, und obwohl sie über das conventionelle Maß nicht hinausging, erregte sie doch auch im Vergleich zu dem kühleren Verhalten des Mädchens gegen die Andern, mehrfach Aufmerksamkeit. Wie es nun an Badeorten, in denen der Müßiggang zur Pflicht wird, stets der Fall zu sein pflegt, wurde diese Bevorzugung des Assessors bald in immer weiteren Kreisen besprochen und sanguinische Gemüther knüpften daran die Hoffnung einer bevorstehenden Verlobung. Ein paar besonders Gelangweilte planten sogar schon vorsichtig ein Ständchen für die präsumtive Braut, und die jungen Mädchen ventilirten ernsthaft die Frage, ob es nicht eine Pflicht der Curgäste, wo nicht gar der Curverwaltung selbst werden würde, dem Brautpaar zu Ehren einen Ball zu arrangiren? Zarte Anspielungen, die an den Ohren der ahnungslosen Damen Windham unverstanden abglitten, erregten im Assessor die stolzesten Glückserwartungen. Ich wußte nur zu gut, wie unbegründet seine Hoffnungen seien, befand mich jedoch nicht in der Lage, seine Illusionen zu zerstören und ihn vor einer Enttäuschung zu bewahren. Das Motiv, das Elly zu dieser Bevorzugung bewegte, konnte ich mir ganz wohl erklären. Sie war von ihrem, wie sie gemeint hatte, unerschütterlichen Grundsatze abgewichen und fühlte sich nun nicht mehr berechtigt, einem Manne, der sich des gleichen Vergehens schuldig gemacht wie jener, dem sie ihr Herz geschenkt, mit strafender Abweisung zu begegnen; darum wohl hatte sich das feinsinnige, zartfühlende Mädchen den erst so trotzig Gemiedenen vorstellen lassen und nun, während der Graf in Gefahr geschwebt, hatte sie für den jungen Mann, der gleich ihm das Opfer einer Herausforderung geworden, sogar eine gewisse Mitleidssympathie empfunden und unbewußt in ihrem Benehmen ausgeprägt. Von der Wirkung dieser Freundlichkeit besaß sie auch nicht die leiseste Ahnung.

Auch jetzt trat, was ich vorausgesehen, ein. Die Macht des Fiebers war gebrochen, es nahm rasch ab und es galt nun einzig, den Patienten vor irgend welchen Rückfall zu bewahren und durch vorsichtig beigebrachte stärkende Nahrung baldmöglichst wieder seinen Kräftestand zu heben. Dazu aber

benöthigte ich wieder Elly's. Ich hatte einen schweren Patienten in der Rauenthal diametral entgegengesetzten Richtung und mußte ihm so viel Zeit und Aufmerksamkeit als nur möglich widmen, und so meine Besuche im Hegerhäuschen auf das Nothwendigste beschränken. Andererseits mußte ich über den Zustand des Grafen auf dem Laufenden erhalten werden und ihn zugleich mit kräftiger kalter Küche und trefflichem alten Rheinwein versehen. Vorsicht war dringender geboten als je, denn es hatten in Bonn doch unbestimmte Gerüchte über einen Zweikampf zwischen den beiden jungen Leuten verlautet, und es wäre bedauerlich gewesen, wenn nun, da alle Noth und Gefahr unter erschwerender Geheimhaltung überstanden war, unnöthiger Weise die bösen Folgen des Duells heraufbeschworen worden wären. Dies hintanzuhalten, mußten Berghaus und die Secundanten nun in Bonn verbleiben und nur an Sonn- und Feiertagen, deren letztere es ja am Rhein noch genug gibt, konnten sie sich einen vorsichtigen Ausflug nach Rauenthal und dem Hegerhäuschen gönnen. Um so mehr bedurfte ich der Hilfe Elly's und für sie bestand daher die Pein des Geheimthuens fort.

Nun aber, von Angst und Sorge minder bedrückt, fand sie auch einen erleichternden Ausweg. Als ich eines Tages bei Mrs. Windham zu Besuch war, trat sie bleich aber entschlossen auf ihre Mutter zu und sagte:

„Mama, ich thue nun längere Zeit schon heimliche Dinge, von denen Du nichts weißt und muß dies eine Weile noch fortsetzen. Doctor Braun weiß darum und er würde es sicher nicht dulden, wenn er mich auf schlechtem Wege glaubte. Bitte, liebe Mama, verzeihe mir und laß' mich noch weiter schalten, ich habe mein Wort gegeben, zu schweigen."

Es ist eine oft wiederholte Beobachtung, daß Niemand weniger sieht, als die Nächststehenden, und so hatte Mrs. Windham, die überdies durch ihr nervöses Leiden viel mit sich selbst beschäftigt war, nichts von der Veränderung an der Tochter bemerkt, die allen Anderen aufgefallen war. Sie blickte jetzt betroffen und forschend zu ihr auf, allein der schöne, reine Ausdruck in Elly's Gesicht mochte sie mehr noch beruhigen, als meine Versicherung, daß des Mädchens Thun ein edles sei, und mit jenem Vertrauen, das englische Mütter in ihre Töchter zu setzen pflegen, erwiderte sie:

„Es thut mir leid, mein Kind, nicht Alles, das Dich bekümmert, mit Dir theilen zu können; allein ich glaube sicher sein zu können, daß Du nichts thust, dessen Du Dich zu schämen hättest und Dein Wort mußt Du halten."

Ich freute mich, daß Mrs. Windham mein Zeugniß so wenig nur beachtete, und an dem ehrlichen Gesichte ihres reinherzigen Töchterleins volles Genügen fand. Zugleich aber fiel mir in potenzirter Form ein vielfach schon beobachteter nationaler Zug auf. Einerseits die weitaus größere Freiheit

englischer junger Mädchen und die ruhige Sicherheit, mit welcher britische Mütter diese Freiheit gewähren, und andererseits jener große unerschütterliche Respect vor dem gegebenen Worte. Unter hundert deutschen Frauen würden wohl neunundneunzig nicht gesagt haben: „Dein Wort mußt Du halten", sondern sicherlich ganz im Gegentheil: „Du darfst kein Geheimniß vor mir haben", unbekümmert darum, ob das Geheimniß der Tochter ein eigenes oder nur ein anvertrautes sei. Es fiel mir dabei eine Bemerkung Buckle's ein, der aufstellt, daß sich die Freiheit, deren sich ein Volk erfreut, und der Gesetzlichkeitssinn, den es bethätigt, im verkleinerten Maße ganz genau im Familienleben reproducire, eine Behauptung, die durch Beobachtung nur Bestätigung finden kann.

Ich hatte früher schon vorgehabt, Elly ihrer Mutter gegenüber von dem drückenden Bann der Geheimhaltung zu befreien durch die Bitte an den nun schon wieder klarer Ueberlegung fähigen Grafen Kielmann, ihr die sicherlich ganz ungefährliche Mittheilung zu gestatten, war aber meines schweren Patienten willen ein paar Tage lang nicht nach dem Hegerhäuschen gekommen. Bei meinem nächsten Besuche holte ich das Versäumte nach und selbstverständlich ging der Reconvalescent bereitwilligst auf mein Verlangen ein. Wie gern hätte er sicherlich weit mehr für Elly gethan und sich ihretwillen auch unbedenklich einer persönlichen Gefahr ausgesetzt, denn sichtlich erschien sie ihm nun im Wachen ganz eben so sehr als engelhafte Lichtgestalt, wie ehedem im Delirium. Doch enthielt er sich mit jenem feinen Tacte, der guten und wohlerzogenen Menschen eigen ist, in seiner abnormen Situation auch der leisesten Andeutung seiner Empfindung, so daß Elly's Unbefangenheit nicht gestört, ihre mädchenhafte Schüchternheit nicht heraufbeschworen wurde. Was sie empfand? Mit warmem Eifer that sie, was nur möglich war für den Reconvalescenten, und gar manche halbe Stunde zauberte sie ihm in holdester Weise hinweg, indem sie ihm aus ihren Lieblingsdichtern Longfellow und Felicia Hemans, vorlas und sich innig darüber freute, ihn für sie zu begeistern.

So aber war die Situation auf die Dauer nicht haltbar. Benno Kielmann konnte nicht verschollen bleiben, bedurfte aber noch gar sehr pedantisch geordneter Lebensweise und rationeller Pflege. Auch hätte der Gebrauch eben unserer Bäder sich für seinen Zustand vorzüglich geeignet, doch sollte er nicht als ein Curbedürftiger erscheinen. Da fand sich ein glücklicher Ausweg. Seine verwitwete Mutter hatte sich während der Katastrophe auf Reisen befunden, und von der Verwundung erst erfahren, als er schon außer Gefahr und auf bestem Wege der Reconvalescenz war. Es hatte Mühe gekostet, sie dem einzigen Kinde fernzuhalten, als sie davon erfuhr, doch hatte Benno, der nun schon selbst schreiben konnte, sie durch Bitten und Beschwörungen aller Art

dazu zu bewegen vermocht. Nun aber, da er die überstandene Krankheit äußerlich durch nichts mehr in auffälliger Weise verrieth, verfiel ich auf ein Auskunftsmittel.

Die Gräfin sollte Schlangenbad, wie zu eigenem Curgebrauch, besuchen und ihr Sohn ihr wenige Tage später, angeblich von einem erkrankten Verwandten kommend, folgen. Da einstweilen der Sommersemester sein Ende erreicht, konnte es nicht auffallen, daß der Graf nicht nach Bonn und der Universität zurückkehre. Mein Vorschlag wurde von allen Seiten mit Freuden aufgenommen und so rasch nur irgend möglich ausgeführt.

Eines Tages erschien Gräfin Kielmann, während die Curcapelle spielte, auf der Promenade, und obwohl die stattliche blühende Erscheinung der immer noch schönen Frau auf keinerlei Kränklichkeit wies, war sie doch eifrig beflissen, sich für die nächste Morgenstunde schon ihr Bad zu sichern. Ich hatte die Dame sogleich nach ihrer Ankunft in ihrer Wohnung aufgesucht und war von ihr mit großer Wärme und überschwänglichen Danksagungen empfangen worden. Sie hatte auch von Miß Windham, als von dem offenbar durch die Vorsehung ihrem Benno gesendeten Schutzengel gesprochen und mich gebeten, sie in unauffälliger Weise, sobald nur möglich, mit den beiden Engländerinnen bekannt zu machen. Dies ließ sich gar leicht bewerkstelligen; ich ging ein paar Mal an Seite der Gräfin auf und ab, blieb wie unvermerkt im Plaudern vor den Damen Windham stehen und entschuldigte mich sodann, sie nicht sogleich bemerkt und gegrüßt zu haben. Die Gräfin behauptete, laut genug, daß es Vorübergehende hören konnten, an meinem Versehen mitschuldig zu sein und daran knüpfte sich ganz von selbst die nothwendige Vorstellung und die Engländerinnen schlossen sich uns auf unserem kleinen Spaziergange an. Sobald wir, um eine Ecke biegend, in den Wald getreten waren, fiel die Gräfin Elly um den Hals, ihr unter strömenden Thränen für die Rettung ihres Sohnes zu danken. Elly mußte ihr den Vorgang und seinen weiteren Verlauf erzählen und immer wieder wurde sie von der dankbaren Mutter unterbrochen, die es nicht müde wurde, zu weinen, zu danken, zu küssen.

Ich konnte kurze Zeit nur bei den Damen verweilen, als ich aber am Abende wieder bei der Gräfin vorsprach, fand ich sie ganz entzückt von Elly's Schönheit und Liebenswürdigkeit und auch sehr angemuthet durch die „Ladylike-Erscheinung" der Mrs. Windham. Benno's Mutter lebte offenbar ganz und gar in dem Sohne, den sie geradezu anbetete und für den vollkommensten jungen Mann hielt, den die Erde jemals getragen; der Schwerpunkt der guten Dame lag sichtlich im Gemüthe, sie war zur Exaltation und Sentimentalität geneigt und stets bereit, ihren Empfindungen in vollster Breite Ausdruck zu geben. Die echte Vornehmheit ihrer Haltung und großer

Takt benahm dieser Gefühlsseligkeit alles, was ihre Aeußerungen geschmacklos erscheinen lassen konnte.

Auch die Gräfin hatte einen gar günstigen Eindruck auf die Engländerinnen hervorgebracht. Mrs. Windham besaß, wie alle Engländerinnen, viel Sinn für hohen Geburtsadel und das ausgeprägt aristokratische Wesen der Gräfin im Verein mit ihrer Mütterlichkeit gewann ihr Herz, so weit dies bei ihrem zwar freundlichen, doch indolenten Wesen der Fall sein konnte. Auf Elly aber schien der Eindruck, den die Dame machte, ein noch weit mächtigerer zu sein, und dieß bestätigte meine Muthmaßung, daß des jungen Grafen Liebe, von der seine Mutter vorläufig noch nichts zu wissen schien, erwidert werde. Wenn die Gräfin immer wieder darauf zurückkam, was sie nachträglich noch über die Gefahr des Sohnes empfunden habe, pflegten Elly's feingerundete Wangen zu erbleichen und mit der Erfindungsgabe des Herzens wußte sie der nachträglich noch Jammernden irgend eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen oder ein paar zärtliche Worte zu sagen, um ihr Entschädigung zu bieten für das Erlittene. Heftige Ausbrüche des Unwillens und der Verdammung über Victor Berghaus, welche die Mutter Benno's sich dann selten versagte, hörte Elly schweigend an. Wie sehr sie auch die Empörung über eine so „muthwillige Herausforderung“ theilen mochte und ihren im Allgemeinen weitaus strengeren Ansichten nach theilen mußte, konnte sie doch nicht Oel in die Flammen gießen.

„Leid gebiert Mitleid,“ sagt ein altes Sprich- und Wahrwort. Seit Elly selbst Schmerz erfahren, hatte sie gar viel von der Unduldsamkeit jugendlicher Herbheit verloren. Ich kam dabei insofern zu Schaden, als es mir nicht mehr recht gelingen wollte, die in kleinen Wortgefechten tiefgehenden Discussionen heraufzubeschwören, die mich früher so oft ergötzt hatten. Vergeblich waren da zumeist meine Bemühungen.

Eines Tages bemerkte ich:

„Sehen Sie jenen Herrn dort? Er ist ein russischer General, der in seinem Loyalitätseifer Gräßliches verschuldet hat. Während des letzten Aufstandes in Polen war er Militärgouverneur eines insurgirten Districts. Es wurde ihm eine polnische Adelsfamilie als vorzüglich betheiligt am Aufstande denuncirt und ohne die Beweiskraft der Denunciation näher zu untersuchen, ließ er das Oberhaupt der Familie und dessen drei Söhne erschießen. Bald nachdem die Execution vollzogen, stellte es sich heraus, daß die Unglücklichen einer Privatrache zum Opfer gefallen. Der General — —“

„Gütiger Himmel, was muß der Mann gelitten haben!“ rief Elly, die bis in die Lippen bleich geworden war.

„Welch' frevelhafter Leichtsinn, welch' gewissenlose Rohheit! Da hört das Erbarmen auf, Miß Elly.“

„Ach, kann es ein größeres Unglück geben als Unrecht thun? Nie wieder Gutzumachendes verschuldet zu haben? Gott sei Dank, Gott sei Dank, davor bewahrt worden zu sein. Dieser Unglückliche kann ja keinen ruhigen Augenblick mehr haben, für ihn beginnen die Höllenqualen schon auf Erden."

„Als etwas davon mag er es freilich empfunden haben, seiner einflußreichen Stellung enthoben und pensionirt worden zu sein, obwohl er sich mehr als einen Märtyrer seiner Zarentreue denn als ein noch lange nicht genug Gestrafter betrachtet. Es ist ganz merkwürdig, zu welcher Sophistik, ja zu welcher Verdrehung aller Thatsachen das Bedürfniß der Selbstvertheidigung führt, — — aber, Miß Elly, Sie sind zerstreut — — Sie hören mich gar nicht."

„Entschuldigen Sie, Doctor Braun! Diese merkwürdige Stelle im „Walkürenritt" hat mich ganz in Anspruch genommen. Ich glaube wirklich, Sie haben Recht, wenn man den Wagner'schen Compositionen auf den Grund kommt, unterliegt man einem eigenen Zauber. Es liegt eine wunderbare Gewalt in diesem Zug und Schwung."

Ich blickte verwundert zu Miß Elly auf. War das ein Scherz? Wollte Sie mich necken oder nur dem Gespräche eine andere Wendung geben? Selbst ein erfahrener alter Arzt bleibt immer nur ein Novize der Menschenkenntniß, ganz besonders, wenn er das Vergnügen hat, einem schönen jungen Mädchen gegenüberzustehen. Doch war es Miß Elly sichtlich Ernst, denn ihre Wangen rötheten sich höher und ihre Augen leuchteten, als sie nun, wie es schien, mich und die ganze Umgebung vergessend, mit der kleinen Hand den Tact schlug zu dem einst so viel geschmähten „Walkürenritt". Im Grunde freute es mich doch, Recht behalten zu haben mit der Ueberzeugung, daß jeder tiefer angelegte ernstere Mensch schließlich von Wagner bekehrt und sein begeisterter Anhänger werden müsse. Da zeigte es sich nun wieder an diesem jungen Mädchen, das ehrlich genug war nicht rechthaberisch sein zu wollen, besserer Erkenntniß gegenüber! Aber wahrlich, mit Miß Elly's moralischer und musikalischer Orthodoxie stand es schlimm.

Da Gräfin Kielmann beinahe stets in Gesellschaft der Damen Windham gesehen worden war, erregte es kein Aufsehen, als Graf Benno, beinahe eine Woche später über Wiesbaden zum Besuche seiner Mutter eintreffend, sich der Gruppe anschloß. Erregte es auch kein Aufsehen, so doch vielfaches Mißfallen. Der junge Graf legte seine Bewunderung für Elly nun unverhohlen an den Tag, und dies erweckte vor Allem den Grimm des Assessors, der sich in den schönsten Hoffnungen gewiegt hatte und durch das plötzliche Erscheinen eines gräflichen Rivalen arg außer Fassung gebracht wurde. Elly's freundliches, ja warmes Wesen gegen den jungen Grafen mochte all' Jenen

sehr überraschend erscheinen, die von dem früheren Verkehr der jungen Leute nichts gewußt, und es war wohl begreiflich, daß es auf den armen Blenheim, über den die Sonne ihrer Gunst nie so warm geleuchtet, beinahe erbitternd wirkte. War es ihm ein Trost, seine Entrüstung getheilt zu sehen, so wurde ihm diese Tröstung in reichlichem Maße. Beinahe sämmtliche Damen in Schlangenbad waren sittlicher Entrüstung voll über die „unerhörte Koketterie" dieser jungen Engländerin, die sich erst so sittenstreng und fromm gegeben. Schlangenbad pflegt mit wenigem Herrenbesuch nur gesegnet zu sein, und nun wurde dieser junge Graf — im Aeußern eine glückliche Mischung von Apoll und Herkules — von diesem englischen Backfisch beinahe monopolisirt! Den Assessor hatte man der jungen Fremden gegönnt, ein Reichsgraf aber, der alle anderen schön- und hochgebornen Curgäste übersah, um einzig ihr seine Huldigungen darzubringen, das war unerhört, unerträglich! Doch pflegen derart beleidigte Damen meist weit weniger dem Uebelthäter selbst, als die Ursache seiner Uebelthaten mit ihrem Zorn heimzusuchen und die arme Elly, die zu Beginn der Saison ein Liebling der Badegesellschaft geschienen, wurde nun mit unverdienter Härte beurtheilt und verurtheilt. Zum Glück bemerkte sie nichts davon. Uebrigens blieb man trotz des Verdictes, das hinter ihrem Rücken gefällt wurde, eben so freundlich gegen sie, wie man es ehedem gewesen. Aufrichtigkeit ist ja keines der Gesellschaftsgebote! Ein Paar ganz junge Mädchen allein unter den Damen blieben ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit für die schöne Engländerin getreu. Sie verlangten von ihr nur, allerdings unhörbar, daß sie sich für einen oder den andern ihrer Verehrer entscheide, damit der für ihre Verlobung projectirte Ball doch zu Stande komme.

Es war für die beiden Familien eine hübsche Zeit. Der bewegte, gemüthswarm angehauchte und doch strikte in den Formen freundschaftlicher Beziehungen nur gehaltene Verkehr der jungen Leute verbreitete etwas Verklärendes über das Alltagsgetriebe des Curlebens. Benno Kielmann war ein trefflicher und zärtlicher Sohn, wurde aber als solcher noch über Verdienst geschätzt und gepriesen. Noch fehlte es ihm an Kraft zu weiteren Spaziergängen und Ausflügen, und er war daher stets an der Seite seiner Mutter zu sehen, was von seinen Bewunderinnen jedoch einzig als kindliche Liebe nur aufgefaßt wurde. Ueberhaupt bedurfte er noch vieler Schonung und mancher Pflege. Da er sich höchst ungeduldig darnach sehnte, wieder als gesunder Mann über sich verfügen zu können, jede nervöse Aufregung zu vermeiden war, und die Mutter ihn durch übertriebene Aengstlichkeit liebevoll quälte, galt es für Zerstreuung zu sorgen. Die Lesestunden, die ihm im Hegerhäuschen so großen Genuß geboten, wurden daher unter dem Vorwand, daß sie der Gräfin gälten, wieder aufgenommen und Elly las ihre englischen und deutschen Lieblingsautoren vor. Für Benno war dies ein Doppelgenuß: während er ihrer

biegsamen, begeistert modulirenden Stimme lauschte, konnte er seine Augen zugleich an der Schönheit seiner Geliebten letzen, und wenn er sich schließlich in Enthusiasmus über die Dichtung ergoß, so geschah es in Allgemeinbemerkungen, die ahnen ließen, daß er nur den großen Umriß des Ganzen erfaßt, und nebenher noch an Anderes, seinem Herzen näher Liegendes gedacht. Seine große Sehnsucht und Ungeduld, möglichst bald wieder in der Vollkraft seiner Jugend zu stehen, mochte hauptsächlich dadurch hervorgerufen werden, daß er sich dann erst Elly erklären wollte und bis dahin als echter Gentleman seinen Gefühlen nur verhohlen Ausdruck geben mochte. Allein eben diese brennende Ungeduld erregte ihn in einem Grade, welcher seine vollständige Herstellung wesentlich verzögerte. In der gegebenen Situation mußte sich der Verkehr mit den englischen Damen auf wenige Stunden im Tage nur erstrecken und die übrige Zeit wurde dem jungen Manne, der noch nicht lange lesen konnte ohne Schwindel zu bekommen, recht bedrückend. Eine eifrige Correspondenz mit Victor schien ihn am Angenehmsten zu beschäftigen. Die beiden jungen Leute hatten sich, wie dies bei studentischen Duellgegnern häufig der Fall ist, eng befreundet. Die sorgsame Pflege, die Berghaus dem Grafen hatte angedeihen lassen, seine warmherzig reinigen Ergüsse und der rege Gedankenaustausch, der sich bei seinen späteren heimlichen Besuchen zwischen den Beiden ergeben, hatte sie einander näher gebracht. Benno wußte gar wohl, daß seine so ernste Verwundung keine beabsichtigte, sondern durch einen unglücklichen Zufall hervorgerufen worden war, und hätte sicher dem siegreichen Gegner — der in seiner Verzweiflung zum mindesten eben so viel gelitten wie er selbst — keinen Groll nachgetragen, auch wenn der Unglücksfall nicht eine Wendung genommen hätte, die ihm das schönste Glück verhieß. So aber wurde die Ueberschwänglichkeit jugendlicher Freundschaft zwischen den Comilitonen nur noch erhöht durch die Erinnerung an das junge Mädchen, das den Beiden in der Stunde der Noth zur rettenden Erscheinung geworden. Doch erwähnten sie seltsamer Weise in ihrem Briefwechsel Elly nur flüchtig.

Graf Benno hätte den Freund gern zu sich auf Besuch nach Schlangenbad gebeten, allein seine Mutter behauptete, den Anblick des Mannes, der das Leben ihres Lieblings so muthwillig gefährdet habe, nicht ertragen zu können. Als jedoch die nervöse Aufregung Benno's zunahm, gelang es mir, die Gräfin zur Sanctionirung dieser Einladung zu bewegen. Victor Berghaus war im gegenwärtigen Augenblicke ein weitaus geeigneterer Gefährte für den Grafen, als jeder Andere seiner jungen Freunde. Mit ihm allein konnte er von den so mächtig in sein Leben eingreifenden Vorgängen der letzten Zeit sprechen, von welchen er so ganz erfüllt war, daß ein sie Umgehen ihm steten Kampf gekostet hätte.

An dem Tag, an welchem Victor erwartet wurde, herrschte mannigfache Aufregung in dem kleinen Kreise. Die Gräfin, die bei aller blühenden Körperfülle nicht eben sonderlich nervenstark war, hatte sich zu einer seltsamen Stimmung exaltirt. Sie war entschlossen, dem „möglichen Mörder" ihres Sohnes — wie sie den Ausforderer Benno's nannte — um des Letzteren willen zu verzeihen und rüstete sich, ihn mit höchst unbequemem Pathos zu empfangen. Graf Benno war freudig erregt in der Erwartung, wie er sich ausdrückte, „all' seine Liebsten beisammen zu sehen". Auch Elly hatte ihre gewöhnliche Unbefangenheit verloren; sie mochte etwas den Empfindungen der Gräfin Aehnliches fühlen, wenn es sich auch in der Beider Naturen entsprechenden entgegengesetzten Weise äußerte. War Gräfin Kielmann so heftig erregt, daß sie mit brennenden Wangen und blitzenden Augen beinahe fortwährend sprach, so war Elly dagegen bleicher und stiller, gehaltener und verschlossener als seit Langem. Es lag wieder wie ein Anflug der alten Herbheit über ihr.

Dinge, zu welchen man große Vorbereitungen trifft, verlaufen zumeist weit einfacher, als man es erwartet hat. Auf meinen Wunsch empfing der Graf seinen Freund zu Hause und in Gegenwart seiner Mutter.

Mit jugendlicher Hast betrat Victor das Zimmer. Angstvoll flog sein Blick Benno zu, und als er ihn, den er zuletzt recht bleich und schattenhaft gesehen, nun um so viel stattlicher und lebensvoller sah, schloß er ihn mit dem Rufe: „Gott sei Dank!" in die Arme.

Daß diese Worte aus tiefstem Herzensgrunde kamen, das verrieth ihr Klang unverkennbar, und sieh' da, sie bahnten ihrem Sprecher den Weg in das grollende Herz der Gräfin. Als sich Berghaus mit einem Blick, der eine vollwichtige Bitte um Verzeihung enthielt, über ihre Hand beugte, hieß sie ihm mit einem Strom der bei ihr so leicht fließenden Thränen als den „Freund ihres Sohnes" willkommen.

Die Promenadestunde war einstweilen angebrochen und um alles möglicher Weise Emotionelle möglichst schnell abgethan zu sehen, forderte ich zu dem üblichen Spaziergang auf. Da ich die Gräfin begleitete, schritten die beiden jungen Männer vor uns her und es interessirte mich, den Contrast in der äußeren Erscheinung zwischen den Beiden zu beobachten. Zu dem blonden echt germanischen Typus in seiner Reckenhaftigkeit, doch mit dem milden, ja etwas schwärmerischen Ausdruck im Gesichte des Grafen, stand die Erscheinung Victor Berghaus' in geradem Gegensatze. Seine Gestalt ragte nicht viel über die Mittelgröße hinaus, war fein gegliedert und sein brünettes Gesicht, von dichtem aber ziemlich glanzlosem Haar umrahmt, konnte sich an Schönheit mit jenem Benno's nicht messen. Ja, es war mit seinen unregelmäßigen Zügen nicht einmal hübsch zu nennen, und nur die dunklen Augen,

die etwas unruhig leuchteten, besaßen ein Anrecht auf die Bezeichnung „schön". Seine Erscheinung zählte zu jenen, die man als „interessant" zu kennzeichnen pflegt. Die Haltung des jungen Mannes war eine weniger ruhig vornehme als die seines Freundes, doch lag ein eigenthümlicher Reiz, eine Art geistsprühendes Leben in seiner an Rastlosigkeit streifenden Beweglichkeit.

Wie die Mehrzahl gänzlich im Gemüthe lebender Frauen, bewegte sich die Gräfin in Extremen. Hatte sie früher in dem „möglichen Mörder" Benno's ein Scheusal zu sehen erwartet, so floß sie nun im Lob sowohl über seine Erscheinung, wie seine Gefühlswärme und seinen Tact über. Sie sah in ihrer Gutherzigkeit nicht mehr den einst so gefährlichen Gegner ihres Sohnes, sondern nur mehr dessen Freund in ihm und plante in ihrem regen Wohlwollen schon allerlei Liebes und Schönes für ihn. Für die Gräfin war es eine ausgemachte Sache, daß ihr Sohn und Elly ein Paar werden mußten, und hätte Benno sie nicht so dringlich beschworen, jede Andeutung in dieser Richtung zu vermeiden bis er selbst gesprochen, sie würde der Sache als feststehend schon längst auch den Damen Windham gegenüber Erwähnung gethan haben. In ihrer Freude, den Sohn befriedigt und freudiger als seit Langem zu sehen, erging sie sich in Zukunftsbildern, die Hoffnung aussprechend, der vor so Kurzem erst verabscheute Berghaus werde auf Schloß Kielmannseck ein häufiger Gast des jungen Paares werden.

Einstweilen hatte sich unsere Vorhut dem Plätzchen genähert, auf dem um diese Stunde die beiden Engländerinnen stets zu finden waren. Graf Benno stellte seinen Freund Mrs. Windham, und so scheinbar auch ihrer Tochter vor. Die ältere Dame begrüßte Berghaus mit jenem freundlichen Gleichmuth, den sie Jederman entgegenbrachte. Elly's Gesicht nahm einen noch ernsteren Ausdruck an, und wie nach kurzem Besinnen erst bot sie dem jungen Manne den gebräuchlichen englischen Gruß, die Hand. Das Gesicht Victor's konnte ich während dieser kleinen Scene nicht sehen, doch bemerkte ich ein leichtes nervöses Zucken seiner beweglichen Gestalt.

Es interessirte mich zu sehen, wie dieses neue Glied sich in die enggefügte kleine Gesellschaftsgruppe einpaßte, und obwohl meine Zeit ziemlich knapp bemessen war, verweilte ich doch ein wenig noch. Vollkommen harmonisch stimmte der Neukömmling keinesfalls zu den in ziemlich derselben Tonart sich bewegenden Andern, doch war er dafür offenbar ein höchst anregendes Element, und die Beweglichkeit seines Geistes übertraf noch jene seiner elastischen Gestalt. Victor Berghaus war um zwei Jahre älter als Graf Benno, und hatte nicht in demselben Jahrgange mit diesem studirt; so kam es, daß die Beiden sich, als sie um Wagner's und Haydn's willen die Degen kreuzten, einander beinahe gar nicht kannten. Zwei Jahre und zwei akademische Jahr-

gänge mehr, machen in diesem Alter einen gewaltigen Unterschied, und Berghaus war Benno sichtlich in Vielem überlegen. Doch nicht so sehr dieses Mehr an Wissen und in Folge dessen auch an Denken bot den hauptsächlichen Contrast zwischen den Beiden, sondern die leidenschaftliche und häufig auch originelle Anschauungsweise Victor's. Offenbar hatte er einen viel gewaltigeren Gährungsproceß durchzumachen als sein Freund, und eben so zweifellos war er mit diesem Gährungsprocesse noch lange nicht zu Ende. Noch fehlte ihm der Maßstab für das Lebensmögliche und schwelgte er mit Vorliebe im Himmelsstürmenden. Das Großzügige imponirte ihm, ehe er es noch auf seinen wahren Werth geprüft, und mit Vorliebe pflegte er einerseits eine gewisse Phantasterei, andererseits scharfe Sophistyk. War früher das Gespräch zwischen den Kielmann's und Windham's in ruhigem platten Flusse von Statten gegangen, so ließ es jetzt eine Art geistigen Wellenschlages empfinden. Benno Kielmann blickte zu seinem Freunde mit jener enthusiastischen Bewunderung auf, die edel, einfach und idealistisch angelegte Naturen solchen entgegen zu bringen pflegen, die ihnen durch überlegene Kraft und Regsamkeit imponiren.

Ich hatte des Grafen schwärmerische Neigung für Victor als eine jener Jugendüberschwenglichkeiten betrachtet, die mehr aus einem Gemüthsbedürfniß hervorgehen, als durch ihren Gegenstand begründet werden, nun aber begann ich den Zauber zu begreifen, den der feurige und begabte junge Mann auf Benno geübt. Ich war neugierig, zu sehen, in welcher Weise er auf die Andern wirke. Die Gräfin sah ihren Sohn entzückt und fand daher dessen Freund „charmant"; Mrs. Windham, die nur mit halbem Ohre zuhörte, schien mehr betroffen und unbequem berührt durch dieses sich Drängen von Gedanken und das scheinbare Abspringen von Einem zum Andern, da sie sich nicht die Mühe nahm, die Ideenverbindung zwischen scheinbar Fernliegendem zu verfolgen. Vielleicht befand sie sich auch nicht in der Lage es immer zu können. Nur einmal griff sie etwas energischer in das Gespräch ein, als Berghaus Byron's „Kain" als eine der größten und genialsten Dichtungen aller Zeiten pries. Ziemlich schroff bemerkte sie da, daß sie diese Dichtung als „eine religiös sündhafte Abirrung" ihres „berühmten Landsmannes" betrachte, eine Bemerkung, die Elly erschrocken zu Victor aufblicken ließ. Es war dieß die erste directe Beachtung, die sie ihm schenkte. Sie war ungewöhnlich ruhig und stumm gewesen und ihr Gesicht trug den Ausdruck strengen Ernstes. Die wenigen Worte, die sie an den jungen Mann gerichtet, waren auch gemessen genug gewesen. Um so auffälliger war eine Freundlichkeit, die in ihrem Feinsinn und im Widerspruch zu Elly's früherer Anschauungsweise doppelt zu würdigen war. Mitten in dem sprudelnden Redefluß hatte Berghaus plötzlich sichtlich schmerzlich betroffen innegehalten und wehmüthig auf Benno geblickt.

Weder dieser noch eine der älteren Damen schien es zu bemerken, und keineswegs führten sie diese momentane Veränderung auf ihre Ursache zurück. Die Curcapelle hatte eine Composition Wagner's angestimmt. Wollte Miß Elly nur die unmotivirte Pause decken oder meinte sie, daß diese Klänge wehmüthige Reue in Berghaus erweckten, genug, sie bemerkte:

„Es liegt doch eine merkwürdige Großartigkeit, eine fortreißende Genialität in den Tondichtungen Wagner's. Man begreift, daß man davon begeistert wird, wenn man sich voll in sie versenkt — — so wenig sie anfänglich ansprechen wollen“ — — fügte das Mädchen erröthend hinzu, als es einem glühenden Blick der Dankbarkeit in Victor's Augen begegnete. Außer mir schien Niemand den kleinen Vorgang zu beachten, ja nicht einmal zu bemerken.

Gern hätte ich den weiteren Verlauf des Gespräches noch verfolgt, allein ein Arzt ist mehr als jeder andere der Sclave seines Berufes, und meine Neugierde hatte mich verlockt, länger schon als recht auf der Promenade zu verweilen; so machte ich mich denn auf den Weg, mit einer neuen Besorgniß im Herzen: sollte sich im Geschick dieser guten Menschen, an denen ich aufrichtigen Antheil nehmen gelernt, eine Complication ergeben, die dem Einen oder dem Andern Schmerz bereiten mußte? Ich konnte kaum umhin, diesem Victor Berghaus nicht zu zürnen. Was hatte er da mit seinem Feuereifer störend einzugreifen in dieses in so schönem Geleise sich bewegende Verhältniß? Doch vielleicht irrte ich und war es so schlimm nicht — — Miß Elly mochte ja wirklich nur von Mitleid bewegt worden sein. Das himmelstürmende Wesen jenes jungen Mannes, seine durchaus nicht immer mit ihrem Begriff von Ethik stimmende Begeisterung, seine Sophystik, die zu durchschauen sie bei aller Ungeschultheit Geist genug besaß, mußte ihr unsympathisch sein. Benno's edel einfaches, wenn auch kleiner angelegtes, so doch klares Wesen mußte sich in ihren Augen günstig von jenem seines stürmischen Freundes abheben. Nein, nein, meine Besorgnisse waren sicherlich unbegründet.

Gegen Abend sprach ich bei der Gräfin vor. Sie saß mit vergnügter Miene am Theetisch und nun war es Benno, der sich im vollsten Fluß seiner Rede befand und offenbar ganz glücklich und frohmüthig war. Dafür schien mir Victor's Wesen auffällig gedämpft. Er war ruhiger und zurückhaltender, als ich es nach dem ersten Eindrucke für möglich gehalten hätte. Doch schien sein Freund davon nichts zu bemerken, denn er wurde es nicht müde, ihn zärtlich über alles Mögliche zu interpelliren.

Auf dem Heimweg kam ich an dem Hause Mrs. Windham's vorüber. Die Dame hatte sich offenbar schon auf ihr Zimmer zurückgezogen, denn Elly saß allein auf der Bank vor der kleinen Villa und las. Als ich an sie

herantrat, klappte sie leichterröthend das Buch zu. Lichtet sich auch schon mein Scheitel, meine Augen sind immer noch gut und scharf. Auf dem Rücken des Bandes stand in Goldlettern: „Byron“, „Braut von Abydos“, „Kain“. Ob Elly wohl die „Braut von Abydos“ gelesen hatte?

Das Hinzukommen Victor's störte den Verkehr der beiden Familien durchaus nicht und häufig während der folgenden Tage traf ich sie, sei es auf der Promenade, sei es bei schlechtem Wetter in ihren Zimmern beisammen. Benno erholte sich, daß es eine Freude war und konnte nun schon mit dem Freunde kleine Spaziergänge unternehmen. Mit der Kräftigung seiner Gesundheit wuchs auch sein Frohmuth zusehends und seine Aufmerksamkeiten gegen Elly wurden wärmer und bedeutungsvoller. In ihr schien dies mädchenhafte Schüchternheit und Zurückhaltung wachzurufen, und wenn auch kaum minder freundlich war sie nun doch weitaus ernster und gehaltener im Verkehre mit ihm. Vielleicht mehr der Gefühlsseite naheliegenden Gesprächen aus dem Wege zu gehen, nahm sie nun größeren Antheil an der Conversation, deren Thema zumeist Berghaus anschlug, wenngleich er um Vieles ruhiger und stiller geworden, als er mir am ersten Tage erschienen war. Vielleicht lag es zum Theile daran, daß ich eine höhere Meinung von ihm bekam. Ich hatte ihn für einen geistreichen Brausekopf gehalten und sah nun, daß ein tieferer Gehalt in ihm lag, denn jeder seiner Anschauungen lag ein Gedanke zu Grunde, der, wenn auch noch nicht völlig geklärt und ausgereift, doch von einer mächtigen geistigen Triebkraft zeugte. Er war zuerst stark erregt und überreizt gewesen oder er hatte sich binnen dieser paar Wochen wesentlich verändert. Seine Exaltation hatte sich gewissermaßen condensirt; die Ueberschwänglichkeit im Ausdruck hatte abgenommen und er schien nun dem Gehalt der Dinge, die ihn zur Begeisterung anregten, ernster zu Leibe zu gehen und Großzügigkeit und Unvergohrenheit nicht mehr so leicht zu verwechseln. Namentlich aber machte er weniger in Sophystik; vielleicht hatte es ihn beschämt, daß Miß Elly's klarer Sinn ihn ein paar Mal widerlegt, wo Benno, durch Victor's Dialektik verblendet, ihm staunende Bewunderung gezollt hatte.

An die junge Engländerin war mit Victor Berghaus eine neue Gedankenwelt herangetreten, und ich freute mich zu sehen, wie sie sich tastend vorwärts bewegte auf den ihr gewiesenen geistigen Bahnen. Seine kühnen, oft überkühnen Anschauungen standen im diametralen Gegensatz zu der eng eingehegten Begriffswelt, in die sie bis nun eingeführt worden war, und diese Theorien über die unbeschränkte Freiheit geistigen Lebens, die Vergleiche der Charakterzüge der verschiedenen Nationen, ihrer Naturen, Religionen, auf dem Fuße der Gleichberechtigung, ohne die eine oder die andere als eine vom Schöpfer privilegirte zu betrachten, bot dem jungen Mädchen bei seiner

über das gewöhnliche Maß hinausragenden Intelligenz mächtige Anregung, unerschöpfliches Interesse. Ich konnte dies am besten daraus entnehmen, daß Elly, wenn ich ihre Mutter besuchte und wir allein waren, gern das Gespräch auf ein früher offenbar mit Berghaus behandeltes Thema lenkte und sich über verschiedene Anschauungsweisen desselben zu orientiren suchte. Unter dem Einflusse dieser neuen und so mächtigen Anregung entwickelte sich ihr Wesen mit jener merkwürdigen Raschheit, die Frauen allein eigen ist, und das kinderhafte Mädchen scheinbar über Nacht zum Weibe heranreifen läßt. Ihrer ganzen Anlage entsprechend, blieb sie im großen Umriß der hochgespannten Strenge der Ethik treu, doch war die kleinliche Unduldsamkeit von ihr gewichen, die Pedanterie der Moral. So hatte sich auch ihre Religion vergeistigt, von dem Buchstabenjoch des biblischen Puritanismus freigemacht und einen höheren Schwung angenommen. Hatte Berghaus den Anstoß zu diesem raschen Reifeproceß gegeben, so hatte doch Miß Elly ganz unbemerkt kaum minderen Einfluß auf ihn genommen. Wohl zum Theile unbewußt mied er, was irgend eine ihrer Empfindungen verletzen konnte. Hatte er sich anfangs in Negationen gefallen, die an allem Bestehenden leidenschaftlich rüttelten, so besann er sich nun, ob er damit nicht die Hand an Berechtigtes, Geheiligtes lege? Wie die Mehrzahl junger Männer der Gegenwart, hatte er in seinem Haß gegen Formalismus übersehen, daß jeder Gehalt seine bestimmte äußere Gestalt erfordert und daß die letztere gänzlich mißachten, häufig auch die Wesenheit ihres Kernes schädigen heißt. Beide junge Leute waren, von dem entgegengesetzten Standpunkte ausgehend, dazu gelangt, den Unterschied zwischen der conventionellen und der gewissermaßen naturgesetzlichen Formenbildung in geistigem und socialem Leben zu erkennen. Die junge Engländerin war durch den deutschen Himmelstürmer geistig freier, er war um ihretwillen klarer und gleichfalls in erweiterten Begriffen duldsamer geworden. Hätte ihm auch nicht die Verwundung Benno's so ziemlich auf Lebenszeit alle Duellgelüste benommen, er würde dennoch, trotz unerschütterter Begeisterung für Richard Wagner, nun und nimmermehr mit dem Degen in der Hand für des Meisters Compositionen eingetreten sein.

Allein war Berghaus auch auf dem mühsam zu erklimmenden Pfad weiser Erkenntniß etliche Schritte vorwärts gekommen, so schien ihn dies doch nicht zu beglücken, denn er wurde jeden Tag ernster und stiller. Sogar äußerlich schon begann sich diese Wandlung auszudrücken, das Ueberhastige seiner Bewegungen war gemäßigt; sein Blick irrlichterte nicht mehr so unstät herum, sondern hatte einen tieferen, mitunter sogar recht traurigen Ausdruck angenommen. Seltsam! Je fröhlicher Benno wurde, um so düsterere Schatten schienen sich über Victor's Stirne zu breiten! Da, eben als ich den Grafen jeglicher ärztlicher Ueberwachung enthoben hatte, erschien Victor Berghaus

eines Morgens mit der Nachricht, er müsse heim zu seinem Mütterlein in der Pfalz. Vergeblich war alles Andrängen, zorniges Stürmen und zärtliches Bitten Benno's, Victor erklärte, sein Bündel geschnürt und nicht früher gesprochen zu haben, um das Trübselige, das an jedem Scheiden und Meiden hänge, zu kürzen. Ich wunderte mich die Gräfin, die ihm sichtlich liebgewonnen hatte, nicht eifriger gegen sein Vorhaben protestiren zu sehen. Bei seinem Abschied von den Damen Windham war ich nicht anwesend, doch mochte es ein ziemlich kühler gewesen sein, denn seltsamer Weise schienen sich Elly und Victor, je schwächer die Gegensätze zwischen ihnen wurden, um so fremder zu werden. Benno hatte seinen Freund noch in meinem Wagen eine Strecke begleitet. Als Victor, der einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen wollte, an der Biegung des Weges nach Biberich zu ausstieg, faßte er des Freundes beide Hände mit kräftigem Drucke und voll tiefen Ernstes, mit etwas gedämpfter Stimme, sagte er:

„Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück, Benno!“

Es ist wunderlich, wie scharfsichtig gelegentlich auch geistig etwas beschränkte Frauen in Gefühlsangelegenheiten sind. Ich war überrascht, als mich Abends die Gräfin bei Seite zog, mir in's Ohr zu flüstern:

„Ich hab' den armen Victor gern ziehen lassen, denn so lieb er meinen Benno hat, es wäre dem armen Jungen doch gar zu hart angekommen, Zeuge des ersten Herzensjubels der jungen Leute zu sein. Es ist kein Wunder, daß Elly auch ihn bezaubert hat. Sie ist so schön, so liebenswürdig, und dieses eigenthümlich zurückhaltend englische Wesen verleiht ihr nur einen Reiz noch mehr. Kein Wunder, wenn alle jungen Leute ihr Herz an diese Tochter Albions verlieren! Sie ist ein Engel! Nun, junge Leute kommen über derartiges leicht hinaus und ich bin überzeugt, Victor wird noch ein häufiger Gast meiner Kinder auf Kielmannseck werden.“

Der Graf bedauerte die Abreise seines Freundes lebhaft, doch war er nicht nur von dem Wohlgefühl vollendeter Herstellung, sondern auch von einer höheren Empfindung noch so voll erfüllt, daß diese Trennung ihn nur momentan zu betrüben vermochte. Die Damen Windham schienen das Scheiden Victor's gar nicht zu beachten. Daß Miß Elly etwas bleich und ernster als gewöhnlich war, erklärte sich vollkommen dadurch, daß sie über Kopfschmerz klagte. Sie erwiderte gar nichts, als ich eine Bemerkung über Berghaus' Entfernung fallen ließ, und ihre Mutter meinte:

„Gewiß ein vortrefflicher Mensch, dieser Herr Berghaus, allein sehr, sehr unconventionell. Er hat dadurch etwas — — etwas, ich möchte beinahe sagen etwas Beängstigendes, aber er ist gewiß ein vortrefflicher Mensch.“

Elly's Kopfschmerz mußte sich vermehrt haben, denn sie stand rasch auf, und eilte in's Haus, vor dem sie mit der Mutter gesessen.

Da ich Benno Kielmann nicht mehr beruflich zu besuchen hatte, sprach ich erst am zweitnächsten Tage für einen Augenblick bei der Gräfin vor. Ich war nicht wenig erstaunt, ein paar geschlossene Koffer im Hausgang zu finden und die alte Kammerfrau mit den verschiedensten Dingen schwer belastet die Treppe herabkommen zu sehen. Als ich in's Wohnzimmer trat, fand ich die Gräfin verstört daselbst. Sie stürzte auf mich zu und brach in heftiges Schluchzen aus, das sie am Sprechen hinderte. Mühsam stieß sie allmälig hervor:

„Es wird sein Tod — — — sein Tod sein! Diese herzlose Kokette. So mit seinem Glück und Leben zu spielen! — — Sie sind alle perfid und herzlos! Es ist unfaßbar — — was will diese kleine Person, an der doch wahrlich nichts ist, wenn mein Benno ihr nicht genügt? O, er überlebt es nicht — — sicher nicht! Gott danken hätte sie müssen von einem Manne geliebt zu werden, wie sie sicher keinen zweiten finden wird ihr Leben lang, diese steife, kalte Miß Windham! Wer ist sie denn, daß sie einem Kielmann einen Korb gibt? — — Man braucht sie nur anzusehen, um zu wissen, daß sie ein exaltirtes, gemüthloses, gefallsüchtiges Mädchen ist! — — Doch stille, ich höre meinen Benno kommen und er duldet kein Wort gegen sie, betet das herzlose Geschöpf immer noch an und findet es ganz natürlich, daß sie ihn zurückgewiesen, da er ihrer ja gar lange nicht würdig sei!"

Die Gräfin unterdrückte tapfer ein erneuertes Schluchzen und trocknete sich ängstlich rasch die Augen.

Ich hatte Benno Kielmann in seiner echt jugendlichen Frische und Männlichkeit recht lieb gewonnen während unseres Verkehrs, nun aber lernte ich ihn schätzen. Bleich und mit einem Gesichtsausdruck, der den Schmerz in seinem Innern verrieth, doch mit ruhiger männlicher Haltung trat er in's Zimmer. Seine Aufrichtigkeit und der tüchtige Kern seines Wesens offenbarte sich in seinem Thun. Die Mutter murmelte etwas von plötzlich eingetroffenen Familiennachrichten als Vorwand für die Abreise, dem Sohne jeden Hinweis auf das peinliche Ereigniß zu ersparen. Benno aber sagte, mir die Hand bietend, in schmerzgepreßtem, doch aber festem Tone:

„Es hat mich ein großes Unglück getroffen, Doctor. Ich hatte gehofft, mir Miß Windham zur Gattin gewinnen zu können; sie hat mich zurückgewiesen. Wohl wußte ich, daß sie zu gut für mich und ich ihrer nicht werth sei. Sie ist ein Engel — —"

„Ein Engel! Sie hat kein Herz, sonst wäre es unmöglich — —" überströmte das übervolle Mutterherz der Gräfin. Rasch und beinahe streng unterbrach sie Benno:

„Kein Wort in diesem Sinne. Das edle Mädchen, das mit Hintansetzung so vieler Rücksichten, deren andere kleinlich angelegte Gemüther nie-

mals fähig gewesen wären, so viel für mich gethan, schulden wir nicht nur unsere wärmste Dankbarkeit, sondern auch innigste Verehrung. Welches Recht hätten wir nach so Vielem mehr noch zu verlangen?"

„Sie ist doch eine Kokette, die Dich ermuthigt hat zum mindesten" — schaltete die in ihrer schmerzlichen Erregung der Selbstbeherrschung beraubte Gräfin ein.

„Wenn mich Hoffnung verblendet hat, so ist dies einzig und allein mein Verschulden. Hätte ich mich nicht so völlig in's Paradies hineingeträumt, ich hätte es bemerken müssen, daß sie bei aller Freundlichkeit zurückhaltender wurde, jewärmer ich ward. Jedes Wort, das Du gegen sie sprichst, Mutter, trifft mich schmerzlich als eine frevelhafte Ungerechtigkeit, deren Ursache ich bin."

Benno hatte sich dem Fenster zugewandt und seine unverbesserliche Mutter flüsterte mir in's Ohr: „Ist es möglich, solch' einen Mann, den besten, edelsten zurückzuweisen, wenn man ein Herz hat?"

Die Kielmann's reisten am selben Tage noch ab, ein Ereigniß, das die ganze Badegesellschaft in Aufregung versetzte. Natürlich wurde es vielfach besprochen und fanden die scharfsinnigen Leute die verschiedenartigsten Ursachen dafür. Nur sämmtliche Männer waren einig darüber, daß Graf Benno einen Korb erhalten haben müßte; der Assessor, der weit noch über seine Cur hinaus verblieben war, schien neuerdings Hoffnung zu fassen und großmüthig widmete er dem Grafen einige Worte des Mitleids. Stimmten auch die jüngsten Mädchen den Annahmen der Herren über die Ursache des Aufbruches der Kielmann's bei, so verfielen doch die älteren auf allerlei andere Muthmaßungen. Eine Matrone meinte, „die Gräfin habe wohl all' ihren Einfluß aufgewendet, den Sohn aus den Netzen dieser englischen Kokette „loszureißen"; eine andere deutete an, daß die Kielmann's wohl Ungünstiges über die Windham's in Erfahrung gebracht haben müßten, die patriotische Bemerkung hinzufügend, daß ja doch alle diese Fremden, die nach deutschen Ländern kämen, nur Abenteurer und Abenteuerinnen seien. Alle aber stimmten in der Neugierde überein, wie die beiden Engländerinnen am künftigen Morgen zur Promenadenzeit sich präsentiren und ob sie überhaupt [illegible] würden?

Ich [illegible] über solche Neugierde, mußte mir aber, als ich noch [illegible] Abende bei den Windham's vorsprach, doch zugestehen, daß ich [illegible] von dieser verachteten Regung. Nur schmeichelte ich mir, [illegible], daß meine Neugierde der Theilnahme entspringe, [illegible] B. T. Badegäste im besten Falle aus der Freude am [illegible] Statt wie sonst um diese Stunde in der milden Abend[illegible] sitzend, fand ich Mutter und Tochter im Wohn-

zimmer. Mrs. Windham lag auf der Chaise longue, Miß Elly las oder schien zu lesen, denn sie war tief über ein Buch herabgebeugt. Als sie sich erhob, mich zu begrüßen, sah ich, daß sie recht bleich und traurig, doch vollkommen ruhig und gefaßt war. Auf der sonst so glatten Stirne der Mrs. Windham aber ersah ich zum ersten Male eine Unmuthsfalte. Sie klagte auch in ziemlich herbem Tone über ihre erhöhte Nervosität und verlangte nach einem Schlafmittel, da sie sonst sicher die ganze Nacht kein Auge schließen würde. Es war heute kein Gespräch mit ihr in Gang zu bringen, denn immer wieder kam sie auf die Zerrüttung ihres Nervensystems zurück. Endlich sandte sie Elly, die schweigend zugehört hatte, um ihr Flacon. Als das Mädchen das Zimmer verlassen, bemerkte die Dame, offenbar in der Voraussetzung, daß ich um Alles wissen oder doch Alles errathen müßte, seufzend zu mir:

„Schade! Ein so wirklich nach jeder Richtung hin ausgezeichneter Mann und aus so altem Geschlechte! Einer seiner Vorfahren — ich habe mir eigens ein Buch kommen lassen und nachgeschlagen — hat schon in dem Kreuzzug gefochten, den Richard Löwenherz mitgemacht. Aeltester Reichsadel! Das ist ein Graf, der sogar in England als vollwichtig gegolten hätte. Schade, schade. Aber was läßt sich thun? Jedes muß für sich selbst wählen und handeln."

Am nächsten Morgen fanden sich die Badegäste schmerzlich enttäuscht: Es war keinerlei Veränderung an den Damen Windham und ihrem Verhalten zu bemerken. Mein Schlafmittel mußte seine Schuldigkeit gethan und die Nerven Mrs. Windham's gründlich beruhigt haben, denn auch die kleine Unmuthsfalte war von ihrer Stirne gewichen, als hätte nichts den Gleichmuth der gutmüthigen und höchst indolenten Frau gestört; daß an einem der nächstfolgenden Tage auch der Assessor ganz plötzlich aus unserer Mitte schied, veranlaßte noch mancherlei Gerede über Miß Elly, die von den wenigen erübrigenden Herren „Prinzessin Turandot" genannt wurde, während die Damen es nicht müde wurden, sie der Koketterie zu zeihen.

Erst ganz am Schlusse der Saison verließen die beiden Engländerinnen Schlangenbad. Mrs. Windham war nach Ablauf ihrer Cur lange noch verblieben, der guten Waldluft und der großen Ruhe willen. Sie erwies unserem Curorte die wohlverdiente Ehre, ihn einen „genteelen" zu nennen, an dem man nicht die Gefahr laufe, unangenehmen Elementen zu begegnen und verhieß, im künftigen Jahre zu erneutem Curgebrauch und Sommeraufenthalte wiederzukehren.

Sie führte ihr Vorhaben aus und gegen Ende Mai schon fand sie sich mit ihrer Tochter wieder bei uns ein. Die ältere Dame war sich vollkommen gleich geblieben; ihre Nerven waren eben so zart noch, sie selbst noch eben so indolent und freundlich, dagegen hatte Miß Elly sich verändert. Ihre Schön-

heit hatte sich mehr noch entfaltet, in ihrem Wesen aber war sie weit ernster geworden und sie las nun allerhand Werke, die sie bei ihren Mitschwestern in den Verdacht brachten, ein Blaustrumpf zu sein. Täuschte ich mich oder behandelten diese stattlichen Bände wirklich nur Themen, die Victor Berghaus mit besonderer Vorliebe angeregt? Trotz ihrer Studien aber war Elly doch das einfach liebenswürdige Mädchen geblieben, das sie im Vorjahre gewesen, nur war sie ungleich weniger lebhaft und es wollte mir nicht mehr gelingen, sie zu einem Streite zu verlocken. Allerdings war sie auch lange nicht mehr so dogmatisch, als sie es gewesen, sondern recht, recht milde geworden, so milde, wie es gewöhnlich nur Menschen sind, denen es etwas weh um's Herz ist. Doch war nichts von Traurigkeit an ihr zu bemerken und sie konnte silberhell lachen, wenn sie mit den Kindern des Waldhegers spielte, denen sie ihre Gunst bewahrt und die sie recht häufig aufsuchte. Nur einmal fragte sie mich nach den Kielmann's, und da ich mit Benno in gelegentlichem Briefverkehr verblieben, konnte ich ihr erzählen, daß er im Herbste zur Universität zurückgekehrt sei und den Studien fleißig obgelegen habe, da er, wie er mir geschrieben, „in der Arbeit die beste Zerstreuung finde". Als ich hinzufügte, daß er seine Ferien auf einer Tour durch Norwegen und Schweden verbringe und die Gräfin sich auf Kielmannseck recht vereinsamt fühle, seufzte Elly trübselig: „Ach, wenn sie mir nur nicht böse wäre!"

Uebrigens verdiente Miß Elly nach wie vor den Beinamen „Prinzessin Turandot". Es ging aus den Andeutungen der Mutter hervor, daß sie den Winter über in Paris und Florenz, unter den Flügeln eines aristokratischen Chaperons, die Gesellschaft besucht und Triumphe gefeiert habe; trotz mannigfacher Bewerber aber trug sie keinen Ring am „Verlobungsfinger", wie die Engländer den vierten Finger der linken Hand benennen. Auch in dieser Saison erregte das schöne Mädchen die Aufmerksamkeit der wenigen jungen Männer, die ein Zufall nach dem ruhigen stillen Schlangenbad geführt. Doch wußte sie sich, ohne weniger freundlich und unbefangen als im Vorjahre zu sein, ihre Huldigungen durch ein undefinirbares Etwas fernzuhalten. Konnte irgend ein Vertreter des starken Geschlechts sich einer Auszeichnung ihrerseits rühmen, so war ich alter Herr, der Glückliche. Häufig begleitete sie mich auf meinen Berufswegen, und in den Hütten und Häuschen meiner armen Patienten war sie ein oft gesehener Besuch, der meist eine wohlthätige Spende zurückließ, ohne die Beigabe eines frommen Traktätchens, wie sie deren im Beginne ihres vorjährigen Aufenthaltes eine Fülle vertheilt hatte.

Ueber wie Vieles plauderten wir bei unseren Gängen durch Wald und Feld! Ei, so viel war sicher, daß Miß Elly sich, wenn es so fort ging, zu einer bedeutenden Frau entwickeln würde, doch jedenfalls immer innerhalb der

Schranken anmuthiger Weiblichkeit. Gar oft schien es mir, als käme sie auf Aeußerungen von Victor Berghaus zurück, da sie aber seinen Namen niemals nannte, so vermied auch ich es. Im Verkehr mit Anderen erwies sie sich als gewandte Weltdame, allein den conventionellen Conflicten, die sie früher so gerne heraufbeschworen, wich sie jetzt aus. Nur über ein Thema konnte sie noch, allein im entgegengesetzten Sinne wie früher, recht warm werden, in der Vertheidigung Richard Wagner's, dessen Werke sie gründlich studirt und gewürdigt zu haben schien. Ein Einziges berührte mich an meiner jungen Freundin unbehaglich, eine Art Unpersönlichkeit. Es schien, als betrachte sie sich mehr als eine Zuseherin des Lebensgetriebes, als mitten in demselben stehend und es klang wie unausgesprochene Resignation aus ihren Worten heraus. Hilf Himmel, wenn schon die Jugend beschaulich und resignirt ist, was bleibt dann dem Alter übrig! Es erzürnte mich geradezu, dieses in Jugendblüthe prangende Geschöpf so ruhig und klar zu finden. Elly's frühere Vernunft und Pflichtdogmatik war ein äußerlich Angenommenes nur gewesen, unter dem gar häufig der Drang jugendlichen Uebermuthes, eigenwilliger Unvernunft hervorgebrochen war. Nun aber schien alle Impulsivität von ihr gewichen. Kopfschüttelnd trennte ich mich von meiner jungen Freundin, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß in Rom, wo die Windham's den Winter verbringen wollten, irgend ein junger Mann ihr Herz gewinnen und sie wieder zu voller Lebensfülle erwecken möge.

Im Spätherbst, als schon der Wind das Laub von den Bäumen gefegt, überraschte mich ein Besuch. Victor Berghaus sprach bei mir vor. Er war für einen Tag nur nach Schlangenbad gekommen, um mit mir zu plaudern, wie er sagte. Doch wurde das anfängliche Geplauder gar bald zu einem ernsten warmen Vertrauenserguß von seiner Seite. Der junge Mann hatte Trauriges erlebt, Schweres in sich selbst durchgekämpft in dem Jahr, in dem ich ihn nicht gesehen. Er hatte sein geliebtes Mütterlein verloren und stand nun allein in der Welt. Dieser Verlust hatte ihn gemüthlich gar tief getroffen, doch dazu beigetragen, bezüglich seiner Laufbahn einen Beschluß zu fassen, der nimmer zur Reife gekommen wäre, wenn die alte Frau am Leben verblieben. Einer feurig angelegten Natur, wie es die Victor's war, konnte eine gewöhnliche Beamtenlaufbahn wenig Befriedigendes nur bieten, um so mehr, da seine überaus demokratischen Anschauungen ihn mit dem Geiste des gegenwärtigen Regimes in Widerspruch setzten, was zugleich für seine Carrière schlimme Aussichten bot. Das kleine Vermögen, das er von der Mutter überkommen, war zu gering, um ihm zu gestatten, sich selbst einen Wirkungskreis zu schaffen, nach dem seine Thatkraft drängte. So hatte er sich denn entschlossen, sich dem Consulatswesen zu widmen und die in dieser Richtung einschlagenden Studien vollendet. Auf diesem Gebiete stand für die

Zukunft Eingreifendes bevor, es gestattete ihm größere Selbstständigkeit des Handelns als jeder andere Beruf, und er konnte sich da in einer seinen Wünschen entsprechenden Weise nützlich machen.

Als Berghaus in seinen Mittheilungen so weit gekommen war, unterbrach er sich, um zu fragen, ob ich die Zeit über von den Damen Windham gehört? Ich erzählte ihm von ihrem Aufenthalte bei uns und nun brach ein Gefühlserguß des jungen Mannes los. Mit all' der Impulsivität, die ihm eigen, gestand er mir seine Liebe für Elly, und wie er sich gewaltsam von ihr losgerissen im Vorjahre, um nicht zum Nebenbuhler des Freundes zu werden, den er so frevelhaft schon geschädigt und der ihm so großmüthig verziehen und durch Liebe vergolten hatte. Benno's Briefe hatten ihm dessen traurigen Mißerfolg und den tiefen Schmerz darüber mitgetheilt. An seinen Aussichten, meinte Victor, vermöge dies wohl nichts zu ändern, denn ihm würde es wohl minder noch gelingen, als seinem Freunde, das Herz des Mädchens zu gewinnen, das so weit und hoch über allen Andern stehe. Ueberdies könne er bei der Unsicherheit seiner Lebensstellung es nicht einmal wagen, um die Liebe der reichen, gefeierten jungen Engländerin zu werben.

Ein Deutscher wird auch mit weißen Haaren noch die Neigung zur Romantik nicht los und es gelüstete mich ganz ungemein, dem jungen Manne Muth zuzusprechen und ihm alles mitzutheilen, was mir an für ihn günstigen Symptomen bei Miß Elly aufgefallen. Ich mußte mich gewaltsam zurückhalten, dies zu unterlassen, um nicht etwa durch trügerische Hoffnung eine Neigung zu vermehren, die, wie ich sah, auch ohne solche schon gar tief gewurzelt war. Nur eines konnte ich alter Thor mir nicht versagen, meinem jungen Freunde ein Notizbüchlein zum Andenken zu schenken, auf dessen erstem Blatte Miß Windham's kunstfertige Finger ein gar reizendes Sträußchen Waldblumen gezaubert hatten. Das Alter vergißt nur, was des Vergessens werth ist, und ich erinnere mich noch gar wohl, welch' trefflicher Talisman einem Manne die Erinnerung an eine edle, reinherzige Liebe ist! Der Wärme seines Dankes nach mochte Victor schon etwas davon ahnen. Für ihn hieß es nun, die Kunst des Wartens üben, bis irgend ein bescheidener Posten an einem Consulate frei geworden. Da er jeder Protection ermangelte, schien es sehr wahrscheinlich, daß er nach irgend einem entfernten Erdenwinkel verschlagen werde, wo er dann schöne Erinnerungen aus der alten Heimat doppelt bedürfen würde. Damit schieden wir.

Jedenfalls mußte man Mrs. Windham Treue gegen Schlangenbad nachrühmen. Obwohl sich ihr „Nervensystem" erheblich beruhigt und gekräftigt hatte, kehrte sie doch mit dem Sommer zu uns wieder. Das ruhige Leben in unserem still vornehmen Badeorte entsprach ihrem Geschmacke so sehr, als es früher ihrem körperlichen Bedürfniß entsprochen hatte, doch hoffte sie

überdies noch, Dank unseren milden heilsamen Bädern, den Rest des nervösen Kopfschmerzes los zu werden, der sie ehedem so sehr gequält. Mußte ich mich von den Gesundheitsfortschritten meiner Patientin sehr befriedigt erklären, so war ich doch durchaus nicht zufrieden mit ihrer Tochter. Miß Elly war zwar eben so wohl und blühend wie im Vorjahre, allein das gewissermaßen Unpersönliche, das mich im verwichenen Sommer schon an ihr peinlich berührt, hatte gar sehr noch überhand genommen. Blasirt war sie nicht, die gefeierte junge Schöne, dazu war sie zu kerngesund veranlagt, allein es schien, als käme Alles von weiter Ferne nur und wie fremd an sie heran. Sie war viel schweigsamer geworden, las und studirte auch viel weniger und ein leichter Schatten von Traurigkeit schien über ihr zu liegen. Auch mied sie die Spaziergänge mit mir, die sie im Vorjahre so gern gemacht. Eine Nachricht, mit der ich sie zu überraschen meinte, hatte sie sichtlich erfreut. Benno Kielmann hatte mir seine Verlobung mit seiner Muhme Adelheid, Freiin von Wartenberg, mit einer Art verschämter Freudigkeit mitgetheilt und seine Mutter hatte der Verlobungsanzeige ein paar Zeilen beigefügt, in denen sich ihr Jubel über dieses Ereigniß ausprägte. Auch hatte sie hinzugefügt, wie glücklich sie sei, daß die kleine Liebesepisode in Schlangenbad solchen Verlauf genommen und ihr dadurch die Freude werde, nun eine theure Nichte, die sich in jeder Richtung hin besser zur Gemalin ihres Sohnes eigne, auf Schloß Kielmannseck begrüßen zu können. Mit Ausnahme natürlich des letzten Passus theilte ich den Damen Windham diese Nachrichten mit. Mit freudigem Lächeln und echt aus dem Herzen quellenden Tone rief Miß Elly: „Gott sei Dank, ich wußte es ja!“ Mrs. Windham verblieb vollkommen gleichmüthig. Es hatte sich ihr seither vermuthlich wiederholt schon die Gelegenheit geboten, die Schwiegermutter eines Grafen zu werden, und diese Vorstellung berührte sie daher nicht sonderlich mehr. Mir schien der Augenblick günstig, da ich nun schon einmal im Erzählen war, oberflächlich auch des Besuches Victor Berghaus’ zu erwähnen. Elly beugte sich plötzlich tief auf ihre Zeichnung hinab und Mrs. Windham frug nachlässig:

„Berghaus? Berghaus? Wer ist das nur? Ach, jener aufregende junge Mann, ein Freund des Grafen Kielmann.“

In der That schien Victor ein aufregender junger Mann. Ihre Mutter hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als Miß Windham schon, ihre Zeichnung bei Seite schiebend, das Zimmer verließ, leider ohne mir das Gesicht zugewandt zu haben. Ich konnte nur sehen, daß die kleinen Löckchen im Nacken statt auf ihrer gewöhnlichen schneeigen Unterlage, auf einer rosig angehauchten ruhten.

Es freute mich, in den folgenden Tagen die mir so antipathische Ruhe von meiner jungen Freundin gewichen zu sehen. Miß Elly war erregt, ja

man hätte sagen können, launenhaft. Bald schien sie übermüthig fröhlich, bald wieder auffällig betrübt, ständig aber war sie gar zerstreut. Ihre Mutter, die alle Uebel dieser Erde auf ein zerrüttetes Nervensystem zurückzuführen liebte, zog mich zu Rathe, ob Elly nicht auch ernstlich die Badecur gebrauchen sollte, da ihr die Tochter in jüngster Zeit so ungewöhnlich nervös gereizt erscheine? Ernstere Beobachtung von meinem schönen Liebling abzulenken, stimmte ich Mrs. Windham bei, obwohl mir die Quelle des Uebels, wenn es ein solches war, eine ganz andere schien, als das Nervensystem. Ich freute mich der Veränderung an Miß Elly, wenngleich sie mir mancherlei Sorge bereitete. Das war ja wieder einmal die Geschichte vom Fichtenbaum und der Palme, die fern von einander, voll Sehnsucht nach einander sind. Sollt ich als deus ex machina fungiren? Ich muß gestehen, daß ich mein Leben lang eine heilige Scheu davor empfunden hatte, in das Schicksal anderer Menschen einzugreifen in anderem als materiellem Sinne. Nicht aus ängstlicher Grundsätzlichkeit, sondern in der Empfindung, daß alles innerlich Entscheidende von den Betreffenden selbst ausgehen müsse. In dieser Richtung besaß ich beinahe orientalische Anschauungen und in dem Gedanken, „was sein soll, wird sein“, hatte ich mein Haupt dem Kismet gebeugt. In diesem Falle konnte ich jedoch nicht umhin zu fürchten, daß selbst diese mächtigste Macht kaum einen Ausweg für meine beiden Liebenden finden würde.

Mein Kleimuth aber sollte beschämt werden. Ein paar Wochen waren in's Land gegangen seit dem Tage, an dem ich mit so unerwartetem Erfolge des „aufregenden jungen Mannes“ bei Mrs. Windham Erwähnung gethan, als mich die Frühpost durch einen Brief überraschte, der folgendermaßen lautete:

„Verehrter Freund!

Der Würfel ist gefallen; ich habe meine Ernennung zum Mitgliede des Consulats in Madeira erhalten und muß Ende der nächsten Woche dahin aufbrechen. Ich freue mich einer Thätigkeit, die mir Gelegenheit gibt, mich meinen Landsleuten nützlich zu machen und zugleich Tüchtiges zu lernen auf einem Gebiete, auf dem uns Deutschen noch viel Ersprießliches zu leisten erübrigt. Dennoch wird es mir nicht leicht, mich aus lebenslang gewohnten Verhältnissen und von dem Boden loszureißen, auf dem ich geworden was ich bin, in dem ich, wie ich es jetzt ersehe, tiefer noch wurzele, als ich es selbst geglaubt.

Was mir aber am allerschwersten fällt, Sie wissen es. Ich habe erfahren, daß Elly noch immer Miß Windham ist, obwohl sie, wie mir ein Freund der die Fastenzeit in Rom verbrachte, mittheilte, gar vielfach umworben worden. Ich weiß auch, daß sie jetzt, wieder in Schlangenbad weilt, wo ich sie kennen und lieben gelernt. Gewaltig habe ich mit mir selber gekämpft.

Miß Elly ist das holdeste, trefflichste, schönste Geschöpf der Erde, umworben von vornehmen und bedeutenden Männern, unglücklicher Weise reichlich mit Glücksgütern gesegnet; und wer bin ich? Ein Mensch, voll redlichem Streben, an Ideale glaubend, an ihnen festhaltend, allein an der Schwelle erst einer Wirksamkeit stehend, durch nichts noch für Andere erprobt, ein Mann, der erst erweisen muß, was er zu leisten vermag, welchen Werth die Welt einst ihm zuschreiben mag. Social also ein Nichts einer reichen, gefeierten Schönheit gegenüber. Doch aber ein Mann, der sich bewußt ist, Tüchtiges zu erstreben, nur durch die Förderung von Gemeinnützigem selbst Förderung zu suchen. Es kann mir der Erfolg fehlen, allein es soll mir nicht daran fehlen, ihn zu verdienen.

Dieses Bewußtsein gibt mir den Muth, falls Sie es gutheißen, unbekümmert um äußere Rücksichten, das anzustreben, was das Glück meines Lebens ausmachen würde. Ich will es versuchen, um Elly's Liebe zu werben, wenn Sie, verehrter Freund, der Sie Miß Windham in freundschaftlichem Verkehre nahe stehen, mich nicht um ihret willen davon abmahnen; Abschied zu nehmen von den mir so lieb gewordenen Stätten verweile ich in Rauenthal. Lassen Sie Ihr „Ja" oder „Nein" dahin zukommen

Ihrem aufrichtigst ergebenen
Victor Berghaus."

Diese Epistel erfüllte mein altes Herz mit Freude. Die Ueberschätzung weltlicher Güter von Seite junger Leute ist mir einer der widerwärtigsten Züge an unserer modernen Jugend, und sie prägt sich eben so in feigen Zartheitsscrupeln, wie in eigensüchtiger Berechnung aus. Daß Victor das Bewußtsein seiner Mannhaftigkeit allen äußeren Vorzügen Elly's gegenüber in die Wagschale warf, steigerte noch mein Gefallen an ihm. Vergnügt dachte ich bei meiner Patientenrunde über meine Antwort nach, die kurz und bündig lauten sollte: „Ja, kommen Sie!" Mit diesem Beschluß kreuzte ich eben am Waldsaume den nach Rauenthal führenden Weg, als sich mir ein höchst überraschender Anblick bot: Den Abhang herunter kamen mit glückstrahlenden Gesichtern Victor und auf seinen Arm gelehnt Miß Elly.

Freudig berichteten die jungen Leute: In seiner Sehnsucht, die „lieben Stätten" wiederzusehen, hatte Victor das Hegerhäuschen aufgesucht und zu seiner seligen Ueberraschung Elly dort gefunden. Wie sich das Weitere gemacht, wußten die Beiden selbst nicht zu berichten, allein am Verlobungsfinger der jungen Engländerin glänzte der Goldreif, der einst Victor's Mutter mit seinem Vater verbunden.

An diesem Tag fand Mrs. Windham Victor Berghaus jedenfalls einen „höchst aufregenden jungen Mann". Sie war mit der Wahl ihrer Tochter durchaus nicht einverstanden, doch war sie auch insofern eine echt

„Wenn, gleich einem Wurme, der Hunger
„Die Seele fast benagt
„Und hoffnungslos im Busen
„Das bebende Herz verzagt!

„Doch, die ihr im Ueberfluß schwelget,
„Ihr kennt nicht unsere Pein!
„Wie balsamsüß duftet die Wonne,
„Ein mächtiger Herrscher zu sein!“

Da schellt der König dem Diener,
„Dem Spielmann dort reiche dies Gold,
„Und wenn er wieder singet,
„Dann bringe ihm neuen Sold,

„Es ist doch süßer zu mildern,
„Als selber zu fühlen solch Leid!
„Ja, ja, im Dasein des Königs
„Gibt's auch eine Seligkeit!“

Eine Lebensregel.

Leicht das Ungemach ertragen,
Leicht dem Freudenkranz entsagen,
Daran such' dich zu gewöhnen.
Der, den Klagen nicht erreichen,
Eitle Wünsche nicht beschleichen,
Zählet zu des Glückes Söhnen.

Selbst wenn dir, vor Qual vernichtet,
Nirgends sich das Dunkel lichtet,
Lausche sacht' der Weisheit Mahnen,
Und du wirst dein Leid verwinden,
Und verwirklicht wirst du finden
Deiner Seele hoffend Ahnen.

Glück.

Mein süßes Kind mit runden Rosenwangen,
Die klare Stirn von Lockengold umfangen,
Das blaue Aug' so unschuldvoll erschlossen,
Vom Linnenschnee der Wiege leicht umflossen,
Bist Du wohl glücklich? — Ach, ich sage: Nein,
Denn Glück, das will als Glück empfunden sein.

Wenn Duft und Dorn der Lieb' du überwunden,
Wenn Lust und Leid das Gleichgewicht gefunden,
Wenn wetterbraun die Stirn', die Brust gestählet,
Erreichbares des Herzens Drang erwählet,
Dann, holdes Kind, dann sag' ich nicht mehr: Nein,
Dann kann das Glück als Glück empfunden sein.





Mein Pflegevater Karl Baudius.

Ein autobiographischer Brief.*

Von

Auguste Wilbrandt-Baudius.

Wien, Mitte October 1889.

Lieber Freund!

Es ist elf Uhr Abends. Ich komme soeben aus dem „Fall Clemenceau“. Wer mir das gesagt hätte, als ich im Mai dieses für mich so reich gesegneten Jahres im Wiedener Theater saß und Girardi's vollendete, unwiderstehlich liebenswürdige Kunstleistung bewunderte, — wer mir damals gesagt hätte: diese Stätte wird bedeutungsvoll sein für dein erneutes Verhältnis zur Schauspielkunst?! Ich hätte ebenso ungläubig d'reingeschaut wie Pierre Clemenceau, als ihm seine geschiedene Frau vorschlägt, nach der gesetzlichen Trennung — ein Liebesverhältnis mit ihr einzugehen. Und nun — — wie leicht gewöhnt man sich doch an das scheinbar Unmögliche, an das Wiederkommen des verloren geglaubten Glückes! — nun bin ich ebenso fascinirt, ebenso berauscht, wie der arme vielgeschmähte Clemenceau; auch ich sage zu dieser geliebten Kunst, wie er zu Isa: „Komm' heute Abend!“ — Und sie sagt nicht, wie Isa: „Heute kann ich nicht“, — sie kommt heute Abend und alle Abende, — mit absoluter Sicherheit kommt sie, mit dem Pflichtgefühle und der warmen Herzensneigung der Gattin; sie versteht aber das große Geheimniß, zugleich Geliebte zu bleiben, — und so ist ihr Erscheinen begleitet von einem süß um-

* Ein Freund unseres Jahrbuches hat die geniale Künstlerin, die nach zehnjähriger Zurückgezogenheit von der Bühne im October dieses Jahres, bejubelt von ganz Wien, in Alexander Dumas' Schauspiel „Fall Clemenceau“ ihre künstlerische Wiedergeburt beging, um einen Beitrag für „die Dioskuren“ angegangen. Dieser geist- und gemüthvolle Brief ist die Antwort auf jenes Ersuchen.

Die Redaction der „Dioskuren“.

schmeichelnden Duft, von einer sinnberauschenden Nervenerregung. Und deshalb müssen Sie mich entschuldigen, wenn ich mein Versprechen, etwas Schriftliches für die „Dioskuren“ von mir zu geben, nur höchst unvollkommen erfüllen kann.

Sie wissen doch, lieber Freund: ich bin unter keinem literarischen Stern geboren. Nur das, was ich gerade erlebe, was mich ganz erfüllt, kann ich zur Noth in Worte fassen. Und jetzt erfüllt mich nicht nur das Gefühl des ungeahnten Glücks, — auch Dankbarkeit gegen mein Schicksal.

Mein Schicksal? — Nun, ich denke, unser Schicksal, das sind die Menschen, die in entscheidenden Momenten in unser Leben treten, die das wecken, was in uns schlummert, sei es zum Segen oder zum Fluch. Und — ich kann nun einmal von dem Vergleiche mit jenem Dumas'schen Helden heute nicht loskommen — dasselbe Gefühl von Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, das Pierre seiner Mutter und seinem Meister Thomas Ritz zollt, dieses Gefühl habe ich für meinen Pflegevater Karl Baudius und für das Burgtheater. Was ich kann und bin, schulde ich diesem Manne und der „Burg“, die sein Ideal war. „Ich erziehe Dich für die Burg“, das waren die Worte, die er mir immer wieder sagte, und wenn er zufrieden war, so gab er sein höchstes Lob in den Worten: „Das ist burgtheaterfähig.“ — Es ist also wohl das Natürlichste, wenn ich in diesen Tagen, die mir so bedeutsam und inhaltschwer geworden, immer wieder dieses seltenen Mannes, meines Wohlthäters, dankbar gedenke und des Burgtheaters, das sein begonnenes Werk fortgesetzt hatte.

Er hat die Verwirklichung seines Ideals, den Lohn seiner Arbeit: mich auf der ersten deutschen Bühne zu sehen, nicht erlebt. Es kam, wie er geahnt hatte: „Es wird mir, wie Moses, ergehen“, sagte er oft, „ich werde das gelobte Land nur von Ferne schauen, aber es nicht betreten“. Er starb, während ich als Anfängerin in Breslau thätig war; kurze Zeit nachher sah mich dort Heinrich Laube und engagirte mich für das Burgtheater.

Wie ich Vater Baudius kennen lernte?

Vielleicht können Sie für „die Dioskuren“ als Ergänzung dieses Briefes das darauf bezügliche Blatt aus meinen vor Jahren geschriebenen, „Erinnerungen aus meinem Leben“ brauchen; ich lege es bei.

* * *

Ich lebte mit meiner Mutter in einer ärmlichen Dachstube in Reichel's Garten in Leipzig. Mutter war sehr arm. Sie putzte feine Wäsche, machte Hüte und verdiente offenbar sehr wenig.

Eines Tages kam ich aus der Schule nach Hause. Es war im Winter, denn ich erinnere mich: ich hatte einen kleinen, weißen Muff aus falschem Hermelin am Brunnen gebadet, und er sah aus wie eine räudige Katze. Ich

fürchtete, Mutter würde darüber recht böse sein und trat zaghaft ein. Da saß ein ältlicher Herr in der Nische des Dachfensters. Er hatte einen großen Bart, helle blaue Augen, und in der Hand hielt er, was mir an ihm das Auffallendste einen Krückstock mit schwerem goldenem Kopf. — „Das ist sie", hieß es. Ich merkte, daß er auf mich gewartet hatte und starrte ihm neugierig in's Gesicht. Das volle Licht fiel auf ihn. Er sah mich wohlwollend an und mit gespannter Aufmerksamkeit wie etwas, auf das man Hoffnungen setzt.

Es ist doch märchenhaft: manche Eindrücke aus meiner frühesten Jugendzeit stehen so lebendig vor mir, als hätte ich sie gestern empfangen. Wie oft begegne ich jetzt Menschen, die mich erinnern, daſs ich vor zehn Jahren mit ihnen verkehrt habe oder ihnen Liebes erwiesen: spurlos verschwunden sind sie aus meinem Gedächtniß. Und Erlebnisse aus allerfrühester Kindheit, die könnte ich bis auf's Kleinste beschreiben. Der alte Herr also mit dem langen Barte und den großen, leuchtenden blauen Augen war sehr zufrieden mit jener ersten Prüfung des kleinen Mädchens. Ich mußte auf seinen Wunsch einen „betenden Knaben" darstellen, ein sehr verbreitetes Oeldruckbild nachahmend, das an der Wand hing. Hierauf hieß es: „Und nun sei 'mal eine Königin!" — Sofort waren die gefalteten Hände weg vom Gesicht, die eine legte ich auf den Tisch, die andere ließ ich hängen und die Augen lenkte ich vom Himmel zur Erde, als ob ich einen meiner Höflinge erwartete, der kommen sollte. Dann mußte ich diesen imaginären Höfling abwechselnd gnädig, ungnädig, drohend, lächelnd, zürnend anblicken, schließlich entließ ich ihn mit einer hoheitsvollen Handbewegung.

Während ich dieses schreibe, sehe ich nicht nur die Wohnung in Reichel's Garten vor mir, — nein: Papa Baudius, meine Mutter, das Dachzimmer mit dem großen Fenster, Alles steht vor mir. Ich höre noch, wie er sagt, er wolle wiederkommen, wolle mit mir lernen. Ueber seine goldene Brille hinweg schaute er mich dabei so durchdringend an; ich fühlte den Blick noch, als er schon draußen war und das regelmäßige Aufstoßen seines Krückstockes an mein Ohr schlug.

Und nun begann eine sonderbare Zeit. Immer häufiger kam der alte Herr, dann täglich. Ich muß damals in eine Art Kleinkinderschule gegangen sein, ich war noch nicht sieben Jahre alt. — Er fragte mich einmal, was ich jetzt lernte. Ich sagte ihm das „Vaterunser" von Mahlmann auf: „Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut ꝛc." — Er lehrte mich's „mit Verstand" sprechen, wie er sich ausdrückte. Ich mußte ihm in Prosa sagen, was damit gemeint sei. Und immer und immer wieder hieß es: „Verstehst Du auch, was Du sagst? Verstehst Du auch, was Du liesest?" — und er bestand darauf, daß ich ihm alle Verse, bevor ich sie auswendig lernte, in schlichte Prosa übersetzte. So konnte ich nichts mechanisch nachplappern.

schmeichelnden Duft, von einer sinnberauschenden Nervenerregung. Und deshalb müssen Sie mich entschuldigen, wenn ich mein Versprechen, etwas Schriftliches für die „Dioskuren“ von mir zu geben, nur höchst unvollkommen erfüllen kann.

Sie wissen doch, lieber Freund: ich bin unter keinem literarischen Stern geboren. Nur das, was ich gerade erlebe, was mich ganz erfüllt, kann ich zur Noth in Worte fassen. Und jetzt erfüllt mich nicht nur das Gefühl des ungeahnten Glücks, — auch Dankbarkeit gegen mein Schicksal.

Mein Schicksal? — Nun, ich denke, unser Schicksal, das sind die Menschen, die in entscheidenden Momenten in unser Leben treten, die das wecken, was in uns schlummert, sei es zum Segen oder zum Fluch. Und — ich kann nun einmal von dem Vergleiche mit jenem Dumas'schen Helden heute nicht loskommen — dasselbe Gefühl von Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, das Pierre seiner Mutter und seinem Meister Thomas Ritz zollt, dieses Gefühl habe ich für meinen Pflegevater Karl Baudius und für das Burgtheater. Was ich kann und bin, schulde ich diesem Manne und der „Burg“, die sein Ideal war. „Ich erziehe Dich für die Burg“, das waren die Worte, die er mir immer wieder sagte, und wenn er zufrieden war, so gab er sein höchstes Lob in den Worten: „Das ist burgtheaterfähig.“ — Es ist also wohl das Natürlichste, wenn ich in diesen Tagen, die mir so bedeutsam und inhaltschwer geworden, immer wieder dieses seltenen Mannes, meines Wohlthäters, dankbar gedenke und des Burgtheaters, das sein begonnenes Werk fortgesetzt hatte.

Er hat die Verwirklichung seines Ideals, den Lohn seiner Arbeit: mich auf der ersten deutschen Bühne zu sehen, nicht erlebt. Es kam, wie er geahnt hatte: „Es wird mir, wie Moses, ergehen“, sagte er oft, „ich werde das gelobte Land nur von Ferne schauen, aber es nicht betreten“. Er starb, während ich als Anfängerin in Breslau thätig war; kurze Zeit nachher sah mich dort Heinrich Laube und engagirte mich für das Burgtheater.

Wie ich Vater Baudius kennen lernte?

Vielleicht können Sie für „die Dioskuren“ als Ergänzung dieses Briefes das darauf bezügliche Blatt aus meinen vor Jahren geschriebenen, „Erinnerungen aus meinem Leben“ brauchen; ich lege es bei.

* * *

Ich lebte mit meiner Mutter in einer ärmlichen Dachstube in Reichel's Garten in Leipzig. Mutter war sehr arm. Sie putzte feine Wäsche, machte Hüte und verdiente offenbar sehr wenig.

Eines Tages kam ich aus der Schule nach Hause. Es war im Winter, denn ich erinnere mich: ich hatte einen kleinen, weißen Muff aus falschem Hermelin am Brunnen gebadet, und er sah aus wie eine räudige Katze. Ich

und seinen knarrenden Stiefeln weithin hörbar war. Daß er mir, bevor er ging, liebevoll über's Haar strich und ein gerührtes: „Hm, das Kind!" hören ließ, — — das ahnte wohl Niemand. Ich selbst wagte nicht, ihm zu gestehen, daß ich's wußte. Am andern Morgen sagte er ganz kühl: er habe inspicirt, ob das Kind auch seine Ordnung habe, denn sein „Feldherrnblick" müsse ja überall sein. — Er liebte es, sich mit Napoleon I. zu vergleichen, für den er glühende Bewunderung hegte.* Ueberhaupt, dieser Mann war von einer Begeisterungsfähigkeit! Wenn er mir die Größen des Burgtheaters in ihrer Eigenart beschrieb, wenn er von der tragischen Gewalt eines Anschütz, von der bezaubernden Lieblichkeit einer Amalia Haizinger, von dem edlen Wesen, der bezwingenden Majestät der großen Julie Rettich sprach, wenn er mir ganze Scenen vorspielte, die ihn einst entzückt hatten: wahrhaftig, wäre dieser Mann auch kein so guter Schauspieler, kein so trefflicher Lehrer gewesen, einen Besseren als ihn hätte mir ein gütiges Geschick doch nicht senden können. Denn was unterscheidet den höheren Menschen vom Spießbürger, was unterscheidet den Künstler vom Komödianten? Die Begeisterungsfähigkeit, jener „holde Wahnsinn", mit dem der Phantasiemensch in wonnevollen Schmerzen lebt. — — Die Leiden und Seligkeiten aller jugendlichen Gestalten, die Vater Baudius seinen Schülern einstudirte, sie brachten zuerst in seine Augen die hellen Thränen. In späteren Jahren, als er kränklich wurde, da saß er bei Beginn einer Unterrichtsstunde fröstelnd da, und immer fester wickelte er sich ein in zahllose Hüllen. Und mit logischer Schärfe und kühlem Verstande sprach er die Stichworte. Sobald aber die Pulse der Leidenschaft zu vibriren begannen, sobald die Scene anfing, ihn fortzureißen, da wurde aus dem alten leidenden Manne ein feuriger Jüngling, und im Nu waren alle die Hüllen fortgeschleudert, und er spielte — nein, er lebte die Maria Stuart, den Carlos, — er war in einem seligen Rausche von Kunst . . . . .

* * *

Und nun, gute Nacht für heute, Vater Baudius!

Wie oft sagtest Du mir: „Was die Menschen von mir denken, das gilt mir gleich; mein Leben hat nur noch einen Zweck: ich will Dich zu einer Künstlerin machen." Und kein Opfer an Zeit, Kraft, Gesundheit, Vermögen war Dir zu groß. Ja, Du warst ein wahrer Künstler und ein edler Mensch! Dein Andenken sei gesegnet!

* Er hatte auch ein Drama verfaßt: „Napoleon's Glück und Ende", und mit der Verkörperung Napoleon's eine seiner bedeutsamsten schauspielerischen Schöpfungen geboten. A. W. B.

Bald stand sein Entschluß fest: er wollte aus mir eine Schauspielerin machen, wollte dadurch seinem vereinsamten Leben einen Inhalt geben. Schon lange hatte er sich mit diesem Gedanken getragen. Er hatte, so oft er mir früher auf der Straße begegnet war, mich wohlgefällig angeschaut und zu einem Collegen am Leipziger Stadttheater dann immer gesagt: „Die Kleine wäre vielleicht aus dem Holz, woraus man Künstler schneidet.“ — Und so hatte er meiner Mutter anbieten lassen, er wollte für meine Erziehung und Ausbildung Sorge tragen. Sie hatte dies endlich — nach öfterem Ablehnen — nun doch angenommen. Und von jener soeben erzählten Prüfung an lebte ich in der festen Ueberzeugung: ich kann und darf nichts Anderes werden, als eine Künstlerin. — Wäre „Papa Baudius“, wie ich und meine Mutter ihn nun nannten, wäre er nicht eine so echte Künstlernatur gewesen, dann wäre vielleicht ein kleiner eitler Affe aus mir geworden. Doch er haßte alles Komödiantenthum, und hing mit einer Begeisterung an seiner Kunst, die ihn und seine Zuhörer in Ekstase brachte. — Er bezog vom Leipziger Stadttheater, an dem er als Charakterdarsteller wirksam gewesen, eine Pension und hatte sich etwas Vermögen erspart. In rastloser Thätigkeit verbrachte er seine Tage, um „für das Kind“ sein Capital zu vermehren, und fast jeder Tag brachte ihm Schüler, die bald zu begeisterten Aposteln wurden. Ich durfte stets zuhören, denn auch ich begann schon als Kind — Rollen zu studiren. Es würde zu weit führen, wollte ich hier näher darauf eingehen. Papa Baudius und die ganze romanhafte Zeit, dieses merkwürdige Leben eines Kindes zwischen der Puppenstube und den Schiller'schen Heldinnen — — es würden dicke Bände werden, wollte ich das zu beschreiben anfangen.*

Freilich ist es schwer, einen eigenartigen, hochbegabten Menschen in wenigen Worten lebendig zu zeichnen. Und besonders Vater Baudius bot unerschöpflichen Stoff, um — falsch verstanden zu werden. Sein ganzes Wesen schien aus Widersprüchen zu bestehen, und es freute ihn, wenn man sein goldenes Herz verkannte und ihn einen „geistreichen Sonderling“ nannte. — —

Man sagte ihm nach, er liebe nicht mich, sondern er liebe seine „Idee“, der Welt eine Schauspielerin zu zeigen, die mit 16 Jahren Aufsehen erregen sollte. Papa Baudius schwieg. Und ich auch. Aber des Nachts — wie oft hörte ich ihn leise an mein Lager treten; er befühlte meine Stirne und Wangen, ob ich auch nicht heiß und erregt sei vom Studium; er prüfte die Temperatur des Zimmers, untersuchte, ob ich nicht etwa beim Erwachen in's Licht schauen würde, ob ich nicht zu heiß zugedeckt sei, — und dann ging er ganz leise von dannen, ganz leise, — während er bei Tage mit seinem Krückstock

* Adolf Wilbrandt hat in seinem Roman „Meister Amor“ meinen Wohlthäter Baudius sehr treu geschildert nach meinen Beschreibungen und Briefen von ihm. Dort heißt er Hillmann und ich heiße Ada.
A. W.-B.

und seinen knarrenden Stiefeln weithin hörbar war. Daß er mir, bevor er ging, liebevoll über's Haar strich und ein gerührtes: „Hm, das Kind!" hören ließ, — — das ahnte wohl Niemand. Ich selbst wagte nicht, ihm zu gestehen, daß ich's wußte. Am andern Morgen sagte er ganz kühl: er habe inspicirt, ob das Kind auch seine Ordnung habe, denn sein „Feldherrnblick" müsse ja überall sein. — Er liebte es, sich mit Napoleon I. zu vergleichen, für den er glühende Bewunderung hegte.* Ueberhaupt, dieser Mann war von einer Begeisterungsfähigkeit! Wenn er mir die Größen des Burgtheaters in ihrer Eigenart beschrieb, wenn er von der tragischen Gewalt eines Anschütz, von der bezaubernden Lieblichkeit einer Amalia Haizinger, von dem edlen Wesen, der bezwingenden Majestät der großen Julie Rettich sprach, wenn er mir ganze Scenen vorspielte, die ihn einst entzückt hatten: wahrhaftig, wäre dieser Mann auch kein so guter Schauspieler, kein so trefflicher Lehrer gewesen, einen Besseren als ihn hätte mir ein gütiges Geschick doch nicht senden können. Denn was unterscheidet den höheren Menschen vom Spießbürger, was unterscheidet den Künstler vom Komödianten? Die Begeisterungsfähigkeit, jener „holde Wahnsinn", mit dem der Phantasiemensch in wonnevollen Schmerzen lebt. — — Die Leiden und Seligkeiten aller jugendlichen Gestalten, die Vater Baudius seinen Schülern einstudirte, sie brachten zuerst in seine Augen die hellen Thränen. In späteren Jahren, als er kränklich wurde, da saß er bei Beginn einer Unterrichtsstunde fröstelnd da, und immer fester wickelte er sich ein in zahllose Hüllen. Und mit logischer Schärfe und kühlem Verstande sprach er die Stichworte. Sobald aber die Pulse der Leidenschaft zu vibriren begannen, sobald die Scene anfing, ihn fortzureißen, da wurde aus dem alten leidenden Manne ein feuriger Jüngling, und im Nu waren alle die Hüllen fortgeschleudert, und er spielte — nein, er lebte die Maria Stuart, den Carlos, — er war in einem seligen Rausche von Kunst .....

* * *

Und nun, gute Nacht für heute, Vater Baudius!

Wie oft sagtest Du mir: „Was die Menschen von mir denken, das gilt mir gleich; mein Leben hat nur noch einen Zweck: ich will Dich zu einer Künstlerin machen." Und kein Opfer an Zeit, Kraft, Gesundheit, Vermögen war Dir zu groß. Ja, Du warst ein wahrer Künstler und ein edler Mensch! Dein Andenken sei gesegnet!

* Er hatte auch ein Drama verfaßt: „Napoleon's Glück und Ende", und mit der Verkörperung Napoleon's eine seiner bedeutsamsten schauspielerischen Schöpfungen geboten. A. W. B.



Unter den Armen.

Novelle in Versen

von

Stephan Milow.

Im Süden war es, wo in tieferm Blau
Der Himmel leuchtet und die Lüfte lau
Mit sanftem Hauche wehen über's Land;
Im Süden war's, wohin man mich gesandt,
Daß ich nach schwerer Krankheit mich erquicke
Und wieder frisch und froh ins Leben blicke.
Allein da galt Geduld; gar lange Zeit
Blieb ich gleichwie gelähmt vor Müdigkeit
Und konnte nicht des Hauses Bann verlassen,
Zu schweifen durch die menschenvollen Gassen.
So half ich mir: ich saß den ganzen Tag
Auf der Terrasse, die nach innen lag
Und über Hof und Garten in die Ferne
Die schönste Aussicht bot. Da weilt' ich gerne,
Versenkt ins Schau'n und trinkend voll die Luft,
Die fein gewürzt mit süßem Blüthenduft.
Doch welch ein Bild voll Reiz und Eigenart
Ganz nah sich meinem Blick geoffenbart!
Vom Hause zogen sich zwei niedre Flügel
Bis zu dem Garten an dem wald'gen Hügel.
Hier wohnten arme Leute, bunt gemengt,
Die, in den kleinen Zellen zu beengt,
Mit allem Thun hinaus ins Freie strebten
Und so fast immer vor den Thüren lebten.
Hier sonnt' ein Völklein plaudernd sich die Leiber,
Dort wuschen flink an der Fontaine Weiber,
Indeß dazwischen muntre Kinder sprangen
Und mit Gejauchze sich im Spiel umschlangen.
Wie ich von der Terrasse niedersah,
Verfolgt' ich alles, was vor mir geschah

Und eine Magd (ich schickte oft sie aus,
Die Alte war zu Aller Dienst im Haus)
Sprach mir von Dem und Jenem, den sie nannte,
Bis ich die Mitbewohner alle kannte.
Gleich unten wohnte mir zur rechten Hand
Mit Weib und Kind ein junger Musikant.
„Dem Gino da", belehrte mich die Alte,
„Kann Keiner, was er sonst von ihm auch halte,
Je dauernd gram sei. Rasch, ein leichtes Blut,
Gewinnt er doch die Herzen und ist gut.
Viel Uebles bringt schon sein Gewerbe mit:
Es blüht bei Nacht, wer sieht da jeden Schritt!
Und spielt man immer auf zu And'rer Lust,
So überwogt wohl leicht die eigene Brust.
Wie anders ist, wie ernst und still sein Weib!
Die sucht sich keinen andern Zeitvertreib,
Als schaffend sich im Hause einzuspinnen
Und, ist er fern, ihm liebend nachzusinnen.
Herzrührend ist's, wie treu sie zu ihm hält;
Er und ihr Checco sind für sie die Welt. —
Die dort daneben, eine Thüre weiter,
Sind sich schon ähnlicher; stets weinesheiter
So Mann wie Weib, nur daß der Wein ihn laut,
Sie stille macht. Wer da ins Innre schaut,
Dem sieht es wahrlich recht betrübend aus.
Er ist Facchino und fast nie zu Haus,
Indeß in halbem Rausch sie wäscht um Lohn.
Wie bitter, ach! ergeht's dabei dem Sohn,
Der zwischen solchen Eltern reifen soll.
Ein guter Knabe ist's, zehn Jahre voll,
Und doch noch ohne jeden Unterricht;
An Schlägen aber fehlt's dem Aermsten nicht. —
Auch schlimm, nur anders, steht es mit dem Paare,
Das gegenüber haust. Auf Glückesjahre
Voll Ueberfluß kam hier die herbe Noth,
Und heute fehlt gar oft das Stückchen Brot.
Einst war er Grundherr — nun, man sieht's ihm an! —
Ein viel bekannter und gepriesner Mann;
Jetzt ist er Gärtner, der mit eignen Armen
Die Scholle umgräbt — ist's nicht zum Erbarmen?
Das kommt von seinem lockern Weib allein:
Dafür heißt's auch für sie, genügsam sein.
Nun melkt sie selbst die Kuh, das einz'ge Gut
Aus beſſ'rer Zeit, und schafft mit trübem Muth.
Der Beiden Tochter, welche schon vermählt,
Hat von der Mutter viel; da wird erzählt,
Was kaum ein Mitmensch wiederholen mag.
Sie sah'n sie oft schon, da fast jeden Tag

Sie hier hereinrauscht, aufgeputzt, in Seide,
Als gält' ihr's, daß den Staat ihr Alles neide.
Ihr Mann, ein Händler, plagt sich um Gewinn,
Indeß sie sich vergnügt mit leichtem Sinn.
Doch rieth' ich gern ihr: Sei auf Deiner Hut!
Ertappt er Dich — der Mann hat heißes Blut. —
Da lob' ich mir, die gleich zur Linken wohnt!
Und ist sie brav, so ward sie auch belohnt.
Dort sitzt sie grad im Sonnenschein und strickt,
Das altersmüde Haupt leis eingenickt.
Die lebet recht und fordert nichts vom Leben;
Da kann's des Kampfes freilich viel nicht geben.
Der Tod entriß ihr frühe schon den Mann,
Doch wuchsen ihr drei Söhne frisch heran,
Gar tücht'ge Werkner, die, im Wandel rein,
Beflissen, treue Stützen ihr zu sein."
So sprach die Alte, welche selbst gar viel
Erlebt, gestrebt, kam sie auch nicht ans Ziel.

Stets wohler ward es mir auf der Terrasse,
Und unbekümmert, ob ich viel verpasse
Vom lauten Treiben, das die Stadt entfaltet,
Lebt' ich dem Zauber, welcher hier gewaltet.
Schaut' in die Straße jemals ich hinaus,
Da wogten bunt die Menschen vor dem Haus,
Geputzte Damen, plaudernde Begleiter,
Dazwischen schoben sich Carossen, Reiter,
Und wandt' ich dann mich nach dem Hofe wieder,
Und blickt' ich auf mein armes Völkchen nieder:
Im jähsten Uebergang erschienen mir
Zwei ganz verschiedne Welten dort und hier.
Nun erst versenkt' ich recht mich in die Leute,
Daß ich mir ihre Mienen tiefer deute.
Der Musikant, der meist den Tag durchschlief,
Da ihn der Abend in den Tanzsaal rief,
Entsprach in seinem Aeußern recht dem Wort
Der alten Magd. Man sah's: das stürmte fort,
Sich freuend und genießend ohne Wahl;
Doch brach aus seinem Auge auch ein Strahl
Zutraulich sanfter Wärme, der gewann.
Dabei ein schöner, hochgewachsner Mann,
So mocht' er wohl ein Liebling sein der Frauen.
Ganz anders war sein Nachbar anzuschauen,
Enrico, der Facchino, breit und schwer,
Mit rohem Ausdruck und ein Auge leer.
Der Gärtner, was ihm auch die Zeit geraubt,
Hob doch noch stolz sein schönes Greisenhaupt.

Nun sei des Musikanten Weib genannt,
Die schöne Ghita, die mich ganz gebannt
Mit ihres Wesens Reiz. Wie konnte nur
So wunderzart und lieblich die Natur
Bei solcher Armuth Druck sich offenbaren?
Ein Mädchen schien sie schier von sechzehn Jahren.
Das leuchtend blonde Haar ergoß sich reich
In ihren Nacken, ihr umschmiegend weich.
Und dieses Auge! Mild, von feuchtem Glanz,
An Farb' und Tiefe wie der Himmel ganz. —
Des Gärtners Tochter dünkte mir so recht
Ihr Widerspiel; hier Flitter, was dort echt.
Frau Rota, wie sie hieß, trug ihren Reiz
Stets ausgelegt und kannte keinen Geiz,
Wenn's Flammenblicke zu verstreuen galt,
Indessen Ghita still und keusch gewallt.
Jung war und schön die Modedame auch,
Doch fehlt' ihr jeder edlern Weihe Hauch.
So oft sie zu Besuch sich eingestellt,
Wünscht' ich sie fort aus meiner stillen Welt.
Doch nun zu meinen Lieblingen, den Knaben,
An ihnen Aug' und Seele zu erlaben!
Gar rührend war's, wie des Facchino's Sohn,
Der blasse Sandro, trotz der Jugend schon
So liebevoll am kleinen Checco hing,
Ihn gern umhertrug, herzte und umfing.
Das wußte Ghita und gewährt' ihm's gar,
Ihr Kind zu hüten, wenn sie ferne war.
Nur: kam Enrico heim, so herrscht' er immer
Mit rauhem Ruf den Sohn hinein ins Zimmer.
Noch zählte nicht zwei Jahre Ghita's Kleiner,
Doch war er aufgeweckt wie selten Einer.
Er ging schon seinen festen Schritt und lallte
Gar manche Rede, daß es weithin schallte.
Wie lauscht' ich gern ihm! Welcher Himmel spricht
Aus solchem ros'gen Kinderangesicht!
Oft dacht' ich still bei mir: wie Viele laufen
Dem Tande nach, den sie sich schwer erkaufen,
Indeß das Schönste, was die Welt erfüllt,
Sich uns zur Freude willig selbst enthüllt! —
Ich hatte mit den beiden Spielgenossen
Von oben gute Freundschaft bald geschlossen.
Oft knüpft' ich Backwerk fest an einen Faden,
Die lieben Kleinen mir zu Gast zu laden.
Auch Checco merkt' es gleich und griff mit Hast
Nach der herabgesenkten süßen Last;
Dann neigt' er auf der Mutter mahnend Wort
Sich tief vor mir und sprang im Jubel fort.

Sie hier hereinrauscht, aufgeputzt, in Seide,
Als gält' ihr's, daß den Staat ihr Alles neide.
Ihr Mann, ein Händler, plagt sich um Gewinn,
Indeß sie sich vergnügt mit leichtem Sinn.
Doch rieth' ich gern ihr: Sei auf Deiner Hut!
Ertappt er Dich — der Mann hat heißes Blut. —
Da lob' ich mir, die gleich zur Linken wohnt!
Und ist sie brav, so ward sie auch belohnt.
Dort sitzt sie grad im Sonnenschein und strickt,
Das altersmüde Haupt leis eingenickt.
Die lebet recht und fordert nichts vom Leben:
Da kann's des Kampfes freilich viel nicht geben.
Der Tod entriß ihr frühe schon den Mann,
Doch wuchsen ihr drei Söhne frisch heran,
Gar tücht'ge Werkner, die, im Wandel rein,
Beflissen, treue Stützen ihr zu sein."
So sprach die Alte, welche selbst gar viel
Erlebt, gestrebt, kam sie auch nicht ans Ziel.

Stets wohler ward es mir auf der Terrasse,
Und unbekümmert, ob ich viel verpasse
Vom lauten Treiben, das die Stadt entfaltet,
Lebt' ich dem Zauber, welcher hier gewaltet.
Schaut' in die Straße jemals ich hinaus,
Da wogten bunt die Menschen vor dem Haus,
Geputzte Damen, plaudernde Begleiter,
Dazwischen schoben sich Carossen, Reiter,
Und wandt' ich dann mich nach dem Hofe wieder,
Und blickt' ich auf mein armes Völkchen nieder:
Im jähsten Uebergang erschienen mir
Zwei ganz verschiedne Welten dort und hier.
Nun erst versenkt' ich recht mich in die Leute,
Daß ich mir ihre Mienen tiefer deute.
Der Musikant, der meist den Tag durchschlief,
Da ihn der Abend in den Tanzsaal rief,
Entsprach in seinem Aeußern recht dem Wort
Der alten Magd. Man sah's: das stürmte fort,
Sich freuend und genießend ohne Wahl;
Doch brach aus seinem Auge auch ein Strahl
Zutraulich sanfter Wärme, der gewann.
Dabei ein schöner, hochgewachsner Mann,
So mocht' er wohl ein Liebling sein der Frauen.
Ganz anders war sein Nachbar anzuschauen,
Enrico, der Facchino, breit und schwer,
Mit rohem Ausdruck und ein Auge leer.
Der Gärtner, was ihm auch die Zeit geraubt,
Hob doch noch stolz sein schönes Greisenhaupt.

Das ließ mir keine Ruh und immer wieder
Erhob ich mich gespannt und lauschte nieder.
Rings alles still; nur die Fontaine rann
Im Schweigen, das die weite Welt umspann,
Und manchmal aus der Ferne her verlor
Noch eines Menschen Ruf sich an mein Ohr.
Mir war's so eigen bang zu Sinn, so schwül,
Und lang noch wälzt' ich mich auf meinem Pfühl,
Bis ich das Haupt in's Kissen drückte tief
Und endlich so in später Nacht entschlief. —
Da weckte markerschütternd mich ein Schrei
Des jungen Sandro; forschend, was es sei,
War ich im Nu aus meinem Bett geschnellt:
Weh — Ghita's Wohnung lichterloh erhellt!
Ich warf mich in das nächste Kleid und sprang
Die Treppe rasch hinab; allein schon drang
Durch Rauch und Qualm, verzweifelnd, mit Gejammer,
Der Musikant in die verlass'ne Kammer.
O welch ein Augenblick! Jetzt — taumelnd, wankend,
Mit beiden Armen fest sein Kind umrankend,
Erschien er wieder. Wenn's nur noch am Leben?
Es rührt sich nicht!, O, wer kann Aufschluß geben?
Er forscht, besieht's befühlt's an allen Seiten,
Prüft seinen Herzschlag; doch die Hände gleiten
Umsonst hinauf, hinab — es liegt wie todt.
„Was thu' ich," ruft er, „ach, in dieser Noth?
Mein Kind ist unverletzt, doch scheint's erstickt."
Wie er bei diesem Wort zusammenschrickt! —
Allein nun galt's, das Feuer zu bezwingen.
Rasch ließ ich durch die Andern Wasser bringen,
Die Sandro's Angstgeschrei geweckt im Haus:
„Greift alle zu! Tilgt schnell die Flamme aus!" —
Und bald erlosch der Brand, dem Angriff weichend,
Da flink, die vollen Eimer weiter reichend,
Zum Rettungswerk gereiht sich Mann an Mann,
Die wackern Söhne Nina's stets voran. —
„Er rührt sich nicht! O wenn Du mir gestorben,
Bin ich verflucht, ist all mein Sein verdorben!
Gestorben, und durch mich! Die einz'ge Nacht,
Da ich Dein Schirm, wie hab' ich Dich bewacht?
Und Ghita, Du! Kann ich Dich wiedersehen?
Wie werd' ich Schuldiger vor Dir bestehen?"
So brach es jetzt aus ihm, und immer mehr
Von Angst gefoltert, irrt' er hin und her,
Das regungslose Kind in seinen Armen,
Ein Anblick, all den Andern zum Erbarmen.
„Er rührt sich nicht! O mir zerspringt das Herz!"
Da, wie er auf sein Knäblein starrt voll Schmerz,

Die Alte, Nina hieß sie, mir zur Linken
Schien drüber stets erfreut und mir zu winken
Mit stillverständnißvollem Augenblitze
Nach meinem traulichen Terrassensitze.

Ich war so weit, daß ich hinunter konnte
Und oft am Berghang mich im Garten sonnte.
Hatt' ich den Winter schon in diesem Land
Vor Glanz und Licht und Blumen nicht erkannt,
So gab's nun vollends mit dem Lenz ein Regen,
Ein Leuchten, Glühn und einen Blüthensegen,
Daß ich entzückt, berauscht mich drein verlor.
Bald blickt' ich in die Weite, bald empor,
Zu suchen dieser Weltverklärung Quelle,
Bis ich das Auge schloß vor lauter Helle.
Dann wieder spielt' ich mit den holden Kindern.
Sie liebten mich; oft konnt' ich's gar nicht hindern,
Daß ich zur Beute fiel den muntern Wesen,
War's auch mein Vorsatz, einsam still zu lesen. —
Auch Checco's Mutter sollt' ich näher kommen.
„Sie sind so gut!" sprach einmal sie beklommen,
Da mit den Kindern ich im Hofe stand.
Ich merkt' es ihr wohl an: hier überwand
Das Dankgefühl die Scheu, wie groß sie war.
Ihr Wesen griff ans Herz mir wunderbar.
So oft ich sie nun traf, versäumt' ich's nie,
Sie anzusprechen. Ach, wie senkte sie,
Mir lauschend, lieblich ihren Blick, und dann —
Wie sah sie, selber sprechend, hold mich an!
Daß sie nicht glücklich, hatt' ich bald durchschaut,
Verrieth sie mir's auch nie mit einem Laut. —
Je ihren Mann zu fassen eine Weile,
Gelang mir nicht; der hatte immer Eile
Und huschte durch den Hof. Nur dann und wann
Erblickt ich ihn am Fenster und gewann,
Wie er, sein Kind im Arm, so heiter schaute,
Indeß es ihm die schwarzen Locken kraute,
Ein freundlich Bild von ihm. Gewahrt' er mich,
So neigte lächelnd er zum Gruße sich. —
Im ganzen Hause ward ich allgemach,
Da ich mit Dem und Jenem freundlich sprach,
Ich darf's wohl selber sagen, gern gesehn.
Der Armuth nur nicht stolz vorübergehn,
Gewinnt sie schon; denn mag sie viel auch leiden,
Ihr eigen ist's, demüthig sich bescheiden.
So flossen heitre Tage mir dahin,
Leicht wie auf Blumen wiegte sich mein Sinn.

Doch da erlebt' ich, was mich tief verdroß
Und mir fortan den Garten schier verschloß.
Ich will's erzählen. Heute war's so schön,
So goldner Duft umwob die fernen Höh'n,
Indeß die Tiefen schon in Nacht getaucht,
Daß mich's noch spät hinauszog. Weich umhaucht,
Durchschritt ich still den Garten in Gedanken.
Da klang es hinter einer Laube Ranken
Wie leis Geflüster. Wer nur mocht' es sein?
Als ich vorüberkam, sah ich hinein:
Frau Rota und der junge Musikant!
Verwünscht! Wie rasch ich da mich abgewandt!
Doch vollends in der Tiefe faßte mich,
Was erst geschah, da ich dem Ort entwich.
Bang mit dem Ruf: „Sah'n Sie nicht meinen Mann?"
Hielt plötzlich Ghita auf dem Pfad mich an.
„Ich? Nein! Ich weiß nicht!" stammelt' ich verwirrt.
Da war sie zitternd weiter schon geirrt
Zur Laube hin. — Was stand ihr, ach, bevor!
Unschlüssig harrt' ich, als vom Gartenthor
Erregte Stimmen schollen, streitentbrannt.
Ich lauschte hin — sie klangen mir bekannt.
Die eine rief: „Sie sind nun beide hier!
Ich weiß es sicher, lang schon folgt' er ihr,
Und sie — ich war auch ihr stets auf der Spur —
Läuft täglich her; gilt das den Eltern nur?"
Das war der Gärtner, der nun dämpfend sprach:
„Mit Heftigkeit erreicht man nichts; gemach!"
Und dann sein Weib: „Machst Du sie immer schlecht,
So kehrt sie Dir den Rücken wohl mit Recht!"
Da fuhr die erste Stimme wieder drein:
„Wollt Ihr dem eignen Kinde Kuppler sein?
Was nahm ich auch aus solchem Hause Eine!
Doch gebt nur Acht — wie Denen ich erscheine!"
Ich wußt' es nun: das war der Tochter Gatte,
Wie selten früher ich gehört ihn hatte.
Er kam auch schon an mir vorbeigerannt.
Ich eilt' ihm nach, im Innersten gespannt;
Mir schien, daß drohend er ein Messer schwang.
Als er jetzt suchend in die Laube drang,
Wie staunten er und ich! Denn Ghita saß
Bei jenem Paar und zuckte nicht und maß
Den Eingedrungenen ob seiner Weise.
Dann sprach sie, und die Stimme bebte leise,
Doch wohl nur meinem Ohr: „Sieht man Euch wieder?
Ihr kamt schon lange nicht. So laßt Euch nieder!"
„Das ist zu toll!" gab drauf er dumpf zurück
Und barg das Messer. „Nun, es ist ein Glück,

Daß Ihr mich hier empfangt: doch weil' ich nicht,
Ich holte nur mein Weib. Noch wird mir Licht,
Ich hoff's, in Manchem, was ich jetzt nicht fasse,
Und, Gino, wißt es nur, daß ich Euch hasse!"
Er ging und zog sein zitternd Weib sich nach.
Dann blieb es still, bis endlich Gino sprach
(Ich hörte alles, trat ich auch bei Seite):
„Der Sprudelkopf! Das wird ein rauh Geleite.
Und hier — mir scheint, bald wäre Blut geflossen.
Du warst die Retterin, hast, rasch entschlossen,
In der Gefahr das eigne Herz bezwungen."
Drauf sie, die Arme fest um ihn geschlungen:
„Wenn ich's vermocht, wenn ich gerettet Dich,
So rette Du, Geliebter, nun auch mich.
Ja, rette, wälze von mir diese Last!
Sie drückt zu bange, ich ersticke fast.
Du warst doch einst so ganz, so selig mein.
Ich poche an Dein Herz — laß mich hinein!"
Er aber bat: „O nimm's doch nicht so schwer!
Beim Himmel, Ghita, Du bedrängst mich mehr,
Als jener Tolle mit der scharfen Waffe.
Was thu' ich, daß ich Dir den Frieden schaffe?"
„Entsage jenem Weib; sei treu und gut!
Dann nehm' ich, was mich traf, in neuem Muth
Als Prüfung nur, die mir der Herr gesandt —"
Mehr hört' ich nicht; von Rührung übermannt,
Entfloh ich eilig waldwärts in die Ferne. —
Es war schon Nacht, hell funkelten die Sterne,
Als ich mich heimgewandt. Vor Ghita's Zimmer,
Das matt erleuchtet war von Lampenschimmer,
Hielt ich den Schritt an, um hineinzuspähn.
Sie war allein, — von ihm war nichts zu sehn —
An Checco's Wiege hingekniet und bang
Ihr schlafend Kind betrachtend. Ach, sie rang
Wohl arg bedrängt, das Innre übervoll,
Bis Thrän' um Thräne ihrem Aug' entquoll,
Und die Madonna heiß ihr Blick umfing,
Die über ihres Kleinen Bettchen hing.
Ihr Mund bewegte sich — was sie wohl flehte?
Da sank sie still zusammen im Gebete.

——

Es gingen Wochen hin in alter Weise,
Nur zog ich mählich immer größre Kreise
Und wagte mich im frischen Wohlgefühl
Zuletzt gar ab und zu in's Stadtgewühl.
Ob Ghita's Wort das rechte Echo fand
Bei ihrem Mann und beide neu verband,

Ich wußt' es nicht, doch meint' ich eher, nein.
Aus ihrem Auge brach mir nicht der Schein,
Der Glück verkündet, während still, wie immer,
Sie hin- und hergewallt in Hof und Zimmer. —
Da kam ein neuer Schmerz ihr mit der Kunde,
Die Mutter sei erkrankt und Stund' um Stunde
Erwarte man der Hochbetagten Tod.
An einem Abend war's. O bange Noth!
Was konnte sie, als rasch zur Kranken eilen,
Den Gatten bittend, heut daheim zu weilen?
„O gieb nur recht auf unsern Checco Acht!
Bring' ihn zu Bett und halte sorglich Wacht!"
So klang's zu mir herauf, bevor sie ging.
Ich blickte forschend nieder: da umfing
Beschwichtigend der Vater seinen Kleinen,
Der heftig strampelte mit lautem Weinen.
Er wollte nach der Mutter; doch wie schnell
War das vorbei! Schon blickt' er wieder hell
Und lachte vollends schallend, da ihn jetzt
Der Vater sich aufs Knie zum Ritt gesetzt.
Noch spielte Gino mit dem Knäblein lange,
Dann zog er unter trällerndem Gesange
Ihm seine Kleidchen aus und legt' ihn nieder
Und sang ihm immer neu ein Liedchen wieder. — —
Nun kam Enrico heim, wie alle Tage
Um solche Zeit — zu seines Jungen Plage.
Doch war er heut besonders barsch und laut.
So wie er Sandro nur im Hof erschaut,
Erfaßt' er ihn und zog ihn mit sich fort;
Dann aus dem Zimmer scholl manch Donnerwort.
Jetzt, schien es, hielt der rohe Quäler ein.
Jedoch nur kurz; schon fuhr er wieder drein
Und zerrte Sandro, welcher, schreckensblaß,
Aufschrie, fort übern Hof in das Gelaß,
Wo Holz und alt Gerümpel er verwahrte,
Indeß er nicht mit Zornesflüchen sparte.
Rasch war das Kind, wie bang sich's wehren wollte,
Hier eingesperrt; der Vater aber grollte
Noch diesen Abschied ihm hinein zum Fenster!
„Hier schlafe heut und fürchte nicht Gespenster!"
„Was gab's? Was that er?" klangen rings die Fragen.
Drauf der Facchino kurz: „Er mag's nur tragen,
Wenn er mich ärgert, der verwünschte Bube!"
Und rasch verschwunden war er in die Stube.
Empört, daß ich die Fassung schier verlor,
Rief ich von unten mir die Magd empor
Und drang in sie: „Berichten Sie geschwind,
Was straft der Mann so grausam hart sein Kind?"

„Ich hab's erfahren. Nun, das ist zu stark!"
Gab sie zurück. „Weil Sandro ohne Arg
Der Mutter heut erzählt, als heim er kam,
Daß ihn der Vater mit in's Wirthshaus nahm.
Darob empfing die Frau den Mann mit Schelten,
Und dieser ließ es so sein Kind entgelten."
Da sprang ich auf: „Er muß ihn frei mir lassen!"
„Nicht doch! der Mann ist heut nicht anzufassen;
Ihn hat der Rausch. Sie würden Händel haben,
Und machten es nur schlimmer für den Knaben."
Ich ließ es denn und schickte fort die Alte;
Allein es wogte noch in mir und wallte.
Ich war doch krank noch. Wie mich das erregte! —
Gottlob, daß jetzt sich Sandro's Schluchzen legte!
Da kam als Trösterin auch Nina noch
Und schob dem Häftling in sein Rattenloch,
Was sie nur hatte, liebevoll beflissen,
An Deckenhüllen und an weichen Kissen.
So ward es Nacht. Schon schliefen rings die Leute.
Ich aber dachte nicht an's Schlafen heute;
Ich brauchte Luft, ich brauchte noch Bewegung,
Zu dämpfen meines Inneren Erregung.
Rasch griff ich nach dem Hut und stieg hinunter.
Was sah ich da? Beim Gärtner alles munter!
Er, sie, die Tochter und der Musikant
Um's Tischchen, drauf die Lampe hell gebrannt
Und das mit Speis' und Trank gar wohl bestellt,
In lautem, lustigem Gespräch gesellt.
O Gino, kränkst Dein fernes Weib Du so?
Und, Alter Du, vermagst Du leicht und froh
Zu thun, was nimmer doch ein Vater soll,
Bedeckt man Dir den Tisch nur reich und voll,
Der sonst Dir kaum den schmalsten Imbiß beut?
Wie das nun plaudert und sich sorglos freut! —
Es trieb mich weiter die gewohnten Pfade
Hinaus in's Freie. — Mitternacht schlug's grade,
Als ich nach Hause kam. Der Gärtner war
Zu Bette schon, und bei dem heitern Paar
Saß nur die Mutter, schläfrig eingenickt.
Ich hätte gern zu Sandro noch geblickt,
Doch konnt' ich allzu leicht den Knaben wecken
Und durch mein jäh Erscheinen nur erschrecken.
Bei Checco gegenüber brannte Licht;
Der rührte, tief in Schlaf versenkt, sich nicht.
Ich stieg empor. — Ob immer noch erregt,
Hatt' ich mich endlich doch zu Bett gelegt.
Im Kämmerchen, darin ich schlief, vernahm
Ich jeden Laut, der aus dem Hofe kam.

Das ließ mir keine Ruh und immer wieder
Erhob ich mich gespannt und lauschte nieder.
Rings alles still; nur die Fontaine rann
Im Schweigen, das die weite Welt umspann,
Und manchmal aus der Ferne her verlor
Noch eines Menschen Ruf sich an mein Ohr.
Mir war's so eigen bang zu Sinn, so schwül,
Und lang noch wälzt' ich mich auf meinem Pfühl,
Bis ich das Haupt in's Kissen drückte tief
Und endlich so in später Nacht entschlief. —
Da weckte markerschütternd mich ein Schrei
Des jungen Sandro; forschend, was es sei,
War ich im Nu aus meinem Bett geschnellt:
Weh — Ghita's Wohnung lichterloh erhellt!
Ich warf mich in das nächste Kleid und sprang
Die Treppe rasch hinab; allein schon drang
Durch Rauch und Qualm, verzweifelnd, mit Gejammer,
Der Musikant in die verlass'ne Kammer.
O welch ein Augenblick! Jetzt — taumelnd, wankend,
Mit beiden Armen fest sein Kind umrankend,
Erschien er wieder. Wenn's nur noch am Leben?
Es rührt sich nicht!, O, wer kann Aufschluß geben?
Er forscht, besieht's befühlt's an allen Seiten,
Prüft seinen Herzschlag; doch die Hände gleiten
Umsonst hinauf, hinab — es liegt wie todt.
„Was thu' ich," ruft er, „ach, in dieser Noth?
Mein Kind ist unverletzt, doch scheint's erstickt."
Wie er bei diesem Wort zusammenschrickt! —
Allein nun galt's, das Feuer zu bezwingen.
Rasch ließ ich durch die Andern Wasser bringen,
Die Sandro's Angstgeschrei geweckt im Haus:
„Greift alle zu! Tilgt schnell die Flamme aus!" —
Und bald erlosch der Brand, dem Angriff weichend,
Da flink, die vollen Eimer weiter reichend,
Zum Rettungswerk gereiht sich Mann an Mann,
Die wackern Söhne Nina's stets voran. —
„Er rührt sich nicht! O wenn Du mir gestorben,
Bin ich verflucht, ist all mein Sein verdorben!
Gestorben, und durch mich! Die einz'ge Nacht,
Da ich Dein Schirm, wie hab' ich Dich bewacht?
Und Ghita, Du! Kann ich Dich wiedersehen?
Wie werd' ich Schuldiger vor Dir bestehen?"
So brach es jetzt aus ihm, und immer mehr
Von Angst gefoltert, irrt' er hin und her,
Das regungslose Kind in seinen Armen,
Ein Anblick, all den Andern zum Erbarmen.
„Er rührt sich nicht! O mir zerspringt das Herz!"
Da, wie er auf sein Knäblein starrt voll Schmerz,

Entringt sich plötzlich schmetternd seiner Kehle
Der Jubelruf: „Er lebt! — O arme Seele,
Wagst Du's zu glauben? — Ja, seht her: er lebt!
Wie er sich streckt! Wie er die Händchen hebt!
Und jetzt — bei Gott! — sein Auge öffnet sich —
Mein Checco, sieh' mich an! erlöse mich!"
Ergriffen standen Alle in der Runde,
Und freudig ging's: Er lebt! von Mund zu Munde. —
Erst jetzt, nachdem der bange Schreck verflogen,
Ward der befreite Sandro hergezogen,
Der vor dem Schlimmsten uns bewahrte heute.
„Was war's? Wie kam's?" bestürmten ihn die Leute.
„Ich schlief nicht," sprach er; „denn mir war zu bang.
Doch schwieg ich still. So saß ich lang, gar lang.
Ich war nur froh, daß drüben Licht gebrannt,
Und blickte hin zu Checco unverwandt,
Der ruhig schlief — klar sah ich sein Gesicht,
Nicht ferne auf dem Tische stand das Licht.
Da wacht' er auf und streckte übern Rand
Des Bettes nach dem Tischtuch seine Hand,
Und zog und zerrte dran so lang im Spiel,
Bis von dem Tisch die Lampe niederfiel.
Nun ward es plötzlich dunkel in dem Zimmer.
Doch bald darauf stieg heller Feuerschimmer
Vom Boden auf — anhob ich ein Geschrei,
Und Einer nach dem Andern sprang herbei." —
Da rief, indeß er sich zum Knaben bückte,
Der Musikant: „Wie dank' ich Dir?" und drückte
Mit Checco fest ans Herz ihn. „Ach, das brach
Verhängnißvoll auf mich herein!" Doch sprach
Ein Andrer drauf: „Was paßt auch, Gino, schlechter
Als wie ein brennend Licht beim Kind zum Wächter?"
Dann zu Enrico: „Ihr auch dankt dem Jungen!
Fast wäre schon zu Euch die Noth gedrungen;
Euch trennte ja nur eine dünne Wand
Vom Stübchen, das da völlig ausgebrannt.
Bald hätt' es für uns alle schlimm geendet:
Dem Herren Lob und Preis, der's so gewendet!" —
Nun drängt' ich den erschöpften Gino fort:
„Verlassen Sie, mein Freund, den Schreckensort!
Sie finden oben Raum genug bei mir.
Dort ruh'n sie aus — ich bitte, geben wir!
Und was noch unversehrt von Ihrem Gut,
Bringt Nina gern für Sie in sichre Hut!"
So schob ich ihn mit Checco rasch hinauf.
Er aber, zitternd, ließ noch vollen Lauf
Dem stürmischen Gefühl, das ihn bewegte,
Als er sein Kind nun neu zur Ruhe legte.

„O Herr, mein Fehl, er war nicht vorbedacht!
Schon wollt' ich schlafen gehn; da pochte sacht
Noch an mein Fenster jenes Weib und sprach:
„Ich bin bei meinen Eltern — folge nach!"
„Ja, für ein Weilchen!" — Nun, was ist's denn weiter,
Die Nachbarn zu besuchen? dacht' ich heiter;
Das heißt, so blies es mir der Teufel ein,
Der mich zu ihr zog. Dann bei Scherz und Wein —
O aus dem Weilchen wurden ganze Stunden,
Bis ich mich vor dem Schrecklichen gefunden!"
Er ging nun auf und ab und seufzt' und klagte;
Ich aber schied von ihm, indem ich sagte:
„Nun ruh'n Sie selbst, da Sie Ihr Kind geborgen,
Und finde freiern Herzens Sie der Morgen!"

So kam es auch. Als bei des Tages Grauen
Sein Weib erschien, um schreckensvoll zu schauen,
Was da gescheh'n, indeß sie schluchzte bang:
„Noch das? Und meine Mutter todt!" da klang
Nur dieß als Gruß des Gatten ihr zurück:
„Doch unser Checco lebt! O, welches Glück!"
Und er verlor, als drückte ihn nichts mehr,
In heller Freude sich: „So komm nur her!
Ich will Dir viel erzählen. Diese Nacht,
Sie hat uns beiden unser Heil gebracht,
So Schreckliches wir auch in ihr erlebt.
Wie ist mir nur? Das wogt in mir, das hebt
Mein Herz, und jubeln möcht' ich, ob ich blute.
Ich weiß ja, Du verzeih'st mir, einzig Gute!
Erst warntest Du mich — Ach, es blieb vergebens!
Dann warnte mich mein Kind — Herr meines Lebens,
Das sitzt mir tief! Jetzt wank' ich nicht auf's neue;
Echt ist, und drum erlösend meine Reue. —
Das Musiciren sei nun abgethan,
Es macht die Nacht zum Tag und schlägt nicht an.
Wie ist mir nur die Lust dazu gekommen?
Da mag mir and're Arbeit besser frommen.
Ich kann ja, wie mein Vater, Geigen machen.
Das nährt uns auch, und uns're Siebensachen,
Sie sollen wieder bald beisammen sein.
So schließe mich an's Herz, so bin ich Dein!"
Und schweigend, von des Gatten Wort bezwungen,
Hielt, tief erglüht, ihn Ghita jetzt umschlungen.

Wie rasch die Zeit verflog! Mein Aufenthalt
Im Süden ging nun schon zu Ende bald.

Der Winter, dem ich leidend ausgewichen,
War auch daheim vorbei, die Lüfte strichen
Nun dort auch mild im klaren Himmelslicht,
Und mahnend rief nach Haus mich manche Pflicht.
Indessen folgt' ich noch mit meinem Blicke
Die kurzen Tage achtsam dem Geschicke
Der kleinen Welt, die mich so eingesponnen.
Freund Gino trieb, was er mit Lust begonnen,
Auch bald mit Glück; denn seiner Hände Kunst
Gewann ihm immer mehr der Kenner Gunst.
Für Ghita war ein neuer Lenz gekommen,
Ihr Auge sprach es aus, so licht erglommen.
Enrico, völlig irr vom Trunke schon,
Verfiel dem Krankenhaus, indeß sein Sohn,
Da's mit der Mutter auch recht übel stand,
Im Hause Gino's eine Zuflucht fand.
Wie lebte nun der Knabe auf, befreit,
Nach all dem Leiden seiner Kinderzeit!
Auch von Frau Rota wurde mir noch Kunde.
Es lief im Hause bald von Mund zu Munde:
Sie sei verreist, von ihrem Mann verstoßen.
So hatte sich denn für mich abgeschlossen,
Was ich, der hier nur still gesunden wollte,
In meiner Einsamkeit erleben sollte.
Ich brach nun auf an einem Maientag,
Da rings die Welt in gold'nem Schimmer lag.
Das Scheiden wurde mir nicht leicht, fürwahr.
Rings drängte sich der Hausbewohner Schaar;
Hier einen Händedruck, und da, und dort!
Zu Gino aber noch dies Abschiedswort:
„Sie wissen nun, wie reich beschenkt Sie sind;
So schütze Ihnen Gott stets Weib und Kind!"
Und wie zum letztenmal ich Ghita's Hand
Leis' zitternd in der meinen noch empfand,
Da ward es uns so recht erst offenbar,
Was Eins dem Anderen geworden war.
Sie stand in Thränen — noch ein letztes Winken,
Und nordwärts ging's im hellen Sonnenblinken.





Sonnentempelstädte.

Ruinenbilder.

Von

C. von Vincenti.

Das Auge ist mir feucht geworden, als ich das erste Mal den Schnee des Libanon aus blendender Himmelsbläue herniederglänzen sah. Dort lag er im Mittagslichte, der uralte Zauberberg mit den klaren befirnten Spitzen und den violettgrauen Felskämmen, jener Magnetberg des Morgenlandes, der vom Aufgang die Karawanenzüge der Wüste, vom Niedergange die Schiffe des Meeres anzieht.

Zwischen Meer und Wüste liegt dies syrische Land hingestreckt wie eine begnadete Frau. Die Eiskrone umschimmert ihr Haupt, über ihre braungoldne Brust rinnen klare Bäche wie Perlschnüre, ewige Reize gürten ihre Lenden und von ihren Lippen strömt Cedernhauch.

Es ging einst durch ihren gewaltigen Leib ein Schauer von dämmervoller Kühle und geheimer Glut und in ihrem Lächeln lag ein Jahrtausend von Liebe. Ein Bacchustaumel umrauschte ihre Schläfen, ihr Purpurhaar war von Blumen durchduftet und Opferflammen schlugen über ihrem Haupte zusammen.

Schon in ältester Zeit prangte dies Land im Tempelschmuck und strotzte vom Geschmeide der Kunst. Der Glanz des hiramitischen Baalsdienstes erfüllte es mit frommer Betäubung. Dieser reichen Glaubenserde entsproßten im Laufe der Zeiten, eine nach der anderen, drei Weltreligionen: der Jehova-Cult, das Christenthum und mittelbar auch der Islam. Und allezeit blieb hier ein guter Boden für Secten-Ablagerung, ein Asyl für versprengte Religions-Genossenschaften.

Im Anfange waren Sonne und Weib die großen, syrischen Götter. Zum Melkarttempel auf der tyrischen Insel, zu Adonis und Baaltis in Byblos wallfahrtete die vorderasiatische Welt.

In der Umarmung des Sonnengottes und des Idolenweibes ward Alles, was Leben gibt, göttlich verehrt.

Astarte, die keuschgerüstete Kriegsgöttin der Assyrer, erfährt, von den Lebenskeimen Syriens umschwärmt, alle jene Cultuswandlungen, welche in der Doppelnatur des Weibes tief begründet sind.

Sie wird in Byblos als Baaltis, das ist „Herrin Baals“, des Adonis Weib; sie entfesselt als Aschera Liebesmysterien; sie incarnirt sich in Berut, der cypressenschlanken Venus des Libanon.

In ihr verkörpert sich jene gefährlich einschmeichelnde Macht des vermälten Sonnen- und Frauencultes, welcher sich scheinbar mit allen Göttern, ja selbst Jehova, abfindet, um dieselben unvermerkt mit seinen warmen, weichen Armen zu umfangen.

War's nicht eine tyrische Prinzessin, die kleine Jezebel, welche dem Judenkönige und seinem Volke den Baalsdienst aufschmeichelte, dessen goldene Wurzeln der rauhe Jehu wieder ausriß?

Von da an stießen die Gläubigen Jehova's und später noch heftiger die Bekenner Allah's das nach Göttlichkeit begehrliche Weib von sich.

Der altsyrische flammende Taumel war ihnen ein solcher Gräuel, daß sie sich nicht damit begnügten, das Götzenbild der Frau zu zerschlagen, sondern in ihre Scheu vor dem weiblichen Idol beinahe das lebendige Weib selbst mit eingeschlossen hätten.

Auch das Christenthum verwarf dies Idol, hob jedoch die Frau in reiner Menschlichkeit höher empor, als es je auf Sonnenaltären gestanden. In seinem hohen Lichte erblühte die Gotteslilie des Frauenthums: Maria.

Der Islam fand die Welt bereits im Glauben vertheilt. Auf seiner Muttererde hatte er Jehova, den Christenheiland, die Idole und den Sternenglauben der Sabäer zu bekämpfen.

Er that es mit ungeahnter Glaubenswuth.

Das Christenthum, welches seit dem vierten Jahrhundert in Jemen herrschend geworden, war den Arabern bald ausgetrieben, der mit Feuer und Schwert verscheuchte Sonnendienst aber flüchtete sich in den seit uralter Zeit auf arabischem Boden heimischen Sternencult, welchen Darim, der sabäische Glaubensheld, wieder herstellte und dessen Spuren heute noch nicht verwischt sind. Noch strahlt der heilige Hundsstern, dem der Prophet geflucht hat.

Wer sich noch am besten mit dem Sonnenculte abfand, war das kaiserliche Rom. Es gab sogar eine Zeit, wo Rom selbst beinahe für die Lehre empfänglich ward, daſs in der Sonne alle Gottheit sich vereinige.

Diese Zeit fällt in die ersten Jahrhunderte Christi.

Sie ist die Blütezeit der Sonnentempelstädte Emesa, Baalbek, Palmyra. Das römische Reich war das Kaiserthum der ehrgeizigen Feldherrn geworden, der alte Geist erstorben, die alte Götterlehre entseelt. Nicht wenige Römer fühlten sich durch den glanzliebenden Sonnendienst mit seinen prächtigen Aufzügen, schönen Kunstbauten und schlaffen Sitten angezogen.

Diese Anziehung hatte jedoch zugleich einen politischen Grund: Rom und der Sonnencult besaßen einen gemeinsamen furchtbaren Feind, nämlich die Feuerlehre, deren königliche Neuverkünder die Sassaniden geworden. Der Jehova Cult war durch die Zerschmetterung des jüdischen Volkes politisch ohnmächtig, das Christenthum wußte nur erst zu bluten, noch nicht zu kämpfen, der Islam war noch ungeboren und so blieb als Gegner nur der Parsismus.

Die syrischen Sonnenstädte waren durch ihn zunächst bedroht, Rom, das Herr bis zum Euphrat gewesen, ehe ihm die heilige Flamme des Zerdusch entgegenschlug, in zweiter Linie.

Aber dieser gemeinsame Haß gegen das Feuerprophetenthum, welches die Sassaniden entflammte, wurde ein mächtiger Factor im Kampfe zwischen Asien und Rom, zwischen Aufgang und Niedergang.

Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung von Baalbek und Palmyra.

Sprechen wir diese Namen aus, dann werden in unserer Phantasie zwei Traumgestalten lebendig: ein Jüngling und ein Weib!

Der Eine, wunderschön, ein Schwärmer mit strahlenden Augen, die Andere hoheitsvoll gebietend: Kaiser Elagabal und Königin Zenobia.

Wie Rauschen eines Märchenwaldes tönen uns diese Namen entgegen und Steine reden.

Elagabal, das syrische Tempelkind, trug den orientalischen Sonnencult in das Rom der Kaiser, Zenobia, die „Goldene", die Königin von der Oase, wollte Rom in den Sonnentempel von Palmyra tragen, zwei wunderbar kühne Anläufe der Weltgeschichte, an welche uns die Trümmerwelt von Balbek und Palmyra gemahnt.

Ganz anders, schärfer und heller, blickt auf diese erhabenen Ruinenbilder das Auge, das in die Tiefen der Geschichte geschaut. Erst dann geht ihm der volle Zauber auf, der über jenen zertrümmerten Kunstgebilden schwebt.

Nicht die Wucht der Sonnensäulen, die heute noch in Balbek aufragen, nicht die Pracht der Säulenstraßen Palmyra's sind es ja, die unsere Phantasie erschüttern; der Flügelschlag der Geschichte, der einst hier so mächtig gerauscht, macht unseren Geist erbeben, wenn Namen wie Baalbek und Palmyra ertönen.

Unter solchen Gedanken ziehe der Wanderer von Damascus nach jenen hohen Trümmerstätten aus . . .

* * *

9*

Beide Ausflüge liegen längst im Touristen-Bereiche.

Für Baalbek ist's eine bequem zweitägige Tour, für Tidmor — den Namen Palmyra kennt der heutige Orient nicht mehr — eine minder bequeme viertägige.

Die erste, ein Ritt ins friedlich bewohnte hohlsyrische Land hinein, war niemals mit Beschwerden und Gefahren verbunden, die zweite jedoch geht wüstenwärts, besaß vordem und besitzt heute ein Stück beduinischer Buschklepper-Romantik. War doch vor Kurzem König Milan von Serbien wegen Unsicherheit der Wege nicht im Stande, sie zu unternehmen.

Nach Baalbek bringt uns ein gutes Pferd schon am zweiten Abende. Der griechische Wirth von Schtôra hat dort eine Filiale mit leidlichem Verpflegstarif und Rothwein. Wen's anwandelt, der kann überdies seiner gehobenen Stimmung an die Freunde in der Heimat per Draht Luft machen, denn die ehemalige Baals- und Venusstadt besitzt heute ein türkisches Drahtamt.

Der Weg hat seine Reize, insbesondere wenn die Obsthaine von Zebedâni mit Blüten überschneit sind und der Schnee des Libanon in entzückender Reinheit herüberleuchtet. Kahl ist zwar das Vorgelände des schwarzfelsigen Gegen-Libanon, aber in den Reben von Surgaja wächst seit Menschengedenken bedenklich viel bacchische Thorheit.

Dieser Gedanke stimmt fröhlich, besonders wenn man aus der düsteren Schlucht herauskommt, wo der Bárada die felsgehauene Todtenstadt der Abilenen durchrauscht.

Auf die stillen Schluchten und Thäler des Gegen-Libanon folgen beim Abstieg weiße Sandhügel, dann saftige Weiden, von krystallenen Wassern durchronnen. Jetzt ragt's wie hellgoldene Säulen in den Abend, durch die Zwischenräume blinkt der ferne Schnee:

Es sind die Säulen von Baalbek.

Wir reiten zwischen Gärten. Der Ort enttäuscht — freilich, Heliopolis ist nicht mehr.

Weiter hinab vom Dorfe grüßt die Sonnenburg über grüne Wipfel. Von einem kurzen Stimmungsbesuch der Ruinen, welcher das erste Fieber der Neugier kühlen soll, holen wir uns für die Nacht einen wundersam durchleuchteten Traum . . . . .

Ueber dem stillen Tempelvorhof steht die Mittagssonne. Baal strömt seine Glut auf das gebrochene Heiligthum.

Schwärme weißer Sommerfalter gaukeln in der zitternden Luft und im heißem Schutt schrillt ein Grillenchor.

Mit einem Male schüttelt der Sonnenaar an der Tempelpforte die goldenen Schwingen; in den Grundgewölben rumort's, die Riesenquadern

erdröhnen, die gefallenen Säulen erheben sich und ihre Knäufe blühen im Mittagslicht.

Ein seltsames Tosen geht durch die ganze Trümmerwelt; es regt sich im Schutt, Marmorgebilde und Sculpturen werden lebendig; aus den Nischen schauen Brustbilder, die zerschlagenen Felderdecken leuchten farbig auf, am Gebälkfries rauscht das Rebenlaub und Genien lauschen hervor.

Da ergießt sich ein bunter Menschenstrom in den weiten, besonnten Raum: Priester, Tempelfrauen, Knaben. Aus der schillernden Flut taucht ein goldnes Idol, an dessen Wagen sich schneeweiße Rosse bäumen. Ein zaubrischer Jüngling im Purpurgewand, köstlich durchwirkt, das Diadem des Priesterkönigs auf der klaren Stirne, lenkt ein Löwengespann. Er wendet sein Antlitz dem Gotte zu, ein Rosenschauer fällt herab, Schalmeien tönen, Cymbeln schmettern und ein Ruf bricht aus: Elagabal! . . . .

Und der Jubelruf schreckt uns aus dem Traumschlaf empor. Draußen schmettert Finkenschlag und lacht der Tag und dieser Tag gehört der Baalsruine.

Auf künstlichem, theilweise cyclopischem Quaderhügel, wo schon in ältester Zeit eine Weihestätte gewesen, erhebt sich die Tempelburg, zwei Heiligthümer umschließend: ein größeres und ein kleineres.

Das erstere war allen Göttern geweiht, das zweite Baal und der Venus.

Unter „allen" Göttern muß man wohl verstehen, daß hier alle Götter im Sonnengotte aufgingen.

Beide Tempel genoßen Weltruhm. Waren sie Bollwerke gegen das Christenthum? Kaum; viel eher gegen den Feuerglauben, der über den Euphrat loderte.

Zwei lateinische Inschriften auf Säulenbasen nennen Antoninus Pius, den Kaiser, und Julia Domna als Erbauer. Die Zeit wäre also etwa Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi. Möglicherweise ließ Antoninus, der jugendliche Oberpriester von Emesa, nach seiner Kaisererhebung, Elagabal, durch die syrische Legion dreiviertel Jahrhundert später den baalbekischen Tempeln Zubauten errichten, denn manches Barockdetail weist auf seine Zeit.

Jedenfalls wird auch sein Name mit diesen Tempelwundern in Verbindung gebracht und sind Emesa, von dessen Baalsherrlichkeit kein Stein geblieben ist, und Baalbek als die Ausgangspunkte jenes Versuches zu betrachten, Rom durch den Sonnencult zu unterjochen, das orientalische Idol auf den Höhen des capitolinischen Jupiter aufzurichten.

Der kaiserliche Sonnenjüngling, dessen Oheim Caracalla gewesen, wagte das Ungeheure. Schwärmerische Neigung und Verblendung trieben ihn. Er täuschte sich über den Grad der Verschmelzung, die sich in Römisch-Syrien zwischen dem Göttercult und dem Sonnendienste vollzogen.

Und wer begriffe nicht, daß sich der Stolz Weltroms gegen den Einbruch des syrischen Gottes als Alleinherrscher aufbäumte?

Baal war ein bequemer Gott, mit dem sich's in der Provinz ganz gut leben ließ, aber Herr über die capitolinischen Götter, über Rom, das Herz der Welt, das ging nicht an. Nimmermehr!

So war denn die Regierungszeit des Elagabal nur ein flammender Traum des Sonnenpriesters auf dem Cäsarenthrone.

Dieser Traum dauerte vier Jahre. Der siebzehnjährige Kaiser nannte sich Elagabal, das will sagen Bergesgott, jener Gott, der hinter den Bergen emporsteigt, die Sonne.

Einige meinen, Rom habe Elagabal nicht verstanden und ihn deßhalb von sich gestoßen. Gerade das Gegentheil war der Fall. Es verstand ihn nur zu gut, darum zerschlug es diesen Idolenkaiser und seinen Wahn.

Von seiner Begeisterung für eine religiöse Welteinheit durch den Sonnencult fortgerissen, frevelte der schöne, verwegene Knabe an Rom.

Wie einst David der Bundeslade, so tanzte er dem Sonnenwagen voran.

Er ließ den Baal eine symbolische Ehe mit dem geheiligten Erzbilde der jungfräulichen Pallas eingehen, denn auch die syrische Astarte war ja gerüstet und der Kaiser glaubte damit keinen Frevel zu begehen. Er wollte die Römer einfach über den syrischen Cultusgedanken belehren, worin die beiden Himmelsgötter Sonne und Mond sich vermälen. Er freite eine Vestalin und ein Wuthschrei erbrauste. Das gleißnerische Rom! Es wußte doch längst, wie es mit der Reinheit der vestalischen Flamme bestellt war!

Hundert tiefbefremdliche Cultuseigenthümlichkeiten, die Elagabal seinem Gotte zu Ehren gewissenhaft beobachtete, stießen ab. Sein frauenhaftes Priesterkleid ward verspottet, seine Gewohnheit, bei Empfängen und Prunkessen gezähmtes Raubgethier bei sich zu haben, verdarb den Gästen den Appetit, was ihm das schmarozende Rom weitaus am übelsten nahm. Gelegentlich wurden denn auch dem Appetitverderber Kinderopfer angedichtet und als Elagabal schließlich das berühmte Wahrwort über den römischen Senat sprach: „Sclaven in der Toga“, da riefen sie Alle: „Wieder ein toller Kaiser!“

Und die Soldaten, die der weiche Schwärmer nicht liebte, obwohl sie seine Schönheit vergöttert hatten, schlugen ihn todt wie ein wuthtolles Raubthier aus der Apokalypse . . . .

Steigen wir zur Sonnenburg hinan. Haupteingang war von Osten über eine breite Freitreppe durch eine zwölfsäulige Thorhalle. Treppen und Säulen sind verschwunden, nur die Basen sieht man noch. Man gelangte alsdann durch ein mächtiges Dreithor in einen ersten Vorhof, ein Sechseck mit Seitengemächern, wovon nur noch die Grundmauern aufrecht sind.

Ein zweites Dreithor führt in den rechteckigen großen Haupthof, hinter welchem der große Allgöttertempel liegt, während sich der kleinere, das Sonnenhaus Baal's, eines der besterhaltenen antiken Bauwerke Syriens, abgesondert erhebt.

Am besten dringen wir übrigens in das Innere dieser Ruinenwelt durch eine Bresche auf der Nordseite. Wir klettern über den Schutt, schlüpfen durch und stehen staunend im Haupthof.

Die Verhältnisse sind in der That staunenswerth. Man denke sich beinahe genau das Doppelte des Arkadenhofes unseres Universitätspalastes.

Ein Schutthaufen in der Mitte bezeichnet die Stelle, wo die Basilika Constantin's gewesen. Von dort ist guter Umblick.

Das Hofbild imponirt. Ruinen prächtiger Gemächer mit blühenden Sculpturen, Nischen und Pilastern umrahmen es.

Noch sind zusammenhängende Gallerien und Hallen sichtbar, die Decken aber sind eingestürzt, in Schutt vergraben, grasbewachsen.

Erst wahrhaft jedoch ergreift es Herz und Auge, betritt man die Schuttstätte des großen Tempels. Byzantinische Säulenräuber verschleppten die prächtigen Schäfte — acht aus Porphyr kamen in den Sophiendom von Byzanz — moslimische Bilderhasser tobten sich hier an gefallenen Göttern aus, Mongolenstürme fegten darüber hin, Erdbeben stürzten die Mauern und brachen den Tempelstolz.

Sechs Säulen — die letzten von achtundfünfzig — ragen noch himmelauf, siebzig Fuß hoch, jene gigantischen lichtgelben Schäfte, die dem Abendwanderer wie vergoldet aus der Ferne entgegenschimmern!

Von hohem Unterbau schaute der Haupttempel ins blühende Land. Etwas tiefer links erhebt sich auf freiem Sockel der Sonnentempel.

Wir stolpern durch einen unterirdischen Gang nach dem Heiligthume. Entzücken erfaßt uns beim Anblick der anmuthigen Ruine. Sechsundvierzig Schäfte zählte einst der Säulenkranz, womit der Peristyl die halbzerfallene Tempel-Cella umgab; zwei Drittel sind herausgebrochen, ein Drittel ragt auf; eine Säule lehnt halbgestürzt, schwer und müde gegen die Südmauer. Auf den Säulen schwebt ein hohes Gesims mit Doppelfries, in dessen Sculpturen das Morgenlicht spielt.

Prächtige Einsteine bilden das erhaben sculptirte Portal, wo zwischen Blumengewinden heitere Halbgötter lauschen; der symbolische Adler im Mittelstücke oben trägt den Federbusch.

In diesem Friedhofe der Kunst ist die Schönheit der Trümmerstücke der gebrochenen Bildwerke kaum zu beschreiben: Köpfe, Brustbilder, Thiergestalten, göttergeschichtliche Gruppen — eine Leda mit dem Schwan fiel uns auf. Sie wird wohl in ein englisches Privatmuseum gewandert sein.

Hallende, von Cultusgeheimnissen und frommer Sünde erfüllte, mächtige Grundgewölbe trugen die Sonnenburg von Baalbek. Und hat uns die Tempelkrone entzückt, so bringt uns die uralte Fassungsmauer in maßloses Erstaunen. Wer hob die Blöcke der Westmauer, diese gewaltigsten Bausteine der Welt, auf eine zwanzig Fuß hohe Unterlage, Steine von sechzig Fuß Länge, zwölf Fuß Höhe und Dicke? Wer fügte sie mörtellos, quaderrecht so fest aufeinander, daß keine Messerspitze in die Fugen zu dringen vermag? Welche Kraft vollbrachte dies und wie?

Das Volk gab darauf die Antwort: Dämonenwerk!

Salomon's Dämonen waren die Werkleute. Wo in Syrien ein Colossal- oder Wunderbau, müssen die salomonischen Baugeister ihn geschaffen haben.

Auch Palmyra sollte ihr Werk sein.

* * *

Dorthin machen wir uns jetzt auf, wo einst die Sonnentempelstadt der großen Oasenkönigin gewesen, zum Ruinendorfe Tidmor.

Der Ausflug bleibt für jeden eine unvergeßliche Etappe orientalischen Reiselebens.

Er hatte früher gewisse gefährliche Reize, womit er auch heute bisweilen noch ausgestattet ist, wenn Türken und Beduinen in Fehde liegen. Sonst erfreut er sich, seit der Militärcordon von Aleppo nach Tidmor vorgeschoben worden, einer ganz bürgerlichen Sicherheit. Kein Wüstenpaß mehr, keine raubritterliche Brandschatzung, nicht einmal mehr ein für Tagebuchzwecke halbwegs verwerthbarer Scheinüberfall, worüber sich noch in den schönen Sechzigerjahren Begleitemannschaft und Wüstenstrolche so rührend zu verständigen wußten.

Man passirt sogar heute bis zur zweiten Station Karyatên ohne Schutzreiter und bekommt dort erst, wo das Streifrevier der Stämme beginnt, ein paar abgerissene berittene Reguläre mit auf den Weg.

Selbst die Proviantsorge hat sich vermindert. Verkauft doch der Wüstenfragner von Tidmor mitten im Sonnentempelhof schauderhaften Cognac und entsetzliches Petroleum.

Und doch ist's noch eine Nomadentour mit Zelt und Wüstengepäck, mit Trabkameelen und Wasserschläuchen, mit allen toxikologischen und anderen Kniffen des Dolmetschkochs, mit der lieben Zeitvertrödelung der Kameelknechte und manchem anderen Wanderjammer.

Der Weg ist oft beschrieben worden und hat nicht viel Bemerkenswerthes. Bei 'Adhrâ beginnt die Wüste, steinig, mit steinhartem Kameeldorn bewachsen. Die Dörfer Dscherud und Karyatên bieten mit ihren Fruchtgärten

Abwechslung, dann wirds wüstenverloren: nieder streichende Hügelzüge, Salzlachen, wo hie und da die wilde Hyacinthe blüht. Das sogenannte „Milchhaus“, ein zerfallendes Karwanserai ist die letzte Station.

Endlich werden in der Ferne feine, bläuliche Kegel sichtbar, dann grüßt ein Wachtthurm.

Wir durchziehen ein kleines Thal zwischen zwei Hügelketten; Grabthürme hier und dort, Bodenhöhlungen, Spuren einer ehemaligen Wasserleitung zeigen sich. Da öffnen sich die Hügel und mitten aus weiter Mulde sprießt abendumdämmert, gespenstisch zwieleuchtend, ein weißer, steinerner Wald von Säulenstämmen, ein Trümmerbild von unbeschreiblich ergreifender Pracht, von unsagbar tiefer Verlassenheit . . . .

Niemals vergißt sich der Anblick.

Wir schlagen unser Zelt hinter dem Sonnentempel auf Gartengrund, wo der Granatbaum blüht und ein entzückend klares Schwefelbächlein rinnt.

Was mochten jene Kaufleute von der englischen Factorei in Aleppo, jene Sonntagskinder empfunden haben, als sie vor 211 Jahren das verschollene Ruinenmärchen der Wüste plötzlich in weißer, stiller Pracht vor sich aufleuchten sahen.

Wie viele Säulenstämme ragten damals noch, die heute zerschmettert liegen! Im Anfange war Tidmor Karawanenstation, weil sich hier Wasser fand. Eine Schwefelquelle sprudelt hervor, deren gekühltes Wasser nicht übel schmeckt. Später vermochte das Bächlein den Bedürfnissen der wachsenden Stadt nicht mehr zu genügen und eine Wasserleitung ward angelegt, deren Sammelteich etwa sechzehn Stunden weit hinten im Gebirge bei der Steinbocksquelle gewesen sein dürfte.

Um Christi Geburt schon ging hier der ostasiatische und indische Handel durch und heute noch nehmen, des Wassers wegen, alle Baghdâd-Karawanen ihren Weg über Tidmor.

Die Blüte der Wüstenstadt fällt in das dritte Jahrhundert unter dem saracenischen Emir Odeinath und dessen Witwe Zenobia.

Daß aus einer Palmenoase ein, wenn auch nur kurzlebiger weltgeschichtlicher Staat werden konnte, hatte, wie bereits angedeutet, in der Gegnerschaft Roms und der Sassaniden seinen Grund.

Nachdem Kaiser Valerian dem Perserkönige Sapor in die Falle gegangen und hingerichtet worden war, ergossen sich die Neuperser wie ein glühender Strom über Kleinasien.

Da findet Sapor plötzlich einen unerwarteten Gegner mitten in der Wüste: Odeinath von Palmyra. Der Sassanide wird auf's Haupt geschlagen, Rom preist den arabischen Wüstenfürsten als Retter des Reiches und der Kaiser ernennt ihn zum Mitregenten.

Da fällt Odeinath auf der Jagd durch Meuchelmord und seine Witwe Septimia Zenobia berauscht sich in dem gewaltigen Gedanken, aus Palmyra ein zweites Rom zu schaffen, ein Ostrom, dessen Sonnenkaiserin sie werden wollte.

Und sie nannte sich Septimia Zenobia Augusta.

Kriegsglücklich dehnte sie ihre Macht über ganz Syrien und Mesopotamien, ja fast den ganzen römischen Orient aus.

Palmyra, die Reichshauptstadt, sollte auch social ein Bindeglied zwischen Ost und West sein. Neben dem Palmyrenischen, einer dem Hebräischen und Aramäischen verwandten Mundart, galt Griechisch als Sprache der Bildung; doch die Königin ließ ihre Söhne auch Lateinisch lernen.

Orientalische Pracht und Umgangssitte herrschten am palmyrenischen Hofe, aber Zenobia selbst blieb nicht gleich einem orientalischen Königsidol unnahbar im Palaste eingeschlossen, sondern zeigte sich dem Volke, persönlich gebietend und regierend unter Aller Augen, wie ein römischer Imperator der besten Zeit.

Von Königinnen des Ostens lassen sich wenige mit ihr vergleichen. Sie übertraf die Einen an Schönheit, die Anderen an Geist und Bildung, Alle an Sittlichkeit.

Der Sonnencult kennt kein tugendhafteres Weib als Zenobia. Aber obschon sie Sonnengläubige war, fanden sich an ihrem Hofe ausgezeichnete Männer aus allen Glaubensgenossenschaften zusammen und war der griechische Philosoph Longinus, einer der reinsten Geister der Zeit, ihr Lehrer und Geheimschreiber.

Eine solchergestalt mit persönlichem und Machtzauber ausgestattete Herrscherin mußte bald den Neid und das Mißtrauen Roms und seiner Götter über ihr Haupt bringen.

Das Unheil kam denn auch auf sausenden Schwingen.

Es hieß Aurelian, ein rauher Berufssoldat und ein kleiner Geist auf dem Cäsarenthrone.

Wie ein Held widerstand die Königin der furchtbaren Übermacht; bei Antiochien und Emesa ward mit größter Erbitterung gekämpft.

Palmyra selbst hielt sich bis auf's Aeußerste. Als endlich die stürmenden Römer einbrachen, versuchte Zenobia zu entfliehen, ward jedoch eingeholt und gefangen.

Die Palmenstadt bekam römische Besatzung und der Kaiser zog ab. Alsbald erhoben sich die Palmyrener und machten die Garnison nieder.

Aurelian kehrte zurück und mit ihm Mord, Plünderung, Zerstörung.

Der palmyrenische Staat war todt und ist nie mehr zum Leben erweckt worden. Mit Zenobia stieg und sank, blühte und verdarb er.

Dunkel schwebt über dem weiteren Geschick der Oasenkönigin. Es bestehen starke Zweifel, ob jene Zenobia, welche Aurelian in Goldketten bei seinem Triumphzuge dem Volke vorführte, die echte gewesen sei. Vielmehr ist Grund zur Annahme vorhanden, daß es eine Gemiethete gewesen, nachdem die Königin selbst auf dem Wege nach Rom sich, wie Einige glauben, das Leben genommen haben soll.

Und wohl dürfen wir es glauben: Zenobia gab sich den Tod. Eine solche Frau überlebte eine solche Wandlung nicht. Sie, die große Königin, als goldgefesseltes Schaustück eines Imperatorentriumphes!

Wie süß war da der Tod als Schmachbefreier!

Wäre sonst der Name Zenobia, wie ein verzauberter Sonnenstrahl, in der Geschichte haften geblieben?!

* * *

Unter diesem Strahle betreten wir das überwältigende tidmoritische Ruinenbild. Wandeln wir auf dem weichen, welligen Boden die gebrochenen Säulenstraßen hinab, so erfaßt uns Bewunderung, nicht minder für die Zerstörer, wie für die Erbauer. Es ist zweifelhaft, wer mit größerer Liebe gearbeitet, Letztere oder Erstere. Eine weiße Wüste von mächtigen Kalkquadern, von gewaltigen Bruchstücken breitet sich aus.

Wie in Allem, so waren die Römer auch im Zerstören praktisch, nicht blindwüthig wie die Mongolen. Sie warfen nieder, was dem menschlichen Bedürfnisse unmittelbar diente: Mauern, Wohnungen, Kaufläden, Markthallen. Säulen und Prunkbogen mit unnützer Kraftverschwendung zu zerstören, fiel ihnen nicht ein. Was konnten beispielsweise die übriggebliebenen Palmyrener mit diesem Prunke anfangen? Auch die Araber später fanden ihn zu massiv, der Mühe des Zertrümmerns unwerth. So ward uns von Zenobia's Königsstadt gerade ein Stück höchster baulicher Herrlichkeit erhalten: Säulenstraßen, Triumphbogen, das Steingerüst eines Colossaltempels, Theaterreste, Grabthürme.

Für die Physiognomie des Ruinenbildes, welches hier von der moslemischen Burg, dort vom Sonnentempel beherrscht wird, sind vor Allem die Säulenzeilen bestimmend.

Palmyra war von langen Säulenstraßen durchzogen. Zwei Reihen Säulen schlossen die Straße ein und hinter ihnen wölbten sich Bogen, auf deren Rückseite die Häuser hinliefen. Auf der Säulenhalle oben zog sich bisweilen noch eine zweite, kleinere Halle hin, von wo der Blick auf das Straßentreiben hinabtauchte.

Die Hauptstraße, eine Prachtzeil, welche gen Nordwest die Stadt durchschnitt, war eine wahrhaft königliche Wandelbahn von nahezu 1200 Meter

Länge. Siebenhundertfünfzig Säulen von fünfundzwanzig Fuß Höhe zählte sie; ein Fünftel etwa steht noch aufrecht.

Theils mit Gebälk noch, theils frei und stolz ragen sie auf, schlanke blinkende Schafte, die korinthischen Knäufe wie Blumenkelche tragend. Hunderte liegen darnieder, zumeist gebrochen, Schaftstücke, Capitäle, von Erdbeben und Wüstenstürmen umgeschleudert, von beduinischer Habgier, die nach den Eisenklammern suchte, zertrümmert, verstümmelt, angekohlt . . . . . .

Weit in's Feld hinein kann man die Reste solcher Säulenstraßen verfolgen.

An jeder Säule ist etwas über die Mitte hinauf ein Postament angebracht, auf welchem das Standbild eines verdienten Bürgers oder ein Weihgegenstand aufgestellt wurde; eine Inschrift begründet die Ehrung. Die Statuen freilich sind längst verschwunden, die tiefgemeißelten Schriftzüge aber reden noch.

Der große Marktplatz, nordwestlich vom Sonnentempel, war die Herzkammer des palmyrenischen Lebens. Straßenzüge strahlten von hier nach allen Richtungen aus. Spuren von Prachtgebäuden sind allenthalben bemerkbar.

Den höchsten Punkt des Marktplatzes bezeichnet ein prächtiger Bogengang, welcher den Eingang der Hauptstraße bildete.

Scharfkantig und gut erhalten spannt sich fünfunddreißig Fuß hoch der anmuthige Rundbogen zwischen reichen, korinthischen Pfeilern über die ganze Straßenbreite.

Der Schlußstein des Bogens hat sich gesenkt und hängt zwischen den einschließenden Keilquadern . . . .

Die beiden Ecksteine unten sind nur noch theilweise vorhanden und auch dieser Rest ist gespalten und verwittert . . . .

Wann wird dies Prachtthor stürzen?

Eine breite Straße durchschneidet die Hauptzeil; über dem Schnittpunkte wölbte sich einst eine mächtige Vierpfeilerhalle mit vier gewaltigen, vortretenden Säulen. Einer dieser Colossalschäfte ragt noch auf, ein prächtiger Einstein aus bläulichem egyptischen Granit, ein anderer liegt gebrochen da.

Ein Theil der Querstraße nach links hinab ist wunderschön erhalten, eine stattliche Säulenreihe . . . .

Hat man sich an dieser Trümmerpracht satt geschaut und diese unsägliche Einsamkeit einige Stunden auf sich wirken lassen, dann kehrt man aus der traumbefangenen Vergangenheit Palmyra's mit der Frage zurück: Und Tidmur, das Wüstendorf, die Karawanstation von heute, wo ist es denn?

Denn von einer Beduinensiedlung ist nirgends ringsum eine Spur. As'ad, der Beduinenführer — denn auch Palmyra ist heute durch Fremdenführer verpestet — lächelt still vor sich hin und geht schweigend voran.

Wir folgen ihm dorthin, wo zwischen Ackerfeldern und Schutthaufen zausige, schwarzgrüne Palmbüschel aufragen. Da steigt, weithin sichtbar, ein ungeheurer, schießschartiger Geviertbau colossal trümmerhaft, gelbweiß empor. Die zerrissene Linie seines mächtig vortretenden Thorbaues zackt sich scharf vom klaren Himmel ab.

Dies ist das Baalshaus in der Wüste, ein entheiligtes Tempelgerippe, in welchem braunes Beduinenungeziefer nistet, Menschenaussatz auf verschütteten Gebilden der Kunst — denn in dieser steinernen Riesenschale steckt als wurmiger Kern: Tidmur oder vielmehr ein halbhundert Hütten aus Trümmerstücken und Lehm zusammengebacken, in welchen ein halbtausend Wüstenbauern Habe, Geheimniß und Schmutz verbergen, letzteren allerdings am wenigsten.

Den Baalstempel zu Palmyra, wie die Akropole von Baalbek hatten die einbrechenden Araber zu Festungen für den Kleinkrieg gemacht. Der Portalbau wurde zur Bastei umgeschaffen und ein hohes Spitzbogenthor angebracht, welches später die Tidmuriten durch Vermauerung zu einem Pförtlein verengten, daß kein Berittener durch kann.

Geht man hinein und besieht sich die Thorbastei von der Rückseite, so hat man das Innere des früheren Tempelhofeinganges vor sich: hohe schwarzverräucherte Wände mit Fenstern, Baldachinen, Pilastern mit vielfach noch gut erkennbaren Verzierungen.

Der weite Hofraum selbst ist mit Trümmerhütten vollgepfropft, durch deren schuttwüsten Block zwar Gassen gebrochen sind, der Ueberblick jedoch gehemmt ist.

Die Verhältnisse sind außerordentlich.

Man denke sich ein Geviert, jede Seite über 700 Schuh messend. Die ganzen Ruinen von Baalbek hätten in diesem Tempelhofe bequem Platz. Wohl fünfzig Schuh hohe, innen durch Wandpfeiler gegliederte Mauern bildeten dieses Viereck, doppelte Säulengänge mit nahezu vierhundert Schäften liefen ringsum; in der Mitte stand auf hohem Unterbau die Baals-Cella, deren überaus reiches Portal noch erhalten ist.

Es zeigt an der Decke zwischen zwei Genien den Sonnenadler mit entfalteten Schwingen.

Heute ist die Cella ein moslemisches Bethaus.

Von der ungeheuren Umfassungsmauer ist nur eine Seite noch palmyrenisch, während die übrigen drei aus arabisch-moslemischer Zeit stammen, weit weniger massiv gebaut und sogar bedenklich windschief geworden . . . . .

Es wird wohl das beduinische Tidmor eines schönen Erdbebentages zu einem Lehmkuchen zerquetscht werden, wenn diese Mauern umstürzen; bei Allah kann darüber kein Zweifel sein.

Von den Säulenhallen ringsum sind etwa noch ein halbes Hundert Schäfte erhalten, die theilweise aus den Flachdächern der Hütten herausragen, da der beduinische Unterschlupf bisweilen um die Säule geklebt ist, wie beispielsweise jener des Dorfscheichs Fâris, in dessen Kaffeeherd der Tourist einen schönen Säulenknauf mit Akanthus zu bewundern Gelegenheit hat. Auch ein Goldstück kann man bei Fâris los werden, denn er handelt mit Fundkram, schlechten Münzen, Thonlampen, zerschlagenen Sculpturen, geschnittenen Steinen.

Die Umfassungsmauer war von Fenstern und kleinen Thüren durchbrochen; erstere sind mit Steinen verrammelt, letztere, die sich in Steinangeln drehten, vermauert; nur Eine ist frei. Vielleicht ist's dieselbe, wo Zenobia durchschlüpfte, um das Laufkameel zu besteigen, das die Fliehende nach dem Euphrat tragen sollte . . . .

Länger als eine Stunde hält man's bei den Tidmoriten nicht aus.

Der Geist verlangt hinaus nach dem freien Ruinenfelde, das einst ein Kranz von weithin mahnenden, hohen Grabthürmen umgab.

Die islamitischen Baumeister, welche Menschenalter lang aus dieser erhabenen Steinquelle schöpften, haben einige dieser Thürme mit schönbehauenen Sarkophagen verschont und sich mit dem Abschlagen der steinernen Bildnißköpfe begnügt.

Doch was bedeuten diese kleinen Begräbnißreste neben dem ungeheuren Wüstenfriedhofe, der Palmyra heißt und wo ein Reich eingesargt liegt?!

* * *

Zwei Tage irrten wir durch diese unsagbar ergreifende Trümmerwelt die langsam, aber unaufhaltsam weiter zerfällt.

Ist doch hier — was in der syrischen Wüste selten — Sandboden. Eine nach der anderen, werden sie stürzen, die letzten Säulen, denn wo der Westwind die Sandwelle antreibt, sind sie alle unten angefressen . . . .

In fernen Zeiten wird dies steinerne Märchen im Wüstensturme zerstieben, der beduinische Hirt wird seine Ziegen darüberhin treiben und späte Geschlechter mögen vielleicht ungläubig lächeln, wenn man ihnen von der Palmenstadt der stolzen Königin berichtet.

Abend wird's. Langsam wallt die Sonne eine weite Straße von flutendem Purpur hinab. Zwei Tage Ruinenwanderung haben unsere Seele eigenthümlich ergriffen, in jenen tiefen Stimmungszauber verstrickt, der über Weihgebieten der Geschichte webt.

Unwillkürlich schaut man sich bisweilen um, ob's nicht plötzlich lebendig werde im stillen Säulenwalde. Wird uns kein Gesicht heimsuchen? Klingt nicht Hufschlag? Ist's nicht ein schneeweißes Roß, das dort durch den schimmernden Thorbogen kommt?

Trägt es nicht ein Weib mit braunen, schönen Zügen, mit Augen, aus denen Feuer quillt? Das wundervolle Haupt ist goldbehelmt, Sonnenpurpur überflammt die Schultern, ein Schwert funkelt in der hochgehobenen Hand!

Ist's nicht Zenobia, die stolze, unglückliche Königin? Ist's nicht der Klang ihrer Stimme, die aus der Tiefe der Geschichte ruft? . . .

Täuschung ist's. Alles bleibt still. Nur der Wüstenabendwind streicht mit leisen Fittich über das bleiche, düsternde Trümmerfeld . . .

Volk und Königin sind versunken. Der Neumond hängt über der verödeten Moslemburg, die wie ein todter Wächter auf einen Leichenacker der Weltgeschichte starrt . . .

Sinnend, schweigend kehren wir in's Zelt zurück.





Abendgedanken.

Von

Auguste von Littrow-Bischoff.

Der Abend des Lebens bringt Gedanken mit sich, ebenso verschieden wie der Morgen vom Abend des Tages.

Nicht, daß Menschen verschiedener Meinung sind, hält sie auseinander, sondern die Art, wie sie es äußern.

Niemand ist für seine schlechte Stimme verantwortlich, aber er wird lächerlich wenn er singen will.

Man muß oft mit den Wölfen heulen, allein man braucht nicht mit ihnen Lämmer zu zerreissen.

Wer einsam lebt, ist zufrieden mit sich, weil er keinen Vergleich mit Anderen zu bestehen hat.

Was fertig ist, ist lang noch nicht vollendet.

Wer das erste Stadium des Wahnsinns nachzuweisen im Stande wäre, könnte uns Alle ins Irrenhaus bringen.

Was hilft es zu wissen, wo der Schuh drückt, wenn man ihn nicht ausziehen kann.

Je weiter man kommt, um so weiter sieht man.

Was Du von Deinen Kindern erwartest, mußt Du Deinen Eltern erzeigen.

Das Einfachste ist meistens am schwersten zu erreichen.

Ein roher Reiter verreißt das feinste Pferd.

In der Gefahr der Liebe ist der der Held, der zuerst flieht.

Verfrühte Reife wirkt ebenso widerlich wie späte Unreife.

Wenige Menschen werden alt, noch weniger bleiben jung.

Grübelei ist ein Seitenarm des Denkens, der zum Sumpf führt.

Wer nicht mit dem Winde segeln will und dem Sturme nicht widerstehen kann, wird nie einen bestimmten Hafen erreichen.

Unterdrückung führt selten zur Demuth, immer zur Unwahrheit.

Fremdes Lob kann Selbgefälligkeit erzeugen, aber nie Selbstachtung.

Nur wenige Menschen vermögen deutlich zu erkennen, was ihnen zunächst steht.

Unverständiges Lob schnarrt dem Vernünftigen wie eine Kindertrompete in die Ohren.

Wer anklopft, den muß man eintreten lassen, aber man braucht ihn nicht zu bitten, wiederzukommen.

Wer nicht vermag, sich in die kommende Zeit einzuleben, der ist alt, wie jung er auch an Jahren sein möchte.

Katzen fangen Mäuse, die vor ihnen fliehen, aber sie weichen den Ratten, die sie angreifen.

Besser verschenkt als verloren, besser verloren als verpraßt.

Der Arme, der dem Aermeren Etwas schenkt, ist reicher, als der Reiche, der für sich selbst nicht genug hat.

Stolz ist die Wirbelsäule des vornehmen Menschen, Hochmuth das Rückgrat des geringen.

Alte Leute denken, es wäre der Welt am besten gegangen, als es ihnen am wohlsten war.

Das größte Wunder sind die Naturgesetze, die keine Ausnahme, keine Wunder zulassen.

Undank und Rücksichtslosigkeit rügen, ist vergebliche Mühe. Wer sich derselben schuldig macht, hat eben keine Einsicht dafür.

Gegen Beleidigung kann man sich nur dadurch schützen, daß man ihr aus dem Wege geht.

Unberechtigtes Lob ist für den Einsichtsvollen peinlicher als berechtigter Tadel.

Je schärfer das Messer, um so feiner der Schnitt.

Rascher Gang auf falschem Wege führt nicht an's Ziel.

Gastfreunde sind Gäste, aber keine Freunde.

Wo der Schuh drückt, verdickt sich die Haut.

Aus Gewohnheit kann Neigung werden, niemals Leidenschaft.

Eiternde Wunden sind schmerzhafter als blutende.

Wer den Tisch deckt, setzt sich selten an denselben.

Der Fixstern, der eigenes Licht strahlt, glänzt weniger, als der Planet, der nur fremdes Licht von der Sonne empfängt und wieder gibt.

Wenn alte Weine und alte Menschen sich trüben, werden sie sauer.

Tiger und Löwen werden durch Gewalt getödtet, lebend aber nur durch Schlauheit überwunden.

Wer niemals Schuhe trug, der braucht auch keine.

Lügen ist leicht, aber die Lüge aufrecht halten, schwer.

Eingebildete Krankheiten sind nur darum so furchtbar, weil sie meistens unheilbar sind.

Wer Pflichten hat, ist niemals frei, wer keine hat, ist niemals glücklich.

Reichthum ist eine Ungerechtigkeit des Geschickes, für welche der Bevorzugte die Nachsicht der Zurückgesetzten erringen muß.

Freigebigkeit gegen Entfernte geht oft Hand in Hand mit Kargheit gegen die Nächsten.

Alte Leute sind nur die, die es schon in der Jugend waren.

Wem die Kraft gegeben ist, seinen Schmerz zu überleben, der muß auch die Stärke finden, ihn zu beherrschen.

Alte Leute sind den Jüngeren nur dann überlegen, wenn sie ihnen überhaupt überlegen sind.

Wer uneigennützig von Anderen nie mehr zurück zu erhalten erwartet, als er selbst geneigt ist, für sie zu thun, wird sich nie getäuscht finden.

Jede tiefe Wunde hinterläßt Narben.



Uebertragungen aus dem Ungarischen.

Von

Ladislaus Neugebauer.

An der Bahre der Enkelin Johann Aranyi*.

Aus dem Ungarischen des Ludwig Bartók.

Ein Mägdlein man zu Grabe aus einem Garten trägt,
Nicht schwarzumflort — mit Rosen ist ihre Truh' belegt,
Der greise Pastor stammelnd sein Vaterunser spricht,
Der Vöglein froh' Gezwitscher rings von den Bäumen bricht.

Der Thau auf diese Blume sind Thränen da und dort!
Die Rosen selber weinen beim letzten Scheidewort,
Doch keiner aus der Menge sich es zu deuten weiß:
Warum so fröhlich singen die Vöglein all' im Kreis?

Und Ihr, aus deren Mitte sie fort — so jung! — sich schwang,
Und deren Herz beraubt steht: ein Käfig, öd' und bang:
Ihr sitzt im Abendstrahle im Garten schmerzensreich . . .
Mit Euch ihr Angedenken — sie selbst doch nicht mit Euch!

Dann plötzlich aus dem Laube hervor ein Tönen dringt,
Als wär's der Gram, der klagend sich Eurer Brust entschwingt;
Es klingt so süß . . . erschauernd lauscht Ihr dem Liederschall:
Wer magst Du sein, Du kleine, Du fremde Nachtigall?

* Die Leiche „Piroska's, der jungen, holdseligen Enkelin Arany's, welcher der Dichter in seinem Epos „Toldy szerelme" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, wurde in einem Garten eingesegnet. Inmitten der Trauerrede begann es — gleichsam wie auf Verabredung — in allen Bäumen zu zwitschern. Das Vogelgezwitscher wurde immer heller und schwoll endlich zu einem so überwältigenden Chore an, daß der Pastor mit seiner Rede einige Augenblicke innehalten mußte. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Ich zähl' und zähl' . . .*

Aus dem Ungarischen des Julius von Reviczky.

Ich zähl' und zähl', ich bang' und zage:
Wohl wie viel Wochen oder Tage
Mir noch geschenkt . . .
Barmherz'ger Gott, o geize nicht,
Zu sehr mit meines Lämpchens Licht.

Wie oft rief ich den Tod beim Namen,
Wenn Trübsinn, Noth, mich überkamen
Und nun, da er
Mit Lauerblick umschleicht das Haus,
Empfind' ich nichts, als tiefen Graus.

Schon sterben?! . . . Nein, o nicht so frühe,
Wo von Ideen ich noch erglühe.
Mein heißes Herz
Ruht besser, wo die Sonne lacht —
O finster ist die Grabesnacht!

Noch leiht mir die Begeist'rung Schwingen,
Noch manches Lied hab' ich zu singen,
Und Alledas
Soll ewiglich verschlungen sein
Vom kalten, schwarzen Leichenschrein!

O friste, mein allgüt'ger Richter,
Das Leben dem verzagten Dichter
Ein Weilchen noch —
Daß er sein Herz zur Neige leer,
Dies tönend, wildbewegte Meer . . .

* Julius von Reviczky, ein junger Dichter voll Gedankentiefe und edelster Conception, schrieb dieses Gedicht — es war sein letztes — im Hospitale auf dem Krankenbette, 3 Tage vor seinem Tode. Seine berühmteste Dichtung „Der Tod des Pan" wurde in jüngster Zeit durch die meisterhafte Uebersetzung Dóczi's auch in Deutschland bekannt und fand allgemeine Bewunderung. (Anmerkung des Uebersetzers.)





Ginevra.

Novelle

von

Ferdinand von Saar.

Das Diner war vorüber und die kleine Tischgesellschaft begab sich in den Garten der Villa, um dort den Kaffee zu nehmen. Nachdem man sich auf einem Plateau niedergelassen, das den Ausblick auf einen Theil der Stadt und die grünen Gelände der Donau eröffnete, sagte die Hausfrau: „Erzählen Sie uns doch endlich von dieser Ginevra, lieber Oberst! Versprochen haben Sie es längst. Jedenfalls muſs sie etwas ganz Besonderes gewesen sein, da Sie noch immer mit einer Art Andacht ihrer gedenken. Lassen Sie sich daher nicht bitten. Wir sind ganz unter uns, und hoffentlich kommt kein unerwarterter Besuch, der Sie unterbrechen könnte.“

Der Oberst, ein hochgewachsener, schlanker Mann in bürgerlicher Kleidung, blickte nachdenklich auf die Glimmfläche der Cigarre nieder, die er sich soeben angezündet.

„Nun denn,“ sagte er, wenn Sie wollen, soll es geschehen, obgleich ich befürchten muſs, ein recht unüberlegtes Versprechen gegeben zu haben. Denn was ich vorbringen kann, ist eigentlich doch nur eine veraltete Liebesgeschichte, welche, wenn sie heute gedruckt würde, vielleicht niemand mehr lesen möchte. Indeß, wie gesagt, wenn Sie es wirklich wünschen, bin ich bereit. Ist es doch ein Genuß, wenn auch ein schmerzlicher, sich in die goldenen Tage der Jugend zurückzuversetzen.

* * *

I.

Ich war zwanzig Jahre alt und Fähnrich bei einem Regiment, das einen Theil der Friedensbesatzung von Theresienstadt bildete. Diese Festung mag — abgesehen von ihrer anmuthigen Lage in einem der gesegnetesten Landstriche Böhmens — auch noch heute kein besonders erfreulicher Aufenthaltsort sein; damals aber — in den Vierziger-Jahren — konnte er ein wahrhaft trostloser genannt werden. Denn außer dem großen, mit zwei Baumreihen umpflanzten Hauptplatze, der fast durchgehends militärische Gebäude aufwies, gab es dort nur vier Gassen. Sie führten in den entsprechenden Windrichtungen nach den Thoren und Wällen und bestanden zumeist aus kleinen hüttenähnlichen Häusern, in welchem sich Krämer und Handwerker, Bierwirthe und Branntweinschänker angesiedelt hatten. Die Officiere waren daher ganz und gar auf den kameradschaftlichen Verkehr angewiesen, und wir Jüngeren führten nicht eben das erbaulichste Dasein. In den Vormittagsstunden mehr oder minder dienstlich beschäftigt, verbrachten wir die übrige Zeit im Militärcasino am Billard und am Spieltische oder begaben uns nach der jenseits der Elbe gelegenen Kreisstadt L . . . ., wo wir zum Mißvergnügen der ehrsamen Pfahlbürger in Kaffee- und Gastwirthschaften sehr anspruchsvoll auftraten, leichtfertige Liebeshändel anzuknüpfen suchten, und nach der Rückkehr in die Festung begaben sich Manche noch in ein höchst zweifelhaftes Local, um dort halbe Nächte bei Punsch und Glühwein zu durchschwelgen.

Was nun mich selbst betraf, so machte ich dieses wüste, gedankenlose Treiben schon deshalb mit, weil man sich nicht ausschließen konnte. Zudem war ich jung und nach der strengen Zucht, die ich früher in einem Cadettenhause erdulden mußte, hatten derlei Ausschreitungen für mich den Reiz der Neuheit. Mein Oheim, der mich, den früh Verwaisten, gewissermaßen an Sohnesstatt angenommen und einen ziemlich hohen und einflußreichen Posten beim damaligen Hofkriegsrathe bekleidete, setzte mir eine ganz ansehnliche Geldzubuße aus: ich lebte also sorgenlos in den Tag hinein, wenn ich auch bisweilen, meiner Natur nach, von sentimentalen und hypochondrischen Anwandlungen nicht ganz frei blieb.

So kam es auch, daß ich eines Abends, im Carneval, einsam und nachdenklich in meiner öden Kasernenwohnung saß und mich höchst unglücklich fühlte, und zwar aus folgendem Grunde:

Der Festungscommandant, ein invalider General, erfreute sich einer Tochter, welche zwar weder besonders jung, noch besonders hübsch zu nennen war, aber schon vermöge ihrer Stellung Anreiz genug besaß, um einen Neuling, wie ich, den Kopf zu verdrehen. Sie war auffallend schlank gewachsen, hatte glänzend schwarze, stechende Augen, sehr weiße, leicht zwischen den

Lippen hervorstehende Zähne und wußte ihren etwas vergilbten Wangen durch zartes Auflegen von Roth künstliche Frische zu verleihen. Bei erfahreneren Kameraden galt sie als ausbündige Coquette, und man hatte mich gleich anfangs halb im Scherz, halb im Ernst vor ihr gewarnt. Dennoch verliebte ich mich in sie, und zwar anläßlich einer religiösen Feierlichkeit, der sie, halb verschleiert, an der Seite ihrer Mutter auf dem Oratorium der Garnisonskirche beiwohnte. Obgleich sie sehr andächtig in ihr Gebetbuch versunken schien, konnte ich doch bemerken, daß sie von Zeit zu Zeit nach mir hinblickte; anfänglich nur so von der Seite, dann aber mit Zuwendung des Antlitzes immer länger und eindringlicher. Ich glaubte dies umsomehr zu meinen Gunsten auslegen zu dürfen, als sie fortan stets hinter den Fensterscheiben erschien, wenn ich — und das geschah mehrmals des Tages — am Commandantenhause vorüberging; ja, einmal konnte ich sogar wahrnehmen, daß sie in der Mitte des Zimmers auf einen Stuhl gestiegen war, um mich von dort aus, wie sie wohl meinte, ungesehen beobachten zu können. Ich hatte daher keinen sehnlicheren Wunsch, als ihr endlich persönlich näher zu treten und der officielle Ball, den ihr Vater demnächst zu geben verpflichtet war, erschien mir als huldvollste Gelegenheit. Ich stellte mir bereits sehr lebhaft vor, wie auch sie diesem Abend sich entgegenfreue, wie sie mich sofort an sich heranziehen, wie ich mit ihr im Tanze vereint dahinfliegen würde — und was dergleichen jugendliche Erwartungen mehr waren. Aber ich hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung vollständig ohne den Wirth gemacht. Denn zu dem Balle wurden auch auswärtige Gäste geladen, und unter diesen befanden sich neben höheren Standespersonen vom Civil auch die Officiere eines Chevauxlégers-Regiments, das auf dem platten Lande stationirt war. Da hatte ich nun den Schmerz zu sehen, wie diese interessanten Ankömmlinge die Aufmerksamkeit der Tochter des Hauses derart auf sich lenkten, daß diese für mich keinen Blick und als ich mich später vorstellen ließ, auch kein aufmunterndes Wort übrig hatte. In der Verwirrung darüber fand ich gar nicht Muth, sie zum Tanze aufzufordern, und während die Grausame fast die ganze Zeit über von einem sehr aristokratisch aussehenden Rittmeister in Beschlag genommen wurde, fiel mir durch ein Verhängniß, wie es derlei Niederlagen stets zu begleiten pflegt, die schwindsüchtige Tochter eines Kreisrathes zu, welche, da sie sonst Niemand aufzufordern Lust bezeigte, mit ihren röthlich blonden Schmachtlocken gleich einer Klette an mir hing, bis ich mich endlich, sobald dies anständigerweise geschehen konnte, aus dem Staube machte und vom Balle verschwand.

So saß ich denn, in meiner Eigenliebe, oder wie ich mir damals einbildete, in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, zwischen den kahlen vier Wänden, während die Dämmerung längst hereingebrochen war und ich kaum

mehr die Rauchwolken sah, die ich aus einer langen Pfeife mechanisch vor mich hinblies. Plötzlich vernahm ich hastige Tritte, die sich draußen auf dem Gange der Thür näherten; diese wurde polternd aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien eine mantelumhüllte Gestalt, die sich schwarz in Schwarz von der sie umgebenden Dunkelheit abhob.

„Bist Du hier?“ rief eine kräftige, etwas schnarrende Stimme, an welcher ich sofort einen meinen näheren Freunde, den Lieutnant Dorsner, erkannte. Und da ich mich jetzt bemerkbar machte, fuhr er eintretend fort: „Zum Teufel, was treibst Du denn da im Finstern?“

Ich legte die Pfeife weg und zündete eine Kerze an, bei deren zweifelhaftem Schein ich wahrnahm, daß Dorsner, der jetzt den Mantel auseinander schlug, in eine schmucke, ganz neue Halbuniform gekleidet war und Lackstiefel an den Füßen hatte.

„Ich gehe nach L . . . hinüber“, sagte er, meine Frage vorwegnehmend. „Es ist heute dort Ball auf der Schießstätte. Und Du sollst mit mir kommen.“

„Wir sind ja gar nicht geladen.“

„Das thut nichts. Ich habe einer Dame versprochen, zu erscheinen und so muß es geschehen.“

Ich wußte, daß er in geheimnißvollen Beziehungen zu der hübschen Tochter eines wohlhabenden Lohgerbers stehe, die er auch später geheiratet hat.

„Gut,“ erwiderte ich; „aber wie willst Du das anfangen?“

„Ganz einfach; ich gehe eben hin. Was bleibt den Herren „Ball-Ausschüssen“ Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen? Aber deßhalb siehst Du auch ein, daß ich nicht ganz allein dort erscheinen kann. Ich hatte mich schon früher mit Heillinger verabredet, aber dieser ist im letzten Augenblick verhindert worden. Also thu' mir den Gefallen.“

Aber ich war an diesem Abend zu derlei Unternehmungen ganz und gar nicht aufgelegt und wandte daher neuerdings ein: „Und wenn man erfährt, daß wir dort waren? Du weißt doch, wie sehr man höherenortes dagegen ist, daß wir an derlei Unterhaltungen theilnehmen?“

„Unterhaltungen? An was für Unterhaltungen?“ rief er ärgerlich. „Es kommen die anständigsten Bürgerfamilien von L . . . zusammen. Und überdies: auf einen Verweis mehr oder weniger kommt es doch nicht an. Seit wann bist Du denn so ängstlich geworden? Ich, als Dein Vorgesetzter, befehle Dir, mit mir zu gehen. Vorwärts! Marsch!“

Noch immer konnte ich mich nicht entschließen und schützte Unwohlsein vor. Ich hätte mich auf dem Commandantenball erkältet.

„Ach was! Flausen! Derlei Erkältungen tanzt man sich am besten gleich wieder aus dem Leibe. Und gib Acht, was für Mädchen Du da drüben

in die Arme bekommen wirst. Ganz andere Geschöpfe als diese dürren Gliederpuppen, wie sie gestern an uns herum baumelten."

Ich sah, daß es kein Entrinnen gab, und da endlich doch auch der Gedanke einer möglichen Zerstreuung in mir auftauchte, so erklärte ich mich schließlich bereit und ging daran, mich umzukleiden, während Dorsner ebenfalls von Zeit zu Zeit vor den kleinen Wandspiegel trat und sein dichtes, von Natur gekräuseltes Haar unternehmend auflockerte.

Endlich war ich fertig, und wir traten, die Festung hinter uns lassend, den Marsch nach L . . . . an. Tagsüber war Thauwetter eingefallen; nun aber hatte der Boden, sehr zum Vortheil unserer Beschuhung, wieder angezogen. Trotz des Frostes war in der Luft bereits etwas wie ein Vorhauch des Frühlings zu spüren, und so schritten wir behaglich und im gleichmäßigen Takt den hellerleuchteten Saalfenstern entgegen, welche von der am Eingange der Stadt gelegenen Schießstätte durch feine weiße Nebel herüberstrahlten.

II.

Es kam, wie Dorsner vorhergesagt. Zwei Comitémitglieder — ein älteres und ein ganz junges — waren eben im Vestibule anwesend, als wir erschienen. Sie sahen uns sehr befremdet und mit gespreizter Zurückhaltung an; da aber Dorsner mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit auf sie zutrat und, sich tief verbeugend, fragte, ob es denn nicht möglich wäre, an dem schönen Feste theilzunehmen, so zuckte es geschmeichelt um ihre Nasenflügel, ein wohlwollendes Lächeln verbreitete sich über ihre Gesichter, und indem sie etwas von „besonderer Ehre" murmelten, geleiteten sie uns zuvorkommend in den Saal, wo eben ein Tanz zu Ende ging und die Musik verstummte. Wir befanden uns also einem bunten Gewirr von sich auflösenden Paaren gegenüber und wurden anfänglich kaum bemerkt. Nachdem aber die verlassen gewesenen Sitzplätze wieder eingenommen waren, wendete sich uns nach und nach die allgemeine Aufmerksamkeit zu, die von männlicher Seite keine besonders wohlwollende zu sein schien, während der weibliche Theil eine gewisse angenehme Ueberraschung nur schwer verbergen konnte. Dorsner, indem er das unbärtige Comitémitglied vertraulich unter dem Arm faßte, bat, ihn einigen jungen Damen vorstellen zu wollen, denn der Schalk vermied es, geradenwegs auf sein Ziel, die rosige Gerberstochter, loszugehen, welche sein Erscheinen sofort bemerkt hatte und nun das Antlitz hinter dem ausgespannten Fächer verbergend, mit ihren wohlbeleibten Anverwandten an einem Tische des anstoßenden Speisezimmers saß; man konnte in dasselbe durch eine offene Flügelthür sowohl, wie auch durch einige hohe Fenster, die nach dem Saale gingen, bequem hineinblicken. Es dauerte nicht lange, so wurde das Zeichen

zu einer Polka gegeben, welche Dorsner sofort mit einer stämmigen Brünette eröffnete, die ihn, der von kleinem, zierlichen Wuchse war, fast um Hauptes-länge überragte. Ich selbst hatte mich, hinter einer Reihe von Zusehern, in eine Fenstervertiefung gestellt, wo ich nun mehr und mehr im meine frühere Verstimmung zurück sank. Denn die Gesellschaft, die ich hier vor Augen hatte, zog mich in ihrer spießbürgerlichen Behäbigkeit keineswegs an, und die zwar blühenden, aber plump und geschmacklos geputzten Mädchen und jungen Frauen erschienen mir so reizlos wie möglich. So beschloß ich denn, noch eine Weile in meinem halben Versteck auszuharren und dann unbemerkt zu verschwinden, da ich ja nunmehr meinen Freund, der sich jetzt im Tanze bereits zu seiner Holden gefunden hatte, getrost seinem Schicksale überlassen konnte. Plötzlich aber wurde meine Aufmerksamkeit gefesselt. In den Armen eines vierschrötigen, ungelenken Tänzers schwebte eine schlanke Gestalt anmuthig vorüber. Ein einfaches hellblaues Kleid reichte ihr, nach der Mode der damaligen Zeit, mit einer leichten Falbel bis an die Knöchel und ließ die zierlichen Füße sehen. Ihr Haar, von schimmerndem Aschblond, war aus der Stirn gestrichen, rückwärts dicht zusammen geknotet und bloß mit einem weißen Sträußchen geschmückt; um den Hals war ein schmales schwarzes Sammtband geschlungen, an dem ein kleines goldenes Kreuz hing. Ich ließ die gefälligen Wendungen dieser lieblichen Erscheinung nicht mehr aus den Augen und als sie jetzt, wieder in meine Nähe gelangend, aufsah, begegneten sich unsere Blicke. Die Polka dauerte schon ziemlich lange; die meisten Paare hatten bereits unter einander abgewechselt, nur der Tänzer der schlanken Blondine schien dies nicht willens zu sein, er tanzte unerschütterlich weiter, den Arm gleich einer Klammer um den zarten Leib des jungen Mädchens geschlungen, den Blick starr auf ihren Scheitel geheftet. Endlich schien es ihr zu viel zu werden. Mit dem Ausdruck von Mißmuth im Antlitz machte sie sich gewaltsam los und sank aufathmend in einen nahen Stuhl. Es war mir, als blicke sie dabei nach mir hinüber, gleichsam erwartend, ich würde jetzt auffordernd an sie herantreten. Aber ein eigenthümlich lähmendes Zögern überkam mich — und als ich mich endlich entschließen wollte, hatte sie schon ein anderer junger Mann in den Reigen gezogen, der übrigens jetzt bald zu Ende ging. In dem verdrießlichen Gefühl meines ungeschickten Verhaltens vermied ich es jetzt, ihren Blicken zu begegnen; später gewahrte ich, wie sie am Arme ihres früheren Tänzers in das Speisezimmer trat. Dort nahmen Beide an einem Tische Platz, an welchem eine vertrocknete alte Frau saß, eine mit kupferrothen Bändern verzierte Haube auf dem Kopf, ihr zur Seite ein nicht mehr ganz junges, kränklich aussehendes Mädchen, das der Aehnlichkeit nach die Tochter sein mußte; auch konnte man geneigt sein, den jungen Mann trotz seines breiten wuchtigen Auftretens für den Sohn zu halten. Dorsner

war gleichfalls da drinnen zu erblicken; er verweilte bereits im besten Einvernehmen bei der Familie des Lohgerbers. Ich erwog nun, ob ich gehen oder bleiben solle und drückte mich eine Zeit lang unschlüssig an den Wänden hin, als ich mit einem Male ringsherum eine auffallende Bewegung wahrnahm, deren Grund mir auch alsbald klar wurde.

Ein kleiner, burlesk aussehender Mann, mit eng anliegenden Beinkleidern, in Schuhen und Strümpfen, das ergraute Haar nach vorn gestrichen und über der Stirn in eine hoch empor stehende Schraube gedreht, war in die Mitte des Saales getreten und kündigte jetzt mit laut kreischender Stimme an, daß nunmehr eine Française erfolgen würde. Dieser Tanz war damals noch keineswegs etwas Gewöhnliches, er galt vielmehr in kleinen Städten als ganz besondere Neuerung, in deren Schwierigkeiten sich die Wenigsten gefunden hatten. Daher trat auch, als der Alte mit einem abgenützten Klapphute, den er unter dem Arm hervorzog, dem Orchester das Zeichen zur Einleitung gab, nur eine geringe Anzahl von Paaren heran.

„Was!?“ rief der Sprecher, der sie sofort mit einem Blicke überzählt hatte, „was, nur neun Paare!? Sind wir denn in Krähwinkel? C'est une honte! Schämen Sie sich, meine Herrschaften! En avant! Ich bitte herbei zu kommen!“

Diese Worte ermunterten Manche, die unschlüssig gewesen zu sein schienen; sie näherten sich befangen und zögernd.

„Bravo! Nur immer herbei! Ich bin überzeugt, daß noch viele da sind, die ganz gut mittanzen könnten. Pas des gêne, mes dames! Keine Angst, meine Damen! J'arrangerai tout! Es wird vortrefflich gehen. Nur Courage, meine Herren!“

Diese Zurufe lockten noch Einige heran, so daß nunmehr etwa zwanzig Paare Aufstellung genommen hatten. Nun aber zeigte es sich, daß ein vis-à-vis fehle.

„Ein vis-à-vis!“ schrie der Alte wieder. „Wir brauchen noch einen Herrn und eine Dame! Ein Königreich für ein vis-à-vis! Kommt wirklich Niemand? Nun, ich werde schon irgendwo etwas Verborgenes ausfindig machen — vielleicht im Speisezimmer!“ Und damit eilte er dorthin, trat auf die Schwelle und erblickte die schlanke Blondine, die mit dem Rücken gegen den Saal gekehrt saß, während ihre Tischnachbarn dem Forschenden unwillige Blicke zuwarfen. „Was?“ rief er in seinem höchsten Fisteltone, „Fräulein —“ er kreischte einen Namen, den ich nicht verstehen konnte — „was, die Beste meiner ehemaligen Schülerinnen macht sich unsichtbar, wenn es an eine Quadrille geht?! Das muß ich mir ausbitten! Es scheint, meine Herrschaften,“ wendete er sich an die Uebrigen, „es scheint, daß Sie die junge Dame hier zurückhalten!“

„Wir halten Niemanden zurück, Herr Tanzmeister," erwiderte die alte Frau mit scharfer, beinerner Stimme. „Wenn das Fräulein tanzen will, so mag sie es immerhin."

Diese aber schien in großer Verlegenheit und im Kampfe mit sich selbst zu sein. Der Alte jedoch ließ ihr keine Zeit zu weiterer Ueberlegung. Er ergriff sie rasch beim Arm und zog die allerdings nur schwach Widerstrebende in den Saal hinaus. Dort fiel sein Blick sofort auf mich, denn ich war inzwischen dem Schauplatze dieser Scene näher getreten. „Und da haben Sie auch gleich einen vorzüglichen Tänzer!" rief er aus. „Ich habe es wohl bemerkt, wie halsstarrig der Herr Officier vorhin meiner Aufforderung ausgewichen ist; jetzt aber, hoff' ich, wird er sich nicht länger bedenken!" Und damit ließ er uns, seiner Sache sicher, vor einander stehen. Wir errötheten Beide; verneigten uns gegenseitig und traten, nachdem ich ihr den Arm geboten, in die Reihe.

Noch hatten wir in unserer Befangenheit kein Wort gewechselt, als schon die Quadrille begann, bei welcher man in jener Zeit nicht bloß nachlässig hin und her schlenderte, sondern jeden Schritt aufs genaueste markirte. Und da war es eine Freude zu sehen, mit welcher Grazie sich meine Tänzerin bewegte. Die schmächtigen Arme an den Hüften hinabsenkend, schien sie damit ein leichtes Heben ihres Kleides andeuten zu wollen, während die schmalen Füßchen, in knappen Schuhen mit Kreuzbändern, nur so über den Boden hinschwebten. Mit vollendeter Anmuth streckte sie mir, wenn wir uns nach kurzer Trennung wieder zusammen fanden, die Hand entgegen. Dabei lag ein fast feierlicher Ernst in ihren Zügen; man konnte bemerken, daß sie von ihrer Aufgabe, sich als fertige Tänzerin zu erweisen, erfüllt war, indeß ich nun Gelegenheit hatte, in nächster Nähe die Einzelnheiten ihrer jugendlichen Schönheit zu bewundern: die schimmernde Stirn, das etwas kurze, aber fein modellirte Näschen, die durchsichtig zarte Muschel des Ohres. Noch immer verhielten wir uns schweigend; erst als der Tanz bewegter wurde und trotz der schrillen Feldherrnstimme des Alten mehrfache Irrungen und Stockungen entstanden, fand ich Anlaß zu einigen scherzhaften Bemerkungen, die sie jedoch bloß mit einem reizenden Lächeln erwiderte.

Jetzt aber, als Alles glücklich zu Ende war und die Paare Arm in Arm einen Rundgang durch den Saal antraten, begann ich mit der allerdings banalen, aber am nächsten liegenden Phrase; „Wahrhaftig, mein Fräulein, Sie tanzen wundervoll, und ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, dies an Ihrer Seite zu erkennen."

Sie erröthete ein wenig und sagte dann mit einer ganz eigenthümlich tiefen und wohllautenden Stimme: „Nun ja, ich habe mir Mühe gegeben, die Quadrille ordentlich zu erlernen. Es ist auch gar nicht so schwer; man

muß nur ein bischen den Kopf zusammenhalten. Aber die meisten Mädchen sind so zerstreut und ziehen daher die einfachen Rundtänze vor."

„Diese sind vielleicht auch in mancher Hinsicht angenehmer," erwiderte ich, noch immer sehr unsicher in der Fortführung des Gespräches. „Aber ich habe bis jetzt verabsäumt, mich Ihnen vorzustellen. Ich nannte meinen Namen.

Sie verneigte sich leicht und sagte dann: Ich heiße Ginevra — Ginevra Maresch.

„Ginevra?" Dieser Name ist außerhalb Italiens ein seltener."

„Ich bin auch eine Italienerin," entgegnete sie lächelnd, — „das heißt, eine halbe. Meine Mutter ist aus Conegliano im Venezianischen, wo sie mein Vater, als er noch Officier war, kennen gelernt."

„Ihr Vater war Militär?"

„Ja wohl; aber er hat seine Charge niedergelegt, um meine Mutter heiraten zu können. Sie besaßen Beide kein Vermögen. Es wurde dem Vater sehr schwer, eine andere Stellung zu finden, und so mußten sie sich lange gedulden. Endlich gelang es ihm, sich beim Steuerwesen unterzubringen. Vor drei Jahren ist er hier als Einnehmer gestorben," setzte sie ernst hinzu.

„Und Ihre Mutter?"

„Die lebt — dem Himmel sei Dank. Aber sie hat in diesem Winter eine schwere Krankheit — eine Lungenentzündung durchgemacht, von der sie sich nur sehr langsam wieder erholt. Dies hielt sie auch ab, mich auf den Ball zu begleiten."

„Sind Sie mit Verwandten hier?

„Nicht mit Verwandten. Es sind bloße Bekannte, die sich erboten, mich mitzunehmen. Aber ich hätte es vorziehen sollen, zu Hause zu bleiben.

„Wie so?"

„Nun sehen Sie, diese Leute haben uns vor Längerem einen nicht unbedeutenden Dienst erwiesen, für welchen wir ihnen auch sehr dankbar waren. Aber sie wollen uns noch immer eine gewisse Abhängigkeit fühlen lassen — besonders die alte Frau, die eine wohlhabende Witwe ist, und das erträgt sich schwer. Die Tochter wäre eigentlich ein ganz gutes Mädchen, es ließe sich mit ihr auskommen. Aber leider ist sie gar nicht hübsch und das empfindet sie sehr schmerzlich — besonders bei solchen Gelegenheiten, wo sie kaum Einer um eine Tour bittet. Da muß es ihr auch doppelt weh thun, wenn sie wahrnimmt, wie Andere von allen Seiten bestürmt werden. Um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen, wollte ich mich eigentlich von der Quadrille zurückziehen, die sie überhaupt gar nicht tanzen kann — sowie ihr Bruder, der sie gewissermaßen aus Hochmuth nicht lernen will. Hingegen scheint er zu wünschen, daß ich sonst mit keinem Anderen tanze als mit ihm."

„Und hat er ein Recht zu solchem Verlangen?"

Sie erbleichte flüchtig. „O nein! Nicht das geringste! Aber er thut sich etwas auf seine Wohlhabenheit zugute. Ich mag ihn gar nicht leiden und zeig' es ihm auch, soweit es angeht. Aber er will es nicht verstehen, und nur die Rücksicht auf den erwähnten Umstand hat mich bis jetzt abgehalten, es ihm rund herauszusagen."

„Das ist freilich unangenehm."

„Sehr. Und ich sehe immer deutlicher ein, daß es für mich besser gewesen wäre, den Ball gar nicht zu besuchen. Aber es war mein erster, und dieser Verlockung vermag ein junges Mädchen nicht zu widerstehen."

„Konnten Sie sich denn nicht jemand Anderem anschließen?"

„Nein; wir haben uns im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr zurückgezogen. Die Menschen hier hatten uns immer gewissermaßen als Fremde behandelt — und so sind wir es zuletzt geblieben."

Wir hatten während dieses Gespräches den Saal mehrmals umschritten und gar nicht bemerkt, daß sich die übrigen Paare allmälig verloren hatten, was uns jetzt zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit machen mußte. Nun aber begann das Orchester einen Walzer zu spielen, den man wahrscheinlich deßhalb so bald folgen ließ, damit die von der Française Zurückgebliebenen entschädigt würden. Von den raschen Klängen durchzuckt, umfaßte ich sofort meine Begleiterin und zog sie in den beginnenden Wirbel hinein. Leicht, gleichsam körperlos schwebte sie in meinen Armen dahin — und doch versetzte mich die Umschlingung in so wonniges Entzücken, daß ich es unwillkürlich ihrem anspruchsvollen Begleiter nachthat und sie nicht eher freigab, als bis der letzte Geigenstrich verklungen war. Tief Athem schöpfend, das losgegangene Haar aus der Stirn zurückschüttelnd, machte sie eine Verbeugung, blickte dann, wie sich besinnend, im Saale umher und eilte in das Speisezimmer.

Um mich drehte sich noch Alles, und als ich mich jetzt mit hochklopfendem Herzen nach einem Stuhl umsah, trat Dorsner lächelnd an mich heran. „Nun," sagte er, „Dein Geschmack ist nicht übel. Aber es ist ein noch ganz blutjunges Ding — und dabei arm wie eine Kirchenmaus. Gib Acht, daß Du da nicht hängen bleibst."

Ich verstand kaum, was er sagte, und wollte mich eben setzen — da gewahrte ich, wie Ginevra auf der Schwelle des Speisezimmers erschien. Sie war ganz bleich und ihre blauen Augen hatten einen dunklen, metallischen Glanz angenommen. Ich näherte mich ihr; sie kam mir sofort entgegen.

„Denken Sie," begann sie mit leiser, zitternder Stimme, „was man mir angethan! Meine Begleiter sind fort und haben mich allein hier zurückgelassen."

Einen Augenblick schwieg ich betroffen. Dann aber sagte ich: „Nun, das wäre ja eigentlich das Schlimmste nicht.“

„Gewiß nicht, wenn ich jetzt ungescheut bleiben könnte. Und eigentlich könnt' ich es auch;“ fuhr sie fort, indem sie das Haupt erhob und frei und stolz um sich blickte, „das Gerede der Leute sollte mich wenig kümmern. Aber meiner Mutter wegen darf ich es nicht. Im Uebrigen ist es gut, daß es so gekommen. Diese Menschen haben nun selbst das Band zerrissen, das uns drückte. Ich will mich nur noch ein wenig abkühlen, dann gehe ich nach Hause.“

„Allein?“

„Warum nicht? Ich kenne den Weg und der ist kurz. Wir wohnen gleich in der Nähe — außerhalb der Stadt.“

„Wie glücklich wäre ich, dürft' ich Ihnen trotzdem meine Begleitung anbieten.“

„Das können Sie — wenn Sie meinetwegen den Ball verlassen wollen. Auch ist es ja, wie gesagt, nicht weit; in zehn Minuten sind Sie wieder da.“

Ich werde nicht zurückkehren; denn was sollte ich hier noch, wenn Sie fort sind?“

Jede Andere würde nun, obgleich ich diese Worte in überzeugendem Tone gesprochen hatte, doch irgend eine spöttisch bezweifelnde Einwendung hingeworfen haben. Ginevra aber blickte nachdenklich zu Boden. „Wirklich?“ fragte sie dann, indem sie langsam die Augen aufschlug und mich mit einem vollen Blick ansah.

„Gewiß,“ bekräftigte ich.

Sie schwieg wieder. Dann sagte sie mit ihrer weichen, dunklen Stimme: „Das freut mich.“

Inzwischen hatte sich der Saal fast gänzlich geleert; denn die Raststunde war herankommen und Alles drängte und zwängte sich behufs Erquickung und Stärkung in den Nebenraum, diesen überfüllend. Ich konnte mich daher mit Ginevra ruhig niederlassen, und zwar unweit einer offen stehenden Nebenthür, die zur Damengarderobe führte. Vor derselben, in einem ganz kleinen Zimmerchen, war eine äußerst primitive Conditorei eingerichtet; es gab allerlei Backwerk, Orangen und Fruchtsäfte; Eis war nicht zu haben.

„Kann ich Ihnen irgend eine Erfrischung anbieten?“ fragte ich.

„Nein, ich danke. Oder doch — um ein Glas Wasser möchte ich bitten.“

Ich trat zu der alten Frau, die mit verdrießlichem Gesicht bei der Waare saß, begehrte Wasser, und um doch Etwas zu erstehen, ließ ich auch einige Orangen auf den Teller legen, den ich Ginevra überreichte.

„Die Orangen sind schön," sagte sie. „Ich werde eine davon nehmen und sie der Mutter bringen."

Nachdem sie getrunken hatte, blieben wir noch eine Weile schweigend nebeneinander sitzen. „Nun aber bin ich bereit," sagte sie jetzt, indem sie sich erhob. „Erwarten Sie mich draußen am Eingang; ich nehme nur meine Sachen aus der Garderobe."

Ich eilte nach dem Vestibule, wo mein Mantel hing. Es dauerte nicht lange, so erschien sie, in einen ganz leichten Ueberwurf gehüllt, ums Haupt ein schwarzes Schleiertuch geschlagen, von dem sich ihr lichtes Antlitz wundervoll abhob. Draußen bog sie gleich links ab und schlug einen schmalen Fußpfad ein. Ich wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten, und hielt mich in ehrerbietiger Entfernung an ihrer Seite. Es war eine mondlose Nacht; aber die Sterne flimmerten und man konnte die Landschaft deutlich wahrnehmen.

„Sehen Sie die Reihe kleiner Häuser?" begann sie. „Dort wohne ich."

„Das ist noch näher, als ich gedacht. Nur mehr ein paar Augenblicke — und Sie sind mir entschwunden. Vielleicht auf immer."

Sie erwiderte nichts.

„Soll ich Sie wirklich nicht mehr wiedersehen?"

„Ich werde die Mutter fragen," sagte sie nach einer Pause.

„Und wie werde ich den Bescheid erfahren?"

Sie schien zu überlegen. „Kommen Sie morgen um vier Uhr Nachmittags in jene Allee." Sie deutete auf zwei Reihen kahler Bäume, die sich dunkel quer über die Felder gegen den Fluß hinzogen. „Es ist mein Lieblingsweg; besonders in dieser Jahreszeit, wo es hier herum noch ganz einsam ist. Wollen Sie?"

„Sie fragen? — —"

„Es dürfte morgen gutes Wetter sein," fuhr sie, stillstehend mit einem Blick nach dem Himmel fort; auch schlechtes wird mich nicht abhalten. Jetzt aber bleiben Sie zurück. Gewahren Sie die erleuchteten Fenster? Meine gute Mutter wacht noch." Sie reichte mir die Hand. „Also Addio! Auf morgen!"

Sie eilte nach vorwärts, den matten Lichtern entgegen. „Addio!" rief sie leise zurück. Dann klopfte sie leicht an eine Scheibe. Gleich darauf wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen.

Ich aber stand noch eine Weile und spähte nach dem Schatten Ginevra's, der sich auf den durchschimmerten Fenstervorhängen abzuzeichnen schien.

Endlich trat ich den Heimweg an, die Brust voll seliger Empfindungen, in welchen jede Erinnerung an meine Festungscirce spurlos unterging.

III.

In welcher Aufregung ich am folgenden Tage der vierten Nachmittagsstunde entgegen sah, läßt sich denken; ich zählte die Minuten und machte dabei die Wahrnehmung, wie endlos lang ein solcher minimaler Zeitabschnitt unter Umständen erscheinen könne. Und wie das schon in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, stellten sich meiner fieberhaften Ungeduld noch in der letzten Stunde Hindernisse entgegen; ganz unvorhergesehene Dienstesobliegenheiten, die mich fast um das Stelldichein gebracht hätten. Dennoch gelang es mir, knapp vor vier Uhr abzukommen und mich fast laufend auf den Weg zu machen.

Das Wetter hatte sich in der That sehr günstig angelassen. Die schönste Februarsonne strahlte vom blauen Himmel nieder und schuf einen wahren Frühlingstag, wenn auch die Gegend noch ihre ganze winterliche Kahlheit aufwies.

Schon von weitem gewahrte ich die schlanke Gestalt Ginevras zwischen den bezeichneten Baumreihen auf und nieder wandeln. Auch sie nahm mich alsbald wahr und winkte mir mit dem Fächer, den sie statt eines Sonnenschirmes mitgenommen und ausgespannt hatte, grüßend zu. Sie trug ihr Mäntelchen nur ganz leicht um die Schultern geworfen und der schwarze Schleier umwehte lose ihr blondes Haupt.

„Also sind Sie doch gekommen," sagte sie lächelnd, als ich endlich athemlos und erhitzt vor ihr stand. „Ich hatte schon angefangen, ein wenig zu zweifeln."

Ich wollte zu meiner Entschuldigung hastig die Gründe der Verspätung auseindersetzen, aber sie unterbrach mich. „Das thut ja nichts. Sie sind jetzt da — und was mich betrifft, so hätte ich gewiß noch weit länger gewartet. Auch hab' ich Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen: meine Mutter will Sie empfangen."

„Welch' ein Glück!" rief ich aus.

„Ich hatte es vorausgesehen," fuhr sie ruhig fort. „Denn ich kenne meine Mutter und weiß, daß sie mir keinen Wunsch abschlägt. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß ich ein verzogenes Kind bin. Die Gute erfüllt meine Wünsche, weil ich nur selten einen habe — oder doch wenigstens ausspreche. Geschieht dies aber, dann ist sie auch überzeugt, daß es ein sehnlicher und wohl überlegter ist, auf welchem ich, wenn es noth thut, bestehe. Als ich ihr von unserer Begegnung auf dem gestrigen Balle erzählte, sagte sie daher bloß: Wenn Du glaubst, daß er es redlich meint, so mag er kommen. — Und Sie meinen es doch redlich?" setzte sie hinzu, indem sie mir voll und tief in die Augen sah.

Ich gestehe, daß mich diese Frage einigermaßen betroffen machte. Denn ich empfand, daß jetzt etwas Ernstes, feierlich Bindendes an mich heran-

getreten war, darauf ich nicht vorbereitet gewesen. Aber schon hatte ich mich über die schmale Hand gebeugt, die sich mir vertrauensvoll entgegenstreckte, und dieselbe mit stummer Betheuerung geküßt.

„Ich habe nicht daran gezweifelt," sagte sie in festem Tone. „Die Officiere stehen zwar, was uns Mädchen betrifft, in keinem besonderen Rufe. Aber ich glaube, es ist ein Vorurtheil, das, wie manches andere, gedankenlos nachgesprochen wird. Hatte ich doch an meinem Vater den Beweis, daß gerade in Ihrem Stande die Ehre über Alles geht. — Aber kommen Sie jetzt; meine Mutter erwartet Sie. Es ist zwar noch sehr schön hier außen; allein der Tag neigt sich doch schon dem Ende zu, und in der Dunkelheit sollen Sie unser Haus nicht betreten."

So schritten wir denn auf die kleinen Wohnstätten zu, die in der Entfernung vor uns lagen. Sie bildeten, von kunstlos umzäunten Gärtchen und winzigen Grundstücken unterbrochen, eine Art Vorort, der im freien Felde lag. Es wohnten sichtlich arme Leute hier; aber Alles erschien wohl gehalten und reinlich. In den blanken Scheiben spiegelten sich die Strahlen der niedergehenden Sonne; hier und dort spielten Kinder friedlich vor den Thüren.

Das Haus, dem mich jetzt Ginevra entgegen lenkte, war etwas ansehnlicher als die übrigen; zum Eingang führten mehrere Stufen empor. Als wir diese hinanstiegen, zeigte sich am nächsten Fenster das derb geröthete, neugierig blickende Antlitz einer bejahrten Frau, welche gleich darauf im Flur an uns vorüberkam und in einer Seitenthür verschwand.

„Das war unsere Hauswirthin," sagte Ginevra; „die Witwe des Amtsdieners, der unter meinem Vater gestanden und sich dieses kleine Anwesen im Laufe der Jahre erwirthschaftet hatte. Sie selbst bewohnt eben nur eine Kammer; alles Andere haben wir um ein Billiges gemiethet."

Sie öffnete eine zweite Seitenthür, durch welche wir in eine helle Küche traten, und von da in eine nicht ungeräumige Wohnstube, wo die Mutter Ginevras im Lehnstuhle saß, eine zarte, schmächtige Frau, die leidend aussah, aber nicht viel über vierzig Jahre zählen konnte. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz, als wir eintraten und sie mit einiger Mühe sich erhob.

„Da ist er, Mamma," sagte Ginevra. „Ich lasse Dich mit ihm allein. Sie legte rasch Fächer, Schleier und Mäntelchen ab und eilte wieder hinaus.

Ich näherte mich der blassen Frau, die sich wieder gesetzt hatte, und eine Pause gegenseitiger Verlegenheit trat ein.

Endlich begann ich: „Sie waren so gütig, mir zu gestatten — —"

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen," erwiderte sie in ziemlich gebrochenem Deutsch. „Bitte, nehmen Sie Platz."

Ich zog einen Stuhl heran.

„Ich weiß nicht," fuhr sie nach einigem Zögern fort, „ob ich recht gethan, Sie zu uns zu bitten; wohl die meisten Mütter würden Bedenken getragen haben. Aber meine Tochter hat mir Alles mitgetheilt, was auf dem Balle vorgefallen, und so schien es mir doch am gerathensten, einem Wiedersehen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ihre liebenswürdige Persönlichkeit" — sie sagte diese Schmeichelei mit einem leichten Senken des Hauptes und in jenem feinen, vornehm ausgleichenden Tone, wie er nur in Italien zu hören ist — „Ihre liebenswürdige Persönlichkeit scheint einen tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, und es würde vielleicht zu geheimen Zusammenkünften gekommen sein, die für ein junges Mädchen immer höchst peinlich sind. Ich selbst war, als ich die Bekanntschaft meines unvergeßlichen Gatten machte, durch die Verhältnisse im elterlichen Hause leider dazu gezwungen und weiß, was ich dabei gelitten habe. Denn trotz aller Liebe zu meinem Federigo, empfand ich einen solchen Verkehr doch stets als Verrath an meinen Angehörigen."

Ich hatte, während sie so sprach, aufmerksam ihr Antlitz betrachtet, das von der Erinnerung belebt wurde. In der ganzen Erscheinung lag eigentlich nichts Südländisches, und wäre das Charakteristische der Aussprache und mancher Bewegungen nicht gewesen, man hätte sie kaum für eine Italienerin gehalten. Sanfte, weiche Züge, schlichtes kastanienbraunes Haar und eben solche Augen; mit ihrer Tochter hatte sie nicht die geringste Aehnlichkeit.

Sie errieth meine Gedanken und sagte lächelnd: „Nicht wahr, Sie finden, daß mir Ginevra gar nicht ähnlich sieht? Sie ist ganz nach ihrem Vater gerathen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen und jenes Bild dort betrachten wollen, so werden Sie das erkennen."

Ich erhob mich und trat vor ein ziemlich verblaßtes Aquarell, das an einem Fensterpfeiler hing. Es war etwas steif, aber nicht ohne Empfindung ausgeführt und stellte einen beiläufig dreißigjährigen Mann in Officierstracht der Jägertruppe vor. Aus dem überhohen Frackkragen ragte ein feingeschnittener, höchst charakteristischer Kopf mit lichtblonden Haaren und blauen Augen. Je länger ich das Bild bei dem ungewissen Dämmerlichte des Abends betrachtete, desto deutlicher traten mir die Züge Ginevras daraus entgegen.

„Und nicht bloß im Aeußern gleicht sie ihm," fuhr die Frau auf meine laute Beistimmung fort, „auch in Allem und Jedem, was den Charakter betrifft, der bei ihr, obgleich sie erst vor kurzem sechzehn Jahre alt geworden, bereits zu großer Festigkeit entwickelt ist."

„Ja, Ihre Tochter ist ein ganz einziges Geschöpf!" rief ich aus.

„Nun, vielleicht sind wir Beide bestochene Richter. Aber so viel glaube ich wohl selbst sagen zu dürfen: sie ist ein vortreffliches Mädchen und verdient glücklich zu werden."

„Sie wird es auch gewiß!“

„Das steht in Gottes Hand.“

Ein Schweigen trat ein, während dessen man aus der Küche herein das Knistern des Herdfeuers, sowie leise Schritte und Hantierungen vernehmen konnte.

„Ginevra bereitet den Kaffee,“ sagte Frau Maresch. „Sie muß ja überall mit angreifen. Eine Magd zu halten, sind wir nicht in der Lage; das Gröbste verrichtet die Frau, bei der wir wohnen. Die kleine Pension, die ich beziehe, reicht knapp zum Leben aus, und wären uns nicht vor einiger Zeit ein paar hundert Lire zugefallen, die mir ein Verwandter in Italien nachgelassen, wir würden vielleicht in Noth — und was noch schlimmer, in Abhängigkeit von fremden Menschen gerathen sein.“

„Sie haben gewiß noch mehrere Angehörige in Italien?“ fragte ich.

„Nein, — wenigstens Niemanden, der meinem Herzen nahe steht; Eltern und ein Bruder, den ich hatte, sind schon vor Jahren rasch nacheinander weggestorben. Man hatte meine Heirat nach langen Kämpfen endlich widerwillig zugegeben und mich dann in der Fremde mehr und mehr aus den Augen verloren. Ich habe, wie Sie sich denken können, trotz meines ehelichen Glückes sehr an Heimweh gelitten. Endlich jedoch verlor sich auch das, und ich möchte jetzt eigentlich um keinen Preis mehr nach Italien zurück. Und auch nicht anders wohin. In Graz leben noch Verwandte meines Mannes, und diese haben mich wiederholt aufgefordert, mit Ginevra zu ihnen zu kommen. Aber wir ziehen es vor, unabhängig zu bleiben, so eingeschränkt wir leben müssen. Ueberdies sind wir, seit wir in diesem Hause wohnen, sehr zufrieden. Es ist zwar nicht viel mehr als eine Hütte, aber wir sind hier vollständig für uns, haben einen kleinen Garten — und mit ein paar Schritten ist man ganz im Freien. Ich sehne mich schon nach dem Frühling, wo ich dies Alles so recht werde genießen können; es soll mich hoffentlich ganz wieder herstellen.“

So führten wir das Gespräch weiter, wobei nun auch ich Einiges über meine Lebensverhältnisse mit einfließen ließ, obgleich die feinfühlige Frau in dieser Hinsicht jede Frage vermied. Sie hörte mit bescheidener Aufmerksamkeit zu und sagte schließlich: „Ich sehe, daß Sie aus vornehmer Familie sind. Und Emil heißen Sie — Emilio. Ein schöner und mir wohlbekannter Name; mein armer Bruder hat ihn gleichfalls geführt.“

In diesem Augenblick trat Ginevra ein, in der Hand eine kleine, grün lackirte Schirmlampe, wie sie damals gebräuchlich waren und deren Schein das bereits stark verdunkelte Zimmer angenehm erhellte.

„Du wirst Dich wohl schon mit ihm ausgesprochen haben, Mutter,“ sagte sie, die Leuchte niederstellend, „und ich kann den Kaffee bringen, der eigentlich längst fertig ist, und zu welchem Sie“ — sie wendete sich mit einer

Verbeugung an mich — „eingeladen sind, wofern Sie dieses Frauengetränk nicht verschmähen.“

Und nun begann sie rasch ihre Anstalten zu treffen. Sie schob den Tisch nahe an die Mutter heran und breitete ein frisches Tuch darüber. Dann brachte sie aus der Küche Kannen und Tassen, welch letztere sie sorgsam füllte und lächelnd credenzte.

Nachdem das Vesperbrot eingenommen war, stand sie auf und zündete eine Kerze an. „Nun aber will ich Ihnen auch mein Gemach zeigen,“ rief sie. „Es ist zwar ein ganz winziges Stübchen, aber ich herrsche darin unumschränkt.“

Sie öffnete eine Seitenthür, die ich schon mehrmals ins Auge gefaßt hatte, und ließ mich, während sie voranleuchtete, eintreten. Der Raum war allerdings verschwindend klein, so zwar, daß man sich wunderte, wie das, was darin stand, dennoch hatte Platz finden können. In der Mittelwand zeigte sich ein Fenster; rechts und links daran waren zwei eingerahmte Tuschzeichnungen angebracht, welche südliche Landschaften vorstellten. Knapp am Fenster ein mit Weißzeug überhäufter Nähtisch, nahebei ein anderes kleines Tischchen, auf welchen zwischen einigen Blumentöpfen ein Vogelbauer stand. Die eine Seitenwand deckte ein Kasten, die andere ein Regal, das sich vollständig mit Büchern in verblaßten Einbänden ausgefüllt zeigte.

„Nun, habe ich mich nicht hübsch eingerichtet?“ fragte Ginevra. „Wenn ich hier nähe, kann ich dabei in unseren Garten blicken. Der ist freilich jetzt noch ganz kahl und wüst, dafür blühen meine Blumen am Fenster. Und das hier“ — sie näherte sich mit dem Lichte dem Vogelbauer, in welchem ein Zeisig, den Kopf unter dem Flügel, bereits auf seinem Stängelchen schlief — „das ist mein piccino! Er zwitschert bei Tag ganz lustig. Und dort“ — sie beleuchtete das Regal — „dort haben Sie den ganzen italienischen Parnaß: Dante, Ariosto, Tasso und so weiter. Er rührt von meinem Vater her, der seinen Stolz darein setzte, das Italienische zu verstehen, wie ein Eingeborener — oder eigentlich noch besser. Er las gar nichts Anderes, und Gott weiß, wie oft er diese Bände mag vorgenommen haben. Er kannte kein anderes Vergnügen. In seinen jüngeren Jahren war er auch Zeichner, und jene Landschaften dort sind von ihm in Neapel aufgenommen worden, denn er hat im Jahre Zwanzig die österreichische Intervention mitgemacht.“

Ich hatte inzwischen einen der Bände herausgezogen und aufgeblättert.

„Lesen vielleicht auch Sie italienisch?“ forschte sie.

„Ich sollte wohl, denn es wurde im Cadetten-Institute gelehrt. Aber ich habe es nicht weit gebracht.“

„Wir wollen miteinander lesen, dann wird es schon gehen. Hast Du gehört, Mamma," rief sie ins Zimmer hinein, „daß ihm unsere Sprache nicht fremd ist?"

„Ho compreso; che piacere!" ließ sich die Mutter vernehmen.

„Sie können sich übrigens denken," fuhr Ginevra fort, daß ich selbst das meiste von dem nicht kenne, was in den Büchern steht; es ist eine gar zu schwere Lectüre für ein junges Mädchen."

Wir waren bei diesen Worten wieder aus dem Stübchen getreten, und da ich wahrnahm, daß eine alte Standuhr im Zimmer bereits auf Acht wies, so hielt ich es für angemessen, mich jetzt zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen," sagte die Mutter, „Sia benedetta la sua intrata da noi!"

Ich zog die Hand, die sie mir reichte, ehrerbietig an die Lippen und trat aus der Thür, von Ginevra mit dem Lichte begleitet. Draußen stellte sie es nieder und folgte mir in den Flur. Dort blieb sie stehen und breitete mit einer unaussprechlich schönen und edlen Bewegung die Arme aus.

„Sie lieben mich also?" fragte sie mit einem innigen Blick.

Ich zog sie an mich und unsere Lippen schlossen sich zu einem langen Kusse zusammen.

IV.

Und nun, fuhr der Oberst fort, begann für mich eine selige Zeit. Ich suchte, so oft es nur anging, das kleine Haus auf, dessen Stille und Abgeschlossenheit den Reiz eines Verhältnisses erhöhte, das sich unter dem sanften Auge der Mutter immer inniger entfaltete — und dabei das reinste und lauterste blieb, das sich denken läßt. Denn bei aller Leidenschaftlichkeit, mit welcher mir Ginevra ihre junge Seele erschloß, erwies sie doch eine jungfräuliche Hoheit und Würde, die mich mit Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllte.

Ich kam gewöhnlich in den frühen Nachmittagsstunden. Dann saß Ginevra am Nähtisch und ich neben ihr, plaudernd oder still in ihren Anblick versunken, und wenn die Lampe angezündet war, lasen wir, während die Mutter zuhörte, in den Büchern des Vaters. Sonette Petrarca's, leicht faßliche Gesänge aus der Divina commedia, und hin und wieder ein Bruchstück von Meister Ludovico's phantastischem Gedicht. Aber nicht lange mehr duldete es uns in den Stubenräumen. Denn es begann Frühling zu werden, und sonnige, warme Tage lockten uns vor das Haus. Die Mutter ließ sich ihren Lehnstuhl in das Gärtchen schaffen, wo bereits das erste Grün schimmerte und die Knospen dem Aufbrechen nahe waren. Dort weilte sie, während wir Anderen in das Feld hinausschritten, nach den Lerchen empor spähten,

die schmetternd von den Schollen aufstiegen, und Ginevra die ersten Veilchen, sowie andere frühe Blumen zum Strauße pflückte, den sie mir beim Abschied mitgab. So lebten wir wie in einem schönen Traum dahin und ahnten nicht, daß die Tage des Glückes gezählt seien . . . .

Als ich einmal bei einbrechender Nacht nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief meines Oheims vor, worin mir dieser mittheilte, daß es seinem Einflusse möglich geworden sei, meine Uebersetzung zu einem in Wien befindlichen Regimente zu erwirken. Und zwar mit gleichzeitiger Beförderung zum Lieutenant; eine sprungweise Vorrückung, welche in jener Zeit durch die Gunst eines befreundeten Regiments-Inhabers nicht selten zu erreichen war. Er hoffe daher, so schloß er, mich recht bald umarmen zu können. Unter anderen Umständen wäre diese Nachricht eine höchst erfreuliche gewesen; in diesem Augenblick aber fuhr sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf mich nieder. Was sollte mir jetzt eine Beförderung? was eine Versetzung nach Wien und das Wiedersehen meines Oheims, wenn mich dies Alles so rasch und plötzlich von der Geliebten wegriß!? Ich verbrachte eine schlaflose Nacht und schon am nächsten Morgen wurde ich von der Angelegenheit auch dienstlich verständigt, mit dem Beisatze, daß ich binnen dreier Tage an meinen neuen Bestimmungsort abzugehen habe. Also nur drei Tage, drei kurze Tage, waren mir noch vergönnt, — und auch diese, wie ich bei näherer Ueberlegung erkannte, nur in den allerkleinsten Bruchtheilen. Denn gerade bei meinem Scheiden aus dem Regiment, war ich in dieser Spanne Zeit mehr als je an den kameradschaftlichen Verkehr gebunden, ganz abgesehen von den sonstigen Verpflichtungen, die mein so unerwarteter Abgang mir auferlegte. Ich konnte also höchstens noch einen vollen Abend für mich retten. Der heutige war schon von einer gemeinsamen Fechtübung in Anspruch genommen, welche allwöchentlich stattfand und mit einer Tafel im Casino zu schließen pflegte. Drüben war man davon unterrichtet und erwartete mich daher nicht. Aber die Stunden, die knapp vor mir lagen, konnte ich erhaschen und machte mich sofort auf den Weg nach L . . . . Es war ein schwerer Gang; mußte ich doch die Frauen von der so bald bevorstehenden Trennung in Kenntniß setzen!

Ich traf die Mutter allein zu Hause. Sie war in letzter Zeit etwas zu Kräften gelangt, und schien eben beschäftigt, Verschiedenes im Zimmer zu ordnen.

„Ah, Emilio!“ rief sie überrascht, als sie mich eintreten sah. „Wie schön, daß Sie wieder einmal vormittags kommen und uns so für den verlorenen Abend entschädigen. Ginevra besorgt eben ein paar kleine Einkäufe in der Stadt; sie wird jedoch gleich wieder zurück sein. Aber was haben Sie denn?“ fuhr sie mit besorgten Blicken fort, da sie meine ernste und niedergeschlagene Miene wahrnahm. „Ist vielleicht etwas vorgefallen?“

„Allerdings, carissima madre" — ich pflegte sie stets so zu nennen — „allerdings ist etwas vorgefallen. Etwas ganz Unerwartetes, Trauriges — —" Und nun theilte ich ihr zögernd und mit aller Vorsicht mit, was nicht verschwiegen bleiben konnte.

Sie mußte sich setzen. „Mein Gott," brachte sie mühsam hervor, „so rasch, so plötzlich! Und was wird Ginevra dazu sagen? Sie ist zwar ein starkes Mädchen — aber dennoch — — Ich glaube, da ist sie schon," setzte sie aufhorchend hinzu.

In der That waren draußen die leichten Schritte Ginevras zu vernehmen, und gleich darauf kam sie selbst ins Zimmer geeilt, das Antlitz von der Luft geröthet, ein Körbchen am Arm, das sie rasch bei Seite stellte, und mir dann, wie gewöhnlich, an die Brust flog.

„Da bist Du ja!" rief sie. „Ich hab' es gewußt! Den ganzen Weg über ist es mir im Geiste vorgegangen, daß ich Dich beim Nachhausekommen hier treffen würde!"

„Mit Deinen Ahnungen!" sagte die Mutter. „Wenn Du wüßtest, was ihn hieher geführt —"

Sie erblaßte leicht. „Was willst Du damit sagen, Mamma?" fragte sie mit stockender Stimme, indem sie uns Beide mit athemloser Spannung ansah.

Und nun erfuhr auch sie, was da kommen sollte.

Bei jedem Worte, das sie vernahm, wurde sie bleicher, ihre Arme sanken langsam an den Hüften hinab; so stand sie eine Weile wie erstarrt. Dann aber strich sie mit der Hand langsam über die Stirn und sagte: „Wir hätten darauf gefaßt sein können, daß dies früher oder später geschehen würde. Und da es nicht zu ändern ist, so wollen wir es mit Standhaftigkeit tragen. Wann mußt Du schon fort?"

„In drei Tagen."

„Das ist freilich bald, sehr bald. Aber gleichviel. Wien ist nicht aus der Welt, und Du wirst mich dort, wie hier lieben."

„Nun, wer weiß, warf die Mutter mit erzwungener Scherzhaftigkeit ein, ob er uns in Wien nicht vergißt."

„Wie kannst Du nur so sprechen, madre!" brauste sie auf. „Als ob Du nicht aus Deinem eigenen Leben wüßtest, daß selbst die größte Entfernung, die längste Trennung an Gefühlen, wie die unseren, nichts zu ändern vermögen! Im Gegentheile, werden sie dadurch nur gefestigt. Nicht wahr?" [illegible] sie sich an mich und schlang den Arm um meine Schultern — [illegible], wir gehören einander an fürs Leben?"

„Für ewig!" erwiderte ich und küßte sie auf die Stirne. „Und sieh'," [illegible] plötzlich von einem tröstlichen Gedanken überkommen, fort, „vielleicht [illegible] in bester Absicht von Deiner Seite. Ich treffe in

Wien mit meinem Oheim zusammen, der ein viel vermögender Mann ist. Er liebt mich wie einen Sohn, und wird sich gewiß bestimmen lassen, irgend etwas für unsere Zukunft zu thun. Wir sind ja Beide noch jung und können warten."

„Ja," erwiderte sie, „wir können und wollen warten."

Aber schon hatte mich die Empfindung überkommen, eine grundlose Hoffnung ausgesprochen zu haben. Gerade von meinem Oheim hatte ich, fürs Erste wenigstens, gar nichts zu erwarten, vielmehr hatte ich die Ueberzeugung, daß er sich sofort feindselig gegen ein Verhältniß stellen würde, das ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen hinsichtlich meiner militärischen Laufbahn, durchaus nicht wünschenswerth erscheinen konnte. Um dieses unangenehme Bewußtsein zu übertäuben, sagte ich rasch: „Und wie es auch sein möge, jedenfalls schreite ich nach den Waffenübungen um einen Urlaub ein, den man mir nicht verweigern kann. Ich komme also bestimmt im Spätherbst und werde dann in der Festung bei einem Freunde oder hier in einem Gasthofe wohnen. Dann können wir uns einige Wochen für die Trennung schadlos halten."

„Und uns um so inniger des Wiedersehens freuen," setzte sie hinzu, mir tief in die Augen blickend. „Aber heute bleibst Du doch?"

„Du weißt. ich kann nicht; höchstens bis drei Uhr. Es wird uns überhaupt nur ein Abend mehr vergönnt sein — der morgige. Ich werde so früh wie möglich kommen — zum Abschied."

„Zum Abschied," wiederholte sie still. „Aber heute kannst Du wenigstens mit uns zu Mittag essen. Ich werde gleich das Nöthige veranlassen. Und sie erhob sich, um nach der Küche zu sehen, wo sich bereits die Hauswirthin am Herde zu schaffen machte.

„Merkwürdiges Mädchen!" sagte die Mutter, als wir jetzt allein waren, mit feuchten Augen. „Diese Seelenstärke! Man würde es nicht für möglich halten. Ich selbst war bei gleichem Anlasse in Thränen aufgelöst und vermochte mich tagelang nicht zu fassen. Und sie! Sie ist wirklich ganz ihr Vater."

Später deckte Ginevra, bleich zwar, aber ruhig wie sonst, den Tisch und wir setzten uns zum Male, von welchem unter einsilbigem Gespräch nur wenig berührt wurde. Auch später blieb es ganz still in der vertrauten Stube. Ich saß mit Ginevra Hand in Hand auf einem kleinen Sopha, der Mutter gegenüber, die eine Strickarbeit vorgenommen hatte und uns dabei von Zeit zu Zeit wehmüthig betrachtete. Endlich war es drei Uhr und ich erhob mich.

„Also morgen," sagte Ginevra, indem sie mir fest die Hand drückte.

„Morgen — zum letzten Mal!"

„Nicht zum letzten Mal," sprach sie kraftvoll.

Als ich aber jetzt der Mutter die Hand reichte und mich der Thür zuwandte, da brach in ihr der zurückgedämmte Schmerz mit elementarer

Gewalt hervor. Laut aufweinend stürzte sie auf mich zu und umschloß mich mit den Armen.

So standen wir lange, während sie mich krampfhaft festhielt und mit ihren heißen Thränen benetzte. Dann riß ich mich los.

V.

Der Oberst hielt inne und blickte eine zeitlang schweigend vor sich hin. „Ich möchte am liebsten meine Geschichte hier abbrechen“ sagte er dann, „denn die Rolle, die ich nunmehr zu spielen beginne, ist nichts weniger als glänzend, aber ich will mir die Buße auferlegen und im Context fortfahren.“

Der Abschied war ein tief ergreifender gewesen. Ich hatte Ginevra beim Scheiden ein Ringlein mit blauem Stein gegeben, welch letzterer im Geschmacke jener Zeit ein kleines Herz vorstellte. Sie selbst löste das goldene Kreuz, das sie beständig trug, vom Halse los und reichte es mir. „Nimm!“ sagte sie. „Es ist ein Andenken meines Vaters; das einzige Schmuckstück, das ich von ihm habe. Schon seine Mutter hat es getragen. Trag' es jetzt Du als Erinnerung an mich, bis wir wieder vereint sind.“

Ich kam mir damit wie gefeit vor und fühlte, wie siegreich das Bild Ginevras, deren vor Trennungsschmerz zitternde Gestalt, deren bleiches, verweintes Antlitz ich während der Reise beständig vor Augen hatte, allen neuen Eindrücken Stand halten würde. Deren waren auch anfänglich nicht allzu viele.

Denn fürs Erste galt es im Regiment, wo man den eben nicht erwünschten Einschub mit mißtrauischer Zurückhaltung empfangen hatte, festen Fuß zu fassen, was mir eine doppelt eifrige Diensteserfüllung zur Pflicht machte. Auch hatte ich in Wien keine Anverwandten außer meinem Onkel, und der war ein eingefleischter alter Hagestolz, welcher trotz seiner hochgestellten Verbindungen, dem sogenannten Weltverkehr mit barscher Rücksichtslosigkeit aus dem Wege ging. Seine Erholung war, allabendlich ein vielgerühmtes Gasthaus in der inneren Stadt aufzusuchen, wo er sich im Kreise einiger Alters- und Gesinnungsgenossen nach des Tagen Mühen und Sorgen behaglich auslebte. Da hatte er nun seine Freude daran, mich dort einzuführen und, so oft es anging, auf das köstlichste zu bewirthen, wobei der Champagner nicht gespart wurde. So war meine freie Zeit fast ausschließlich von ihm in Anspruch genommen; höchstens daß ich hin und wieder einmal das Theater besuchte. Dabei war und blieb aber meine größte Freude der Briefwechsel mit Ginevra. Wir schrieben einander regelmäßig alle acht Tage, was unter den damaligen Verhältnissen dem heutigen täglichen Schreiben gleichkam, und es läßt sich nicht sagen, mit welcher Aufregung ich jeden Brief Ginevras erbrach, mit welchem Entzücken ich ihn las — und wieder las . . . .

So waren mehr als drei Monate verstrichen, als der Adjutant des Bataillons, bei welchem ich stand, schwer erkrankte und ich beauftragt wurde, einstweilen seine Dienstleistung zu übernehmen. Der commandirende Major, ein Baron Dumont, stammte aus einer französischen Emigrantenfamilie und galt als höchst unfähiger Mann, dem allerdings eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wurde. Da er des deutschen Idioms niemals ganz mächtig geworden, hing er gar sehr von seinem Adjutanten ab, den er übrigens auch zu einer Art persönlichen Hofdienstes heran zu ziehen liebte. Als schlechter Reiter sah er es gern, wenn man seine schönen Pferde tummelte; bei Spaziergängen ließ er sich begleiten, und abends war man ein für alle Mal zum Thee gebeten, wogegen man sich freilich herbeilassen mußte, stundenlang mit ihm Piquet oder Ecarté zu spielen, das einzige Vergnügen, das er kannte. Er war mit einer polnischen Gräfin verheiratet, die zur Zeit meines Eintreffens beim Regiment auf einem Gute in der Nähe Lembergs sich befand, nunmehr aber eines Tages ganz plötzlich in Wien erschien. Beim ersten Anblick dieser Frau hatte ich eine eigenthümliche Empfindung; ich wußte nicht war es Schreck oder Wohlgefallen — vielleicht beides zusammen. Die Gräfin mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein und ihr Gesicht war bereits leicht verwittert; bei näherer Betrachtung jedoch zeigte sich ein reizendes Profil und die blassen Lippen enthüllten im Lächeln zwei Reihen der köstlichsten Zähne. Von nicht allzu hohem Wuchse, zeichnete sie sich durch etwas langsame, aber ungemein graziöse Bewegungen aus; Hände und Füße waren die schönsten, die ich je gesehen. Ihr weiches Haar war von einem matten, glanzlosen Braun und auch die grauen, von den Lidern halb verdeckten Augen hatten etwas Erloschenes, das plötzlich in ein überraschendes Aufleuchten übergehen konnte. Dazu die weiche fremdländische Aussprache, die vornehme Ungezwungenheit einer vollendeten Weltdame — und man mußte sich sagen, daß man sich hier einer höchst verführerischen Erscheinung gegenüber befinde. Ihr Gatte schien sich durch ihre Anwesenheit etwas beengt zu fühlen, und es war ihm sichtlich recht, als sie mich mit großer Liebenswürdigkeit aufforderte, meine Abendbesuche nach wie vor fortzusetzen. So spielten wir denn jetzt zu Dreien Whist mit dem Strohmanne, und nach dem Thee plauderten wir, wobei die Hausfrau es liebte, sich in träger Behaglichkeit auf einer Chaiselongue auszustrecken und Cigaretten zu rauchen, was damals etwas noch ganz Unerhörtes war. Dieses Gehaben behielt sie auch bei, wenn zuweilen noch andere Herren geladen waren; sie liebte es dann, in solch ungezwungener Weise Cercle zu halten. Damen wurden niemals beigezogen; die Gräfin erklärte, sie sei noch nicht in der Verfassung, eigentliche gesellschaftliche Beziehungen aufzunehmen. Gegen mich erwies sie eine Art mütterlicher Vertraulichkeit, die sich oft zu allerlei unbefangenen kleinen Zärtlichkeiten steigerte. Sie strich mir, auch in

Gegenwart ihres Gatten, das Haar zurecht, berührte nach polnischer Sitte schmeichelnd meine Schulter oder ließ im Gespräch ihre Hand wie unbewußt lange auf meiner ruhen, wobei mich stets heißer Schauer durchrieselte.

Es wäre nun an der Zeit gewesen, öfter das goldene Kreuzchen zu befühlen, das ich an mir trug. Nicht etwa, daſs das Bild Ginevras durch den intimen Verkehr mit der schönen Frau getrübt oder gar verwischt worden wäre; nein, es leuchtete mir noch immer in voller Klarheit entgegen, aber aus viel weiterer Entfernung als früher, wo es mich sozusagen auf Schritt und Tritt begleitet hatte.

Eines Abends, als wir wieder beim Whist saßen und ich mir einige Fehler im Spiel hatte zu Schulden kommen lassen, sagte die Gräfin: „Aber was treiben Sie denn, mon enfant? Sie leiden ja an einer unverantwortlichen Zerstreutheit. Sind Sie vielleicht gar verliebt?"

„Du stellst Gewissensfragen, Lodoiska", bemerkte ihr Gatte mit seinem stereotypen Lächeln.

„Und wenn dem so wäre, Gräfin?" entgegnete ich halb im Ernst, halb im Scherz.

„So würd' ich es begreiflich finden", antwortete sie. „Denn die Liebe ist das Recht der Jugend. Und wo weilt der Gegenstand Ihrer Gefühle? Hier in Wien?"

„Keineswegs. Weit — sehr weit von hier entfernt."

Sie erwiderte nichts und steckte hastig ihre Karten ineinander. „Ist es ein junges Mädchen?" fragte sie nach einer Weile.

„Das versteht sich wohl von selbst", sagte der Major.

„Schön?" fuhr sie kurz fort.

„Ungemein", warf ich hin, den angeschlagenen Ton festhaltend.

„Brünett?"

„Blond."

Sie schwieg und wendete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Spiele zu. Als der Robber beendet war, stand sie auf und sagte, sie leide heute an Migräne und wolle sich deshalb zeitig zur Ruhe begeben. So brach auch ich früher als sonst auf, vom Major wie immer mit einem wohlwollenden Händedruck verabschiedet.

Von jenem Abend an beobachtete sie gegen mich eine gewisse Zurückhaltung. Sie nahm seltener am Spiele theil und zog sich während dessen in den anstoßenden Salon zurück, wo sie auf dem Clavier phantasirte oder Stücke von Chopin spielte. Dann kam sie wieder herein und nahm ihre gewohnte Lage auf der Chaiselongue ein. Wenn ich nach ihr hinsah, konnte ich bemerken daß ihr Blick mit einem ganz seltsamen Ausdruck auf mich gerichtet war.

Dies alles verfehlte nicht, mich in eine gewisse Unruhe zu versetzen, die auf den Briefwechsel mit der entfernten Geliebten nicht ohne Einfluß blieb. Es war mir, als hätte ich etwas zu verschweigen, geheim zu halten, und in Folge dessen geriethen meine Briefe weniger rund und fließend als früher; sie wurden gezwungener, fragmentarischer. Ginevra aber schien nichts davon zu bemerken. Ihre Zeilen athmeten die gewohnte gleichmäßig ernste Leidenschaftlichkeit, die sich im Worte jeder Ueberschwänglichkeit enthielt, jedoch die reinsten und vollsten Herzenstöne anschlug. Und immer kam die stets wachsende Freude darüber zum Ausdruck, daß nun die Zeit näher und näher rücke, um welche ich auf Urlaub in L.... erscheinen würde.

Das aber war es, was meine Unruhe nur noch steigerte. Denn je reiflicher ich diese Angelegenheit erwog, desto deutlicher wurde mir, zu welch unüberlegtem Versprechen ich mich damals hatte hinreißen lassen. Wie konnte ich, nachdem ich mich kaum sechs Monate beim Regiment befand, schon um einen Urlaub nachsuchen — und das gerade jetzt, wo ich mich in einer besonderen dienstlichen Verwendung befand, deren Ende sich gar nicht absehen ließ; denn der Adjutant, obwohl schon auf dem Wege der Genesung, bedurfte noch einer längeren Erholung. Und ganz abgesehen von diesen so gewichtigen Bedenken; ich mußte mein Gesuch doch irgendwie begründen. Womit? Mit Familienangelegenheiten? Man wußte ja, daß mein Oheim in Wien lebte, und wie würde sich dieser, den ich jetzt ohnehin selten genug sah, zu meiner Absicht verhalten? Gewiß verweigernd, um so mehr verweigernd, wenn ich ihm, wozu ich einen Augenblick schon entschlossen gewesen, in den ganzen Sachverhalt einweihte. Ich war also in der That ganz rathlos, und wußte nicht, was ich beginnen sollte.

In dieser peinlichen Gemüthslage begab ich mich an einem neblichten Octoberabende, nachdem ich einen einsamen und gedankenvollen Rundgang um das Glacis gemacht, in die Wohnung des Majors, der ich nun schon drei Tage fern geblieben war. Im Spielzimmer brannte bereits die Astrallampe; im Halbdunkel des Salons aber saß Gräfin Lodoiska am Flügel, dessen Töne mir schon beim Eintritt entgegen geklungen hatten.

Als sie jetzt mein Erscheinen gewahr wurde, rief sie mir, ohne sich zu unterbrechen, zu: „Kommen Sie nur da herein. Es ist mir draußen zu hell, die Lampe thut meinen Augen weh“. Dann erhob sie sich und trat mir von dem Schein eines leichten Feuers, das im Ofen flackerte, phantastisch beleuchtet entgegen. Sie trug ein einfaches, knapp anliegendes Tuchkleid, von dessen dunklem Blau sich ein weit ausgelegter weißer Halskragen und hohe Manchetten glänzend abhoben. Ihr volles Haar, auf welches sie scheinbar wenig Sorgfalt verwendete, umrahmte in losen Scheiteln ihr schimmerndes Antlitz.

„Sie müssen heute mit mir allein vorlieb nehmen, begann sie in melancholischem Tone. Dumont hat nothgedrungen eine Einladung angenommen. Ich selbst ließ mich entschuldigen; denn ich bin so gar nicht gestimmt, in die Welt zu gehen."

Sie hatte sich bei diesen Worten auf einen Pouf niedergelassen, der in der Mitte des Salons stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bin seit einiger Zeit auch nicht in der besten Stimmung", sagte ich, mich setzend.

„Ich habe es wohl bemerkt," erwiderte sie leise und nachdenklich. „Vertrauen Sie mir doch an, was Sie drückt."

Es wurde mir nicht leicht, darauf zu antworten.

„Nun," sagte ich endlich, „vielleicht entsinnen Sie sich noch meiner Erklärungen — oder eigentlich Andeutungen über eine Herzenangelegenheit — —"

„Ja wohl, ich erinnere mich."

„Ich hatte in dieser Hinsicht," fuhr ich zögernd fort, „um einen Urlaub einschreiten wollen; sehe aber, daß sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen —"

„Dann denken Sie nicht weiter daran," warf sie leicht hin.

„Ja, wenn das nur so ginge. Ich habe eine bestimmte Zusage gemacht — man erwartet mich — —"

„Nicht jede Erwartung kann erfüllt werden. Aber beichten Sie mir, mon enfant", fuhr sie im alten vertraulichen Tone fort, indem sie meine Hand faßte, „wer ist denn eigentlich die junge Dame? Ist sie von guter Familie? Hegen Sie ernste Absichten?"

Es wurde mir wieder schwer, zu antworten. „Allerdings hege ich solche — obgleich —"

„Sich auch in dieser Hinsicht Schwierigkeiten entgegen stellen?" fügte sie rasch bei. „Ich verstehe. Es ist ein armes Mädchen, das Sie nicht sofort zu Ihrer Frau machen können. Aber sagen Sie: Haben Sie ein bindendes Versprechen gegeben? Oder wäre", fuhr sie, mir höchst ausdrucksvoll in die Augen sehend, fort, „wäre das Verhältniß etwa schon so weit gediehen, daß Sie durchaus nicht mehr zurücktreten könnten?"

Ich verstand was sie meinte. „O nein!" rief ich, „das ist durchaus nicht der Fall."

„Dann ist es ja ein wahres Glück, daß Sie hier zurückgehalten werden, lieber Freund! Bedenken Sie, wie gefährlich für Sie — und auch für Ihre Geliebte ein solches Wiedersehen wäre. Es könnte Ihnen dann wirklich die Verpflichtung erwachsen, das Mädchen zu heiraten. Und wie wollten Sie das

anfangen? Sie wären vielleicht gezwungen, Ihre ganze Carrière aufzugeben, wie schon Mancher vor Ihnen — zu ewiger Reue. Und das Alles schon in Ihren Jahren. Nein, nein, schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn!"

Ich vernahm schon eigentlich nicht mehr recht deutlich, was sie sprach. Denn sie war mir ganz nahe gerückt; ihr warmer Odem, ihr duftiges Haar streiften meine Wange. Ich fühlte, wie es sich wie ein schwerer, betäubender Schleier über mich legte. Ich erwiderte nichts und seufzte nur tief auf.

„Armes Kind," sagte sie, indem sie mir das Haar aus der Stirn strich, „armes Kind, lieben Sie sie denn wirklich so sehr?"

Sie mochte in dem Blick, mit dem ich sie jetzt ansah, ein ganz anderes Geständnis lesen und ein Ausdruck grausamen Triumphes überflog ihre Züge.

„Sie werden Alles vergessen, wenn Sie bei uns bleiben. Und Sie bleiben bei uns — nicht wahr?"

Sie hielt mir die Hand hin, die ich ergriff und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Sie ließ es lächelnd geschehen; dann drückte sie ihr Haupt fest an meine Schulter und flüsterte: „Endlich!"

Ich sank ihr zu Füßen.

VI.

Mehr als ein Jahr war seitdem verstrichen, ich selbst aber ganz in dem Taumel einer Leidenschaft untergegangen, die bereits anfing, mich mit all den Qualen zu erfüllen, welche ähnliche Beziehungen mit sich bringen. Ich hatte damals Ginevra ganz kurz mitgetheilt, dass es mir unmöglich sei, einen Urlaub anzutreten, die Gründe würde ich in meinem nächsten Brief ausführlich auseinandersetzen. Das verschob ich aber von Tag zu Tag — um es schließlich zu unterlassen. Was hätte ich auch schreiben sollen? Zwei Briefe, die inzwischen von Ginevra eingetroffen waren — den Empfang des zweiten hatte ich auf einem Schein bestätigen müssen — fand ich gar nicht den Muth zu lesen, sondern schob sie unerbrochen in ein Fach meines Schreibtisches und legte das Kreuz dazu, auf das es mich nicht länger an meine Treulosigkeit mahne. So geberdete ich mich wie der Vogel Strauß, und da nun auch aus L.... keine weitere Kundgebung mehr eintraf, so hielt ich mit jenem Leichtsinn der Unreife, der Einem in späteren Jahren ganz unfaßlich vorkommt, die Sache für wohl oder übel abgethan, und die Stimme des Gewissens sprach immer seltener und schwächer.

Da, an einem strahlend kalten Januartage, als ich eben im Begriffe war, an einer Schlittenpartie in den Prater theilzunehmen, welche Lodoiska, die dieses Vergnügen sehr liebte, vorgeschlagen hatte, wurde mir — ich trat gerade aus meiner Wohnungsthür — ein Brief überbracht. Ein Blick auf die

Adresse genügte, um mich erkennen zu lassen, daß er von der Mutter Ginevras war. Erschrocken schob ich ihn rasch in die Brusttasche meines Mantels, entschlossen, mir durch diese unerwartete Mahnung die Freude des Tages nicht verkümmern zu lassen. Als ich spät in der Nacht nach Hause kam und den Brief hervorlangen wollte, fand er sich nicht mehr vor; er mußte, da ich den Mantel inzwischen mehrmals abgelegt, der Tasche entglitten sein. Dieser Verlust berührte mich höchst peinlich. Wer konnte wissen, wem das Schreiben in die Hände gefallen war, und während der nächsten Tage hegte ich die Erwartung, daß es in irgend einer Weise an mich zurückgelangen würde. Aber das geschah nicht, und ich glaubte endlich einen Wink des Schicksals darin zu erkennen. War mir doch so die bittere Wahl erspart geblieben, ob ich den Brief hätte lesen sollen oder nicht, zudem konnte ich mir ja leicht vorstellen, was er enthalten haben mochte. Dennoch wurde durch diesen Zwischenfall mein Gewissen wieder in Aufruhr gebracht, und ich mußte trotz aller Uebertäubungsversuche, in einem fort an die blasse, hinfällige Frau denken, die mir in ihrem mütterlichen Schmerze geschrieben. Mit der Zeit freilich wurden auch diese Nachwirkungen schwächer und gingen endlich ganz vorüber.

So war es seit ich Theresienstadt verlassen zum zweiten Male Carneval geworden. Obgleich die Pariser Februarrevolution Europa in Bestürzung versetzt hatte, tanzte man in Wien doch sorglos auf einem Vulkan, dessen Ausbruch in allernächster Zeit bevorstand. Lodoiska, die keine Lust an Bällen zeigte, wollte gleichwohl eine Redoute besuchen, wo damals die Damen weniger durch ihre Toiletten als vielmehr durch Geist und Witz zu glänzen suchten und sich den Herren gegenüber unter der Larve gern die Zügel schießen ließen. Lodoiska, in einen rosarothen Domino gehüllt, machte von der Maskenfreiheit den ausgiebigsten Gebrauch und umschwärmte fortwährend einige junge Cavaliere, die sie zu kennen schien. Sie hatte nämlich im verflossenen Sommer ein Landhaus in Hietzing bezogen und war dort wieder mit den Kreisen in Berührung gekommen, welchen sie angehörte. Dabei hatten sich für mich bereits mehrfache Anlässe zu beschämender Eifersucht ergeben, die ich umso peinlicher empfand, als ich mich auch sonst mehr und mehr durch ein Verhältniß entwürdigt fand, das der Major nach Art gewisser Ehemänner auffallend begünstigte.

Ich war also gegen Morgen höchst mißmuthig von der Redoute nach Hause gekommen und hatte dann weit in den Tag hinein geschlafen. Als ich eben mit dem Ankleiden fertig war, erschien mein Diener und meldete, daß eine junge Dame in Trauer mich zu sprechen wünsche.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich: Ginevra! Aber schon hatte ich auch diesen Gedanken mit der Annahme beschwichtigt, daß die Betreffende möglicherweise eine pauvre honteuse sein könne, wie solche ni<

Officiere in Anspruch zu nehmen pflegten. Ich sagte also meinem Diener, er möge die Dame nur ins Nebenzimmer treten lassen.

Als ich bangen Herzens die Thür öffnete, stand Ginevra aufrecht in der Mitte des Zimmers, die Arme, wie es ihre Art war, an den Hüften herabgesenkt, die Hände leicht in einander geschlossen. Sie war auffallend größer geworden, und ihre Formen zeigten sich erst jetzt vollständig entwickelt. Eine elfenbeinartige Blässe lag über ihrem Antlitz und die Augen hatten den mir bekannten dunkel metallischen Glanz der Erregung. Ihr Haar schimmerte noch goldiger als früher unter dem schwarzen Krepphute hervor.

„Verzeihen Sie", begann sie mit einem leichten Senken des Hauptes, daß ich Sie aufgesucht. Es würde nicht geschehen sein, wenn Sie den Brief meiner Mutter einer Antwort gewürdigt hätten."

„Den Brief Ihrer Mutter —" stammelte ich in athemloser Verwirrung. Und mit einem Blick auf ihre schwarze Kleidung fuhr ich fort: „Ihre Mutter —".

„Ist vor zwei Monaten gestorben", sagte sie ernst.

„Mein Gott —" erwiderte ich tonlos.

„An einem Rückfall in jene Krankheit, von der Sie ja wissen."

Es war, als wollte sie in diese Worte für mich eine Beruhigung legen.

„Mein Gott!" — wiederholte ich, während sich jetzt ihre Augen langsam mit Thränen füllten. „Aber ich bitte, setzen Sie sich doch —".

Sie drückte ihr Tuch an die Wimpern und machte eine kurz ablehnende Bewegung. Ich werde Sie nicht lange stören. Ich bin nur gekommen, um eine Bitte auszusprechen, die ich durch meine Mutter an Sie richten ließ. Ich ersuche Sie, mir das Kreuz zurückzustellen, das ich Ihnen gegeben. Sie kennen den Werth, den es für mich hat — und hoffentlich befindet es sich noch in Ihrem Besitze."

„Gewiß, gewiß", entgegnete ich und wollte an meinen Schreibtisch treten. Aber unwillkürlich hielt ich inne. „Und Sie, Genevra — was werden Sie jetzt — —"

„Ich folge dem Rufe von Verwandten, die in Graz leben; denn in L . . . . mag ich jetzt nicht länger bleiben. Aber ich werde Niemandem zur Last fallen, sondern Unterricht im Italienischen ertheilen, der in jener Stadt sehr gesucht sein soll."

Wie sie jetzt so vor mir stand, ungebrochen von Allem, was da geschehen, in mädchenhafter Selbstständigkeit, im Vollbewußtsein ihrer Hoheit und Würde: da überkam mich das ganze Gefühl meiner eigenen Erbärmlichkeit und drohte mich zu ersticken. Wie aus einem Sumpfe blickte ich zu ihr empor."

„Ginevra", rief ich, „Sie verachten mich — Sie müssen mich auf's verachten!"

„Ich verachte Sie nicht“ entgegnete sie ruhig. „Was können Sie dafür, daß Sie mich nicht geliebt haben?“

„O! Nicht geliebt!“

„Nicht so, wie ich es verstehe, nicht so, wie ich Sie geliebt — nicht so, wie Sie mich lieben mußten, wenn ich Ihnen meine Liebe hätte bewahren sollen. Wie sehr ich durch diese allmählige Erkenntniß gelitten, werden Sie mir ohne weitere Versicherung glauben. Jetzt aber habe ich überwunden. Daher hege ich auch keine Verachtung, keinen Groll gegen Sie; vielmehr bin und bleibe ich Ihnen dankbar für die erste schöne Täuschung meiner Jugend. Sie war trotz Allem die glücklichste Zeit meines Lebens — und wird es wohl in meiner Erinnerung immer bleiben. Und so stelle ich Ihnen auch“ — sie zog bei diesen Worten einen Handschuh halb ab — „den Ring, den Sie mir damals gegeben, nicht zurück — wie ich es vielleicht müßte. Ich werde ihn tragen bis ans Ende meiner Tage.“

In mir wogten die unaussprechlichsten Gefühle. „Ginevra!“ rief ich leidenschaftlich und wollte, ihre Hand erfassend, vor ihr hinknien.

Sie trat rasch einige Schritte zurück. „Was soll das?!“ rief sie mit herber Stimme. „Es ziemt sich nicht zwischen uns.“

„Verzeihen Sie! Und doch wenn Sie — wenn Sie vergessen könnten — —“

Sie zog die Brauen zusammen. „Nun, nun, sprechen Sie weiter!“

„Es könnte noch Alles gut werden“, hatte ich sagen wollen. Aber ich brachte die Worte nicht mehr hervor, denn ich empfand, wie hohl und nichtig eine solche Versicherung aus meinem Munde klingen müsse, und die unklare Vorstellung eines versöhnenden Ausgleiches, die sich meiner bemächtigt hatte, ging unter in dem Bewußtsein vollständiger Unkraft. Ich schwieg.

Sie betrachtete mich mit einem Blick des Mitleids.

„Sehen Sie, Sie wissen selbst nicht, was Sie sagen sollen, und fühlen, daß wir für immer geschieden sind. Und nun bitte ich: das Kreuz.“

Keiner Erwiderung fähig, ging ich an den Schreibtisch, suchte es hervor und reichte es ihr. Sie nahm es und wickelte mit zitternder Hand die Papierhülle los. In ihrem Antlitz zuckte es schmerzlich, als jetzt ihr Blick auf das matt schimmernde Gold fiel. Ich sah, wie sie sich gewaltsam beherrschte, um nicht in Thränen auszubrechen. Ein Schüttern ging durch ihren ganzen Körper; sie mußte sich setzen. „Mein Gott! Mein Gott! sagte sie still. Dann stützte sie die Stirn mit der Hand und begann leise zu weinen.

Ich wagte nicht zu athmen.

„Es ist vorüber“, sagte sie endlich, indem sie aufstand und sich die Augen trocknete. „Leben Sie wohl!“

Noch einmal war es mir, als sollte ich die Hand, die sie mir jetzt reichte, nicht wieder loslassen, sollte die herrliche Gestalt an mich ziehen wie einst. Sie schien es zu fühlen, und rasch sich mir entreißend, schritt sie der Thür zu.

„Ginevra!“ stieß ich hervor und wollte sie zurückhalten. Aber sie winkte mir heftig abwehrend zu und verschwand. Ich sank auf den Stuhl, den sie eingenommen hatte und blieb regungslos sitzen . . . . .

Bald darauf folgten jene Märztage, deren stürmische Ereignisse auch mich über mich selbst hinaus rissen. Freilich in einem anderen Sinne als Diejenigen, so damals das Banner der Freiheit entfalteten. Wir waren eben Soldaten und erfüllten unsere Pflicht. Ich selbst stand noch bei den Truppen, die Wien belagerten. Dann kam der ungarische Feldzug mit seinen wechselvollen Geschicken und blutigen Schlachtfeldern — und als spätere Jahre über so Vieles den Schleier der Vergessenheit breiteten, war auch über meine jugendlichen Herzenskämpfe das Gras gewachsen.

* * *

„Und haben Sie nichts mehr von Ginevra gehört?“ fragte man nach einer Weile.

„Allerdings; ich war in der Lage, Erkundigungen einzuziehen. Sie lernte in Graz einen jungen Triestiner kennen, der sich im Laufe der Zeit eine sehr glänzende Stellung in Egypten gemacht. Sie hat ihn geheiratet. Auch gesehen glaube ich sie zu haben — und zwar während der Weltausstellung in einem offenen Wagen vorüberfahren, mit ihrem Mann und einer bereits erwachsenen Tochter. Es ist jedoch möglich, daß ich mich getäuscht.“

„Sie wird es wohl gewesen sein, sagte die Hausfrau nachdenklich. „Und so haben Sie wenigstens das Bewußtsein, daß sie glücklich geworden.“

„Daran habe ich nie gezweifelt. Denn sie war eine starke Natur, und unglücklich sind allein die Schwachen.“

„Und die Polin?“ fragte eine andere Dame.

„Das wäre eine Geschichte für sich,“ antwortete der Oberst, indem er aufstand und den Rest seiner Cigarre in den Aschenbecher warf: „Vielleicht erzähle ich sie Ihnen nächstens. Jetzt aber muß ich nach der Stadt zurück; ich werde erwartet.“ Er verabschiedete sich und ging.

Die Anderen blickten ihm nach, bis seine hohe Gestalt im Abenddunkel zwischen den Bäumen verschwunden war. Dann bemerkte der Hausherr: „Schade um ihn! Er hat sich seit jeher mit Weibern geschleppt, und da wird man zuletzt, wie Goethe sagt, abgewunden gleich Wocken.“



Gedichte

von

M a r t i n G r e i f.

Die Ache und der Wanderer.

Wohin, o Ache, allso schnell?
„Zum Fluß, muß ich wohl wähnen;
Ich ahnt' ihn schon, als ich noch Quell,
Nach ihm geht all mein Sehnen.“

Und doch, Du hättest and're Wahl,
Folg' mir, Du wirst mir's danken,
Erblickst Du ihn mit Einemmal
Den See, den Spiegelblanken.

„Mag sein, daß er wohl still genug
Und Deinem Sinne lieber,
Doch folg' ich meinem eignen Zug
Und eile Dir vorüber.“

Erzwungene Fassung.

Als ich stand zu hören,
Was sein Wille sei,
Ohne lang zu stören
Ihn durch Allerlei.

Und ich nun vernommen,
Wie dahin es kam,
Daß er, ihr willkommen,
Von mir Abschied nahm;

Ruhig wollt' ich scheinen,
Doch mit Einemmal
Mußt ich bitter weinen,
Bis ich fort mich stahl.

Traulich Wohnen.

Bahnwächters Häuslein däucht mir schön,
Es ruht so da im Frieden:
Als Nachbarn sind ihm stille Höh'n
Und Wälder rings beschieden.

Umfangen hält es Gotteshut,
Mit Neid im Blick gewahren
Der Kindlein frisches Wangenblut,
Die ihm vorüber fahren.

Doppelter Weg.

Vorwärts gehen meine Schritte
In die enggerückten Berge,
Die mich unbekannt umgeben,
Aber rückwärts flieh'n die Wasser
Und mein Herz eilt heim mit ihnen.





Gedanken über Literaturgeschichte.

Von

Fritz Lemmermayer.

Zu den viel gepflegten Wissenschaften unserer Zeit gehört die Geschichte der Literatur. Zu den Wissenschaften — also ist die Literaturgeschichte eine Wissenschaft? Manche verweisen sie ganz aus dem Tempel des Forschens und Erkennens, Andere gönnen ihr höchstens im Vorhofe dieses Tempels einen Platz. Vielleicht deßhalb, weil die Literaturgeschichte, wie die Geschichte im Allgemeinen, einzelne bedeutsame Versuche ausgenommen, noch nicht mit jener erschöpfenden Methode verfährt, durch die allein empirische Beobachtungen zu wissenschaftlicher Wahrheit erhoben werden können. Aber Wissenschaft kann überall dort entstehen, wo wissenschaftlich, d. h. mit logischer Nothwendigkeit gedacht wird, wo das Denken kein zufälliges, abspringendes, sondern ein in die Sache sich versenkendes, wohl gegliedertes und disciplinirtes ist. Wenn in diesem Sinn über Alles gedacht wird, was der menschliche Geist mit dem Organ der Sprache, dem allergeistigsten, geschaffen hat — warum soll das Ergebnis dieses Denkens nicht Wissenschaft sein? Literaturgeschichte ist mit demselben Rechte Wissenschaft, wie Geschichte kurzweg. Der Unterschied ist im Grunde nur der, daß letztere vornehmlich politische Thaten verzeichnet, erstere hingegen literarische. Nicht vergessen werden darf, daß die politischen Thaten vergangen sind, die literarischen jedoch, die Thaten der Schriftsteller und Dichter, in den Werken der letzteren heute noch ebenso gut bestehen, wie zur Zeit ihrer Entstehung.

„Freilich kann eine Wissenschaft auch unwissenschaftlich betrieben werden, und leider gilt dies in besonderem Grade von derjenigen, mit welcher wir uns in diesen Zeilen beschäftigen. Der Unterschied zwischen der echten Literaturgeschichte und der Mehrzahl der Darstellungen, die diesen Namen sich beilegen, ist so groß, daß es kein müßiges Unternehmen sein kann, auf's Neue diese wichtige Frage zu erörtern.

Was versteht man unter Literaturgeschichte? Literaturgeschichte — ein zusammengesetztes Wort, ein zusammengesetzter Begriff. Man muß mit deutscher Gründlichkeit die Frage enger stellen: Was ist Literatur? Was ist Geschichte? Literatur im weitesten Wortsinn ist die Gesammtheit Alles dessen, was die Menschheit durch das Wort (Schrift und Druck sind nur Verbreitungsmittel desselben) geschaffen. Die Geschichte beschäftigt sich mit der Feststellung zeitlich geschehener Thatsachen und sucht deren causalen Zusammenhang, Ursache und Wirkung, nach Thunlichkeit zu erklären. Die Literaturgeschichte — wie schon gesagt, handelt es sich bei ihr um geistige Thatsachen — hat ihre Aufgabe darin zu suchen, die durch Wort, Schrift und Druck zur sinnlichen Erscheinung gekommenen menschlichen Anschauungen, Gedanken und Gefühle, also die literarischen Thatsachen, getreu darzustellen und ihren ursächlichen Zusammenhang zu offenbaren. Das ist der Begriff der Literaturgeschichte in seiner allgemeinsten Bedeutung. Er muß nothwendigermaßen bestimmter, enger gefaßt werden. Im engeren Sinne versteht man unter Literatur die Gesammtheit der schriftlichen Denkmäler, die nicht bloß das Interesse Einzelner in Anspruch nehmen, sondern vermöge ihres Inhalts und ihrer Form dem ganzen Volke als schönstes Gemeingut angehören und dessen nationale und geistige Eigenthümlichkeiten beurkunden, also die aus freier Geistesthätigkeit, aus Phantasie und Intuition hervorgegangenen, auf künstlerischem Wege geschaffenen Werke. Die Werke der Dichter. Wissenschaftliche Bücher gehören der Nationalliteratur nur dann an, wenn ihnen ein ästhetischer Werth eigen ist oder wenn sie einflußreich gewirkt haben auf die Entwickelung des Volkes und die poetischen Erzeugnisse selbst. Und die Geschichte der Literatur in diesem engeren Sinne ist eine zusammenhängende Darstellung des Ganges der Literatur vom Uranfang bis zur Gegenwart; sie bezeichnet ihr allmäliges Werden von den ersten stammelnden Versuchen bis zur künstlerischen Vollendung, bezeichnet die mannigfaltigen Richtungen, die sie im Laufe und Wandel der Zeiten genommen, sowie die inneren und äußeren Einflüsse, welche jene Richtungen hervorriefen oder verdrängten; sie kennzeichnet die Ideen, die in den dichterischen Schöpfungen sich offenbaren; sie ist eine Geschichte des menschlichen Geistes und seines Fortschreitens von Nacht und Finsterniß zu Licht und Wahrheit und, in inniger Verbindung damit, der Formen, in denen dieser Geist zum Ausdrucke gelangte, der

poetisch-prosaischen Technik. — Das ist das Ideal der Literaturgeschichte.

Nicht diese aber ist's, die in der Gegenwart mit Vorliebe gepflegt wird, sondern vornehmlich einseitige Abarten derselben; und zwar die literarische Kleinigkeitskrämerei einerseits, die staubtrockene Systematik anderseits. Jene zerrt die werthlosesten Nachrichten über Dichter und Dichtungen an's Licht, betrachtet sie durch die Lupe, verbrämt sie mit gelehrt scheinenden Phrasen und tischt sie also den Lesern auf; diese verfährt mit den Dichtern wie ein botanischer Systematiker, der Pflanzen und Blüthen preßt und trocknet, leblos nach Gruppen ordnet, numerirt, mit Namen versieht und in sein Herbarium einreiht. In dem Bereiche der einen tummelt sich der Dilettantismus, in dem der anderen brüstet sich ein philologischer Alexandrinismus. Beide Arten bleiben an der Materie, an dem todten Buchstaben haften, übersehen den tiefsinnigen Zusammenhang der Literatur mit den übrigen Bedingungen und Formen des Daseins und entziehen ihrer Geschichte den Boden, auf welchem allein diese wirkungsvoll gedeihen kann: den culturgeschichtlichen. Aus beiden Richtungen kann der Literatur selbst kein Heil erwachsen.

Das zarte Gehirn kleiner Schulknaben wird mit dem zwecklosen Ballast zahlreicher Literaturgeschichtsnotizen gemartert, an den Mittelschulen wird dieselbe Methode eifrig gepflegt, an den höheren Töchterschulen zumal als Leibsport betrieben, an den Universitäten sogar klein und kleinlich behandelt. Die Literaturgeschichte wird zum Mumiensarge für literarische Größen und literarische Verschollenheiten werden aus ihrer stillen Grabesruhe aufgescheucht. Der Werth der Dichter wird nach Ellen gemessen und nach Pfunden gewogen. Vermeintliche Verstöße eines Dichters gegen willkürliche Gesetze einer seichten, leblosen Aesthetik werden hergezählt nach eins, zwei, drei. Bücher und Schriften literargeschichtlichen Inhalts solcher Art wachsen aus dem Boden, magere Notizenbüchlein und dickleibige Folianten die Hülle und Fülle. Sie überschwemmen den Markt. Sie gleichen der lernäischen Hydra: Wenn die Kritik mit wuchtiger Herkuleskeule einer Literaturgeschichte den Kopf abschlägt — schnell schießt eine andere empor. Und trotzdem die Klagen der Schriftsteller, man lese nicht mehr, der Bücherverleger, man kaufe nicht mehr. Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Die Literaturgeschichte blüht; die Klagen der Schriftsteller und Verleger über die Theilnahmslosigkeit des Publicums dichterischen Bestrebungen gegenüber bestehen. Das sind Thatsachen. Auch scheinen diese Klagen berechtigt; das Publicum verhält sich in der That fast apathisch nicht nur gegen moderne Dichter, und bisweilen gegen die besten gerade, sondern auch ganz besonders gegen ältere — und dennoch pflegt es mit einem früher niemals gekannten Eifer Literaturgeschichte. Das ist es eben: seitdem wir angefangen haben, Literaturgeschichte auf die

bezeichnete dilettantische Art und Weise zu betreiben, haben wir aufgehört, uns ernstlich mit Literatur, das heißt mit den Werken unserer Dichter selbst zu beschäftigen. Wir lesen nicht mehr dichterische Werke, wir lesen über sie; wir schöpfen nicht mehr aus den primären Quellen, sondern aus den secundären, aus den lauteren nicht mehr, sondern aus den getrübten. Um nur ein Beispiel anzuführen: Jean Paul. Wer liest heute noch Jean Paul, den Dichter, dem sich seinerzeit die Frauenherzen insbesondere begeisterungsvoll zuwandten und der, was den inneren Gehalt und Werth seiner Werke anbetrifft, zu den besten deutschen Dichtern zu zählen ist? Niemand liest mehr Jean Paul, einige wenige wahre Literaturfreunde ausgenommen. Und dennoch wissen schon unsere Schulmädchen von Jean Paul als dem größten deutschen Humoristen, dem lyrischen Romanschriftsteller, dem gemüthsinnigen, an Phantasie wundersam reichen Poeten zu sprechen, wissen die Titel seiner Schriften prächtig herzusagen, kennen vielleicht sogar sein Geburts- und Sterbejahr, haben etwa gehört, daß auch er aus dem bittern Kelche des Leidens, der am häufigsten genialen und ethischen Menschen vom Schicksale bis zum Rande voll dargereicht wird, schon in seiner Jugend trinken mußte — aber Jean Paul lesen, nein! Man treibt eben Literaturgeschichte, um die Literatur selbst kümmert man sich nur wie um eine Nebensache.

Das ist ein Unfug und Uebel unserer Zeit, unter dem die dahingegangenen Dichter ebenso zu leiden haben als die lebenden: jene, weil man nicht mehr ihre Werke liest, sondern sich darüber Raths erholt aus der ersten besten Literaturgeschichte, diese, weil man sie lieber durch die Brille eines Literaturgeschichtsschreibers als unmittelbar aus ihren Schöpfungen kennen lernt. Aber auch das Publicum wird von diesem Uebel berührt; zunächst, weil es sich selbst der reinsten, edelsten, idealsten Genüsse beraubt und um gute Stunden der Erholung und Weihe bringt, sodann weil es sich, vom Tüchtigen abweichend, zum Flüchtigen hinneigt, zur Oberflächlichkeit sich erzieht. Wer in den Literaturgeschichten blättert, der eignet sich spielend eine Reihe von Phrasen an, die er jederzeit bereithalten und bei schicklicher Gelegenheit gedankenlos zum Besten geben kann. Die Gesellschaft zeigt sich ihm dankbar, lobpreist ihn als Kenner, zumal ja heutigen Tages ein seichtes, frivol witzelndes Absprechen in literarischen Dingen zum „guten Ton", Begeisterung für literarische Dinge — doch nicht allzu warme, allzu stürmische — zu den Anforderungen des Salons gehört. Das erzeugt Oberflächlichkeit. Statt sich zu vertiefen in die Werke der Dichter, sich um ihr Verständniß zu bemühen, jeder nach seiner Art, seinem Wissen und Können, statt zu selbständigen, aus eigenem Intellecte entstandenen Urtheilen zu gelangen, begnügt man sich mit fremden, eingelernten. Statt die Perle aus der Tiefe

muthig emporzuheben, begnügt man sich mit der müheloser zu erhaschenden Schaumblase an der Oberfläche.

Einer sagt geistlos das Urtheil des Anderen nach. Und wie sind diese Urtheile bisweilen beschaffen! Was haben manche Literarhistoriker aus unseren Dichtern nicht alles gemacht, aus Grillparzer beispielsweise! Fast berührt es komisch, wenn man liest, wie dieser österreichische Dramatiker, der einzige bisher von bleibender Bedeutung, stets neben Müller und Houwald hingestellt, kurzweg und leichtsinnig als Schicksalsdramatiker abgethan wird. Dass der Mann, welcher „Medea", „Sappho", den großartigen ersten Act des „Ottokar" gedicht, etwas anderes und mehr ist als bloßer Schicksalsdramatiker im entarteten Sinne der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, davon ließen und lassen sich unsere Gelehrten nichts träumen. Gervinus, der ein großer Historiker war und dessen profunde Literaturgeschichte neben schädlichen Irrthümern Werthvolles enthält, brachte das Schlagwort auf. Den leichtgereizten, schwermuthvollen Grillparzer verbitterte es, von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte schleppte es sich Jahrzehnte hindurch wie eine böse Krankheit fort. Lesen kann man in solchen Büchern, daß Lenau, dem Gemüths- und Gedankentiefen, die Tiefe gemangelt habe, daß Hebbel ein Kraftgenie, Grabbe verwandt, sei, weiter nichts, daß die Dichtungen der Droste-Hülshoff kaum in Betracht kommen, und dergleichen Dummheiten mehr. Prüft man diese sonderbaren Erscheinungen, so wird man fast zur Annahme genöthigt, daß es Literaturhistoriker sogar gibt, welche die Dichter, deren Richter sie sein wollen, gar nicht gelesen haben. In Betracht ist auch zu ziehen, daß viele unter ihnen die Dichter subjectiv, von einem engherzig persönlichen Standpunkte, oder vom Standpunkte einer Partei, der sie angehören, beurtheilen und abschätzen, nicht, soweit dies menschenmöglich ist, objectiv, von allgemeinen, festbegründeten Gesichtspunkten, sub specie aeternitatis. So z. B. wurde oder wird von Manchem nur dann einem Poeten Lob, wenn dessen Haupt ein Heiligenschein umfließt. Nomen omen. Doch sei auf Vilmar hingewiesen als auf einen theologischen Moralisten, der mit seiner schön geschriebenen, was die alte Zeit anbelangt, auch vortrefflichen Literaturgeschichte viel Unheil zum Schaden der Wahrheit angerichtet hat. Einer gleichen Richtung huldigt Robert König.

Der Literatur ergeht es in ähnlicher Weise wie der Philosophie. Denn wie verschieden ist die wirkliche Philosophie von dem, was sich „Geschichte der Philosophie" nennt, das heißt, welch' ein Unterschied besteht zwischen den Gedanken, wie sie in den Werken philosophischer Schriftsteller sich vorfinden und wie sie in den Büchern über Geschichte der Philosophie dargestellt werden. Die Gedanken des Philosophen erscheinen nicht mehr in der Farbe, die er selbst ihnen gegeben, sondern in der Farbe des betreffenden Historikers oder

Docenten der Philosophie. Dem Leser oder Hörer werden sie, absichtlich oder unabsichtlich, nicht mehr rein und unverfälscht zu Theil, sondern mehr oder minder getrübt, entstellt, verzerrt.

Neben manchen geringeren haben wir von zwei Hauptübelständen gesprochen, welche eine falsche Art der Literaturgeschichtspflege mit sich bringt: sie führt zur Oberflächlichkeit und erzeugt Irrthümer. Der Umstand, daß man dieser Pflege sich so eifrig ergibt, findet seine Erklärung in dem Grundcharakter unserer Zeit, die eine schnelllebige, unrastvolle ist. Viel gilt es zu leisten, viel gilt es zu erwerben; von Jedem etwas, von Keinem viel. Es handelt sich zumeist nicht um die Sache selbst, sondern um den Schein. Die moderne Literaturgeschichtspflege kommt dem geistigen Bequemlichkeitsbedürfnisse trefflich zu statten.

So ist die Literaturgeschichte an sich verwerflich? — Durchaus nicht. Denn man kann die Wissenschaft, der diese Bezeichnung wahrhaft zukommt, nicht für ihre üblen Auswüchse verantwortlich machen. Das wäre so, als wollte man Luther verdammen als den geistigen Urheber des dreißigjährigen Krieges. Eine Sache kann an sich prächtig sein, in ihren Folgen aber verderblich. Nur die jetzt mit Müh' und Fleiß betriebene Abart der Literaturgeschichte ist zurückzuweisen, die echte jedoch, die zu Anfang dieser Zeilen in ihrem Daseinsrechte hervorgehoben wurde, ist bedeutend und groß ist ihr Beruf. Der Geist eines Volkes offenbart sich am herrlichsten in der Sprache; sie ist auch das gemeinsame Band zerstreuter, an Denkart und Gesittung verschiedener Stämme, das wahre Nationalgut. Daher sind die Sprachkunstwerke, die Schöpfungen der Dichter, die lauterste Quelle zur Erkenntnis dieses Geistes. Hinzu kommt noch, daß der echte Dichter auf der Höhe seiner Zeit steht und die von ihr ausgehenden Strahlen in seinem Geiste wie in einem Brennpunkte zusammenfaßt. Aus diesen Quellen heraus hat der Forscher die jedesmaligen Ideen eines Zeitalters darzulegen und ihre Objectivation in Religion, Staat und Gesellschaft. Auf culturhistorischer Grundlage muß sich, wie schon erwähnt, die Literaturgeschichte erheben, soll sie in höherem Sinne ersprießlich wirken. Sie ist die intellectuelle Culturgeschichte. Der Weg, der zu diesem wünschenswerthen Ziele führt, ist von manchem ausgezeichneten Forscher schon mit Erfolg betreten worden. Um nur einen zu nennen: Hermann Hettner. Noch reicher aber wird der Erfolg sein, wenn die Anschauung, daß Geschichte nicht allein aus diplomatischen Actenstücken, Depeschen und Staatsdocumenten aufzuerbauen ist, sondern aus Allem, was der menschliche Geist geschaffen, zu siegreichem Durchbruche wird gelangt sein.



Gedichte

von

Jella Jednik.

1.

Ach, nur eine stille Stund' im Tage,
Da ich mich entferne von der Welt,
Da das Zünglein an der Lebenswage
Ruhvoll zwischen gleich und gleich gestellt.

Rastlos schwanken jetzt die beiden Schalen,
Neigung hier und dort Gebrauch der Zeit,
Und ich muß mit gleichen Schmerzen zahlen,
Ob ich ihm, ob jener mich geweiht.

Ach, nur eine Stunde mir zu eigen,
Meiner innersten Natur zu Dank,
Eine Stunde mir zum Denken, Sinnen, Schweigen,
Und dann nimm mich wieder, Weltendrang.

2.

Meine Jugend, die lange dagegen gerungen,
Ward endlich durch gleichmäßige Tage müd
Und allmälig von ihnen in Schlummer gesungen,
Wie ein Kind durch ein verhallendes Wiegenlied.

Jetzt schläft sie still unter der Herzensdecke,
Ich aber harre geduldig fort und fort,
Daß ein Donnerhall sie wiedererwecke,
Oder ein leise geflüstertes Liebeswort.

3.

Dicht an meines Lebens stillem Garten
Strömt das Menschenelend ungehemmt,
Täglich muß in Schrecken ich erwarten,
Daß es mein Gelände überschwemmt.

Aus den Körnern meines Glückes baute
Ich dagegen sorgsam einen Wall,
Nur daß noch mein Auge drüber schaute,
Noch mein Ohr verfängt der Wogen Schwall.

Und so rauscht zu meinen schönsten Träumen
Die Begleitung jener wilde Fluß,
Daß ich, mitten unter Blüthenbäumen
Alles Menschenleids gedenken muß.

4.

An meinem Wege sitzt ein graues Weib,
Mit strengen Lippen, düstern Augenbrauen,
An ihrer Seite ist mir kein Verbleib,
Vorüber streb' ich mit verstohl'nem Grauen.

Ich kenne sie, die mir entgegenschaut,
Und Zukunft nenn' ich sie mit stillem Bangen,
Sie spricht kein Wort, sie säuselt keinen Laut,
In ihrem Auge brennt ein stumm Verlangen.

„Du Bettlerin! Mit Wünschen zahl ich bloß,
Denn meine Reiche liegen im Gemüthe."
Ihr eine Münze werf ich in den Schoß
Aus jenem Goldschatz, den ich heimlich hüte.

Sie faßt mit gier'ger Hand was ich gewähr',
In ihres Schleiers Falten es zu wahren,
Und morgen blickt sie gleich begehrlich her,
Und gleicherweise muß ich ihr willfahren.

So fordert sie mir täglich Wünsche ab,
Doch heller wird's in ihren Augensternen,
Bis ich ihr meine letzte Hoffnung gab,
Wird sie vielleicht das Lächeln noch erlernen.





Die Hahnenjagd.

Von

K. G. Ritter von Leitner.

Erzherzog Johann, der alte Soldat,
Der kühne Alpenschütze,
Liegt schwer darnieder, schon sterbensmatt,
Zu Kampf und Jagd nicht mehr nütze.

Der Maiensonne goldenstes Licht
Lacht freundlich herein auf den Kranken;
Er aber macht ein düster Gesicht,
Versunken in trübe Gedanken.

Die schweiften bang in der Lombardie
Um seines Oesterreichs Fahnen,
Wo Anno Neunundfünfzig sie
Jetzt wehten auf blutigen Bahnen.

Sie wehten jetzt, wo das französische Heer
In rüstigen Jugendtagen
In rühmlich bestandener Feldschlacht er
Einst bei Sacile geschlagen.

In stiller Trauer stand ihm zur Seit'
Ein Paar der Nächstvertrauten,
Erfüllt das Herz mit Bangigkeit,
Da seinen Kummer sie schauten.

„Das wär' ein Tag, ganz angethan,“
Sagt Einer, ihn umzustimmen,
„Um zu der Birsch auf den Auerhahn
In's Hochgebirge zu klimmen.“

Da rafft der Greis noch einmal sich auf,
Deß Augen zu blitzen scheinen,
„Für einen Hahn ist mein Büchsenlauf
Geladen nur“ — ruft er — „für Einen.“

„Und dieser ist der gallische Hahn!“
D'rauf sinkt er zurück vom Neuen.
Besorgt jetzt sah'n den Erschöpften an
Und tief bewegt die Getreuen.

Und bald, eh' noch um das welsche Land
Der mörd'rische Krieg war entschieden,
Schloß sanft ihm eine liebe Hand
Die Augen zum ewigen Frieden.





Ein Pechvogel.

Humoreske

von

Ludwig Hevesi.

Eines Tages stand ich im Laden eines Rahmenfabrikanten in der Kärntnerstraße zu Wien. Während ich meinen Einkauf machte, trat hinter mir Jemand ein und eine mir unbekannte Stimme fragte die Verkäuferin:

„Pachdong“ — das sollte wohl „Pardon“ bedeuten — „Pachdong, mein Fräulein, haben Sie auch Rahmen mit H?“

„Wie beliebt?“ fragte das Mädchen zurück.

„Ich brauche für diese Photographie einen eleganten Rahmen, aber nicht ohne H, wenn ich bitten darf.“

„Also mit einem Buchstaben H versehen? ... Das haben wir leider nicht fertig, aber es kann gemacht werden. Wünschen Sie das H in Gold?“

„Eigentlich nicht. Nein, nicht in Gold.“

„Also geschnitzt, in der Holzfarbe?“

„Eigentlich auch nicht, doch ... man könnte immerhin sagen, in derselben Art, wie das Uebrige.“

„Und an welcher Stelle soll das H angebracht sein?“

„An welcher Stelle? Mein Gott, das ist klar ..., nach dem A.“

„Ach so,“ rief das Mädchen, „Sie meinen also ein Monogramm AH.“

„Doch nicht, mein Fräulein,“ rief die Stimme lebhaft, „das auf keinen Fall! Sie verstehen mich nicht.“

Ein etwas reizbarer Commis, der nebenan beschäftigt gewesen, kam plötzlich seiner Collegin zu Hilfe und fuhr scharf darein: „Mein Herr, wir verstehen ganz wohl, sobald man sich . . . verständlich ausdrückt.“

„Nowaja Semlja!“ rief die Stimme mit einer Betonung, welche offenbar sagen wollte: „Da hast Du's!“ Dann hörte ich hinter mir knarrende Schritte, die den Laden verließen. Als ich bald darauf ein Gleiches that, sah ich auf dem Bürgersteig einen halbfein gekleideten Herrn stehen, der eine Photographie in der Hand hielt und bald diese, bald das Geschäftsschild betrachtete. Sein bartloses Gesicht hatte einen Ausdruck, als fühle er sich sehr unglücklich. Unwillkürlich blieb ich stehen, gleichsam um ihn zurückzuhalten, falls er sich aus Verzweiflung sollte in den Abgrund stürzen wollen, der allerdings da herum gar nicht vorhanden war.

Er stieß einen Seufzer aus und redete mich an, indem er auf das Geschäftsschild wies: „Pachdong, mein Herr, verstehen Sie Orthographie?“

Etwas erstaunt entgegnete ich: „Ich glaube wohl.“

„So lesen Sie, bitte, was auf diesem Schilde steht. ‚Ramen in allen Sorten und Größen.‘ Ich bitte Sie, ‚Ramen‘ ohne H geschrieben. Ich brauche nothwendig einen für das Bild meiner lieben Braut, aber sie haben da keinen Rahmen mit H, und einen fehlerhaften mag ich nicht, dazu liebe ich dieses Mädchen zu sehr. O, es ist ein Ideal, mein Herr, ein Bild von einem Mädchen!“ Er hielt mir die Photographie unter die Augen. Sie stellte eine schlanke Dame vor, in modischer Tracht, aber von rückwärts gesehen. Das Leibchen war herzförmig ausgeschnitten, man sah einen tadellosen Rücken. Dann steckte er das Bild in die innere Rocktasche und seufzte wieder: „Ich bin, wie man so sagt, ein Pechvogel.“ Er lüftete seinen hellgrauen Cylinder, machte mir eine steife Verbeugung und ein unendlich trauriges Gesicht dazu und schritt stelzbeinig von dannen.

„Ein Narr,“ sagte ich mir und ging meiner Wege.

* * *

Einige Monate später befand ich mich im Cabinet eines mir befreundeten Zahnarztes. Er bearbeitete im Nebenzimmer seine Patienten und kam, wenn er diesen eine Pause zum Aufathmen gönnen mußte, auf Minuten zu mir herein, um ein wenig weiter zu plaudern. Als er nach einer solchen Pause wieder hinausging, um sich einem neuen Zahne zu widmen, wurde ich plötzlich aufmerksam. Durch die halboffene Zwischenthür hörte ich eine Stimme, deren fatalen Klang ich schon einmal gehört haben mußte. Wo? das errieth ich einstweilen nicht. Sie klang wie die eines tief niedergedrückten Menschen, der soeben von einem Unglück zum anderen übergeht.

„Guten Vormittag, lieber Freund," seufzte der Leidende, „Sie sehen in mir den ausgemachten Pechvogel. Glauben Sie mir, ich hätte Sie gerne verschont, aber Sie kennen ja mein altes Verhängniß. . . Seit acht Tagen plagt mich ein böser Zahn jahrelang. Ich konnte den ganzen Tag nicht schlafen und mußte schließlich etwas dagegen thun. Ich ging also in die Leihbibliothek und ließ mir. . ."

„Entschuldigen Sie, lieber Freund," unterbrach ihn der Arzt, „erst wollen wir Sie doch von Ihren Schmerzen befreien, Sie erzählen mir dann die Geschichte zu Ende."

In wenigen Augenblicken war denn auch Alles vorbei, der Zahn genommen, der Schmerz wie abgeschnitten. Nichtsdestoweniger fuhr der Patient im Tone schmerzlicher Ergebung fort: „Ich ging also in die Leihbibliothek und ließ mir Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen geben, wo ich ein Mittel gegen Zahnschmerz zu finden hoffte. O, es ist ein ausgezeichnetes Buch, es hat mich auch vollständig curirt. Hören Sie nur. Ich schlage also vor Allem das Sachregister am Ende auf, Buchstabe Z. Da finde ich richtig: ‚Zahnschmerz, Seite 401.' Ich betrachte diese Stelle aufmerksam und finde, daß 401 eine sehr schöne Nummer ist und sich ohne besondere Mühe in die Nummern 40, 10 und 1 zerlegen läßt. Ich schlage also das Buch wieder zu, gehe in die nächste Lottocollectur und setze diese Nummern. Ich warte drei Tage in einer Aufregung, welche meinen Zahnschmerz noch steigert. Endlich findet die Ziehung statt und heraus kommen die Nummern 40, 10 und 4. Ich aufgelegter Unglücksvogel! Alles mißlingt mir ja. Warum hatte ich nicht 4 statt 1 gesetzt? 4 ist eine so schöne, viereckige Nummer, sie setzt sich ja sozusagen von selbst. Aber das ist ein Erbmalheur; hätte ich 4 gesetzt, so wäre 1 erschienen. Kurz und gut, ich habe nur ein Ambo gewonnen. Vier Gulden. Gerade hinreichend, um mir dafür den bösen Zahn ziehen zu lassen. Hier sind die vier Gulden, lieber Frennd".

„Was fällt Ihnen ein?" rief der Arzt lachend. „Wir stehen doch nicht auf dem Guldenfuße miteinander. Einem alten Freunde reißt man immer gern einen Zahn; es war mir ein lebhaftes Vergnügen, das ich mir doch nicht bezahlen lassen kann."

„Auch gut, ich kann Sie ja nicht zwingen," entgegnete die Stimme, noch viel unglücklicher als vorher, „aber gestehen Sie wenigstens, daß Bock's Buch vom ungesunden und kranken Menschen ein gutes Buch ist. Es versieht Einen sogar mit dem Honorar für den Arzt. Guten Mittag, lieber Freund. Nowaja Semlja!"

Er ging und mein ärztlicher Freund kehrte zu mir zurück. Ich erzählte ihm, daß ich dieser Stimme schon einmal begegnet sei; mittlerweile war mir die Geschichte wieder eingefallen.

„Du kennst den Doctor Taube nicht?" rief er erstaunt. „Eine so stadtbekannte Figur. Ein Original vom reinsten Wasser. Eine Existenz, wie sie nur in einer gemüthlichen Großstadt vorkommen kann. Warte, ich will Dir Einiges von ihm erzählen."

In diesem Augenblicke wurde er abgerufen, um einen auf diese Stunde bestellten Zahn zu plombiren. Die Arbeit dauerte mir zu lange und ich entfernte mich durch eine andere Thür.

* * *

Ich hatte damals viel zu thun und dachte nicht weiter an den Doctor Taube. Aber kurze Zeit nachher gerieth ich einmal in's „Lamm", wo ich in aller Muße gut zu speisen gedachte. In einer schönen Nische war ein Stammtisch gedeckt, dem ich durch einige Bekanntschaften gleichsam als auswärtiges Mitglied angehörte. Ich war angenehm überrascht, als einer der Herren, Director von M., eintrat und den Doctor Taube mitbrachte, der den anderen Herren längst bekannt schien.

„Ich empfehle mich, meine Herren," sagte Doctor Taube sehr zerknirscht, indem er sich an der Seite des Directors niederließ. Alles lachte.

„Gehen Sie denn schon?" fragte Bankier Z.

„Noch nicht, aber nur zu bald," entgegnete Jener traurig. „Ich finde es ganz verkehrt, sich beim Fortgehen zu empfehlen; man sollte das stets beim Kommen thun, da man ja das Wohlwollen der Leute am dringendsten braucht, so lange man sich unter ihnen befindet."

Dann wandte er sich seiner Suppe zu, rührte sie längere Zeit liebevoll um und nahm einen Löffel voll zu sich. Langsam, sehr langsam schlürfte er sie hinab, es war Mock Turtle. „Gute Suppen sind noch seltener als gute Menschen," sagte er schwermüthig, indem er den Löffel wieder in den Teller zurücklegte und sich erhob. Mit dem Worte „Pachdong" wollte er sich sachte an seiner Nachbarschaft vorbeidrücken.

„Was ist's? Wohin, Doctor?" rief Alles betroffen.

„Ich habe das Meinige gethan," entgegnete er im Tone höchlichen Bedauers, „Herr Director von M. war so liebenswürdig gewesen, mich auf einen Löffel Suppe einzuladen . . . das sind seine eigenen Worte . . . . ich habe dieses Quantum Mock dankbar zu mir genommen, auf mehr habe ich kein Recht, also gehe ich."

„Aber Doctor!" rief der Director, „das war ja nur eine Redensart; man pflegt so zu sagen. Sie wissen es ganz gut, wie sehr es mich freut, Ihnen möglichst viel Freude zu machen. Wir bleiben noch ein paar Stunden beisammen sitzen."

Mehrere Hände faßten Doctor Taube an mehreren Ecken und Enden und setzten ihn mit freundlicher Gewalt wieder auf seinen Stuhl.

„Nowaja Semlja!“ rief er mit einer Betonung, daß Jedermann verstand, er meine damit: ‚Das ist etwas Anderes,‘ und fuhr fort, seine Suppe zu verzehren.

„Nowaja Semlja,“ flüsterte mir ein alter Bekannter, der pensionirte Rittmeister D. zu, „das ist so eine Redensart, die er sich selbst gemacht hat. Eine Art allgemeines Empfindungswort, dem er durch die Betonung jedesmal genau den Ausdruck verleiht, daß man versteht, was er darunter verstanden haben will.“

Als Doctor Taube die Suppe mit Appetit verzehrt hatte, glitt ein Schimmer bitteren Selbstbedauerns über sein Antlitz. Aber er gab dieser Stimmung nicht nach, sondern raffte sich gewaltsam auf.

„Gerson!“ rief er.

Der Kellner trat höflich herzu und bemerkte schüchtern: „Mein Name ist Charles, Herr Doctor, es heißt Niemand von uns Gerson.“

„Sie verstehen nicht Französisch, Charles,“ entgegnete Doctor Taube sanft, „ich meinte ‚garçon‘, sprach es aber mit dem mir eigenen Pariser Accent aus. . . Nun denn, geben Sie mir, bitte, etwas Salm.“

„Sehr gut, Herr Doctor; womit, wenn ich bitten darf?“

„Mit . . . nichts.“ Aber als der Kellner auf den Flügeln seines Fracks davonschwebte, rief er ihm klagend nach: „Mit viel Nichts, Charles, ich bin heute hungrig.“

„Haben Sie längere Zeit in Paris gelebt, Herr Doctor?“ fragte ich ihn.

„Ach nein,“ seufzte er, „wo wäre ich so glücklich gewesen? Aber von einem Glücklicheren habe ich einen Hund geerbt, den er aus Paris mitgebracht hatte. Einen reizenden Seidenpintscher. Wäre er nicht vierfüßig gewesen, ich würde ihn einen Engel nennen. Dieses Thierchen verstand nur Französisch, und zwar auch nur, wenn es sehr gut ausgesprochen wurde. Sonst folgte es nicht. Ihm zuliebe mußte ich es also lernen, wenigstens so weit sein eigenes Verständniß ging. Das erste Wort, das ich lernte, war ‚amour‘. So hieß er nämlich. Und so lernte ich durch ihn sogar die Liebe kennen. Er ist leider, ehe ich es noch in der Sprache weit genug bringen konnte, von einem Fiaker überfahren worden. Seitdem hasse ich die Fiaker und fahre nur noch auf der weit billigeren Tramway.“ Seine Stimme war ganz düster geworden. Dann fügte er feierlich wie ein Gelübde hinzu: „Wenn er noch lebte . . . . o mein Herr, Ihr ganzes Vermögen würde ich darum geben. Ich habe eben auch mit Amour Unglück gehabt.“

„Sagen Sie, lieber Doctor,“ hub Bankier Z. an, „wie viel Pech haben Sie eigentlich in Ihrem Leben gehabt, alles zusammen?“

„Ich könnte Ihnen das ganz genau sagen," erwiderte er, „wenn ich es wüßte. So viel aber kann ich Ihnen versichern: wenn der ganze transatlantische Ocean Bier wäre und in Fässer gefüllt werden müßte, könnte ich aus Eigenem alle diese Fässer verpichen. Ich bin ja auch stolz darauf, der größte Pechvogel meiner Zeit zu sein."

Als er seinen Salm verspeist habe, bestellte er im zerknirschenden Gefühle seines Unglücks ein Entrecôte aux pompes funèbres . . .; aux pommes frites, verbesserte er sich. Dann blieb er tief in sich und seinen Teller versunken, bis mehrere Flaschen Sect geleert waren. Dann sagte er plötzlich: „Sie fragen, wann mein Unglück begann?"

Zwar hatte das Niemand gefragt, aber dennoch sagte Alles: „Ja wohl."

„Mein erster Unfall war," fuhr er fort, „daß ich nicht am Sonntag geboren wurde; so konnte ich trotz alles Bemühens kein Sonntagskind werden. Dazu kam noch die unangenehme Verschärfung, daß ich gleich als Knabe auf die Welt kam. Wäre ich ein Mädchen geworden, so hätte mich mein größtes Unglück nicht betroffen: ich hätte meine Frau nicht heiraten können."

Mir fiel jene Photographie ein, die damals, in der Kärntnerstraße, seine Braut vorstellen sollte.

Ein Murmeln des Bedauerns lief langsam um den Tisch.

„Gerson!" rief Doctor Taube, „ein anderes Champagnerglas, bitte; Jemand hat hier eine Thräne hineinfallen lassen." Und als „Gerson" das Glas wegnehmen wollte: „Warten Sie noch einen Augenblick, ich will es nur erst austrinken."

In größter Spannung sahen wir ihm zu, wie er dies bewerkstelligte. Dann fuhr er fort:

„Doch Sie können noch nicht begreifen. Erst muß ich Ihnen zeigen, wie von zwei Menschen, die unter demselben Stern geboren wurden, der eine ein Glückspilz, der andere ein Pechvogel sein kann. Glauben Sie, daß ein Pilz und ein Vogel Zwillinge sein können? Ich und mein Bruder Hans waren das. Wir waren thatsächlich Zwillinge. Firma: Castor und Pollux. Dann kam das Kriegsjahr 1866. Wir hatten beide gedient, waren beide Officiere. Dennoch war ich nicht mehr wehrpflichtig, er aber war es noch. Er war nämlich um ein Jahr älter als ich."

Alles horchte auf. Einige lächelten laut.

„Nowaja Semlja!" rief er mit einer Betonung, als sagte er: ‚Warten Sie nur einen Augenblick.' „Ich erblickte nämlich das Licht zuerst, und zwar am 31. December 1833 um 11 Uhr Nachts. Zwei Stunden später folgte er meinen Spuren, also am 1. Jänner 1834 um 1 Uhr Morgens. Begreifen Sie nun? Ich war um ein Jahr älter, hatte daher um ein Jahr früher ausgedient. Er mußte noch den Krieg von 1866 mitmachen und fiel bei Königgrätz."

Der merkwürdige Fall hatte am Tische Sensation gemacht. Es entstand eine kurze Pause. Dann wagten Einige den Einwurf: „Aber, lieber Doctor, dann haben Sie ja das Glück gehabt und er das Unglück."

„Nowaja Semlja!" rief er im Tone von: ‚Warum nicht gar!' „Mein Bruder Hans war nämlich Bräutigam. Durch seinen Tod blieb seine Braut gleichsam Witwe. Ich war sein Zwillingsbruder und wir sahen uns so ähnlich wie zwei Billardkugeln. Sie können ja wohl Billard spielen, Sie werden mich also verstehen. Nun denn, sie nahm mich für ihn. O, meine Herren, wenn ich in jener verhängnißvollen Nacht zu meinem Bruder gesagt hätte: ‚Lieber Hans, geh' Du voraus, dann brauchst Du nicht bei Königgrätz mitzufechten,' so hätte er mir vermuthlich gefolgt und ich wäre heute ein glücklicher Mensch . . . Gerson! Geben Sie mir eine Omelette. Ich hörte einmal einen Engländer sagen: Hamlet aux confitures."

Zufällig betrat in diesem Augenblicke eine andere Gesellschaft den Saal und nahm unfern von uns Platz. Eine Dame war mit, eine hübsche kleine Person, mit sehr hohen Hacken an den Schuhen. Sie lenkte die Aufmerksamkeit des Erzählers auf sich. Sinnend betrachtete er sie und sagte dann: „Merkwürdig, daß alle Damen gern groß wären, selbst die kleinsten."

Dann, als die Dame uns ihr Gesicht zuwandte, sprang er sichtlich erschrocken auf. „Nowaja Semlja!" rief er; es klang wie: ‚Alle Wetter!' Und dann im Flüsterton: „Verzeihen Sie, meine Herren, aber ich muß augenblicklich fort. Jene Dame . . . . Ich kann nicht in einem Zimmer mit ihr weilen. Leben Sie nicht unwohl!"

Und wie ein Aal schlüpfte er an den Nachbarn vorbei und zum Saale hinaus.

„Das wird doch nicht seine Frau sein?" fragte ich den Bankier Z.

„Ich glaube, er ist überhaupt nie verheiratet gewesen," entgegnete dieser.

„Aber die Braut seines Bruders?" warf ich ein.

„Er hat überhaupt nie einen Bruder gehabt," sagte Director von M.

Ich sah die Herren erstaunt an. Zwei Stunden lang hatte es Doctor Taube so fortgetrieben, wie ich hier nur durch Erwähnung einzelner seiner Reden andeuten konnte. Und nun sollte das Alles nicht wahr sein?

„Ja wohl," sagte Rittmeister D., „der Doctor ist eine seltsame Figur. Eigentlich etwas wie eine catilinarische Existenz, deren Voraussetzungen sich im Dunkel verlieren. Aber man kann ihm nichts Schlimmes nachsagen. Eine verdorbene Laufbahn hat er jedenfalls hinter sich. Jetzt lebt er von seinen Schnurren, eine Art Hofnarr für alle Welt. An vielen guten Tischen ist er gern gesehen. Man ladet ihn ein zur Unterhaltung der anderen Gäste. Und immer bringt er irgend eine neue Ungeheuerlichkeit mit, hat alle Taschen voll

Münchhausiaden, lügt wie gedruckt und noch viel besser. Wenn er sich im Gasthause an den Tisch eines Bekannten setzt, ist es selbstverständlich, daß dieser seine Zeche bezahlt. Einer Einladung oder Uebereinkunft bedarf es dazu nicht. Im „Café Stolz“ ist ihm ein ewiger Freitisch gewährt, denn viele Leute, die sich langweilen, gehen eigens dahin, um sich durch seine Possen erheitern zu lassen. Er hat manchmal eine ganze Zuhörerschaft um sich. Meistens in der Stunde vor dem Theater. Und dieses Jahr ist er besonders unterhaltend, da er sich auf den Weltschmerzler hinausspielt. Er läßt sich als Pechvogel sehen, den jedes Unglück getroffen hat, trifft oder noch treffen wird. Natürlich erfindet er Fatalitäten, wie sie noch keinen Andern betroffen haben, z. B. die mit seinem Zwillingsbruder. Es wundert mich nur, daß die Zwei keine Drillinge waren.“

„Ich werde ihn morgen wieder mitbringen,“ sagte Director von M., „er muß uns sagen, warum er vor jener hübschen Dame so erschrocken ist … Charles, kennen Sie die Dame?“

Charles kannte sie nicht, es waren Fremde, die nicht im Hause wohnten.

* * *

Am anderen Mittag war Doctor Taube richtig wieder da. Director von M. hatte ihn bewogen, in zwei Häusern, wo er geladen war, abzusagen und „zum Lamm“ zu kommen.

Das Erste, was er that, war, nach dem Sessel zu schauen, auf dem jene Dame gestern gesessen. „Gerson!“ rief er, „bitte, geben Sie mir jenen Stuhl her, ich will selbst darauf sitzen, damit es die Dame von gestern nicht wieder thun kann.“

„Aber wer war denn diese erschreckende Dame?“ fragte der Rittmeister.

„Ich kenne sie gottlob nicht,“ gab er zur Antwort. „Wozu auch? Ist es nicht genug, daß sie mich ein Vermögen gekostet hat?“

„Sie scherzen schon wieder, Doctor,“ mahnte der Bankier Z.

„Nowaja Semlja!“ rief er in einem Tone, als meinte er: ‚Ein Scherz ist so weit von mir entfernt, wie der Vollmond von Neu-Lerchenfeld.‘ Ich nahm mir gestern eigens einen Dienstmann, der zwei Stunden lang für mich schaudern mußte bei dem Gedanken an dieses Zusammentreffen … Ich will Niemanden beleidigen, aber dieser Sherry könnte schlechter sein. . . Wie gesagt, gesehen habe ich die Dame nie zuvor, doch ist sie mir viermal im Leben begegnet und hat mich jedesmal ein Viertel meiner damaligen Habe gekostet … Gerson! Bitte, bestellen Sie mir einen Backenbart mit grünen Erbsen.“

Der Kellner sah ihn verdutzt und fragend an.

„Pachdong," flehte Doctor Taube, „ich meinte eine Cotelette. Ich interessire mich nämlich jetzt für Sprachreinigung und rotte täglich gleich vor dem Frühstück mehrere Fremdwörter aus ... Nun denn, mein Regiment lag damals in Makao. Pachdong, es lag in Galizien und wir spielten dort viel Makao. Diese Stadt ist ein schönes Hazardspiel, in dem ich selbst Hosen verlor, die ich mir erst nächstes Jahr ... noch lange nicht bestellen werde. Ich hätte statt Hosen allerdings auch Unaussprechliche sagen können, aber das wäre eine Lüge gewesen, denn ich kann sie ja doch aussprechen. Eines Abends also gab Hauptmann P. die Bank. Ich verlor rasend und verdoppelte immer meine Einsätze. Schließlich hatte ich nur noch vier Millionen in der Westentasche, den Rest meines Vermögens. Ich setze die eine, er schlägt sich Neun auf und dazu Pique-Dame; er gewinnt. Ich setze die zweite, Pique-Dame kommt wieder. Die dritte, vierte ..., sie kommt noch zweimal wieder. Es war unglaublich. Ich war ruinirt durch diese eine Karte. .. Die Dame aber, die mich gestern so erschreckte, muß das Original jener Pique-Dame gewesen sein. Ich werde das Gesicht nie vergessen; diese schwarzen, von rechts nach links gezogenen Augenbrauen, die dunkle Lockenfrisur, die merkwürdig gewöhnliche Nase, das Kinn gleich unter dem Munde. Mir war, als sähe ich ein Medusenhaupt. Einer der pechschwarzen Tage meines Lebens tauchte in meiner Erinnerung auf, ich floh theils von hinnen, theils von dannen."

In der That, Sie schienen sehr unangenehm überrascht," sagte Rittmeister D.

„Nowaja Semlja!" rief Doctor Taube genau so, als riefe er: ‚Alle Hagel!' was durchaus nicht so klang wie gestern, da es ‚Alle Wetter!' bedeutete. Es war ein feiner Unterschied, zum Gröberen hin, nicht zu verkennen. „Nowaja Semlja! Ich war überrascht wie ... wie .... Es fällt mir gerade kein hoher Grad von Ueberraschung ein. ... Sagen wir: ich war überrascht wie Einer, der in der sauce hollandaise unversehens einen Pflaumenkern findet. ... Mich schauderte. Gerson! Bitte, bringen Sie mir eine Gänsehaut, aber gleich. ... Sie können sich denken, meine Herren ohne Damen, daß ich mein Unglück trug, wie einen eleganten Rock vom ersten Schneider; es saß mir wie angegossen, es warf nirgends eine Falte, nur die Schöße dauerten mir etwas zu lang. Da traf mich ein noch größeres Unglück: ich beerbte meinen Bruder. Er hatte ein ansehnliches Passivvermögen und ich war sein Universalerbe. Ich bezahlte seine Schulden mit den meinigen, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. Die Mitgift seiner Braut wurde dadurch glücklicherweise nicht geringer, denn sie hatte keine. Sie war die Tochter eines gewesenen Finanzmannes, der sich später mit Erfolg dem Bettelstande gewidmet hatte. O, sie war schön! Sie war mir zwar nicht so ähnlich, wie mein Bruder, aber ich liebte sie doch, mit einer Leidenschaft, wie ich sie nicht ein-

mal für meine Schwägerin empfunden hätte. Wir heirateten in Königgrätz und dachten dabei an Einen, der unter der Erde lag, unter einem der vielen Hügel. Dann machten wir eine Hochzeitsreise. Ich suchte den Ort aus, wo wir am billigsten leben konnten. Das war Ostende."

„Das theuere Ostende?" rief Bankier Z. unwillkürlich.

„Ostende ist die billigste Stadt, die es gibt," entgegnete Doctor Taube sehr niedergeschlagen, „die Leute wissen sich nur nicht ihre Zeit zu wählen. Wir heirateten Ende November und um diese Zeit befanden wir uns in Ostende sehr wohl. Wir lebten genau um den Pappenstiel, der unser Einkommen bildete. Und wir brauchten da nicht den geringsten Mangel an Unbequemlichkeit zu leiden. Unsere Mittel reichten vollkommen aus, um uns in den feinsten Entbehrungen schwelgen zu lassen. Wir hätten sogar Einladungen abgelehnt, wenn welche gekommen wären. Selbst die Bedienung war ausgezeichnet und machte nicht einmal Anspruch auf Trinkgeld. Ich hatte einen vorzüglichen Kammerdiener Namens Sturm. Er hauste auf dem Strande und beschäftigte sich meist mit Wehen. Er nahm mir den Hut ab, ohne daß ich den Finger zu rühren brauchte. Er knöpfte mir sogar mit einem Ruck meine Kleider auf, wenn ich mich etwas schief gegen ihn stellte, und blies sie mir vom Leibe, ehe ich schlafen ging. Dicht vor meiner Wohnung befand sich eine ewige Regenpfütze; da brauchte ich Abends nur die Thür ein wenig zu öffnen und mit dem Fuße hineinzutreten, dann blieb der Schuh von selbst darin stecken, ich brauchte ihn nicht auszuziehen. Es war sehr bequem. Auch über die Güte des Essens konnten wir uns nicht beklagen; selbst ein Halbverhungerter hätte mit beiden Händen danach gegriffen. Kurz, ich glaubte glücklich zu sein. Das war ja mein Unglück . . . Denn eines Tages erschien jener Amerikaner. . ."

Er athmete tief auf und preßte beide Hände vor sein Gesicht. Ich machte dabei die Wahrnehmung, daß ihm ein Daumen fehlte. Er schwieg mehrere Minuten. Dann sagte er plötzlich in elegischem Tone: „Gerson, ich wünschte eine Flasche Witwe Röderer. Nur bei verwitwetem Sect kann ich dieses neue Unglück erzählen."

„Witwe Röderer?" wiederholte Charles zweifelnd.

„Nowaja Semlja," sagte Doctor Taube im Tone von ‚Natürlich'. Glauben Sie etwa, daß der Gatte der Madame Röderer ewig gelebt hat?" Dann kam eine Flasche, mit einer Serviette umhüllt, und Charles schenkte ihm sein Glas voll. Der Doctor kostete mißtrauisch und meinte: „Na, gar lange kann der Mann noch nicht todt sein, dazu schmeckt das Zeug nicht sauer genug. Thut nichts, mit etwas Gießhübler gemischt, will ich's versuchen. . . Also der Amerikaner tauchte auf. Mylords und Gentlemen, haben Sie jemals einen Amerikaner auftauchen sehen?"

„Nein!“ riefen Alle, denn sie erinnerten sich in der That nicht, einer solchen Naturerscheinung jemals beigewohnt zu haben.

„Wissen Sie, was ein Amerikaner ist?“ fuhr er fort.

„Eine Rothhaut von weißer Farbe,“ wagte Director von M. zu bemerken.

„Ein Transleithanier, der acht Tage braucht, um über seine Leitha zu setzen,“ rieth Bankier Z.

„Ein Bruder, der Jonathan heißt,“ muthmaßte Rittmeister D.

„Strengen Sie sich nicht an,“ sagte Doctor Taube düster. „Sie werden es sogleich hören. Er hieß Colonel Jedediah W. Long. Er kam nach Ostende, um die Seebäder zu gebrauchen. Daß er dies Mitte December that, kennzeichnet den Mann. Er fiel uns auf dem Strande auf, bei furchtbarem Regenwetter, gegen das er sich durch einen vollständigen Taucheranzug geschützt hatte, mit einer Glasscheibe vor dem Gesichte und zwei langen Schläuchen, durch die er athmete. Er war hoch gewachsen, um einen Kopf höher als ich, aber um zwei Köpfe kleiner als der Leuchtthurm. Ich bemerkte sofort, daß er einen großen Eindruck auf meine Frau machte. Einen noch größeren machte sie auf ihn. Er blieb vor ihr stehen, mit ausgebreiteten Armen, als wollte er sie umschlingen; ohne die Scheibe vor dem Gesichte hätte er sie vielleicht sofort geküßt. Wir machten Kehrt, er folgte uns. Von diesem Augenblicke blieb er an unsere Fersen geheftet. Wenn er nicht bei uns war, stand er auf seinem Balcon im „Hôtel de l'Océan“, und photographirte uns à la minute, sobald wir ihm den Rücken gekehrt hatten. Hier ist eine dieser Photographien.“

Er holte das Bild aus der Brusttasche, das ich bereits damals in der Kärntnerstraße in seinen Händen gesehen hatte. Die schlanke Dame, von rückwärts gesehen, in modischer Tracht, das Leibchen herzförmig ausgeschnitten, tadelloser Rücken. . . . . Nur war es jetzt in ein ledernes Passepartout gesteckt, das sich als Brieftasche darüber schloß.

„Diese Aufnahme ist vom Weihnachtstag, wo plötzlich ein wahres Sommerwetter herrschte. Die Brüsseler strömten nach Ostende und es gab sogar ein Mittagsconcert, aus dem meine Frau in diesem Kleide nach Hause gehen konnte. Ich trug ihre Mantille auf dem Arm.“

Das Bild machte die Runde und versetzte die Gesellschaft in eine seltsame Stimmung. Jedermann schien sich im Stillen zu fragen, ob nicht doch vielleicht ein Kern von Wahrheit in diesen krausen Fabeleien stecke. Als das Bild an ihn zurückgelangt war, betrachtete er es eine Weile mit einem Antlitz, das versteinert schien. Er zog ein seidenes Taschentuch und rieb damit vorsichtig eine Stelle des Bildes, die trüb geworden war, bis sie wieder glänzte. Dann schloß er die Brieftasche und steckte sie ein.

„Nowaja Semlja," sagte er mit Ergebung, ungefähr wie: ‚Thut nichts, es ist vorbei.' Dann fuhr er in seinen Mittheilungen fort: „Der Colonel war, wie er mir später sagte, außer Dienst. Er war ein Opfer der Uniformirungsvorschriften seines Landes geworden. Die Truppe, bei der er diente, hatte nämlich zweierlei Waffenröcke, einen kurzen, leichten, mit zwei Taschen vorn auf der Brust, und einen langen, schwereren, mit zwei Taschen hinten in den Schößen. In einem Feldzug gegen die Indianer hatte sein Regiment viel durch unausgesetzten raschen Witterungswechsel zu leiden. Einen Tag war Sommer, den anderen Tag Winter. Natürlich waren die Meisten erkältet; Schnupfen, Husten, Grippe herrschten in den Reihen. Der Waffenrock wurde jeden Tag gewechselt, manchen Tag mehrere Male. Stach die Sonne, so zog man den kurzen, leichten an; blies der Schneesturm von den Felsengebirgen herab, so kam der lange, schwerere an die Reihe. Dabei waren die Schnupftücher in Permanenz erklärt. Begreifen Sie die Folgen? Der mechanisch gewordene Griff nach dem Schnupftuch war fast jedesmal ein Fehlgriff, der berichtigt werden mußte. Griff man nach hinten, wo die Taschen des langen Rockes waren, so merkte man, daß man mittlerweile den kurzen angezogen hatte und nach der vorderen Brusttasche greifen mußte. Und dann wieder umgekehrt. Dieses ärgerliche Fehlgreifen, wochenlang, monatelang so fortgesetzt, machte die Leute außerordentlich nervös. Der Colonel, der dies schon früher gewesen war, kam mit zerrütteten Nerven zurück und mußte seinen Abschied nehmen. Die Aerzte verordneten ihm Seebäder, Seereisen, Seeluft. Das Tauchen im Taucheranzug hielt er für besonders zuträglich . . . Doch sehen Sie, ich hatte Recht, Gießhübler in diesen Wein zu mischen. Der Eisengehalt desselben hat ihn in zehn Minuten ganz schwärzlich gemacht. Ich erhebe diesen Trauersect auf das Wohl und Wehe, das ich meine."

Er hatte das Antlitz eines Leichenbestatters, trank langsam den schwärzlichen Wein und fuhr dann fort:

„Drei Wochen waren so verflossen. Ich bewachte meine Frau, aus einem unbestimmten Gefühl von Unsicherheit. In Gedanken hielt ich sie immer an der Hand. Meine Herren und Schaften, haben Sie jemals eine Frau bewacht?"

Es erhob sich ein Gemurmel, das mehr wie Nein als wie Ja klang.

„So gehen Sie hin und thun Sie es vier Wochen lang, dann werde ich die Geschichte weiter erzählen."

Mit einer Augenblicklichkeit, die förmlich erschreckte, versank er in das tiefste Schweigen. Die Gesellschaft wehrte sich aus allen Kräften gegen diese lautlose Stille gerade in dem Augenblick, wo das oberste Weltgesetz zu lauten schien: „Fortsetzung folgt." Aber vergebens setzte man ihm zu, von rechts und links, er saß wie gelähmt da.

„So schnarchen Sie doch wenigstens, Doctor!“ rief der Rittmeister unwillkürlich, unter dem Eindrucke dieses wachen Schlafes.

Glücklicherweise erschien bald darauf der schwarze Kaffee. Dieser weckte den Doctor aus seiner Betäubung.

„Pachdong,“ sagte er etwas wirr, „ich war zerstreut; das kommt davon, wenn man sich sammeln will. . . . . Riechen Sie nichts?“

In der That roch es ganz abscheulich, wie von verbranntem Tuch. Alle betrachteten ihre Kleidung, denn Jeder glaubte zu brennen. Nur Doctor Taube rührte keinen Finger, sondern sagte:

„Es ist offenbar meine Zigarre. Ich rauche eine Intolerables, das ist eine vorzügliche Sorte, sie hat ganz das Aroma von verbranntem Tuch. . . . Doch wo hab' ich sie denn?“ Er suchte erstaunt nach ihr und fand sie zuletzt in seiner Rocktasche.

„Da sehen Sie meine Zerstreutheit, ich habe sie brennend eingesteckt, sie hat mir ein Loch in den Rockschoß gesengt. Was wird der Taschendieb von mir denken, der mir heute das Taschentuch zieht? Wenn er klug ist, zieht er es durch dieses Brandloch.“

Er steckte sich eine andere Zigarre an und sagte wehmüthig: „Nowaja Semlja,“ als wollte er sagen: ‚Du lieber Himmel!‘ „Wer weiß, ob Sie überhaupt für die weitere Geschichte reif sind, meine Herren? Ich will einmal einen Versuch machen. Eigentlich könnten Sie aus diesem Bilde allein Alles errathen.“

Er zog wieder den ledernen Portefeuillerahmen aus der Tasche und reichte ihn dem Director M. „Dieses Bild sagt Ihnen Alles . . . . wenn Sie zu lesen verstehen.“

Alle steckten die Köpfe zusammen, um die Photographie nochmals aufmerksam zu betrachten. Aber sie sahen nur, was sie bereits gesehen hatten. Glücklicherweise war Bankier Z. gewohnt mit Wechseln umzugehen, und da diese oft auch auf ihrem Rücken Geschriebenes tragen, hatte er es im Griff, jedes Blatt auch umzukehren. Mechanisch zog er also das Bild aus seiner Hülse und drehte es um.

„Oho!“ rief er, „wer hätte das geahnt!“

Auf der anderen Seite war die Dame von vorn zu sehen.

In förmlicher Aufregung fielen wir Alle zugleich darüber her. Jeder stieß irgend einen Empfindungslaut aus.

Das war sie also, die räthselhafte Person, die, wie jedes Ding, ihre zwei Seiten hatte. In der That ein merkwürdiges Gesicht. Wir sahen einander zweifelnd an, dann wieder dieses seltsame Frauenantlitz, alle Kneifer wurden dazu aufgesetzt. Dann schüttelten wir die Köpfe und richteten unsere Augen auf Doctor Taube.

Rittmeister D. fand zuerst das Wort der Lage und sagte: „Hören Sie, Doctor, Sie haben uns zum Besten; das ist keine Dame, sondern ein Mann."

„Pachdong," bat Doctor Taube demüthig, „ich glaube bestimmt zu wissen, daß es eine Dame ist."

„Aber dieser tiefe, völlig schwarze Schatten auf der Oberlippe; das ist ja ein förmlicher Schnurrbart."

„So ist es auch in der That," stöhnte der Doctor, als wäre er daran schuld. „Sie hatte einen ungewöhnlich starken, schwarzen Schnurrbart. Die Photographie ist zum Sprechen ähnlich. Und doch wieder nicht, denn, wenn sie sprechen könnte, würden Sie noch mehr erstaunen. Auch die Stimme meiner Frau klang wie die eines Mannes. Ein tiefer, wohlklingender Bariton, der vom großen A bis zum eingestrichenen f reichte. In jüngeren Jahren dachte sie wirklich daran, zur Oper zu gehen. Sie hatte sogar schon den ‚Don Juan' und den ‚Figaro' studirt und sang diese Partien entzückend. Alle, die sie hörten, sagten: ein weiblicher Faure. Nur engagiren wollte sie Niemand. Es sei zu unerhört. Es sei zu gut, gut bis zur Lächerlichkeit .... Erst jener Amerikaner mußte kommen, um all dies zu würdigen."

Mäuschenstill saßen wir da, als wir merkten, daß er wieder in den Gang seiner Erzählung einlenkte. Jetzt aber nahm sein Gesicht einen erschreckend finsteren Ausdruck an. Seine gerunzelten Brauen stiegen fast über seine Augen herab. Wir waren auf einen heftigen Ausbruch von Zorn gefaßt. Aber ganz im Gegentheil fuhr er, was eine komische Wirkung machte, im sanftesten Tone fort:

„Meine Damen! Wenn Sie eine Photographie-Brieftasche gehörig zu untersuchen verständen, wüßten Sie ohnehin schon mehr, als was ich Ihnen gerne erzähle. Meistens ist in einem solchen Portefeuille auch eine Tasche enthalten."

„In der That, da ist eine," rief der Bankier, der noch immer Avers- und Reversseite mit einander verglich.

„Und solche Taschen enthalten meistens etwas, was man ihren Inhalt nennen könnte," fuhr Doctor Taube betrübt fort.

„Wahrhaftig, da ist ein Brief," sagte Bankier Z. und zog ein leicht vergilbtes Schriftstück heraus.

„Nicht wahr?" rief der Doctor lebhaft, „ich hatte es gleich geahnt ... Kann vielleicht einer der Herren lesen? .... Sie selbst, Herr von Z.? Dann wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn Sie uns den Brief vorläsen. Ich würde dadurch ein Längeres und Breiteres ersparen."

Und Bankier Z. las:

„Mein theurer Gatte!

Sei nicht überrascht und vor Allem erschrick nicht. Ich nehme Abschied von Dir. Du bist ein guter, edler Mann und ich bin Dir von

Herzen zugethan. Unsere zweimonatliche Ehe wird stets eine meiner schönsten Erinnerungen bleiben. Ich würde Dich unter Umständen sofort wieder heiraten, wenn ich es nicht schon gethan hätte. Du hast das ungeschriebene Testament Deines seligen Bruders, meines unglücklichen Bräutigams, vollstreckt, indem Du mich heiratetest. Niemals werde ich es Dir vergessen, daß ich in Dir — ihn besessen habe, dessen leibliches Abbild Du mir bist. Ich darf es Dir ja jetzt sagen: in Dir war ich mit ihm verheiratet. Dennoch — Du zürnst mir nicht — machte ich nach und nach die Wahrnehmung, daß Du innerlich ein Anderer bist. Ein ganz Anderer, o mein Anton. Es scheint in der Natur zu liegen, daß zwei Brüder, selbst wenn sie Zwillinge sind, nicht der nämliche Mensch sein können, mit der nämlichen Seele. Ich glaubte ihm treu zu sein, indem ich Dein wurde; nun sehe ich, daß ich ihm eben dadurch untreu geworden bin. Dazu kommt noch jenes nagende Bewußtsein, im Besitze der seltensten Eigenschaften, dieselben nicht verwerthen zu können. Mein Traum, mich als Baritonist zum Gipfel des Ruhmes hinanzuschwingen, kann, wie Du weißt, niemals Wahrheit werden. Die Directionen haben nicht den Muth, mich vor das Publicum zu stellen. Jahrelang habe ich an dieser Krankheit mich verzehrt, Du weißt es ja. Da brachte mir der seltsamste Zufall von der Welt den Colonel Jedediah W. Long in den Wurf. Er sah mich und — kann mich nicht mehr missen. Er ist krank, die Aerzte haben ihm eine monatelange Seereise dringend empfohlen. Er hat sich zu diesem Zwecke eine Yacht bauen lassen; Du sahst sie ja im Bothafen liegen. Aber unerträglich war ihm der Gedanke, monatelang durch die Wasserwüste zu irren, ohne ein weibliches Wesen in seiner Nähe. Denn er kann ohne Frauen schlechterdings nicht leben. Anderseits ist es, wegen der Mannschaft, jederzeit unthunlich, auf eine solche Reise eine Dame mitzunehmen; die weibliche Gegenwart kann unter rohen Gesellen Leidenschaften entzünden, die zu Meuterei und Verderben führen. Darum lag Colonel Long so lange hier in Ostende fest und zauderte, seine Yacht zu besteigen. Wartete er auf etwas Unerwartetes? Hoffte er auf ein Wunder? . . . . Da erblickte er mich — und fühlte sich gerettet. Er fand Mittel und Wege, sich mir zu nähern. Er gab es mir schriftlich, daß er mich liebt, und dazu die Hälfte seiner Silbergrube in Nevada. Er stellte mir den Antrag mit ihm zu fliehen auf seiner Yacht, hinaus auf den weiten Ocean, wo uns keine Continente anfechten würden. Ich sollte während der Reise Männerkleider tragen; mein — Dir bekanntes — Aussehen und meine Stimme würden dies unterstützen. Die Mannschaft würde mich für einen Mann halten, für den Freund des Kapitäns. Er würde nicht als hagestolzer, fliegender

Holländer durch die Meere schweifen müssen und dennoch vor Meuterei geschützt sein ..... Theurer Anton! Stelle Dir das vor. Mit einem Schlage sah ich mich am Ziele meiner Wünsche. Ich war in die Lage versetzt, die Gaben, mit denen die Natur mich so verschwenderisch, wenn auch in ungewöhnlicher Richtung, ausgestattet, fruchtbar zu machen. Ich war keine verfehlte Existenz mehr, deren Reichthum ihre Armuth ist. Ich sah ein Ziel vor mir, Geltung, vielleicht Glück, — jedenfalls das Glück des Bewußtseins, nicht umsonst zu leben ..... Theurer Anton, verzeihe mir, ich sagte Ja! .... Möglich, daß ich Unrecht hatte. Aber ich konnte nicht anders. Der Spiegel, in den ich sah, sagte es mir: Flieh, geh, folge deinem Schicksal! Und so ist es gekommen. ...... Theurer Anton, lebe wohl! Wenn Du diese Zeilen liesest, bin ich bereits auf hoher See. Sehen wir uns jemals wieder? .... Meine besten Wünsche fliegen Dir zu. Wenn ich jemals erfahren werde, daß Du glücklich bist, recht, recht glücklich aus vollem Herzen, so werde ich selig sein. Nochmals Ade!

Arabella."

Athemlos hatten wir zugehört. Nur bei einigen besonders auffälligen Stellen hatte sich ein leises Räuspern, Scharren oder Rücken hören lassen. Solche unbedeutende Aeußerungen sind wohl angesichts eines so erstaunlichen Briefes erlaubt.

„Nowaja Semlja!" sagte Doctor Taube mit der Betonung von ‚ich danke', als der Bankier ihm die Brieftasche mit ihrem Inhalte wieder zurückstellte. Der Brief hatte erst noch die Runde um den Tisch gemacht und Jeder hatte ihn selbst durchflogen, als könne er nur den eigenen Augen trauen.

„Er ist so vergilbt," sagte Doctor Taube schmerzlich, „weil ich ihn schon zwanzigmal in den Ofen geworfen habe, um ihn zu verbrennen, was mir aber nicht gelang, da ich niemals heize. So habe ich selbst in Kleinigkeiten stets das ausgesuchte Unglück. Einem Anderen kann das Verbrennen eines Briefes überhaupt nicht mißlingen."

„In der That ein außerordentlicher Fall," sagte Director von M. nachdenklich, fast gerührt. „Und haben Sie Ihre Frau nie wieder gesehen?"

„Doch," seufzte der Doctor, „ich hatte auch dieses Unglück. Ich erhielt diesen Brief nach meinem gewohnten Nachmittagsschläfchen, das zufällig etwas länger gerathen war. Ich rannte nach dem Bothafen hinunter und sah es selbst, die amerikanische Yacht war fort. Sie hatte vor drei Stunden die Anker gelichtet. Ich eilte nach Hause und fragte alle Leute aus, nach meiner Frau. Sie hatte vor etwa vier Stunden das Haus verlassen, mit wenig Gepäck. Man nahm an, es handle sich um einen Ausflug und ich sei voraus zum Hafen. Wiederum lief ich die weite Strecke hinab, die Sonne tauchte sich

eben in's rothe Meer. Die Fischer zeigten mir fern am Horizonte ein weißes Segel, das gerade auf den glühenden Feuerball loszuschweben schien. Immer näher kam es ihm, immer röther flammte es auf, bis es als Purpursegel die feurige Sphäre berührte und von dieser Berührung wie in Dampf aufgelöst plötzlich verschwand. Sie sind vernichtet; dieses Gefühl übermannte mich. Stundenlang war ich keines Gedankens fähig. Ich saß auf einem Stein und starrte hinaus, immer auf denselben Punkt. Die Sonne versank alsbald und nahm sie mit sich hinab in's Meer. Dann wurde es roth im Westen, dann grau und dann schwarz, und immer noch saß ich und starrte dem unsichtbaren Segel nach."

„Hören Sie auf, Doctor, Sie machen mich ja ganz weich!" rief Director von M.

Aber Doctor Taube saß starr da, wie eine Sprechmaschine, und seine Stimme klang, als spräche ein ganz Anderer aus ihm. Ohne merklichen Tonfall, mit einer Art Gleichgiltigkeit fuhr er fort:

„Ich weiß nicht, wie ich nach Hause kam und ob ich diese Nacht schlief. Ich weiß nur, daß ich früh morgens wieder am Meere war. Ich stand am äußersten Ende der Estrade, angewurzelt, versteinert. Ein heftiger Weststurm tobte, mehrere Barken waren schon gestrandet und .... träumte ich? wurde ich wahnsinnig? .... da war die amerikanische Yacht eben im Begriffe, an den Steinquadern des Molo zu zerschellen. Eine mächtige Woge hob das schlanke Fahrzeug und schwang es gegen die Steinwand, ... ein Krach ... ein Schrei ... und Alles fuhr in Trümmern, in Splittern auseinander. Ich sprang hinab in's Wasser, wo ich stand, ich rief den Namen meiner Frau, ich sah einen Augenblick ihr todtbleiches Gesicht auftauchen und wieder untergehen, ich griff zu und arbeitete aus allen Kräften, um mit meiner Last an's Land zu kommen. Als ich den geborgenen Körper auf den Sand legte, sah ich erst, wer es war. Colonel Jedediah W. Long. Mit einer Verwünschung fiel ich bewußtlos neben ihm hin ..... Auch hier der alte Unglücksvogel, wie überall."

„Entsetzlich, Doctor!" rief der erschütterte Bankier und faßte seine Hand. „Nein, das geht zu weit! Sie erregen mich da zu einem förmlichen Mitgefühl, ich bin außer mir, Ihretwegen, und am Ende ist Alles nicht einmal wahr. Bei Ihnen weiß man ja das nie. Hand auf's Herz, bester Doctor, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur das eine Mal: ist diese Geschichte wahr?"

Doctor Taube fuhr sich mit den Händen über die Stirne und dann rechts und links die Wangen herab, als schlichte er einen Bart, den
nicht hatte. Dann rief er mit ganz veränderter Stimme: „N
Was fällt Ihnen ein, Herr von T.? Wie Sie gehört hab

ohnehin groß genug; wenn es nun auch noch wahr wäre, müßte ich mich ja rein aufhängen!“ Und er schlug eine seltsame Lache auf, die wie eine Anwandlung von Weinkrampf klang.

Nun saßen wir wieder da und starrten ihn an, ohne zu wissen, woran wir waren.

Der Doctor stand auf, schlüpfte aus der Nische hinaus und begab sich zu einem runden Tisch am anderen Ende des Saales. Dreimal ging er um ihn herum, dann trank er ein Glas Wasser, dann ging er noch dreimal um den Tisch. Da ein Sessel dabei stand, setzte er sich für ein Weilchen darauf. Und da ein Fenster in der Nähe war, blickte er einen Augenblick hinaus, in den grauen Himmel, über den ein paar schwarze Raben flogen. Man hörte ihr Krächzen bis herein.

„Gerson!“ rief er.

Charles eilte zu ihm und neigte sich vor, um seinen Auftrag zu hören.

Aber er sagte nur: „Gerson, diesen Raben dürfen Sie nie borgen, denn das sind die größten Schuldenmacher; sie schreien fortwährend. Ah! ah! ah! und das ‚B‘ bleiben sie schuldig.“

„Sehr wohl, Herr Doctor,“ sagte Charles und borgte den Raben von dieser Stunde an nichts.

Dann stand Doctor Taube auf und kehrte zu uns zurück. „In gewissen Fällen,“ sagte er, „kann ich Ihnen nur rathen, sechsmal um einen runden Tisch herum zu gehen und dazwischen ein Glas Wasser zu trinken. Davon wird man ein anderer Mensch. Sehen Sie mich an; soeben war ich in's Meer gesprungen, jetzt bin ich wieder ganz trocken . . . . Ist denn noch ein Rest von jener Witwe in der Flasche?“ Er leerte ein Glas und nahm wieder seinen alten Platz ein.

„Ja, ja,“ äußerte der Bankier, der eben aus einem philosophischen Brüten auffuhr.

„Ei, Herr von Z.,“ sagte der Doctor darauf, „Sie sind ja sehr bibelfest. Schon die Schrift mahnt uns: ‚Deine Rede sei: ja — ja.‘“

„Vollkommen,“ entgegnete der Bankier, „aber unser Freund, Rittmeister D., ist schon im höchsten Grade neugierig, was Sie mit dem Amerikaner angefangen haben.“

„Pachdong,“ protestirte der Doctor, „er hat ja mit mir angefangen; ich habe mit ihm ein Ende gemacht.“

„Oho!“ rief der Rittmeister, der eine kriegerische Verwicklung ahnte.

„Sie müssen aber doch sehr enttäuscht gewesen sein,“ meinte Director von M., „als Sie statt Ihrer armen Frau den reichen Amerikaner gerettet hatten?“

„Nowaja Semlja!“ rief der Doctor unbekümmert, wie ein Anderer sagen würde: ‚Bah!‘ „Ich bin ein gelernter Pechvogel und muß mich zu trösten wissen. Ich sagte mir also: besser ein Regenwurm in der Hand, als ein Regenbogen auf dem Dache. Ich ließ meinen Feind in seine Wohnung tragen und begann ihn zu pflegen. Ich pflegte ihn vierzehn Tage lang, mit Aufopferung, wenn ich auch ein Gesicht dazu machte, wie eine Amsel, die aus einem Kukuksei ein Eichkätzchen ausgebrütet hat. Ich scheute selbst Geldopfer nicht und kaufte eigens eine Briefmarke um zehn Centimes, um sie auf eine kleine Hautabschürfung zu kleben, die der Arzt an seiner Stirne übersehen hatte. Wenn Sie bedenken, daß eine Freimarke um fünf Centimes denselben Dienst geleistet hätte, werden Sie meine Gefühle würdigen. In der That war er nach vierzehn Tagen hergestellt. Da sagte ich zu ihm: „Sir, Sie wissen vielleicht, daß Sie mir Ihr Leben verdanken?“ — Da sagte er zu mir: „He?“ — Da sagte ich zu ihm: „Sie werden es mir also geben, Sir.“ — Da sagte er zu mir: „He?“ — Da sagte ich wieder zu ihm: „Wir werden uns schlagen, Sir.“ — Da sagte er wieder zu mir: „He?“ — Ich fuhr fort: „Auf Leben und Tod, Sir!“ — Er fuhr fort: „He?“ — Diese Einsilbigkeit erbitterte mich noch mehr. Ich suchte mir zwei Zeugen und diese machten ihm die Sache mit Mühe verständlich. Auch er fand zwei Zeugen und die Bedingungen wurden vereinbart, man kann nicht sagen: auf Leben und Tod, sondern: auf Tod allein. Ich dürstete nach Blut. Aber auch in ihm war der Yankee erwacht und so that er ein Gleiches. Die Bedingungen waren in der That fürchterlich. Er verlangte als Waffe den Revolver. Ich nahm ihn an, forderte aber sechs Schüsse für Jeden. Die Zeugen machten die längsten Gesichter, die sie bei sich hatten. Dann schlug er zehn Schritte Distanz vor. Die Zeugen erblaßten wie auf Verabredung. „Mit fünf Schritt Avance für Jeden!“ rief ich wüthend. — „Mit sechs Schritt Avance!“ schrie er ebenso. Es war wie bei einer Versteigerung. Die Blässe der Zeugen kannte keine Grenzen mehr, sie wollten uns zu einem weniger mörderischen Vorgehen bestimmen, aber wir blieben unbeugsam. So ritten wir denn am nächsten Morgen in die Dünen hinaus, an einen ganz einsamen Ort, wo wir nicht Gefahr liefen, durch die plötzliche Gründung eines neuen Seebades gestört zu werden. Die Plätze wurden abgesteckt. Zehn Schritt von einander, Aug' in Aug', Zahn in Zahn stellten wir uns auf. Wir feuerten unsere Augen auf einander ab, noch vor den Revolvern. Dann avancirten wir Jeder sechs Schritt. Beim sechsten mußten wir natürlich Einer an dem Andern vorbei und kamen dann Rücken zu Rücken zu stehen. Ein Zeuge klatschte dreimal in die Hand und wir schossen gleichzeitig, Jeder vor sich hin. Sechsmal schossen wir, aus so großer Nähe. Die Zeugen glaubten, wir müßten Beide todt sein. Aber wir waren Beide unverletzt. Erstaunt wandten wir uns einander zu.

„Sie sind nicht todt, Sir?“ fragte ich. — „He?“ fragte er. Die Zeugen bissen sich gegenseitig auf die Zunge, um nicht hell aufzulachen, erklärten die Sache für beigelegt und forderten uns auf, uns die Hände zu reichen. Wir thaten es und er drückte die meinige so kräftig, daß er mir den Daumen zerquetschte. Er mußte amputirt werden und fehlt mir, wie Sie sehen, noch immer.“

Doctor Taube schwieg und unterbrach seine Traurigkeit auf ein Weilchen, um sich im Kreise umzusehen, ob er nicht wegen seines Heldenmuthes bewundert werde. Aber dies war nicht der Fall. Im Gegentheil erhob sich eine Art Murren wider ihn und man hielt den Ausgang für höchst unbefriedigend. Rittmeister D. namentlich fand ein Duell in der Aufstellung Rücken gegen Rücken sehr ungefährlich und diese Ansicht drang auch bei den Uebrigen durch.

„Hören Sie, lieber Doctor, damit speisen Sie uns nicht ab,“ räsonnirte sogar der mildgesinnte Director von M. „Entweder Sie schlagen sich sofort interessant, oder wir schenken Ihnen den ganzen Zweikampf.“

„Ich bin ganz derselben Meinung, Doctor,“ rief der Rittmeister D. „Was heißt das? Sie und jener Yankee stellen sich Rücken an Rücken zusammen und knallen dann tapfer in die Luft hinein, Jeder vor sich hin. Da konnte ja gar Niemand getroffen werden! Sie mystificiren uns, Doctor.“

„Pachdong, Herr Rittmeister,“ vertheidigte sich Doctor Taube flehentlich. „Sie sind bei der Cavallerie; wenn Sie Artillerist wären, würden Sie das schwerlich sagen. Die Artilleristen verstehen sich nämlich auf Ballistik; das ist ihr Dach und Fach. Es kam nämlich in unserem Falle Alles nur darauf an, daß wir Beide mit dem Rücken so gegeneinander standen, daß der Meridian des Ortes genau durch unsere beiden Kreuzbeine ging. War dies der Fall, so mußten unsere beiden Kugeln ihren Lauf längs dieses Meridians nehmen, den Weg um den Erdball machen und schließlich jede den Gegner vorne treffen. Ist das klar oder unklar?“

„Lächerlich!“ rief der Rittmeister. „Wie kann denn ein Revolver so weit tragen?“

„Pachdong, Herr Rittmeister, einer vielleicht nicht, aber wir hatten ja zwei Revolver,“ entgegnete der Doctor mit unnachahmlicher Unschuld.

„Ach so,“ lachte der Rittmeister, „dann geht's natürlich eher.“

„Uebrigens,“ fuhr der Doctor ernsthaft fort, „konnten wir ja nicht gut annehmen, daß die Tragweite unserer Waffen nicht für eine so unbedeutende Entfernung genügen werde. Die Erde ist bekanntlich einer der kleinsten Planeten und unsere Revolver waren vom größten Kaliber.“

„Ach ja so,“ rief der Rittmeister, „das ist freilich was Anderes.“

„Aber ich werde Ihnen sagen, meine Herren, woran es lag, daß dennoch Keiner von uns getroffen wurde. Wir zielten nämlich Beide zu

genau . . . Pachdong, ich bitte nicht zu lachen; es ist thatsächlich so. Die Erde ist bekanntlich eine Kugel. Auf der einen Seite wohnen die Poden . . ."

„Wer?" fragte ich unwillkürlich.

„Die Poden," wiederholte er ganz harmlos, „und auf der anderen Seite die Antipoden. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen," lachte ich.

„Nun denn," fuhr er fort, mit dem Ernste eines außerordentlichen Professors der Physik, „da wir so genau zielten, mußten unsere Kugeln sich auf der nämlichen Linie um den Erdball herum bewegen. Thaten sie dies, so war es schlechterdings unvermeidlich, daß sie sich bei den Antipoden, auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel, treffen mußten. Sie begegneten sich im Flug in der Luft, hoben gegenseitig ihre Flugkraft auf und fielen an jenem Punkte zu Boden. Man braucht nicht einmal ein Artillerist zu sein, schon ein Astronom genügt, um dies augenblicklich einzusehen."

„Es ist Alles ganz richtig," sagte der Bankier, „mathematisch, geographisch, astronomisch, auf jede Weise klappt's. Jedoch . . . bei aller Kleinheit unserer Erde kann ich mir's nicht gut vorstellen, daß eine Revolverkugel rund herum gehen könnte."

„Wie?" rief Doctor Taube fast heftig. „Verehrter Herr v. Z., dann . . . dann . . . dann sind Sie farbenblind und können eine Revolverkugel nicht von einer Uhrkette unterscheiden!"

Alles stutzte, bockte sozusagen. Was sollte da nun wieder kommen?

„Sehen Sie," fuhr der Doctor aufgeregt fort, „sehen Sie hier meine alte Uhrkette? Die trage ich nun schon so lang . . . und noch immer geht Sie mir nicht ganz herum. Wenn wir uns auf Uhrketten geschlagen hätten, könnten Sie also Recht haben. Aber eine Revolverkugel ist doch um Gottes willen keine Uhrkette, nicht wahr?"

Diese Beweisführung schien den Herren doch zu stark. Alles rückte geräuschvoll mit den Stühlen, eine Art aufständischer Bewegung ging durch die Gesellschaft. Die Lage Doctor Taube's wurde offenbar eine kritische.

Bankier Z. ging sogar so weit, daß er es unmoralisch fand, ein solches Duell zu erfinden.

Darauf zog der Doctor seine Uhr und sagte wehmüthig: „Herr von Z., es ist zehn Uhr, es ist Nacht . . . und in der Nacht kann die Moral unmöglich auf der Tagesordnung sein. Sehen Sie, wenn ich die große Kunst besäße, mit wenigen Worten nichts zu sagen, so könnte ich selbst die Unzufriedensten unter Ihnen sofort zum Schweigen bringen."

Diese Bemerkung stellte die Ruhe sofort wieder her. Die Geschichte war also noch nicht zu Ende; vielleicht noch lange nicht. Wer weiß, was für Wendungen noch bevorstanden. Die Gesellschaft mußte sich hüten, durch

allzu ablehnende Haltung die Möglichkeit weiterer Unmöglichkeiten abzuschneiden.

Director von M. war es, der aus diesen Beweggründen zuerst einzulenken begann, indem er sagte: „Lieber Doctor, Sie sind heute so außergewöhnlich, daß Sie unsere Aufregung nicht übel nehmen dürfen. Im Vergleich mit Ihnen ist ja Münchhausen ein bloßer Jules Verne. Denn ich setze voraus, daß Ihr Duell mit dem Amerikaner nicht ganz genau so verlaufen ist, wie Sie es schildern."

„Herr Director," entgegnete der Doctor vorwurfsvoll, „nicht ganz genau so? Noch viel genauer, sag' ich Ihnen. Sie haben gar keine Idee davon. Freilich, wenn der Amerikaner hier wäre . . .! Denn es ist ein sehr richtiger Satz: Man muß immer beide Theile anhören, nicht nur den Audiatur, sondern auch die Altera Pars . . . Gerson! könnte ich nicht noch etwas Leichtes zu essen haben? Vielleicht etwas aus genergelten Eiern? . . . Sie verstehen mich schon wieder nicht?"

„Doch, doch, Herr Doctor," beruhigte ihn Charles auf's Gerathewohl und wandte sich zum Gehen.

„Aber bitte, Gerson, überwachen Sie gefälligst die Zubereitung, ja?" Und als Charles mit etwas unsicherer Miene gegangen war, sagte er: „Ich wollte ihn nur jetzt hinaus haben, denn ich habe mich entschlossen, Ihnen die wirkliche Geschichte jenes Zweikampfes zu erzählen."

Ein allgemeines „Ah" begrüßte diese in feierlichem Tone gemachte Eröffnung. Nur eine Bowle wollte man noch vorher bestellen. Doctor Taube hatte nichts dagegen, stimmte aber für eine Sellerie-Bowle, welche die Anderen gar nicht kannten. Er bereitete sie also selbst zu.

„Mit dieser Bowle," erzählte er dabei, „ist es mir einst in Frankreich übel ergangen. Ich wollte sie einer Gesellschaft, die nur Französisch verstand, zeigen, und verlangte dazu „de la sellerie", was großes Erstaunen hervorrief, besonders bei mir selber, als man mir nach einer Weile zwei alte Sättel und einen Steigbügel hereinbrachte. Ich erfuhr erst dann, daß „sellerie" in jener Sprache Sattlerwaaren bedeute. Mit großer Sorgfalt setzte er übrigens die Bowle an, da es dabei „hauptsächlich auf die feinen Mißverhältnisse der Stoffe ankomme", wobei es uns unklar blieb, ob er Mischverhältnisse oder Maßverhältnisse meinte.

Endlich war er so weit, daß er zu erzählen begann:

„Nowaja Semlja," sagte er mit der Betonung von: ‚In Gottes Namen'. Die Sache ist also eigentlich folgendermaßen verlaufen. Ich ließ meinen Todfeind in seine Wohnung schaffen und widmete mich ganz seiner Pflege. Nicht nur bei Tag und Nacht, auch in der Dämmerung war ich an seiner Seite. Er hatte bei dem Schiffbruch außer Yacht, Frau und Gepäck

auch sein Bewußtsein verloren. Sein Gepäck bargen die Fischer gleich, sein Bewußtsein erst nach einigen Tagen und nur partienweise. Er hielt mich anfangs für Arabella, die er fragte, ob sie sich nach ihrem Manne sehne. Nach mir! „Nein, nein!" betheuerte ich in ihrem Namen, um ihn zu beruhigen, „ich liebe nur Dich auf Erden". Und ich umarmte und küßte ihn, was ihn jedesmal gleich beschwichtigte. Er schlief nicht ein, ohne meine Hand in der seinigen zu halten. Dann wieder commandirte er seine Yacht. Er rief mir zu, geschwind die Segel zu reffen, da die Yacht sonst kentere. Dann eilte ich an die Fenster und zog geschwind alle Rollvorhänge hinauf, in enge Falten. Oder er befahl mir Anker zu lichten; da zog ich langsam die Wanduhr auf und er hielt das knarrende Geräusch für das der Ankerwinde. Ich war erfinderisch, ich war unermüdlich, ich war zartfühlend . . . aus tödtlicher Feindschaft. Eines Tages war er so weit, daß er mich erkannte. Das war ein Augenblick! „He?" rief er überrascht und griff hinter sich, offenbar nach der Stelle, wo er die Revolvertasche zu tragen pflegte. — „Beruhigen Sie sich, Colonel," sagte ich, „Sie sind sehr krank gewesen, aber jetzt gottlob außer Gefahr." — Er machte ein Gesicht, als höre er hottentottisch reden. Nach einer Weile erst preßte er mit Schwierigkeit hervor: „Wo ist Arabella?" — Ich faßte alle meine Unbefangenheit zusammen und sagte: „Arabella, wer ist das?" — Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an und erwiderte: „Ihre . . . Frau, denk' ich." — „Meine Frau?" lachte ich aus vollem Halse, „aber Colonel, ich habe ja gar keine Frau, ich bin mein Lebtag Junggeselle gewesen. Sie träumen, Colonel." — Er griff sich mit den Händen nach dem Kopfe: „Träumen . . . Träumen . . . Wir haben doch Schiffbruch gelitten am Molo von Ostende? — Ei, das wäre," staunte ich, „seit Wochen herrscht das schönste, stille, graue Wetter. Sie haben sich das in Ihrer Krankheit eingebildet, Colonel. Fieberträume, verworrenes Zeug." — Er gab nach und fragte in dieser Richtung nicht weiter. Ich fuhr in seiner Pflege fort, wie eine barmherzige Schwester. Wissen Sie, meine Herren, was das heißt? Es ist doch eine ganz merkwürdige Sache, was es heißt, sich wochenlang der Sorge um ein Menschenkind hinzugeben. Man wird dadurch seine Amme, seine Mutter. Erst pflegte ich ihn aus Rache, dann aus einer Art point d'honneur, da ich es doch einmal übernommen. Später hatte ich die Empfindung eines Künstlers, dem etwas gelingt. Ich kam mir zuweilen vor wie ein Arzt, der aus einer Leiche einen lebendigen Menschen gemacht hat. Zuletzt hatte ich förmlich das Gefühl, daß ich ihn liebte."

„Zum Teufel, Doctor," unterbrach ihn Rittmeister D., „das Alles klingt so möglich. Gelt, diesmal ist es wirklich die Wahrheit?"

Doctor Taube sah ihn mit einem unsäglich melancholischen Blick an und sagte: „Was ist Wahrheit? Ich habe Dinge erlebt, die sehr unwahr

scheinen. Jeder ordentliche Pechvogel hat auch noch das Unglück, daß man ihm sein Unglück nicht glaubt . . . Doch ich langweile die Herren? Ja, kurzweilig ist diese Geschichte nicht. Warten Sie nur, Sie sollen noch gähnen. Wetten wir, daß Sie gähnen werden? Eine leere Flasche gegen eine volle!"

„Bitte, Doctor," flehte der Director, „keine Unterbrechungen, wir brennen ja vor Ungeduld."

„Gerson," rief der Doctor, „bitte, geben Sie dem Herrn Director von M. etliche Nadeln, damit er darauf sitzen kann."

Jetzt wurde aber der Rittmeister wild und trat so energisch auf, daß Doctor Taube vorderhand auf jeden weiteren Zwischenscherz verzichtete und ungesäumt fortfuhr:

„Das also, meine Herren, war die Situation. Sie wurde aber noch viel verwickelter, als der Colonel nachgerade gesund wurde. Sein Gedächtniß war nun wieder getrocknet, alle Ereignisse standen klar vor ihm. Seine Nerven, seine Aerzte, die Entführung, der Schiffbruch, die Rettung durch mich. Er sah nun, wie er zu mir stand. Er war mir Genugthuung schuldig. Er ahnte, warum ich ihn gerettet. Ich hatte ihm das Leben offenbar nur zurückgegeben, um es ihm nehmen zu können. Eines Tages, als er schon ganz gesund war, trat er plötzlich in meine Stube und sagte ohne alle Vorrede: „Also gut, es ist einmal nicht anders, wir schlagen uns." — Ich schwieg; jetzt überraschte mich die Sache doch. — Da sagte er: „Schade um Sie, da Sie jetzt reich sind und Ihr Leben endlich genießen könnten." — „Ich reich?" entgegnete ich erstaunt. — „Ich hatte," fuhr er gelassen fort, „Ihrer Frau die Hälfte meines Silberbergwerks in Nevada verschrieben. Sie ist todt, ihr Erbe sind unzweifelhaft Sie." Hatte er es beabsichtigt, mich zu reizen, um mich zu zwingen, daß ich mich an ihm räche? Ich weiß es nicht, aber ich glaube fast. Die Folge spricht dafür. Bei seinem Antrage fuhr ich auf, wie von einer Viper gestochen. „Wie? Diese Schändlichkeit muthen Sie mir zu?" rief ich außer mir; „Sie sind ein Schurke, Mann! ein doppelter Schurke!" — Kalt blickte er mich an, mit seinen grauen Augen, die noch immer so ertrunken schienen. „Es ist gut," sagte er dumpf. „Schießen Sie gut?" — „Ich habe nie eine Pistole in der Hand gehabt," entgegnete ich.

„Waren Sie denn nicht Officier?" fuhr ich unwillkürlich drein.

Er sah mich an; ein ganz leiser Schimmer von Lächeln, als hätte er etwas sehr Naives gehört, spielte um seine Lippen. Ohne mir zu antworten, fuhr er fort: „Der Colonel sah mich erstaunt an und sagte: ‚Dann werden Sie mir gestatten, daß ich Sie erst vierzehn Tage lang in dieser Kunst unterrichte.'" — Ich traute meinen Ohren nicht. Ein solcher Antrag von einem Duellgegner war mir noch nie vorgekommen. Er war so einzig in seiner Art, daß ich mich innerlich gezwungen fühlte, darauf einzugehen . . . Und er hat

mich thatsächlich im Schießen unterrichtet. Wir waren jeden Tag mehrere Stunden auf einem Schießstand. Ich übte mich mit seinen trefflichen amerikanischen Pistolen, mit gezogenen Läufen, vor der Scheibe. Er gab mir dabei die besten Rathschläge, er machte mich auf alle Vortheile aufmerksam. Er selbst schoß nur, um mir etwas zu zeigen und traf jedesmal genau den Punkt, den er wollte. Manchmal schoß er, gleichsam ironisch, in die Löcher, die ich so und so weit vom Schwarzen geschossen hatte. Es war erstaunlich zu sehen. Bei jedem solchen Schusse sagte ich mir, ich sei ein todter Mann. Meine Herren, haben Sie neulich in der Zeitung die Notiz gelesen, daß die Ueberreste Rossini's von Paris in seine Vaterstadt übertragen wurden?"

Die Einen sagten Ja, die Anderen Nein.

„Waren Sie nicht höchlich überrascht davon?"

Alle sagten Nein.

„Nun denn, da ging es mir anders. Ich war überrascht davon und sagte mir: Schau, schau, nach dem Tod der Leute erfährt man immer erst die interessantesten Sachen; wer hat je zu Rossini's Lebzeiten gehört, daß er auch Ueberreste besitzt? Nach seinem Tod aber kommt es plötzlich heraus." Und als die Gesellschaft über die Bemerkung lachte, sagte er ganz kleinlaut: „Sehen Sie, mir ging es zu jener Zeit ungefähr so, wenn ich vor meinem Spiegel stand, um mich zu rasiren. Siehst du, Doctor? sagte ich da jedesmal zu mir, was du da im Spiegel siehst, das sind deine Ueberreste. Ob die wohl auch einmal werden von Paris nach dem Geburtsorte Rossini's überführt werden? Schwerlich, schwerlich . . . Solche Gedanken machten mich dann ganz schwermüthig. Ich war ein verlorener Mann. Wäre ich etwas mehr bei Gelde gewesen, so hätte ich mir einen Gesanglehrer genommen, um singen zu lernen und meinen Schwanengesang anstimmen zu können. Aber ich war arm, mein bevorstehendes Ende konnte also musikalisch nicht von Belang sein. Auch meine Zerstreutheit wuchs in erschreckendem Grade. Eines Tages, als ich spazieren ging, bemerkte ich, daß ich ein gewisses Aufsehen erregte. Das wurde mir schließlich unbequem und ich sah mir die Leute an, die mich so ansahen. Nach den Händen blickten sie mir, alle nach den Händen. Ich entschloß mich zuletzt, ein Gleiches zu thun und da bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich in meinen nassen Frottirhandschuhen ausgegangen war. Auch das war mir noch nie vorgekommen und ich zweifle noch jetzt, ob alle Bewohner von Ostende diese Handschuhmode angenommen haben."

„Zur Sache, zur Sache," wisperte ihm der Director ins Ohr, der ihm wohl wollte und sich bei dieser Gelegenheit gleichsam als sein Impresario fühlte.

„Nowaja Semlja!" sagte Doctor Taube im Tone von: ‚ich bitte um Entschuldigung.‘ Dann steckte er eine tieftragische Miene auf, die uns sofort

die nahe Katastrophe ankündigte, und sprach: „Eines Tages — es war der 30. Februar, ich werde mir diesen Tag ewig merken — hatte ich besonders gut nach der Scheibe geschossen. Ich schoß eben im Gefühle, daß ich mein Leben theuer verkaufen wolle. Da sagte der Colonel: „Sie schießen schon ganz vortrefflich, Sir; ich glaube, die Zeit für unser Duell ist gekommen. Sind Sie bereit?" — „Ja, Sir", entgegnete ich. — In diesem Augenblick sah ich zwei goldene Punkte aufblitzen, die ich mir in der Befangenheit des Moments nicht gleich zu erklären wußte. — „Gut denn, für morgen, wenn es Ihnen recht ist," sagte er kaltblütig; „ich gehe jetzt in die Stadt und verständige meine Zeugen. Guten Tag einstweilen." — „Guten Tag," wiederholte ich mechanisch. Indem er sich von mir wandte, sah ich schon wieder zwei Punkte in hellem Goldglanz blitzen, war aber zu beschäftigt mit mir selbst, um über dieses früher nie wahrgenommene Phänomen ins Reine zu kommen. Ich machte einen Spaziergang am Meere, die Seeluft festigte meine Nerven. Ich ging auf dem Molo auf und ab, dort wo die Yacht gescheitert war. Das bleiche, verzerrte Antlitz meiner Frau tauchte aus der Brandung auf und sah mich an, sah mich immerfort an . . . Das weckte in mir wieder alle Dämonen. Rache wollte ich haben! Jetzt war ich wieder fest. Ich suchte zwei Bekannte auf und sandte sie als Cartellträger an den Amerikaner. Zu derselben Zeit aber erschienen die seinigen bei mir. Er sei der Beleidigte, behaupteten sie, denn ich hätte ihn einen doppelten Schurken genannt, ihm stehe also das Recht der Forderung zu. Unwillkürlich fiel mir dabei ein, daß ich dann die Chance des ersten Schusses hatte. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß mir dies eingefallen war, aber da dies einmal geschehen, war ich zu schwach, es aus meiner Rechnung zu tilgen. Ich willigte ein . . . Den anderen Morgen ritten wir hinaus in die Dünen. Ein kleines Thal zwischen Sandhügeln, mit einem Wäldchen von niederen Strandkiefern, hatte den Secundanten gepaßt. Dort fanden wir bereits die Gegenpartei. Der Colonel lüftete mit steifer Höflichkeit den Cylinder, um mich zu begrüßen. Er war ganz schwarz gekleidet, der lange Ueberzieher bis an das Kinn zugeknöpft. Er sah aus wie ein Pastor auf einer Landpartie. Zwischen seinen langen Zähnen hielt er eine lange Cigarre, die er auf Augenblicke zwischen seine langen Finger nahm, um eine Bemerkung zu machen. Ich sah das Alles ganz genau, mein Blick war an diesem entscheidenden Morgen ungewöhnlich scharf; auch war ich überzeugt, daß ich gut zielen würde. Trotzdem stimmte es mich eigenthümlich, als aus der Ferne durch die stille Luft leiser Glockenton daherklang! Wem von uns Beiden gilt dieses Zügenglöcklein? wollte ich mich im Stillen fragen, aber wider meinen Willen fiel es laut aus. Der Colonel hörte meine Worte und sagte ruhig, mit einer Art Gemüthlichkeit: „Ich habe dieses Glockengeläute eigens bestellt, für zehn Uhr, unsere Stunde; wer von uns fällt, soll wenig-

stens nicht ohne Sang und Klang von hinnen gehen.“ Ein Schauder lief mir über den Rücken; das machte mir den Eindruck, als habe er gleich den Todtengräber bestellt und der schaufle in diesem Augenblick bereits irgendwo hinter jenen Strandkiefern ein Grab . . . für mich? . . . für ihn? . . . er wußte es so wenig wie wir Beide.“

„Ein verdammter Yankee!“ stöhnte der aufgeregte Bankier. „Der arrangirt Duelle mit Stimmung.“

Der Rittmeister, für den endlich der Augenblick eines wirklichen Interesses erschienen war, preßte den Arm des Bankiers zusammen, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Doctor Taube aber fuhr mit einer wahren Grabesstimme fort: „In dem Augenblicke, als der Colonel das gesagt hatte, sah ich plötzlich wieder, nun schon zum dritten Mal, jene zwei unerklärlichen goldenen Punkte aufblitzen. Diesen Morgen aber war ich so hellsichtig, daß ich trotz des unangenehmen Eindrucks, den mir seine Worte gemacht hatten, sah, woher die neue Naturerscheinung kam. Colonel Jedediah W. Long stieß nämlich, nachdem er gesprochen, ein breites, herzhaftes Gelächter aus. Dabei erblickte ich in seiner unteren Kinnlade zwei mit Gold plombirte Zähne, die ich vor einigen Tagen noch nicht gesehen. Das waren jene zwei Goldfunken, die ihm aus dem Munde zu sprühen schienen, so oft er ihn zum Sprechen oder Lachen etwas weiter aufthat. Abermals lief mir ein Schauder über den Rücken.“

„Wegen zweier plombirter Zähne . . . bei einem Andern?“ fuhr der Bankier drein.

„Nowaja Semlja!“ rief der Doctor im Tone von: ‚ich glaube wohl!‘ „Ahnen Sie denn gar nicht, was mir bei diesem Anblick einfallen mußte? . . . Dieser Amerikaner hatte sich vor einigen Tagen erst zwei Zähne plombiren lassen. Angenehm ist das bekanntlich nicht und Niemand thut es unnöthigerweise. Einer, der weiß, daß er nächste Woche ohnehin sterben wird, sagt gewiß nicht: Ich muß mir diese Woche geschwind noch zwei Zähne ausbohren und, damit das Zeug länger hält, mit Gold ausfüllen lassen, um im Jenseits mit einem correcten Gebiß zu erscheinen.“

„Das ist wahr“, gab der Bankier zu, dessen Gebiß nicht ganz tadellos war.

„Nun denn,“ folgerte der Doctor, „wenn Colonel Jedediah W. Long ein paar Tage vor einem Zweikampf auf Leben und Tod sich einer so unangenehmen Procedur unterwarf, mußte er so viel wie sicher sein, daß er lebendig aus diesem Duell hervorgehen werde. Sonst verlohnte es sich ja nicht.“

„Der Tausend!“ rief der Rittmeister, der dem Erzähler bedeutend näher gerückt war, „das ist sehr richtig und Ihr Colonel war ein ganz

verd . . . teufelter Kerl, wenn er das wirklich eigens so inscenirt hat. Doch hören wir weiter."

„Ich sagte mir dasselbe sofort," entgegnete Doctor Taube. „Ich muß gestehen, dieser Gedanke fiel mir wie ein Kolbenschlag gegen den Schädel. Abermals fühlte ich mich ganz klein und dumm und schwach. Es ist merkwürdig, wie der Mensch, selbst als armer Teufel wie ich, am Leben hängt. An diesem lumpigen Leben, das er sich jeden Augenblick dem Leben Anderer abtrotzen muß, um dennoch . . . nichts davon zu haben! Wenn ich in diesem Augenblick hätte schießen müssen, ich hätte vielleicht mich selbst getroffen, ihn gewiß nicht. Nun denn, der Colonel sah meine Verwirrung. Er trat auf mich zu, heftete seine nebelgrauen Augen starr und doch mit einer gewissen Weichheit auf die meinigen und streckte mir die Hand entgegen. „Nun, Sir," sagte er auffallend mild, wie ich seine Stimme noch nie gehört hatte, „wir müssen Abschied nehmen. Schlagen Sie ein, Sir! Wir wollen nicht als Feinde auseinandergehen, der Eine herüber, der Andere . . . hinüber. Nochmals, schlagen Sie ein, Sir! Ich habe Ihnen Schweres zugefügt, Sie haben ein Recht an mich. Schonen Sie mich nicht, Sir. Wenn Sie das thäten, würden Sie eine Beleidigung durch eine andere vergelten. Hier, Sir, es ist eine ehrliche Hand, schlagen Sie in's Teufels Namen ein, wenn ich sage!" Ich schlug ein und er drückte mir die meinige herzlich, jedoch nicht aus voller Kraft, offenbar mit Rücksicht darauf, daß ich dann die Pistole nicht gut hätte halten können. Seine eigene Pistole, mit der ich mich so gut eingeschossen hatte! All' das ging mir dabei im Kopfe herum, verwirrend, räthselvoll. Ich wußte mir diesen langen Mann nicht zu deuten. Durch seine grauen Augen blickte ich gleichsam in eine graue Seele hinein, in der ich mit den Fühlern der meinigen vergeblich nach etwas Sicherem umhertastete. Ich gestehe, ich kam mir neben ihm sehr klein vor, trotz Allem, was er mir angethan . . . Mittlerweile hatten die Secundanten das Terrain abgemessen. Fünfzehn Schritte, ohne Avanciren. Jeder hat nur einen Schuß. Auf das dritte Händeklatschen wird geschossen. „Gleichzeitig," betonten meine Zeugen. — „Nicht gleichzeitig," behaupteten die meines Gegners. Der erste Schuß gebühre selbstverständlich mir, was ihr Auftraggeber anerkenne, der auch nicht geneigt sei, von mir ein Geschenk anzunehmen, so wenig als er seinerseits Schonung zu üben gedenke. Dabei blieb es auch. Die Zeugen stellten die letzten Fragen wegen etwaiger Versöhnung. Ich schwieg, der Colonel winkte mit einer steifen Handbewegung ab. Dann standen wir einander gegenüber, Jeder auf seinem Platz, die Pistole in der Hand. Eins, zwei, drei, schollen die drei Schläge in die Hand. Ich hatte die Pistole gehoben und zielte auf die Brust meines Gegners, der sie mir voll zuwandte und regungslos dastand. Wenn ich ihn gut traf, war ich gerettet; wenn ich fehlte, fiel ich sicher. Ich zielte vermuthlich länger,

als schön war. Ich hatte einen Augenblick, wo ich mich unwillkürlich fragte: Habe ich denn noch immer nicht geschossen? Er aber stand unbewegt und wartete. Nach einigen Secunden, welche Minuten schienen, sah ich, wie er mit der rechten Hand sachte hinter sich in die Rocktasche fuhr und einen kleinen weißen Gegenstand hervorholte. Wie ich alsbald merken sollte, war es ein Stück Kreide. Er erhob sie langsam, näherte sie noch langsamer seiner Brust und machte dann auf den schwarzen Rock, genau über dem Herzen, ein weißes Kreuz damit. „Hier, mein Junge, das ist der Punkt," sagte er mit der Stimme eines nachsichtigen Lehrers, der dem zaudernden Schüler einen Anhaltspunkt geben will."

„Unerhört," brummte der Rittmeister in den Bart.

„Das war mir zu stark," fuhr Doctor Taube fort. „Nowaja Semlja!" rief ich und warf die Pistole weg. Ich eilte auf den Colonel zu und fiel ihm um die Schultern. Ich wollte ihm eigentlich um den Hals fallen, aber dieser stand zu hoch über dem Bereich meiner Arme. „Ich wußte wohl, Sir, daſs Sie nicht auf die Kreide schießen würden," sagte er ruhig, „aber ich supponire, daß ich Ihnen bis dahin Zeit genug dazu ließ. Sie hätten mich reichlich zehnmal über den Haufen schießen können. Ihre Genugthuung haben Sie also, wir sind quitt. Nun gehen wir aber frühstücken." Ich muß gestehen, ich bewunderte den Mann. Das war ein Vollblut-Yankee, ein gesternter und gestreifter. Ja, wenn wir Europäer das im Leibe hätten, . . . wären **wir** die Amerikaner! Übrigens sagte mir der Colonel beim Frühstück: „Wissen Sie, Sir, daß Sie viel Unglück haben?" — „Ich erfahre es soeben von Ihnen," entgegnete ich bitter. — „Sie hätten doch schießen sollen, Sir," sagte er. — „Weiß Gott, ich bin froh, daß ich nicht geschossen," sagte ich. — „Ich hatte Ihnen in meinem Testament jene halbe Silbergrube vermacht." — „Nicht für eine ganze Goldgrube, Colonel," rief ich, „so wahr ich ein Pechvogel bin!" Wir waren von der Zeit an die besten Freunde. Als er wieder zur See ging, machte ich mit ihm die Reise um die Welt, zweimal nacheinander."

Die Gesellschaft war außerordentlich befriedigt von dieser ungewöhnlichen Lösung des Knotens.

„Doctor," sagte Director von M., „das mache ich Ihnen nicht nach."

„Doctor," sagte Bankier Z., „wenn Sie nicht der Teufel in Person sind, so sind Sie wer anders."

„Doctor," sagte Rittmeister D., „mit Ihnen möchte ich mich einmal schlagen."

„Doctor," sagte ich, nur um auch etwas zu sagen, „an welchem Tage fand dieses Duell statt?"

„Am 30. Februar," entgegnete er mit einem müden Ausdruck.

„Jenes Jahr müßte ja aus zwei Schaltjahren bestanden haben," stöberte ich weiter.

„Es war kein Schaltjahr," entgegnete er unbefangen. „Die Sache ist ja ganz einfach. Wenn man die Reise um die Welt macht, gewinnt man bekanntlich im Kalender einen Tag. Wir aber machten die Reise zweimal, ich hatte also in meinem Leben, der übrigen Menschheit gegenüber, zwei Tage gut. Um im Datum die Mitwelt wieder einzuholen, stellte ich also diese zwei Tage in jenes verfänglichste Jahr meines Lebens ein, selbstverständlich in den Februar, wo ich zwei leere Plätze sah. Und auf den zweiten verlegte ich jenes Duell."

„Also hat es sich doch nicht wirklich ereignet?" riefen wir in einem Athem.

„Gerson!" rief Doctor Taube, „ich bitte Sie, wissen Sie vielleicht, ob es sich wirklich ereignet hat?"

„Nein, Herr Doctor," sagte Charles, der eben wieder eintrat.

„Gut, so bitte ich um drei Gläschen Cognac," sagte der Doctor im Tone gutwilligen Verzichtes. Dann versank er in tiefes Brüten. Übrigens hatte er durch die Aufregungen der letzten halben Stunde eine kurze Spanne der Ruhe wohl verdient.

Später versuchten wir ihn zur Erzählung einiger Abenteuer von seinen vorgeblichen Weltumsegelungen zu veranlassen, aber er zeigte sich spröde. Er schien ermüdet, wie ein elektrischer Fisch, der seine Schläge ausgegeben.

„Es gibt dort herum keine Abenteuer," versicherte er, „und lügen will ich nicht. Wie die Linie aussieht, wissen Sie ja. Oder soll ich Ihnen den Wendekreis des Krebses schildern? Er sieht genau so aus, wie der des Steinbockes und ich begreife nicht, wie die Seeleute sie von einander unterscheiden können. Die Tropen sind allerdings etwas tropisch, aber schließlich, wenn man nackt herumläuft und von schwarzer Farbe ist, genirt Einen das nicht weiter. Auch gibt es Fächerpalmen, mit denen man sich Luft machen kann, und wenn man zwei gegenüberliegende Fenster öffnet, entsteht gleich ein kühlender Passatwind. Leider konnte ich nicht einmal die Aequinoctien sehen, sie waren just ins Bad gereist. Übrigens reisten wir ja auch nicht in Geschäften, oder zum Vergnügen, sondern nur zur Zerstreuung. Und diesen Zweck erreichten wir vollkommen. Ich versichere Sie, wir waren manchmal so zerstreut, dass Einer den Anderen eigens wieder sammeln mußte; ein Liebesdienst, den wir uns gern erwiesen. Eines Abends, in einem Hotel auf der Insel Celebes, im westlichen Theil des südlichen Ostasiens, ging meine Zerstreutheit so weit, daß ich mit den Stiefeln an den Füßen ins Bett stieg, nachdem ich meinen Schnurrbart zum Wichsen vor die Thür gestellt hatte. Ich bemerkte es erst am Morgen, als es zu spät war, denn ein Schnurrbart ist dort so selten, wie bei uns eine weiße Rabenmutter, und da war der

meinige schon gestohlen. Seitdem muß ich mich täglich rasiren, da er mir nicht wieder wächst."

Diese kleine Episode hatte große Heiterkeit erregt und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, ihn vielleicht doch noch zur Erzählung irgend eines Reiseabenteuers zu bewegen. Dies gelang auch richtig, und zwar dem schlauen Bankier, der ihn plötzlich mit der Frage überrumpelte:

„Sagen Sie, lieber Doctor, sind Sie unterwegs auch nach Nowaja Semlja gekommen?"

Doctor Taube schrie förmlich auf, als er sein Lieblingswort aus fremdem Munde vernahm. In der That war es gelungen, ihn zu elektrisiren.

„Auf Nowaja Semlja?" rief er, „natürlich war ich dort! O ein herrliches Tropenland!"

„Tropenland?" staunte der Rittmeister, „es ist doch, soviel ich weiß, eine Insel im nördlichen Eismeer."

„Nowaja Semlja!" rief der Doctor und sah den Rittmeister verwundert an, wie Einen, der sein rechtes Ohr für den linken Fuß des Nachbares hält. „Pachdong, Herr Rittmeister, über Nowaja Semlja dürfte ich denn doch etwas besser unterrichtet sein, als der Herr Mayer oder Müller, der die Ungewitter'sche Schulgeographie verfaßt hat. Ich sage Ihnen ganz bestimmt, daß Nowaja Semlja eine Tropeninsel im Golfe von Kamerun ist und seit Jahren bereits unter deutschem Schutz steht."

„Das ist neu!" rief der Rittmeister.

„Nicht so neu, wie Sie glauben," entgegnete der Doctor, über dessen Stirne ein Schatten von Melancholie zog. „Im Gegentheil habe ich ja gerade dort mit größter Bewunderung die gewaltigen Culturfortschritte der Schwarzen vermerkt. Wissen Sie, daß es unter den dortigen Negern schon welche gibt, die besser deutsch können, als ein deutscher Bauer gewöhnlichen Schlages? Hören Sie nur, was uns dort passirt ist. Wieder einer jener unglaublichen Unglücksfälle, wie sie nur mir zustoßen. Hören Sie, meine Herren! Pachdong, aber ich glaube, Sie hören nicht zu."

Wir schrieen auf vor Entrüstung über diese ungerechte Anklage.

„Das wäre für mich beleidigend," fuhr er fort. „Gerson! . . . Bitte, Gerson, wissen Sie nicht, ob ich beleidigt worden bin?"

„Gewiß nicht, Herr Doctor," betheuerte Charles.

„Können Sie dafür die Hand ins Wasser legen?"

„Augenblicklich, Herr Doctor!" rief Charles, der überhaupt ein aufopfernder Charakter ist.

„Dann bin ich beruhigt," athmete er auf und fuhr fort. „Eines Morgens also machte ich mit dem Colonel einen Ausflug in das sogenannte Thal des Zitterns. Es ist dies die größte Naturmerkwürdigkeit auf Nowaja

Semlja. Wir ritten von der deutschen Niederlassung zwei Stunden lang ins Gebirg hinein, dem Thale folgend, durch das der „grüne Fluß“ herausströmt. Nach zwei Stunden gelangten wir an ein enges Querthal, wo wir den Führer mit den Pferden zurückließen, da diese das Zittern nicht vertragen. Ein Verirren wäre ohnehin nicht möglich, sagte er uns. Schon seit einer Viertelstunde hatten wir den Boden unter unseren Füßen leise zittern gefühlt. Diese Erschütterung wurde immer stärker, je weiter wir in dem engen Thale vordrangen. Rechts und links zitterten die Felsen und jeder Stein, der einen Sprung hatte, gab einen leisen, singenden Ton von sich. Auch die Bäume um uns her zitterten, noch stärker ihre Äste, am stärksten deren Zweige und am allerstärksten die Blätter, die fortwährend wie im Fieber schauerten. Es waren lauter tropische Pappeln und Espen; offenbar ist jenes Thal die Urheimat dieser Bäume und der immerfort vulkanisch erschütterte Boden hat sie das Zittern gelehrt, das sie dann nach Darwin's Grundsätzen, auch anders wohin verpflanzt, erst nach Tausenden von Jahren verlernen können. Auch die Thiere dieses Waldes klappern hörbar mit den Zähnen und beißen daher niemals. Wir selbst, nachdem wir eine halbe Stunde lang durch das Dickicht gedrungen waren, zitterten an allen Gliedern und der Colonel nahm sein Gebiß aus dem Munde, da ihn das Klappern desselben nervös machte.“

Sein Ge . . .“ fuhr der Bankier unwillkürlich darein.

„. . . biß! ja wohl,“ ergänzte Doctor Taube vorwurfsvoll. „Sie meinen, wegen jener zwei mit Gold plombirten Zähne in Ostende? Ach, das ist wieder eine andere Geschichte, bleiben wir einstweilen bei dieser. Ich bin ja kein Vogel, daß ich zwei Geschichten auf einmal sollte erzählen können. . . Nun denn, ich war dem Colonel etwa hundert Schritt voraus und hörte ihn plötzlich hinter mir einen Schrei ausstoßen. Wie ich mich nach ihm umwende, sehe ich ihn von einem grünen Ungeheuer am Kopfe gefaßt und unfähig, sich loszumachen. Wir waren nämlich in ein Mimosendickicht gerathen und der Colonel, um so viel länger als ich, hatte mit dem Kopfe das Laub einer Riesenmimose gestreift, das augenblicklich über ihm zugeklappt war und ihn gefangen hielt. Sehr erschrocken faßte ich ihn um den Leib und zog aus allen Kräften, während die Mimose, je mehr ich zog, desto mehr zusammenschrumpfte und den Gefangenen in die Luft hob. Die Lage war verzweifelt, wir schreien beide aus Leibeskräften nach Hilfe. Glücklicherweise wurden wir noch gehört und der Führer eilte herbei. „Hilfe! Hilfe!“ schrieen wir, um ihn zur Eile zu drängen; da sahen wir, wie der Mann, schon ganz nahe zur Stelle, plötzlich Halt machte und etwas wie einen Fluch ausstieß. „Hilfe! Hilfe!“ schrieen wir mit der letzten Kraft, aber da fluchte er wieder, machte Kehrt und lief spornstreichs davon. In dieser Verzweiflung fiel mir mein

Revolver ein. Ich ließ den Colonel los und schoß den dicken Zweig, der ihn gefangen hielt, mit drei Schüssen so weit morsch, daß er unter der Last brach und mein Freund herabplumpste. Nun erst lösten sich auch die grünen Klammern langsam von seinem Haupte und er athmete wieder frei. Später stellten wir den Führer zur Rede, warum er uns so verrätherisch im Stiche gelassen. Er antwortete: „Als ich Hülfe! Hülfe! rufen hörte, eilte ich natürlich herbei, als ich aber näher kann, unterschied ich genau, daß nicht Hülfe mit ü, sondern Hilfe mit i gerufen wurde; in unserer Schule, wo die amtliche Orthographie gelehrt wird, gilt dies als Verbrechen, zwei Verbrecher aber zu retten, konnte ich mich als loyaler Colonial-Deutscher nicht entschließen." Sehen Sie, meine Herren, das ist die Macht der Schule und solche Fortschritte haben die Mohren in der deutschen Sprache gemacht."

Wir tauschten nur geschwind die dringendsten Gedanken aus und nahmen dann sofort das Thema vom Gebiß des Colonels auf. Er wollte nicht recht daran.

„Ach, daran ist ja weiter nichts," wehrte er sich, „die Zähne verlor er bei jenem Sturz aus dem Luftballon . . . in Bombay . . ."

„Aus einem Luftballon? rief der Bankier, sehr gespannt. „Aus welcher Höhe?"

Ich weiß es wirklich nicht genau; ich denke, dreihundert bis dreitausend Fuß."

„Und er wurde nicht zerschmettert?"

„Er war glücklicherweise so vorsichtig gewesen, Galloschen anzuziehen, . . . er fiel auf die Füße und Sie wissen ja . . . die Elasticität . . . Er blieb unversehrt, bis auf die Zähne, die ihm dabei wie auf Kommando zum Munde heraussprangen . . . Gerson! Bitte, wissen Sie nicht, was ich von Ihnen verlangen wollte? . . . Doch nein, bringen Sie mir das nicht, ich muß nach Hause, ich werde von meiner Lebensgefahr . . . Lebensgefährtin, wollt' ich sagen, erwartet. Gute Mitternacht, meine Herren! Empfangen Sie die Versicherung meines besonderen Unglücks. Apropos, wissen Sie, warum ich eigentlich, ganz eigentlich, so ein Pechvogel bin?"

„Nein! nein! nein!" riefen wir.

„Sie wissen aber, daß es Glück bringt, wenn man die Daumen eindrückt. Nun denn, wie Sie sehen, habe ich nur Einen Daumen. Da kann ich freilich nicht so viel eindrücken, wie andere Leute. Nowaja Semlja!"

Damit ging er hinaus.

Wir Anderen saßen dann noch eine Weile beisammen und stellten Muthmaßungen an über Wahrheit oder Unwahrheit des Gehörten. Alle, die ihn länger kannten, waren der Meinung, daß Manches von seinen

Berichten einen Kern von Erlebtem enthalte, den er dann bei Gelegenheit willkürlich mit Einfällen verschnörkele.

Dem Director fiel es ein, Lehmann's Adreßbuch zu verlangen und den Mann aufzuschlagen. Da stand gedruckt: „Taube, Anton, Doctor der Rechte, V. Günthergasse 18.“

Ich schrieb mir die Adresse auf.

* * *

Einige Tage später brachte mich der Zufall wieder zu meinem Freunde, dem Zahnarzt. Ich erzählte ihm, was Doctor Taube uns erzählt hatte und wollte seine Meinung darüber wissen. Auf dem Tische lagen mehrere Albums, Bücher und Hefte, und eines der letzteren zog durch seine auffallende Ausstattung meine Aufmerksamkeit an. Mechanisch griff ich darnach und warf während des Sprechens einen zerstreuten Blick darauf. Da riß der Faden meiner Worte plötzlich ab und ich stieß ein Ah der Überraschung aus.

Auf dem buntgedruckten Umschlag stand in großer Zierschrift der Name: Jedediah W. Long.

Also wahr, . . . Entführung, Schiffbruch, Zweikampf u. s. w., Alles wahr, . . . der lange Colonel keine Erfindung des alten Spaßmachers . . . So fuhr es mir durch den Kopf. Ich sagte es meinem Freunde. Aber dieser lachte hell auf.

„Was fällt Dir ein? Jedediah W. Long war sein Lebtage kein Colonel und ist niemals in Europa gewesen. Ich kann Dir das ganz bestimmt sagen, da ich ihn in Newyork, wo ich mir die zahnärztliche Praxis aneignete, persönlich kennen gelernt habe. Er ist der größte Fabrikant zahnärztlicher Apparate und Instrumente; was Du hier in der Hand hältst, ist sein illustrirter Preiscourant.“

Ich durchblätterte das Heft; es war in der That so, wie er sagte. „Aber . . .“ begann ich fragend.

Er verstand mich sogleich und entgegnete: „Als Doctor Taube letzthin bei mir war, mit Dir gleichzeitig, hat er offenbar dieses Heft im Wartesalon durchblättert und den seltenen Namen aus der heiligen Schrift sich eingeprägt. Ein guter Name für den Helden phantastischer Erzählungen, . . . kein Wunder, daß er ihn sogleich an Eurem Tische losließ. Übrigens gestehe ich, daß er diesmal sehr schön und beinahe zusammenhängend erzählt hat; er strengt sich meistens etwas an, wenn er sich vor Jemandem — diesmal vor Dir — zum ersten Mal producirt und eine gute Meinung erwecken, gewissermaßen eine neue Kundschaft gewinnen will.“

„Und Du glaubst nicht, daß etwas Wahres an seinen Erzählungen ist?"

Er zuckte die Achsel. „Weißt Du, es kommt schon vor, zuweilen. Ich erinnere mich z. B., daß er sich einmal für eine Beleidigung rächte, indem er die Geschichte monatelang an allen Tischen vortrug, immer mit neuen Schnurren und Schnörkeln aufgeputzt, immer ungeheuerlicher, wobei natürlich der Beleidiger von Tag zu Tage lächerlicher wurde. Es ist ja möglich, daß er sich gelegentlich auch eine schmerzliche Lebenserfahrung auf diese Art humoristisch vom Leibe plaudert. Man verdaut das Unverdauliche leichter, wenn man sich durch hundert Purzelbäume dazu Bewegung macht."

* * *

Die Sache ließ mich aber nicht ruhen. Ich verließ meinen Freund, warf mich in einen Wagen und fuhr hinaus in die Vorstadt: V. Günthergasse 18.

Es war eine Gasse dritter Ordnung, von kleinen Leuten bewohnt, welche in Hemdärmeln oder Nachthauben an die Fenster eilten, als das seltene Rollen eines Wagens hörbar wurde. Nummer 18 war ein großes neues Haus voll kleiner Wohnungen, in jenem gypsenen Baugesellschafts-Styl gebaut, der genau so lange hält, bis das Haus verkauft ist und der Käufer darauf seine Hypothek von irgend einer Sparcasse erhoben hat. Ich fragte den Hausmeister nach Doctor Taube.

„Der wohnt im Gassenladen gleich rechts neben dem Thore," war die Antwort.

Ich stutzte und glaubte falsch gehört zu haben, aber der Meister des Hauses blieb dabei. „Ein Gewölb ist halt billiger als eine Wohnung," brummte er. Offenbar hatte er keine große Achtung vor diesem Miether. Ich ging also hinaus und fand richtig den Gassenladen. Ich stieg zwei steinerne Stufen hinan und klopfte an die blechbeschlagene, grün gestrichene Ladenthür, welche von innen gesperrt war.

Im Laden blieb Alles still. Wieder klopfte ich und glaubte nun Schritte zu hören. Aber die Thür blieb verschlossen.

Ich klopfte ein drittes Mal, da fragte drin eine tiefe Stimme: „Wer ist's?"

„Ich," entgegnete ich, denn ich glaubte damit nicht Unrecht zu haben.

Da öffnete sich ein schmaler Thürspalt, nur so weit, als es eine innen vorgehängte Sicherheitskette erlaubte. Durch den Spalt erblickte ich eine hohe Frauengestalt in unverkennbarstem Negligé und ein merkwürdiges Antlitz dunkelte mich an. Ich kann es nicht anders ausdrücken, die tiefen Augen unter den dichten schwarzen Brauen und der tiefdunkle Schatten auf

der Oberlippe, der an den Mundwinkeln sich auffallend kräuselte, machten mir den Eindruck des Unbeleuchteten, Nächtigen.

Ich fuhr erschrocken zurück, als sähe ich eine Todte, die wieder lebendig geworden. Kein Zweifel, das war Arabella, seine Frau, das Vermächtniß seines Bruders, die Entführte des Colonels, das Opfer jenes Schiffbruches bei Ostende . . . Der Kopf wirbelte mir. Sie lebte also noch, sie war wirklich sein Weib, . . . der lebendige Kern seiner Erzählung.

Gewaltsam raffte ich mich auf und machte eine Anstrengung, wie um in einer einzigen Frage alle die Räthsel zusammenzufassen, auf die ich Antwort wollte. Aber was sollte ich sie fragen? Etwa: Meine Gnädige, sind Sie jemals von einem Amerikaner entführt worden? Oder: Meine Gnädige, sind Sie jemals ertrunken? Mein Zaudern währte jedenfalls zu lange, denn sie unterbrach es mit der Frage:

„Sie suchen wohl meinen Gatten, Doctor Taube?“

„Ja wohl,“ entgegnete ich, froh, etwas sagen zu können.

„Er ist leider nicht zu Hause,“ sagte sie mit einem Marschner'schen Vampyr-Bariton, „kann ich ihm etwas von Ihnen melden?“

Ich bat sie, ihm meinen Gruß und meine Karte zu übergeben, dann aber, als sie bereits die Thür schließen wollte, rief ich hastig: „Entschuldigen Sie, meine Gnädige, nur noch eine kurze Frage, die Ihnen nicht unbescheiden erscheinen möge. Sind Sie jemals in Ostende gewesen?“

„Niemals, mein Herr,“ entgegnete sie ohne alles Besinnen. „Dienerin!“ Und die Thür flog zu.

Also wieder etwas Wahrheit und etwas Dichtung. Sehr nachdenklich stand ich noch eine ganze Weile auf der oberen Steinstufe. Ich betrachtete die grüne Thür, die mir aber nichts sagte. Sinnend blickte ich die enge, macadamisirte Gasse auf und nieder; auch sie blieb mir stumm.

Da kam eine bekannte Gestalt die Gasse herauf, sie wurde immer bekannter und schließlich war es Doctor Taube selbst, der vor seiner Thür stand und nicht an mir vorbei konnte.

„Nun, Doctor,“ rief ich erfreut, „diesmal sind Sie doch kein Pechvogel, denn Sie haben dasselbe Glück, wie ich; mein Besuch bei Ihnen ist nicht umsonst gewesen.“

Er sah mich erstaunt an, rückte ein wenig am Hute und sagte mit einer gewissen Kühle: „Ich bitte um Entschuldigung, mit wem habe ich die Ehre?“

Etwas befremdet entgegnete ich: „Mein Name ist Doctor H.; ich dachte, Sie würden mich noch nicht vergessen haben . . . seit der vorigen Woche.“

„Verzeihung,“ sagte er mit der größten Unbefangenheit, „wenn Sie vielleicht meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wollten?“

Da fiel mir einer seiner Scherze ein und ich neckte ihn: „Doctor, Sie sagen ja schon wieder Hilfe mit i, statt mit ü; geben Sie Acht, der Mohr wird Sie wieder im Stich lassen.“

Ganz verdutzt sah er mir ins Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,“ sagte er dann ruhig.

Nun war ich es, der ihn noch verdutzter ansah. „Ach ja,“ rief ich dann plötzlich, „das war schon gegen Mitternacht, Sie hatten der Witwe Röderer . . ha, ha . . . stark zugesetzt, und dem Cognac auch, Sie hatten schon etwas . . . Nebel im Kopfe und erinnern sich daher nicht an die späteren Scherze. Director von M. hat mir Ihre Adresse mitgetheilt und . . .“

„Director von M.?“ wiederholte er, wie Einer, der sich vergeblich besinnt, „Verzeihung, aber ich habe den Namen nie gehört.“

Ich starrte ihn an und fragte mich im Stillen, welcher von uns Beiden eigentlich verrückt sei. Dann suchte ich ihn gleichsam zu überreden: „Director von M. war es ja, der Sie zu uns einlud, zum „Lamm,“ wo Rittmeister D. und Bankier Z. mit uns soupirten.“

„Rittmeister Z.,“ wiederholte er ganz verblüfft, „Bankier T., . . . ich kenne auch diese Herren nicht. Übrigens gehe ich nie zum „Lamm“ speisen, aufrichtig gesagt, weil mir das zu theuer ist. Ich muß mich einschränken. Die Geschäfte gehen schlecht. Es thut mir leid, daß ich Sie nicht bitten kann, bei mir einzutreten. Die Wohnung ist beschränkt und meine Frau vermuthlich noch nicht angekleidet . . . Also mit *wem* habe ich die Ehre? . . . Ach ja, Doctor H . . . Es scheint hier ein Irrthum vorzuliegen. Sollte nicht vielleicht mein Bruder mit Ihnen gespeist haben? Er kommt viel in der Welt herum. Er sieht mir sehr ähnlich, wir sind Zwillinge.“

„Aber Sie sind ja bei Königgrätz gefallen!“ entfuhr es mir.

„Ich?“ rief er ganz erschrocken. „Nun, das müßte nur in meiner Abwesenheit geschehen sein, denn ich war ganz sicher nicht dabei. Ich war ja überhaupt nie Soldat.“

„Und sind auch nicht ein Jahr nach Ihrem Zwillingsbruder geboren?“ rief ich beinahe entrüstet.

„Mein Herr, Sie scherzen wohl,“ entgegnete er etwas scharf, „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, von Jemandem, denn ich niemals gesehen, aufgezogen zu werden . . . Ich hoffe, Sie lassen mich jetzt endlich in meine Wohnung treten.“

Er drückte sich an mir vorbei, klopfte, die Thür wurde von innen geöffnet, auch die Schließkette rasselte nieder. Er trat ein.

„Nur einen Augenblick!“ rief ich ihm nach. „Also einen Bruder haben Sie? Das wenigstens ist sicher? Warum steht er dann nicht im Adreßkalender?“

„Weil er nicht in Wien wohnt, sondern in Baden,“ entgegnete er barsch und warf die Thür hinter sich zu.

Ich stand, wie niedergedonnert. Dann sprang ich in den Wagen und fuhr zu meinem Freunde, dem Zahnarzt zurück.

Ich berichtete ihm Alles und er schien dadurch ungemein erheitert.

„Das ist so einer von seinen Streichen,“ sagte er. „Glaubst Du wirklich, daß Du mit seinem Bruder gesprochen hast? Ich wette, so hoch Du willst, daß er es selber war. Er hat sich den Scherz gemacht, den Wildfremden zu spielen, und ihn, wie ich sehe, überaus täuschend gespielt . . . Einen Bruder hat er nicht, das weiß ich gewiß; ich weiß ja Einiges von seiner Herkunft, er stammt aus Königgrätz, wo sein Vater Kaufmann war. Er ist viel in der Welt herumgekommen, hat nirgends gut gethan und es zu nichts gebracht. Nun ist er bürgerlicher Sonderling in Wien. Nicht Pechvogel, sondern Spaßvogel. Gäbe es heute noch Hofnarren, so wäre er vermuthlich einer der berühmtesten . . . Neu ist mir, daß er wirklich eine Frau hat. Nun, die muß ihn neulich einmal furchtbar geärgert haben, daß er sich bei Euch das Herz leicht machte, indem er jenen Schauerroman von ihr erzählte und sie sogar ertrinken ließ. Das war seine Rache. Bin neugierig, was der noch Alles ausbrüten wird, ehe er sich begraben läßt in . . . Nowaja Semlja.“

Sein Gehilfe holte ihn, er wurde schon wieder erwartet. Ich saß noch eine Weile und blätterte in Jedediah W. Long's Preiscourant, dann ging ich fort.





Nigritta.

Poetische Erzählung

von

Ernst Rauscher.

I.

Schon lange nicht so reges Leben
Sah Lady Stanley's Witwenschloß,
Deß' graue Zinnen stolz und groß
Aus grünen Wipfeln sich erheben,
In seinen Räumen schön und weit
Wie heute. — Um die Dämmerzeit,
— Da in der hochgewölbten Halle
Sich kaum die Schwalbe barg im Neste —
Die Nachbarn bringend, die zum Feste
Geladen sind, mit dumpfem Schalle
Anrollend in den Hof herein,
Fährt Wagen schon auf Wagen vor
Am flügeloff'nen Gitterthor.
Umstrahlt vom hellen Fackelschein
Die breite Treppe nun empor,
Die, reich mit Teppichen belegt,
Auf jedem Absatz mit dem Flor
Von prächt'gen Blumen prunkt, bewegt
Sich nach und nach der Gäste Zahl
Und tritt in den geschmückten Saal,
Den glanzerfüllten, wo bereit,
Mit würdevoller Freundlichkeit
Die edle Hausfrau sie empfängt.

Sieh'! wie sich's dicht und immer dichter
Ringsum in den Gemächern drängt,
Die ungezählter Kerzen Lichter
Und goldumrahmte Spiegel zieren,
Die all' den Schimmer widerblitzen!
Erwartungsbang im Halbkreis sitzen
Viel blüh'nde Schöne, flüsternd leise,
Indeß ein Schwarm von Cavalieren
Seitwärts in ungezwung'ner Weise
Mit Plaudern schreitet auf und ab. —

Auf einmal jetzt erbraust Musik!
Und wie von einem Zauberstab
Getroffen jäh, im Augenblick,
Da jubelnd Ton auf Ton erklingt
Und im Accorde sich verschlingt,
Zu einem Ganzen wird verbunden,
Was eben erst getrennt noch war.
Nun leuchten Mädchenaugen klar.
Der Tänzer naht, der Schleier sinkt,
Der Nacken gleißt, die Schulter blinkt,
Der leichten Hülle rasch entwunden;
Die Arme schimmern lilienweiß,
Die Wangen glühen purpurheiß,
Es klopft das Herz, es wogt die Brust
Vor Lebens- und Bewegungslust!...
Und Alles, was da schön und jung,
Bald wird es in den Wirbelschwung
Unwiderstehlich fortgezogen,
Und voll und voller schwillt der Kranz,
Der wie ein bunter Regenbogen
Im farbenfrohen Flimmerglanz
Vor Denen sich vorüberdreht,
Die, all' die schwebenden Gestalten
Mit krit'schem Blick und krit'schem Wort
Geruhig musternd, Umschau halten.
„Du großer Gott! — Wer das versteht!"
Spricht spöttisch eine ält're Miß,
Die in der Fensternische dort
Sich bei der Freundin niederließ:
„Ich mindestens begreif' es nicht,
Was nur an dem Zigeunerkinde
Lord Arthur'n mag so wohl gefallen; —
Doch Amor trägt ja eine Binde!" —

„„Je nun — mich dünkt — es ist im Grund
Doch eigentlich ein hübsch Gesicht!

Die feine Nase, wie Korallen
So roth und frisch der kleine Mund,
Und schwarz wie Kohle Aug' und Haar —
Auch ist sie zierlich schlank gebaut.""

„Vergiß nur nicht die gelbe Haut!
Dazu ihr Wesen heftig wild,
Des Anstands und der Sitte bar!
So recht der Ungezähmtheit Bild!
O sieh' nur, wie — indeß er schmachtend
Den Arm um ihre Mitte schmiegt —
Sie, Maß und Rhythmus schnöd' verachtend,
Im frechen Uebermuth, bacchantisch
Mit aufgelösten Locken fliegt!
Und er, der reichste aller Erben,
Der durft' um jede Fürstin werben,
Wählt sich — Du findest's wohl romantisch?
Ich aber find' es jammerschade —
Das Mitglied einer Gaunerbande,
Das längst im Elend wär' verkommen,
Hätt' Lady Stanley nicht aus Gnade
Mitleidig einst es aufgenommen!"

„„Doch soll Nigritta keine Schande
Der guten Pflegemutter machen!
Man sagt, sie spreche meh're Sprachen,
Sogar ein Weniges Latein,
Sie soll geschickt in vielen Dingen,
Zumal sehr musikalisch sein,
Und Lieder, die sie selber dichtet,
Vortrefflich zur Guitarre singen.""

„Das heißt: sie ist gut abgerichtet,
Wie etwa Raben, Katzen, Hunde,
Die man so manches Kunststück lehrt!
Genug! 's ist nicht der Mühe werth,
Davon zu reden! — Glück zum Bunde!"

Die Walzermelodien verstummen
Allmälig jetzt und man vernimmt
Nur noch ein bienenähnlich Summen,
Ein dumpfes Schwirren in der Luft,
Auf deren warmer Fluth der Duft
Von hundert frischen Blüthen schwimmt,
Die, Herz und Sinne zu berücken,
Der Schönen Haupt und Busen schmücken.
Der sich so lustig umgeschwungen,

Der volle Reigen löst sich wieder,
Und schwätzend, Arm in Arm geschlungen,
Nach rechts und links in die Gemächer
Die Tänzer wandeln Paar an Paar.
Da läßt man sich zu rasten nieder
Auf Sitze sammt- und seideschwer,
Da buhlen Blicke, spielt der Fächer —
Es eilt geschäftig eine Schaar
Betreßter Diener hin und her,
Erfrischungen in Fülle spendend,
Indeß die Herrin hier und dort,
Von Gruppe sich zu Gruppe wendend,
Ein Lächeln, ein verbindlich Wort
Für jeden ihrer Gäste hat.

Und wie sie so ihr Reich durchschreitet
Mit all' dem heiteren Behagen,
Das ihr der Freudedrang bereitet,
Der seinen Thron da aufgeschlagen —
Eilfertig, wicht'ger Miene naht
Ihr Arthur: „Liebe Mutter! Sage?
Wo ist Nigritta? — Siehst Du sie? —
Sie schwand hinweg — ich weiß nicht wie —
Und nirgends ist sie mehr zu seh'n!"

„„Der kleine Wildfang spielt Verstecken
Mit Dir noch am Verlobungstage? —
Dein Bräutchen könnte Dir — o Schrecken!
Am Ende gar verloren geh'n? —
Getrost, mein Sohn! — Ich sah sie eben
Nur noch durch das Gedränge hüpfen
Anmuthig, wie mit leichtem Schweben
Die Elfen durch die Büsche schlüpfen
Um Mitternacht" — erwiedert lächelnd
Die Lady, sich die Wangen fächelnd,
Und schickt auf's Neu' sich an, die Pflichten
Der Wirthin treulich zu verrichten.

Der Jüngling aber, mit Bedacht
Noch einmal durch die lange Flucht
Der Zimmer, wo man scherzt und lacht,
Hinirrt er emsigen Bestrebens;
Doch, wie er forscht und späht — vergebens!
Er findet nirgends, die er sucht.
Vielleicht — so denkt er nun bei sich —
Daß auf den off'nen Corridor
Hinaus, wohl in den Park hinab,
Sich unbemerkt die Liebste schlich?

Und kam es nicht schon öfters vor,
Daß aus dem lärmenden Gewimmel,
Das im Gemäuer sie umgab,
Sie unter Gottes freien Himmel
— Ein wenig frische Luft zu holen —
Sich still und heimlich fortgestohlen? —
So öffnet er die Thür denn schnell
Des Vorgemachs, darinnen hell
Die Lampe einsam brennt, und schreitet
Den schweigenden Arkadengang
— Sie weilt auch da nicht — rasch entlang
Zur Wendeltreppe, die am Schluß
Hinunter in die Halle leitet.
Die Stufen hastet er zuthal
Behenden Sprungs, mit flinkem Fuß,
Und durch ein Pförtlein eng und schmal
Tritt er in's Freie. —

O Wunderpracht
Der mondverklärten Maiennacht!
Auf Erden und im Himmelsraum
O reizendhehre Zauberschau! —
Vereinzelnt hoch im dunklen Blau
Zieh'n kleine Wölkchen weiß und weich,
In Schattendämm'rung schläft der Teich,
Auf dessen Spiegel, wie im Traum,
Zwei Schwäne ihre Schwingen regen. —
Und ach! dem lauten Menschenschwall
Entfliehen können — welch' ein Segen!
Nach alle dem Geräusch und Schall
Welch tiefer Friede überall
Hier unten! welche lausch'ge Stille!
Ihr nächtlich Lied nur zirpt die Grille,
Eintönig nur das Käuzchen ruft,
Es flüstert nur die laue Luft
Wie Liebesathem zärtlichleise
Zuweilen in den Laubgehegen,
Der Sand nur knirscht, der blendendweiße,
Und knistert auf den breiten Wegen,
Die sich durch duft'ge Fliederhecken
Und Büsche von Jasmin erstrecken,
Wie Arthur weit und weiter geht,
Berauscht vom süßen Veilchenhauch,
Der ihm vom Rasen aus dem Strauch
Bei jedem Schritt entgegenweht.
Ja! so berückend ist der Glast,
Der allenthalben ihn umfließt,
Daß er für Augenblicke fast,

Sein selbst nicht mächtig, schier vergißt,
Was eigentlich ihn hergeführt.
Vom Frühlingsodem lind berührt,
Der alle Knospen macht erquellen,
Fühlt er vom allgemeinen Triebe
Der Sehnsucht, grenzenloser Liebe
Zum ganzen All, die Seele schwellen.
Wo Doppelreihen stämm'ger Linden
Hoch über ihm zum Baldachin
Die Aeste ineinander winden,
Nachtwandelt er in sich versunken
Geradeaus nun, Herz und Sinn
Von Licht und Luft und Düften trunken,
Bis er gekommen an den Rand
Des Parkes, wo das off'ne Land
Sich weithin flach und frei verbreitet. —
Aufschaut er — ha! was huscht und gleitet
Dort flüchtig auf der Wiesenhalde
Hinan zum schwarzen Fichtenwalde
Wie Schatten eines Mannes? — Nein!
Des Mondes täuschende Magie,
Ein Wahnbild wird's gewesen sein! —
Doch jene ruhige Gestalt
Im weißen Kleide, unter'm Baum,
Der riesengroß entragt dem Raum —
Kein Sinnentrug ist's — das ist sie,
Nach der sich seine Seele sehnt!
Das Köpfchen, das der Schlei'r umwallt
Phantastisch, an den Stamm gelehnt,
Die Arme auf der Brust verschränkt,
Blickt träumerisch sie in die Ferne;
Nun aber kehrt sie das Gesicht
Herüber: in des Mondes Licht
Wie funkeln ihre Augensterne!
Wie flimmert silbern, thaugetränkt,
Sich innig schmiegend ihr in's lose
Gelock, die holde Purpurrose! —

„Nigritta, o Nigritta mein!
Was schwärmst Du einsam und allein
Hier außen? — Deiner lieben Spur
Folg' ich schon lange —“

„„Laß mich nur!
Ach! oben in dem Festgewühl
Mir ward so ängstlich, ward so schwül,
All' dieser eitle Saus und Braus —
Es trieb mich mit Gewalt heraus!““

„Und soll ich meine Braut entbehren,
Die unbestritt'ne Königin
Des Balles, welchen uns zu Ehren
Die beste aller Mütter gibt?
Hast sonst das Tanzen ja geliebt —
Was kommt Dir heute in den Sinn?"

„„Nicht heute erst, schon manches Mal
Empfand ich, wie so zahm und schaal
Doch all' die Freud' und Fröhlichkeit
Der sogenannten feinen Welt,
Wo Zwang nur herrscht statt Uebermuth,
Statt Lust nur feige Lüsternheit,
Und jede starke, kühne Gluth
Der gute Ton gebunden hält!
Nein! — soll sich mir die Freude zeigen,
Sei's auf dem Schauplatz der Natur:
Im leichten, flatternden Gewand,
Den Thyrsusstab, mit Blüthenzweigen
Umwunden, in erhob'ner Hand,
Hintobe sie durch Feld und Flur!
Ihr d'rinnen dort im düster'n Bau —
Die Kerzen löscht, die Lampen aus,
Und stürmt aus enger Haft heraus!
Längst hat sich im saphir'nen Blau
Die schönste Leuchte schon entfacht —
Und ist sie hinter'm Hügelzug
Erbleichend bald hinabgesunken —
Was thut's? — Hier ist ja Holz genug —
Dann wird ein Feuer angemacht —
Es prasseln Flammen, sprühen Funken,
Und springend um die rothe Loh'
Hebt Fuß und Arm sich — so — und so!""

Wie oft, vom Wirbelwind erfaßt,
Im tollen Tanze sich ein Blatt
Herumdreht, wie der Schmetterling
Das Licht umflattert ohne Rast —
So um den Baumstamm Ring um Ring
Beschreibt sie kreisend, bis sie matt
Und athemlos und wie gebrochen
Dem Jüngling auf die Schulter sinkt;
Den zarten Leib umspannt sein Arm,
Er fühlt ihr Herz an seinem pochen,
Daran sie ruhet hingestreckt,
Geschloss'nen Aug's, indeß er trinkt
Den Hauch von ihren Lippen warm,
Und sie mit glüh'nden Küssen deckt. —

Doch jetzt — wie gern er länger trug
Die süße Bürde — „Sei's genug
Des närr'schen Muthwill's! — Böses Kind!
Fürwahr! Du machtest mir schon bange —
Wie heiß die Stirn', wie brennt die Wange!
Laß' uns zurück in's Schloß geschwind,
Von dem wir nur zu lange Zeit
Schon ferne sind — man wird uns missen! —
O keine Seele darf es wissen,
Was für geheime Seligkeit
Und Wonn' uns unterdessen quoll!" —

Er spricht's und richtet liebevoll
Die Jungfrau auf — die, wie betäubt
Vom Taumel, schlägt den Blick empor,
Und sich gen Nichts von Allem sträubt,
Was er beginnt, — schlingt um den Hals
Fürsorglich fester ihr des Shawls
Gewebe und den Schleierflor,
Und führt, im Innersten vom Glück
Erquickt, das ihm so hold erglommen,
Die Liebliche dahin zurück,
Von wannen sie Reißaus genommen —.
Schon dringt, indem sie stumm dem Hause
Zuschreiten auf den nächsten Pfaden,
Gedämpfter Stimmen wirr Gebrause,
Der Klang der Flöten und der Geigen,
Die neuerdings zum Tanze laden,
Von oben in ihr Ohr hernieder,
Und bald zieht auch die Beiden wieder
In sein Gewog' der munt're Reigen.
. . . .

Durch viele Stunden rauschend währt
Das Fest noch fort. Im Osten graut
Der junge Tag bereits und schaut
Herein durch die Gardinen schon,
Als endlich mit dem letzten Ton
Der letzte Gast von hinnen fährt.

II.

O Hochgefühl! auf raschem Pferde
Ziellos an der Geliebten Seite
Hinauszusprengen in die Weite
Mit off'nen Sinnen, das Gemüth
Von tausend Hoffnungen geschwellt,
Wenn schlaferquickt die blüh'nde Erde
Daliegt, vom Sonnengold erhellt,

Vom Thau des Morgens übersprüht;
Lautjubelnd auf zum Lichtazur
Die Lerche sich der Saat entschwingt,
Und balsamkräftig der Natur
Lebend'ger Odem Dich durchdringt! —

Durch Trift und Feld, wo die Schalmei
Des Hirten tönt, an Weißdornhecken,
D'rin junge Finken sich verstecken,
An Weiler und Gehöft vorbei,
Wo Hunde bellen, Kinder lachen,
Der Hahn kräht und die Henne gackert,
Vorüber an Geländ' und Brachen,
Wo pfeifend hinter'm schweren Pflug
Der arbeitsame Pächter ackert;
Durch Weidengründe, Wiesenauen,
Wo fette Rinder wiederkauen,
Geht's durch die Ebene im Flug
Des Windes fort. — Es schnaubt und schäumt
Der edle Falb', gereizt vom Sporn
Des Reiters, während hoch voll Zorn
Der Rappe unter'm Streich sich bäumt
Der ungestümen Reiterin.
Die Locke fliegt, die Feder weht
Auf ihrem schwarzen Sammtbarett,
Wie sie — die Wangen ganz in Gluth —
Als wollte sie der treuen Huth
Des Jünglings ihr zur Seit' entflieh'n —
Davonjagt über Stock und Stein;
Lord Arthur aber holt sie ein,
Wo, hemmend ihre Blitzeseile,
Nicht allzubreit, in mäß'ger Steile,
Die Straße einen grünen Hügel
Nunmehr hinan gemächlich steigt, —
Legt sanft die Hand auf ihre Zügel,
Und lächelnd zu ihr vorgeneigt:

„Nigritta! laß' vom scharfen Ritte
Uns ruhen, und indeß im Schritte
Die braven Thiere aufwärts traben,
Uns an der prächt'gen Rundschau laben!"

Und sie, unwillig, Trotz im Blick,
Die Locken schüttelnd in's Genick:
„„Daß immer doch den Weiterdrang,
Wenn eben wir im besten Gang,
Ein Hinderniß uns wehren muß!
Ein Zaun, ein Hügel, Stein und Planke
Wird läst'ger Anstoß, plumpe Schranke! —""

„O sage! Ist's nicht auch Genuß
Geruhig so vom hohen Stand
Hinabzuschauen auf das Land?
Sieh'! wie, sich schlängelnd durch das Grün,
Das Flüßchen blinkt, des Kirchthurms Dach
Erglitzert, wo ums Dörfchen her
Kirschbäume, dichtgedrängte, blüh'n!
Die Brücke d'rüben über'm Bach,
Die Mühle rechts und links die Wehr' —
Und hinten — wie in ernsthaft Sinnen
Vertieft — mit Giebeln, Erkern, Zinnen
Das Schloß, vom altehrwürd'gen Kranz
Des Laub- und Nadelwalds umschlossen —
Und über alles dies der Glanz
Des reinsten Morgens ausgegossen! —
Ach! trunken so von Lenz und Liebe
Dem nahen Glückerfüllungstag
Entgegenträumen — sprich! — was bliebe,
Das unser Herz noch wünschen mag? —“

Er schweigt und seine Blicke hangen
An ihr mit zärtlichem Verlangen,
Eindringlich scheinen sie zu fragen:
So stillbeseligt, bist Du's auch? —
Doch sie, das Auge (zu vergleichen
Der dunklen Frucht vom Brombeerstrauch)
Zur Aetherwölbung aufgeschlagen,
— Wie um der Frage auszuweichen —
Sehnsüchtig ruft sie: „„O zu schweifen
Mit Wolken ohne Halt und Ziel!
Von Strand zu Strande zu durchstreifen
Das Weltmeer mit beschwingtem Kiel!
Auf Taubenfittichen zu schweben
Von Süd nach Nord, von Ost nach West —
Das wäre Wonne, hieße Leben!“ “

„Und baut ihr warmes, trautes Nest
Auf einer Fichte hohem Wipfel
Nicht endlich auch die wilde Taube?
Die Wolke rastet auf dem Gipfel
Des Hochgebirgs, der Segelkahn
Fährt einmal doch den Hafen an!
O glaube mir, Geliebte! — glaube!
Der Mensch, durchmäß' er auch die Erde
Unstet auf seinen Wanderzügen:
Ein volles, dauerndes Genügen,
Er findet's nur am eig'nen Herde.

Darum wohl uns, daß bald ..." — er endet
Die Rede nicht, denn wo im Bogen
Der Weg sich nun zur Höhe wendet,
Welch seltsam wunderlicher Troß
Kommt unvermuthet hergezogen!
In stolzer Haltung — Bart und Haar
Pechschwarz und lang — vorauf der Schaar
Ein schmucker Bursch auf mager'm Roß;
Mit Männern, Weibern dann bespannt,
Die alle braun und sonnverbrannt,
Armsel'ge Wägelchen, bepackt
Mit Säcken, Bündeln, Kochgeräth,
Zerbrochen, schmutzig und zerrissen,
Dazwischen auf zerlumpten Kissen
Krausköpf'ge Kinder völlig nackt:
Landstreichend Volk, wie's früh und spät
Herum sich treibt im Waldrevier.

„Ei sieh'!" —

„„Landsleute sind's von mir!"" —
Ruft aufgeregt und jäh erglüht
Nigritta, und ihr Auge sprüht.

Und jetzo in des Hohlwegs Enge
Zusammentreffend mit der Menge,
Im Nu umzingelt und umrungen
Seh'n sich die Beiden, Fuß und Bein
Gepreßt, umklammert und umschlungen
Von dreisten Händen, festgehalten,
Gezerrt an ihrer Kleider Falten,
Und rings stürmt gellend auf sie ein
Mit ungeberdig wildem Heischen
Von rauhen Stimmen heis'res Kreischen:
„O feiner Herr! Jungfräulein hold!
Ich bitt' recht schön — Dank, tausend Dank!
Auf Erden und im Himmel auch
Vergelt's Euch Gott!" ... Hei! wie sie haschen,
Sich gierig werfend zwischen Bauch
Und Huf der Pferde, nach dem Gold,
Das niederkollert hell und blank
Aus Arthurs und Nigritta's Taschen! —
Nur der berittene Geselle
Bleibt unbeweglich auf der Stelle;
Doch — wie unmuthig, freie Bahn
Zu schaffen, nun der Lord den Sporn
Dem Falben in die Weichen schlägt,
Daß dieser einen Schritt nach vorn
Ihn ungeduld'gen Sprunges trägt —

Drängt er sich plötzlich nah' heran
Zur schönen Maid und wispert ihr
Mit leidenschaftlicher Geberde
Ein Wort in's Ohr, dann schnell sein Thier
Schwenkt er hinweg. —

„Halt! süßes Schätzchen!
Wahrsag' ich Dir — reich' mir vom Pferde
Herunter doch Dein feines Tätzchen!" —
Mit welkem Antlitz, dürrem Leib
Im Schmeicheltone grinst ein Weib
Und stellt sich vor Nigritta hin,
Die — eh' noch Arthur, umgewandt,
Mit Wink und Blick sie hält zurück —
Sogleich den Handschuh auszuzieh'n
Bereit, und ausstreckt ihre Hand,
In deren Linien verloren
Die Hexe anhebt so zu lesen:
„Heil Dir! Zufriedenheit und Glück
Hat Dir das Schicksal zugeschworen,
Wofern Du wieder wirst dereinst
— Ja, ja — Du bist nicht, die Du scheinst —
Was Du im Anfang bist gewesen! —
Ich seh' die Zeit, ich weiß den Ort,
Wo Dein Herzliebster . . ."

„Weib! Mach' fort!"
Herrscht Arthur nun die Alte an,
Und sprengt, mitreißend seine Braut,
Von dannen, — während Hord' und Reiter,
Des Geldes froh, das sie empfah'n,
Durch Buschgehölz und Farrenkraut
Trollt lärmend ihres Weges weiter . . .

„Die Aermsten!" — groß- und mildgesinnt
Der Jüngling neuerdings beginnt,
Dieweil sie reitend hügelab
Zum Paßgang mäßigen den Trab: —
„Zeitlebens wandernd heimatlos
Am Körper, wie am Geiste bloß!
Und alle die Profetenkunst
Nur eitel Trug und leerer Dunst! —
Doch wie? was ficht Dich an, mein Herz?
Daß Du die Stirne traurig neigst? —
Ah! — ob Du gleich ihn mir verschweigst —
Ich ahn' und ehre Deinen Schmerz:
Der Anblick war es dieser Armen,
Der Dich verstimmt, — und hast Du nicht
Genügt der schönsten Menschenpflicht? —

Darum wohl uns, daß bald . . ." — er endet
Die Rede nicht, denn wo im Bogen
Der Weg sich nun zur Höhe wendet,
Welch seltsam wunderlicher Troß
Kommt unvermuthet hergezogen!
In stolzer Haltung — Bart und Haar
Pechschwarz und lang — vorauf der Schaar
Ein schmucker Bursch auf mager'm Roß;
Mit Männern, Weibern dann bespannt,
Die alle braun und sonnverbrannt,
Armsel'ge Wägelchen, bepackt
Mit Säcken, Bündeln, Kochgeräth,
Zerbrochen, schmutzig und zerrissen,
Dazwischen auf zerlumpten Kissen
Krausköpf'ge Kinder völlig nackt:
Landstreichend Volk, wie's früh und spät
Herum sich treibt im Waldrevier.

„Ei sieh'!" —

„„Landsleute sind's von mir!"" —
Ruft aufgeregt und jäh erglüht
Nigritta, und ihr Auge sprüht.

Und jetzo in des Hohlwegs Enge
Zusammentreffend mit der Menge,
Im Nu umzingelt und umrungen
Seh'n sich die Beiden, Fuß und Bein
Gepreßt, umklammert und umschlungen
Von dreisten Händen, festgehalten,
Gezerrt an ihrer Kleider Falten,
Und rings stürmt gellend auf sie ein
Mit ungeberdig wildem Heischen
Von rauhen Stimmen heis'res Kreischen:
„O feiner Herr! Jungfräulein hold!
Ich bitt' recht schön — Dank, tausend Dank!
Auf Erden und im Himmel auch
Vergelt's Euch Gott!" . . . Hei! wie sie haschen,
Sich gierig werfend zwischen Bauch
Und Huf der Pferde, nach dem Gold,
Das niederkollert hell und blank
Aus Arthurs und Nigritta's Taschen! —
Nur der berittene Geselle
Bleibt unbeweglich auf der Stelle;
Doch — wie unmuthig, freie Bahn
Zu schaffen, nun der Lord den Sporn
Dem Falben in die Weichen schlägt,
Daß dieser einen Schritt nach vorn
Ihn ungeduld'gen Sprunges trägt —

Drängt er sich plötzlich nah' heran
Zur schönen Maid und wispert ihr
Mit leidenschaftlicher Geberde
Ein Wort in's Ohr, dann schnell sein Thier
Schwenkt er hinweg. —

„Halt! süßes Schätzchen!
Wahrsag' ich Dir — reich' mir vom Pferde
Herunter doch Dein feines Tätzchen!" —
Mit welkem Antlitz, dürrem Leib
Im Schmeicheltone grinst ein Weib
Und stellt sich vor Nigritta hin,
Die — eh' noch Arthur, umgewandt,
Mit Wink und Blick sie hält zurück —
Sogleich den Handschuh auszuzieh'n
Bereit, und ausstreckt ihre Hand,
In deren Linien verloren
Die Hexe anhebt so zu lesen:
„Heil Dir! Zufriedenheit und Glück
Hat Dir das Schicksal zugeschworen,
Wofern Du wieder wirst dereinst
— Ja, ja — Du bist nicht, die Du scheinst —
Was Du im Anfang bist gewesen! —
Ich seh' die Zeit, ich weiß den Ort,
Wo Dein Herzliebster ..."

„Weib! Mach' fort!"
Herrscht Arthur nun die Alte an,
Und sprengt, mitreißend seine Braut,
Von dannen, — während Hord' und Reiter,
Des Geldes froh, das sie empfah'n,
Durch Buschgehölz und Farrenkraut
Trollt lärmend ihres Weges weiter ...

„Die Aermsten!" — groß- und mildgesinnt
Der Jüngling neuerdings beginnt,
Dieweil sie reitend hügelab
Zum Paßgang mäßigen den Trab: —
„Zeitlebens wandernd heimatlos
Am Körper, wie am Geiste bloß!
Und alle die Profetenkunst
Nur eitel Trug und leerer Dunst! —
Doch wie? was ficht Dich an, mein Herz?
Daß Du die Stirne traurig neigst? —
Ah! — ob Du gleich ihn mir verschweigst —
Ich ahn' und ehre Deinen Schmerz:
Der Anblick war es dieser Armen,
Der Dich verstimmt, — und hast Du nicht
Genügt der schönsten Menschenpflicht? —

Nein! diese gold'ne Sklaverei,
Dieß übertünchte Elend — nie
Ertrüge sie's! —

Doch Arthur — wie?
Liebt sie ihn nicht? Hat fremder Wille
Ihr den Verlobten aufgedrungen?
War's Laune, eigensinn'ge Grille,
Daß sie mit ihm den Bund geschlungen? —
Ach! seit der unglücksel'gen Stunde,
Da liebentflammt, erhörungsbang
Er vor ihr auf den Knieen lag,
Und flehend bat um Gegenminne,
Bis zögernd leise ihrem Munde
Mitleidig sich ein „Ja“ entrang,
Ward mehr und mehr sie jeden Tag
— Anklagend selber sich voll Reue —
Des ungeheuern Abstand's inne,
Der ihre Welt von seiner scheidet.

Nein! — Soll sie je in Lieb' und Treue
Sich völlig einem Manne weih'n,
Müßt's einer von dem Stamme sein,
Den er bedauert, sie beneidet!...
Und wieder vor der Seele klar
Der Bursch' steht mit dem langen Haar,
Mit seinen Gliedern schlank und stark,
Wie gestern Abend er im Park
Urplötzlich staunend vor ihr stand,
Und wie ein Schatten dann verschwand...
Und heute Morgens — wie er dicht
Zu ihrem bog sein braun Gesicht,
Und sie mit lohem Blick verschlang!
Ach! seiner Stimme Lispelklang
Summt fort und fort im Ohr ihr nach.
Sie muß des Wortes immer denken,
Das er zu ihr bedeutend sprach:
„Um Mitternacht — wenn Alles schon
Im Schlummer — merk'! — ein Feuerzeichen...“

Aus brütendem Sichselbstversenken
Auf einmal jetzt vom Pfühl, vom weichen,
Schnellt in die Höh' sie federgleich,
Und eilt hinaus auf den Balkon.
Wie labend, wie erquickungsreich
Der Lüfte reiner, voller Strom
Die heißen Schläfen ihr umfließt,
Sich mild und linde rings ergießt,

Nun hält die Nacht mit ihren Träumen
Die Erde inniglich umfangen,
Tief Schweigen rings, nur ab und zu
Ein heimlich Flüstern in den Bäumen
Um's Schloß, darinnen längst zur Ruh'
Der Diener wie der Herr gegangen. —
Im runden, heim'schen Eckthurmzimmer,
Wo sie sich zeitlich eingeschlossen,
Liegt auf ihr Lager hingegossen
Nigritta. Mit gedämpftem Licht
Umspielt der rosenrothe Schimmer
Der Ampel, die da aufgehangen,
Die Lippen ihr, die Stirn', die Wangen,
Und die herabgesenkten Lider: —
Es scheint, sie schläft; doch schläft sie nicht.
Wie aufgewühlte Wellenfluth
Schlägt brandend ihre Brust an's Mieder,
Das leicht und locker sie umschmiegt,
Es tobt ihr Puls und stürmisch fliegt
Ihr Athem, wie in Fiebergluth.
Vor ihrer wachen Seele schwanken
Entschlüsse, Bilder und Gedanken
Im bunten Wechsel ruhelos;
Vergangenheit und Gegenwart,
Und was vorausgeahnt im Schooß
Der nahen Zukunft ihrer harrt
Zieht ihrem inner'n Sinn vorbei.

Noch ist sie frank, noch ist sie frei!
Noch ist das Wort nicht ausgesprochen,
Das streng in der Gesellschaft Bann
Ihr Sein unwiderruflich bindet;
Doch Woch' um Woche geht und schwindet —
Es kommt der Morgen angebrochen,
Der zum Altar sie führt — und dann? —
Ach! dort, wo über'm Häusermeer
Der Riesenstadt am Themsestrande
Die Nebel wuchten dick und schwer,
Im kerkerdüsteren Palast
Lebt sie ein Leben, wie sich's paßt
Für eine Frau von ihrem Stande.
Concert und Schauspiel, Ball und Thee,
Und Prunk und Aufwand um die Wette,
Und hinter blanken Spiegelscheiben
In Sammt und Seide hohles Treiben,
Der Langeweile endlos Weh',
Und eine fortgesetzte Kette
Von Täuschung, Falschheit, Heuchelei —

Und Schritte hört sie, die sich leise
Und sacht' ihr nah'n; sie wendet sich:
„Du — guter William? — Sprich, o sprich!
Ist Keiner noch zurückgekommen?"

Der treue Schloßwart wiegt das greise,
Gesenkte Haupt und seufzt beklommen:
„„Ach! leider nicht!"" —

„Wo weilst Du, wo?
Schwarzblättchen! o mein Liebling Du!
Stieß' Dir der kleinste Unfall zu,
Fern dem gewohnten Aufenthalt —
Nie würd' ich mehr des Lebens froh.
O, daß ich selber schwach und alt,
Es Andern überlassen muß,
Dich aufzusuchen! — Wär' ich jung,
Nicht Ruhe gönnt' ich meinem Fuß,
Durchstreifend Höh' und Niederung,
Bis ich — und wär's am End' der Welt —
Dich lebend oder ach! entseelt
Hätt' ausgespürt!"

„„Na — nicht verzagt!
Wenn jede and're Hoffnung riß,
Der junge Herr — er kommt gewiß
— Nach Allem, was ich ihm gesagt —
Dem gnäd'gen Fräulein auf die Spur.
Müßt' ich nicht fürchten, Euer Gnaden
Mit läst'gen Dingen zu beladen —
Erzählen möcht' ich . . .""

„Rede nur!" —

„„Nun denn: Zigeuner, scheint es, haben
Unweit ihr Lager aufgeschlagen;
Am Wiesensaum und bei den Eichen,
Beim Birkensteg, am Wassergraben,
Sah man bereits vor ein'gen Tagen
Verdächtiges Gesindel schleichen,
Und gestern, wie wir so, wie immer,
Des Abends im Gesindezimmer
Versammelt nach dem Essen sitzen
Und plaudern so zum Zeitvertreibe —
Auf einmal seh' ich Augen blitzen
Herein zum Fenster. — Täuscht mich nicht
Mein alt Gedächtniß — war's Gesicht
Und Ausdruck von demselben Weibe,

Das vor so vielen, vielen Jahren
— Wohl fünfzehn sind es — mit dem Kinde
Am Rücken in der schmutz'gen Binde
Als Bettelnde im Schloß erschien. —
Da ist's mir durch den Kopf gefahren,
Ob etwa nicht ...""

„Wo denkst Du hin!
Und wenn sie's war — wer kann zu glauben
So thöricht sein: sie käm' zu rauben
Die Perle, die ich aus dem Staub
Mir aufgelesen?" —

„„Mit Verlaub!
Das mein' ich nicht, — was ich vermuthe ...""
Er stockt: doch bald gutmüthig-schlau
Fortfährt er: „„Na — die gnäd'ge Frau
Hält's meiner Einfalt wohl zu Gute,
Wenn ich gestehe frei und offen,
Was durch den alten Kopf mir schoß
— Es ist ja auch Vermuthung bloß! —
Wie, wenn aus eig'nem freien Willen
Das Fräulein diese Wahl getroffen,
Und nach des Wandervolkes Stätte,
Die ihr ein Zufall wies, im Stillen
Sich insgeheim begeben hätte? —
Ist manch Exempel doch bekannt,
Daß, wer einmal den grünen Wald,
Und Haid' und Moor sein Heim genannt,
Als in sein rechtes Element
Dahin zurück sich ewig sehnt,
Wo er auch weile! — und sobald
Gelegenheit ...""

„Sie mich verlassen?"
Ruft außer sich die Lady — „Nein!
Von Sinnen müßt' sie 'kommen sein,
Solch rasenden Entschluß zu fassen!
Hatt' ich sie nicht vom Herzen lieb?
Ward ihr — kaum leise nur genährt —
Nicht jeder Wunsch so voll gewährt,
Daß ihr nichts mehr zu wünschen blieb?
Hat sie nicht alles Glück auf Erden
Im überreichen Maß besessen,
Bestimmt, noch glücklicher zu werden?
Und sollte dank- und pflichtvergessen ..."

— Erstickt von Thränen, kummerkrank
Hinsinkt sie auf die Marmorbank,
Die breite, unter'm Blätterdach,
Und grübelt, gegenwartentrückt,
Die Augen in das Tuch gedrückt,
Dem, was geschehen, trostlos nach. —
. . . .

* * *

Indeß hat, alle Möglichkeiten
Und Fälle, die geeignet wären,
Ihn auf die rechte Spur zu leiten,
Im Geiste wiederholt erwägend,
Erfolglos Arthur all die Gegend
Um Schloß und Park herum durchirrt.
Wie soll er deuten, wie erklären
Nigritta's räthselhaft Verschwinden?
Des treuen William Wink und Mahnung
Hat schier die Sinne ihm verwirrt
Und — die er selber nicht gewagt
Sich zu gesteh'n in seiner blinden
Sorglosigkeit — die böse Ahnung
Mit Einemmale aufgejagt.
Was mußte auch, da just den Flug
In's Abenteuerliche, Weite
Nigritta's Phantasie genommen,
Der sonderbare Wanderzug
Entgegen ihnen gestern kommen.
Und mit ihm alle das Geleite
Von Bildern und Erinnerungen
Aus ihrer Kindheit früh'sten Tagen,
Die — mochte sie's auch nimmer sagen —
In ihr doch allzeit nachgellungen! —
Und überdieß — wie klang es, was
Weissagend jene Alte las? — ...
„Heil Dir, wann wieder Du dereinst
Das wirst — Du bist nicht, die Du scheinst —
Was Du im Anfang warst!" — O Fluch
Der frechen Hexe und dem Spruch!
Nein, nein! wie reizbar, überschwänglich
Nigritta auch und leichtempfänglich
Für jeden fremden Eindruck sei:
Zu klar und scharf ist ihr Verstand,
Als daß die plumpe Gaukelei
Sie mehr, als flüchtig nur, erregte.
Und ist ihm Bürgschaft nicht und Pfand
Die Liebe, die sie für ihn hegte,
Daß sie mit Absicht nicht entwich? —

Zwar schwerlich kann er sich verhehlen,
Daß in den Einklang ihrer Seelen
Sich oft ein greller Mißton schlich,
Daß nimmer sie die Leidenschaft,
Die er ihr zeigte Tag für Tag,
Erwiedert mit der inn'gen Kraft,
Die sonst in ihrem Wesen lag,
Und — namentlich in letzter Zeit —
Kalt blieb bei seiner Zärtlichkeit;
Doch, wie er selbst für's ganze Leben
Sich unbedingt, unwandelbar,
Und ohne Rückhalt hingegeben,
Hatt' er nicht minder seiner Braut
— So seltsam sie zuweilen war —
Mit fester Zuversicht vertraut. —
Wenn aber — ach! er denkt mit Gram
Den unausstehlichen Gedanken! —
Sie gleichwohl Reue überkam,
Zu halten, was sie einst verheißen,
Und ihre Treu' begann zu wanken —
Gab's keine freundlichere Art
Der Lösung? — so gewaltsam hart
War sie im Stande, zu zerreißen
Das traute Band, das sie umfing? —
Ein Blick auf den Verlobungsring,
Den er mit einem heißen Kusse
Ihr auf den Finger einst gesteckt,
Er hätte sie vom Fluchtentschlusse
— Wenn anders nichts — zurückgeschreckt! —
Ein Frevel wär's! Nein! ewig nicht,
— Wie stark dafür der Schein auch spricht —
Könnt' er es fassen und begreifen,
Daß ihm so schnöd' sein Lieben lohnt
Sein angebetetes Idol! —
Mocht' ihr — sie war von je gewohnt
Frühmorgens einsam zu durchstreifen
Gefild' und Au — ein Unglück wohl,
Ein plötzliches, begegnet sein?
Und augenblicklich fällt ihm ein,
Wie — als er gestern sie befragte,
Warum sie sich so bald erhebe
Vom Theetisch und in ihr Gemach
So ungewöhnlich schnell begebe? —
Sie über leichten Kopfschmerz klagte,
Und matt ein „Gute Nacht“ nur sprach! —
Vielleicht — wenn er herum sich biegt
Schon um die nächsten Haselhecken —
Sieht er — o tödtlich grimmer Schrecken! —

Wie sie auf nackter Erde liegt
Ohnmächtig, hilflos, todesbleich,
Die lieben Augen fest geschlossen,
Die schwarzen Locken wirr ergossen! —
Zusammenschaudert er tiefinnen —
Doch wie vom Aeußersten sogleich
Im raschen Ineinanderspinnen
Der Geist einbildsam übergeht
Zum Aeußersten: — auf einmal steht
Vor ihm sie, wie sie damals stand,
Als er, vom Festland heimgekehrt,
An ihrem Reiz bewundernd hing,
Der, als er in die Ferne ging,
Sich kaum der Knospe noch entwand: —
Anmuthigschön, begehrenswerth,
Ein Röslein frisch im Jugendthau,
Das, während er die Welt durchschweift',
Für ihn, im trauten Heimatgau
Allmälig hold herangereift! —

Verzehrt von Angst und Sehnsuchtsdrang
Hinirrt er keuchend stundenlang
In Sonnenbrand und Sonnenhelle
Erhitzt, erschöpft, mit wüstem Hirne, —
Und nun beschreitet er die Schwelle
Des Waldes. — Tief aufathmend hemmt
Er da den Fuß und wischt beklemmt
Die Tropfenperlen von der Stirne.
Im Labyrinthe dieser Fichten,
Wo zwanzig Steige sich verzweigen,
Wohin zuerst die Schritte richten?
Die Bäume hüllen sich in Schweigen —
Und keine mildgesinnte Fee
Tritt aus dem grünen Kreis hervor
Und kündet ihm, wohin sein Reh,
Das scheue, flücht'ge, sich verlor!

So hebt er denn nach kurzer Rast
Die Waldung zu durchschwärmen an;
Nach rechts und links, die Kreuz und Quer
Bricht er mit Arm und Bein sich Bahn.
Wo gift'gen Duft der Seidelbast
Betäubend athmet, Heidelbeer'
Und Ginster wuchern üppigdicht.
Die Zweige peitschen ihm Gesicht,
Und Nacken, Hand und Wange ritzen
Ihm Stachel, Dorn und Nadelspitzen,
An Brombeerranken, Wurzelsträngen,

An Strünken bleibt sein Fuß oft hängen;
Er aber hat es nimmer Acht:
Es halten seinen irren Lauf
Nicht Buschwerk und Gestrüppe auf! —
Und tief und tiefer in die Nacht
Des Forstes, ohne Plan und Wahl —
Und von Secunde zu Secunde
Wächst Ungewißheit, Schmerz und Qual
In seiner Brust. — Den theuren Namen
Ruft er verzweifelt; doch kein Laut
Antwortet in der weiten Runde. —
Schon will — auf die er noch gebaut —
Die letzte Hoffnung ihm erlahmen . . .

Da — horch! — was bebt und klingt und rauscht
Ein märchenhaftes, himmlisch Singen
Durch das Geäst auf duft'gen Schwingen
Jetzt ferneher? — Er zuckt zusammen,
Steht unbeweglich still — und lauscht
Gesenkten Hauptes. — Woher stammen
Die Töne, wehmuthsüß und weich,
Die, Aeolsharfenseufzern gleich,
In Lüften flüstern, säuselnd weben
Und der Natur geheimstes Leben
In ihres Zaubers Bannkreis zwingen? —
Den Silberwohllaut einzutrinken,
Die Blumen, so die Köpfchen hingen,
Sie richten horchend sich empor,
Es geht ein lispelnd Wehen, Winken
Von Strauch zu Strauch, von Zweig' zu Zweigen,
Andächtig — jedes Blatt ein Ohr —
Die Bäume ihre Wipfel neigen.

Ach! diese wundersame Weise
— Bald feurigstark, bald schmelzendschwach —
Die ihm so oft das Herz erweicht, —
O wie berückend sie sich schleicht
In sein Gemüth! Erzitternd, leise
Der süßen Stimme geht er nach,
Die ihre Nähe ihm verräth,
Indeß er, jetzt von Furcht befangen,
Und jetzt mit freud'gem Hoffnungsbangen
Erwartungsvoll durch's Dickicht späht. —
Und hell und heller quillt der Sang
Aus ew'gem Melodienbronnen,
Und klar und klarer kommt's geronnen
Wie angeschlag'ner Saiten Klang.

Das trillert, wirbelt, jubelt, schwirrt,
Das schmachtet, bittet, lockt und girrt
Wie wenn in sel'ger Liebeslust
Sich wonnetrunken Brust an Brust,
Und Seele sich an Seele schließt!...
. . . .

Behutsam schreitend nun der Stelle
Kommt Arthur nahe, wo die Quelle
Des goldenen Gesanges fließt —
Was wird er schauen?... Es benimmt
Den Athem ihm, es flirrt und flimmt
Vor seinem Blick — vorsichtig spreitet
Er auseinander das Geflecht
Des Laubwerks — durch die Lücke gleitet
Sein gierig Aug' — ha! sieht er recht? —
— Er hält sich auf den Füßen kaum —
Ist es ein böser Fiebertraum?
Ist's Wirklichkeit?...

Auf grünem Moose
Zigeunersleute lungernd — und
Inmitten, wie im Freundesbund,
Gelagert auf des Häuptlings Schooße,
Der kosend ihren Leib umfängt,
Die Mandoline umgehängt,
Das Haar bekränzt mit wildem Mohn,
Wie eine Fürstin auf dem Thron
Die reizendste der Sängerinnen,
Nigritta! — Sie!...

Wohl mag von Sinnen
Den Jüngling dieser Anblick bringen!
Soll er, im Innersten empört,
Hervor aus dem Verstecke springen? —
Flieht er von dannen ungehört? —
In seinen Adern kocht das Blut
Vor Eifersucht und Schmerz und Wuth,
Es packt sein Herz ein bitt'rer Krampf,
Und um die Lippen zuckt's wie Hohn —
. . . .

So steht er zwischen Zorn und Scham
Unschlüssig, mit sich selbst im Kampf —
Dann durch den Wald — von wo er kam —
Besinnungslos stürzt er davon...

IV.

Mit Nebelgrau und Regenschauern
Kam allgemach der Herbst in's Land,
Und wieder trüb, einförmig schwand
Ein Tag in stiller Trauer hin.

Der Nordwind rüttelt an den Mauern
Des Schlosses, und geschüttelt brausen
Die alten Linden; doch wie's draußen
Auch stürmt ingrimmig, — Ruhe waltet
Hierinnen traulich: im Kamin
Ein Knistern bloß, nur das Gezisch
Der Lampe, und der Uhr Getick'
Vernimmt man. — Ueber'm Buch gefaltet
Die Hände, sitzt am runden Tisch
Die Lady, und von Zeit zu Zeit
Verstohlen fällt ihr Wehmuthblick
Auf Arthur, der zurückgelehnt
Im Sessel, zukehrt sein Gesicht
Dem Feuerherd, wo Scheit auf Scheit
Im allgefräß'gen Element
Verkohlt in sich zusammenbricht.

Und wie der letzte Funkenglimmer
Erlöschend jetzt in Nichts zerfließt,
Erhebt er jäh sich und durchmißt
Verschränkt die Arme, düster schweigend,
Gehalt'nen Schritt's das kleine Zimmer,
Bis er vor einem Bildniß steht
Das, holde Mädchenzüge zeigend,
Den Eckbord schmückt. — Wie im Gebet
Betrachtet er's und es entringt
Sich manch ein Seufzer tief und schwer
Der wunden Brust; doch nun bezwingt
Er länger seinen Schmerz nicht mehr,
Und — als befänd' er sich allein —
Ausbricht er — in das blonde Haar
Sich greifend — heftig, trostesbar:
„Und also soll's denn wirklich sein! —
Aus diesen glänzend schwarzen Augen
Soll nimmer ich Erquickung saugen?
Nie mehr an diesem rothen Munde,
An diesem Busen warm und weich
Mich laben — einem Gotte gleich —
In süßverschwieg'ner Schäferstunde? —

Ach! meines Glückes Blume soll
Verwelken, ehe sie noch voll
Erblüht? — Ein And'rer schwelgen, wo
Ich darben muß? — Nigritta! O!
Nigritta! — Wärest Du gestorben,
Blieb makellos und unverdorben
Mir mindestens Dein Angedenken;
Doch jenem Elenden Dein Herz,
Das Du zueigen mir gabst, schenken —
O unausdulbbar herbes Weh',
Davon ich nimmer kann gesunden!
Wohl hätte ich gelindern Schmerz
Sogar um Deinen Tod empfunden! —
Ade! — Auf ewig denn Ade,
Du Falsche! — Nun die Leichenfeier,
Der Liebe letzte Pflicht erfüllt —
Sei fortan jedem Blick verhüllt!" —
Er spricht's, und mit dem weißen Schleier,
Der um des Rahmens Gold sich breitet,
Das Bild bedeckend, tritt er wieder
Hinweg vom Heiligthum und schreitet
Mit stummem Brüten auf und nieder. —

„O Himmel!" — fällt nach kurzer Pause,
Darin man stärker das Gebrause
Des tobenden Orcans vernahm,
Gefaßten Tons die Lady ein,
In deren Brust des Jünglings Gram
Auf's Neu' die alten Schmerzen weckte —
„Wer hätte dazumal gedacht,
— Als sie die Kinderhändchen klein
Wie bittend mir entgegenstreckte,
Zum erstenmal in's Schloß gebracht —
Sie werde ohne Dankeszeichen
Und Lebewohl daraus entweichen! —
Ach! dieß Geschöpf, verwöhnt und zart,
Wie will's des Wetters Unbill tragen,
Der Armuth ungezählte Plagen,
Entbehrung, Mühsal jeder Art? —
Sie, die ein selten günstig Loos
Früh in des Ueberflusses Schooß
Aus herber Noth emporgerissen,
Sie, der den Geist mit reichem Wissen
Erziehung sorgsam ausgeschmückt,
Und im empfänglichen Gemüthe
Erschlossen der Empfindung Blüthe,
Daß sie beglückend und beglückt
Des herrlichsten Berufes walte,

Am eig'nen Herd', im eignen Haus
Als Herrin, Gattin, Mutter schalte —
Setzt — Feind sich selber — Ehr' und Leben
Auf's Spiel, setzt ihren Körper aus
Dem Frost, dem Sturme — preisgegeben
Den rohen Scherzen der Genossen! — —
Nichts mehr von ihr! — die leichtentschlossen
Und kalt sich von uns abgekehrt,
Verdient es nicht, daß ich mich gräme,
Nicht Deiner Liebe ist sie werth
Hinfür! — Hast Recht — vergesse sie!"

„„Ich sie vergessen? — Nie, o nie! —
Und wenn sie dennoch wiederkäme?
Wenn's nur ein toller Einfall war,
Zu prüfen meiner Liebe Feuer?
Die Sucht nach einem Abenteuer
Sie nur verlockte, die Gefahr?
Ach! Alles, was ich um sie litt,
Wie gerne möcht' ich's ihr vergeben!
Wie gerne, wenn .... still! war's nicht eben,
Als ob sich nebenan im Saal
Etwas bewegte — Schritt für Schritt?...""

„Ein Windstoß war es — O mein Sohn!
Wohl mochte noch ein Hoffnungsstrahl
Uns glimmen in den ersten Tagen;
Doch Wochen, Monde flohen schon
Seit ihrer Flucht; — es bleibt Entsagen
Uns übrig nur! —"

Horch! leise dreht
Sich jetzt die Klinke an der Thür —
Sie öffnet sich, — in's Cabinet
Aus dunklem Raume tritt herfür —

„Nigritta!" — „Kind!" —

Sie selber, ja!
Leibhaftig, wirklich steht sie da;
Und anders dennoch ganz und gar,
Als man sie schaute Jahr um Jahr:
Im kurzgeschürzten, glatten Rock,
Von dem jedweder Putz verschwunden,
Nachlässig um den Kopf gewunden
In Turbanform ein Tüchlein roth,
Dem fesselspottend das Gelock',
Das üpp'ge, zu entfluthen droht,

Um Schultern, Hals ein Mantelkragen,
Ein dürft'ger, lose nur geschlagen,
Halbnackt die Arme, ohne Spangen
Die Handgelenke — unbefangen
So tritt sie vor, und während Beide
Sprachlos, verwundert vor ihr steh'n,
Beginnt sie: „Wieder mich zu seh'n
Seid Ihr erstaunt? — So wißt: es trieb,
Bevor ich aus dem Lande scheide,
Ein unbezwingliches Verlangen
Noch einmal mich an diesen Ort,
Wo ich so viel — so lang ich blieb —
Des Guten, Freundlichen empfangen,
— Denn gut war's schließlich doch gemeint." —

„„Nigritta — wie? — in Einem Wort
Balsam und tödtlich Gift vereint?
Dein Kommen Abschied? — Nein! sag' nein! —
Für immer bleibst Du wieder hier?""
Ruft Arthur hastig, liebentbrannt.

Und Lady Stanley d'rauf zu ihr
Mit sanftem Vorwurf: „Siehst Du's ein,
Du, die mich Mutter einst genannt,
Wie wohl wir Dir gewollt — warum,
Warum denn schneidest Du es ab,
Das Band, das Dich an uns gekettet?
Was greifest Du zum Wanderstab
Und schlägst Dich in der Welt herum,
Nachdem Du, warm und weich gebettet,
So lang zufrieden hier geruht? —
O Kind! Wofern Dich nicht verblendet
Ein böser Zauber, kehr', o kehr'
Zurück in uns're sich're Hut!
Und alles Beste, was bisher
Aufricht'ge Neigung Dir gespendet,
Sei ungeschmälert nach wie vor
Dein eigen!" — Also mild beschwor,
Liebkosend Wange ihr und Kinn,
Mit mütterlicher Zärtlichkeit
Die Dame die Zigeunerin.

Doch diese die dage'n gefeit,
Abwehrend: „Dank und nochmals Dank
Für Alles — voll und ungetheilt,
Was all' die Zeit, die ich geweilt
In Eu'rem Kreis, — mir ward bescheert!

— War's mir auch nur, was Speis' und Trank
Dem durst= und hungerlosen Gast:
Bedürfniß weniger, als Last!
Denn Eines hab' ich nur begehrt
In meinen Träumen und Gedanken;
Doch dieses Eine ohne Schranken,
Bedingungslos, im Uebermaß:
Die Freiheit, wie sie früh und spät
Im Wald und auf der Haide weht! —
Und wie das Vöglein, das im Bauer
Zur Winterszeit geruhig saß,
Entsagungstumm in sich geschmiegt,
— Wenn vor dem off'nen Fenster lauer
Die Lüfte weh'n und mit Gesang
Der Brüderschwarm vorüberfliegt
An seinem engen Drahtgefängniß —
In freiheitsehnender Bedrängniß
Schlägt ungeduldig mit den Flügeln:
So ich — den eingebor'nen Drang
Vermocht' ich länger nicht zu zügeln
Im Busen, seit dem Augenblick,
Als ich die braunen Wand'rer sah,
Die stammverwandten, und so nah',
So nah' sie wußte! — Zu den Meinen
— Mit ihnen Freud' und Mißgeschick,
Das letzte Stückchen schwarzes Brod
Zu theilen, treu bis in den Tod —
Zog es mich unaufhaltsam hin! —
Es ist gescheh'n —. Wohl mir! zu scheinen
Brauch' ich nicht mehr, was ich nicht bin,
Und, wie man nach dem Mummenschanz
Abwirft den Maskenflitterglanz:
Entkleidet lügnerischer Pracht
In ihrer angestammten Tracht
Stellt endlich sich Nigritta dar!" —

„„Und mit dem Kleid wie eitler Tand,
Veränderlich und wandelbar,
Auch alte Liebe abgethan?! —""
Frägt barsch der Jüngling, ihre Hand
Ergreifend und in seine pressend;
Doch seines Unmuths bald vergessend
Eindringlich innig: „Nun, wohlan!
Ist Reichthum, Bildung, Stellung, Stand,
Ein schönes Heim in Stadt und Land,
All', was dem Leben Festigkeit
Und Halt und Werth und Reiz verleiht,
Dir nur ein Abscheu und ein Grauen —

So laß' uns uns're Hütte bauen
In einsamöden Regionen,
Wo Wölfe nur und Bären wohnen!
Im Urwald, ferne dem Getriebe
Der Menschen, bei des Bergstroms Tosen,
Umblüht von Ranken wilder Rosen,
Aufschlagen laß' uns unser Zelt! —
O, wenn ein Funke einst'ger Liebe
Sich noch in Deinem Herzen findet —
So gib ihn mir! — Wie miss' ich leicht
Dafür die Schätze einer Welt!" —
. . . .

Und sie — indem sie sich entwindet
Dem Arm, den er um sie gelegt,
Und einen Schritt nach rückwärts weicht —
Mitleidig Lächeln im Gesicht:
„Lord Arthur! Täuscht Euch selber nicht!
Was augenblicklich Euch erregt,
Nur Wallung ist's im heißen Blut;
Wie bald — wenn die voreil'ge Glut
Sich wieder hätte abgekühlt —
Griff' Reu' in Euer'm Innern Platz
Um Alles, d'rauf Ihr zu verzichten
Euch nun erkühnt, wofür Ersatz
Ich nimmer könnte Euch entrichten! —
Denn allzugut herausgefühlt
Wohl hattet Ihr vom Anbeginne:
Was ich im tiefgeheimsten Schacht
Des Herzens einst für Euch empfand,
War nicht das Feuer echter Minne,
Nicht echter Neigung Himmelsmacht!
Und wenn ich darin Unrecht that,
Daß ich nicht früher dieß gestand,
Als eben erst in dieser Stunde —
Doch sagt mit nichten, daß Verrath
Und schnöden Treubruch ich beging,
Wenn zu unlöslich ew'gem Bunde
Ich einem Andern mich ergab!" —
— Und einen kleinen, gold'nen Ring
Streift sie vom schlanken Finger ab: —
„Hier! Nehmt das Liebespfand zurück,
Das ich zu lang unziemlich trug!
Schenkt einer Würdiger'n ein Glück,
Das nicht für mich taugt! — O — genug
Der Worte schon! — Ich bin am Ziel.
Und wollt' ich sprechen noch so viel —
Ihr könnt mich ewig nie versteh'n! —

Lebt wohl!" — Sie grüßt ihn ernst und nickt
Der Lady, die ergebungsvoll
Auf ihrem Sitz zu Boden blickt —
„Und denket" — spricht sie, schon zum Geh'n
Gewendet — „meiner ohne Groll!" —
Doch, ehe sie den Fuß erhebt,
Erfaßt von Schmerzensallgewalt.
Tritt er sie an — in Thränen strahlt
Sein Auge, seine Stimme bebt:
„Nigritta! Eines noch! — Halt' ein! —
Und muß es denn geschieden sein —
Vollende ganz mein Herzeleid! —
Der letzte, herbste Tropfen bleib'
Im Wermuthskelch mir nicht erspart!
Gib Antwort mir, gib mir Bescheid! —
Der Bursche mit dem langen Bart,
Der Bande Haupt . . . ?"

„Ich bin sein Weib! —
Ihm zugesellt in Lust und Weh',
Und keine Macht auf Erden hat
Das Recht, mich ihm zu weigern je.
Der Wald war Kirche, der Altar
Ein Fels, im grünen Festornat
Als Zeugen rings der Bäume Schaar,
Die wilden Blumen auf der Flur
Brautjungfern, Priester die Natur,
Der uns einander angetraut! —
Aussteuer uns und Mitgift ist
Die Luft, der gold'ne Sonnenschein,
Der leichte Sinn, der gerne misst
Die Sorgen des Besitzes. — Nein!
Die Welt, soweit der Himmel blaut
Sei unsre Heimat, unser Haus! —
. . . .
Horch! — d'runten — ja! das war sein Pfiff!"

Die Thüre auf mit raschem Griff,
Schon schwand sie in die Nacht hinaus.
. . . .



Das Kind in der Weltliteratur.

Eine Studie

Von

Ferdinand Groß.

Unsere Liebe zu Kindern ist großentheils Liebe zu uns selbst, denn was uns an ihnen am meisten entzückt, das ist ihre in verkleinertem Maßstabe auftretende Aehnlichkeit mit unserem eigenen Ich; uns ist, als könnten wir uns in unseren ersten Anfängen verfolgen, wenn wir die kleinen Menschen studieren, welche im Keime die Mehrzahl jener Fehler und Vorzüge, jener Schwächen und Tugenden aufweisen, die sich in uns entwickelt und entfaltet haben. Wir finden ein unsägliches Vergnügen an unseren wandelnden Miniaturbildnissen als solchen — bewußt oder unbewußt, und so ist es nur natürlich, daß des Lebens Spiegel, die Kunst in jeder Form, in reichem Umfange mit den Kindern zu thun hat und nicht müde wird, den Menschenknospen ihre schaffende Beachtung zu schenken.

Ich möchte mich darauf beschränken, eine Skizze davon zu geben, wie speciell die dichtende Kunst zu dem Kinde sich verhält. Es kann für Niemand uninteressant sein, sich in der Weltliteratur ein wenig umzuthun, um zu erfahren, wie in ihr die Gestalt des Kindes erscheint, wie diese sich darstellt in der Anschauung der producirenden Vertreter verschiedener Völkerschaften. Bei solchem Um- und Ausblicke wird uns klar, daß nicht zu jeder Epoche das Kind in gleicher Weise aufgefaßt wurde. Um diese Thatsache zu illustriren, rufe ich dem Leser ins Gedächtniß, daß es in Frankreich eine Zeit

gab, in welcher die Kinder weder in der Wirklichkeit noch in der Poesie eine hervorragende Rolle spielten. Es war die Zeit, aus welcher Talleyrand berichtet, daß er kaum eine Nacht unter demselben Dache mit seinem Vater und seiner Mutter geschlafen. Die Sprößlinge galten als eine Art Ballast, mit dem man fertig zu werden trachtete, so bequem es eben möglich war. Man darf behaupten, daß Rousseau durch seinen „Emile" die Kinder in Frankreich wieder — in Mode gebracht hat. Geboren wurden Kinder in Hülle und Fülle, aber man beachtete sie nicht viel. Man ließ sie wie die Puppen erziehen, die Liebe hatte damit nichts zu thun, und die Poeten hüteten sich wohl, sie zu verherrlichen. Da kam Rousseau mit seinen frappirenden Ansichten, und mit einem Male bemächtigte sich der Mütter, welche nicht recht gewußt, was sie mit den Kleinen anfangen sollten, die Lust, sie selbst zu säugen. Seither hat die französische Poesie nicht mehr davon abgelassen, die Kinder zu ihrem Zielpunkte zu nehmen, und speciell die neueste Literatur Frankreichs hat viel von ihnen zu singen und zu sagen. Freilich, wenn irgend Jemand, so ist es der Franzose, der ein erkünsteltes, ausgehecktes und ausgerechnetes Geschöpf als Kind hinstellt — enthält doch der Titel eines Werkes von Victor Hugo nach dieser Richtung eine unfreiwillige herbe Kritik: „Die Kunst, Großvater zu sein." Wir Deutsche kennen keine solche Kunst, nur eine natürliche Sendung. Merkwürdigerweise wissen einige unserer bedeutendsten Dichter nichts von einem Kindercultus. Bei Heine würde man einen solchen vergebens suchen. Das einzige Mal, wo er anhebt: „Mein Kind, wir waren Kinder", dient ihm diese Apostrophe nur als Vorwand, um zu einer seiner bitteren Schlußpointen überzugehen. Er hat keine Kinder gehabt und, wie es scheint, keine geliebt. Das ist aber eine Ausnahme unter den Modernen, während allerdings die Antike den Kindern keinen bemerkenswerthen Platz in der Poesie überläßt. Aber um fast zwei Jahrtausende dürfen wir doch zurückgreifen, um eines der schönsten Worte über Kinder zu vernehmen, das Wort des Lehrers vom See Genezareth: „Lasset die Kleinen zu mir kommen." So viel Liebe in so einfacher Form auszudrücken — kein Späterer hat es vermocht!

Uns Deutschen liegt die Frage am nächsten, wie unsere zwei ersten Classiker sich zu den Kindern verhielten. Goethe behauptet den Vorrang. In seiner großen sachfälligen Weise feiert er das Kind, ohne es zu fälschen, er bewährt sich eben den Großen wie den Kleinen gegenüber als der Meister der höchsten Wahrheit. Trotz aller Realistik klingt es entzückend, was Werther aus dem Heim Lottens berichtet: „Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von elf zu zwei

Jahren, um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum Jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gab's Jedem mit solcher Freundlichkeit, und Jedes rief so ungekünstelt sein: „Danke!", indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder, nach seinem stilleren Charakter, gelassen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte." Und dann weiter: „Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thür herauskam, und sagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand! Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen . . ." Ergreift es uns tief, zu erfahren, wie der tragisch veranlagte, für das Unglück geborene Jüngling von der Zaubermacht des Kinderwesens überwältigt wird, so wirkt es auf uns wie ein erfrischender Lufthauch, Goethe dieses Wesen in so gesunder, markiger, schlichter und dabei unsäglich liebenswürdiger Art verkünden zu hören. Und wir vernehmen die Stimme des Meisters in derselben Tonlage, wenn wir hinhorchen, während sein Götz von Berlichingen mit dem Knaben Karl, dem allerliebst vorwitzigen Jungen, plaudert. Karl will dem ritterlichen Vater durchaus sagen, was er gelernt hat. Und da dieser sich endlich gefügig zeigt, zuzuhören, recitirt der Knabe: „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu." — Kennst du den Herrn von Berlichingen? (Karl sieht ihn starr an. Götz für sich) Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht (laut): Wem gehört Jaxthausen?" — „Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt." — „Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh' ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?" — „Ja, Vater, sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten." — „Weißt du's auch, Herr Küchenmeister?" — „Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten." —„Kannst du sie nicht roh essen?" — „Schmeckt so besser . . ." Das sind Stellen, die jeder Deutsche kennt; aber sie müssen trotzdem angeführt werden, weil sie als Muster einer lebenswahren, munteren und dabei herzgewinnenden Kinder-Charakteristik zu gelten haben. Bei Schiller sind die Kindergestalten schon mehr von Reflexion getragen, nicht so aus dem Vollen und Ganzen genommen wie die Goetheschen. Ich schweige von der kleinen Infantin Clara Eugenia, welche im „Don Carlos" auftritt; sie kommt eben-

sowenig in Betracht, wie z. B. die Kinder in Grillparzers „Medea“, die nichts Anderes zu thun haben, als sich vor ihrer Mutter zu fürchten. Verhältnißmäßig am naivsten hielt Schiller — dem die Naivetät im Allgemeinen mangelt — den altklugen Bauernknaben in „Wallensteins Lager“. In der Regel baut er das Kind philosophisch auf. Diesen Standpunkt nimmt er in dem Distichon „Das Kind in der Wiege“ ein:

„Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.“

In dem Gedichte: „Der spielende Knabe“ ermuntert er das Kind, sich's wohl sein zu lassen in der Mutter Schoß, denn nur zu rasch werde die Zeit der Sorglosigkeit vorüber sein. Aber er kann nicht umhin, weiter auszugreifen und aus dem Einzelnen hinauszutauchen ins Allgemeine:

„Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb:
Noch erschafft sich die üppige Natur erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck;
Spiele. Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.“

In Walther Tell war Schiller glücklicher als sonst bei dem Versuche, eine Kindergestalt auf die Scene zu bringen. Aber ans Rhetorische streift trotzdem die Ausdrucksweise des Kindes:

„Der Vater trifft den Vogel ja im Flug,
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.“

Was wir von den Dichtern vor Allem erwarten, ist die rückhaltlose Freude am Kinde, eine Freude, wie sie aufrichtig und typisch unter unseren Zeitgenossen Theodor Storm ausgesprochen hat. Er betrachtet seine zwei Jungen und stimmt das Lied an:

„Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimat, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.“

Ein anderer Dichter aus unseren Tagen, Robert Hamerling, legt in die Kinder gar geheime Wissenschaft hinein:

„Wie's aussieht im ewigen Freudenhain,
Im Himmel, dem hohen, da oben,
Das wissen die Kindlein, die kleinen, allein,
Sie kommen ja gerade von droben.

Doch sie können's nicht sagen, unmündig und klein,
Sie müssen's verschweigen indessen:
Und wachsen heran sie und plaudern sie fein,
Dann haben sie's leider vergessen."

Hamerling hat selten bibelgläubige Anwandlungen; aus den mitgetheilten Zeilen darf man eben nur eine Stimmung heraushören. Dagegen lag für viele Poeten die Versuchung nahe, die Kinder mit der Religion und deren Satzungen und Tröstungen in Zusammenhang zu bringen. Paulus Gerhardt, der evangelische Liederdichter, denkt sich in einen Vater hinein, der sich an dem Gedanken erfreut, sein heimgegangener Knabe helfe nun den Engeln singen. Das todte Kind fragt:

„Mein herzer Vater, weint ihr noch? und ihr, die mich geboren?"

Jost van den Vondel, der Holländer, betrauert sein todtes Kind, sagt sich aber, es sei nur im Himmel glücklich und selig:

„Konstantinchen, Cherubinchen,
Seraphinchen in der Höh."

Bei manchem bedeutenden Poeten finden wir durch Beispiele erhärtet, daß die Kindererscheinung mit religiöser Empfindung in Zusammenhang gebracht werden kann, ohne daß deßhalb der Dichter in augenverdrehende Frömmelei zu verfallen braucht. Ich kenne ein schönes Gedicht des Magyaren Johann Arányi in Verdeutschung von Ludwig Dóczy: „Bete, Kind." Darin empfiehlt der Poet, dem selbst die Ursprünglichkeit des Glaubens allerdings verloren gegangen ist, seinem Knaben, die Hände gen Himmel zu erheben. Er sagt ihm unter Anderem:

„Wenn du einst das ganze Elend siehst,
Dem die Ehrlichkeit verfallen ist,
Wenn sich seitwärts Tugend und Vernunft
Drücken vor der Dummen, Bösen Zunft:
Leg' den Glauben, eh' dich Neid verblende,
Auf die Wage, und sie steigt gelind,
Falte fromm die lieben, kleinen Hände,
Bete, bete, mein geliebtes Kind."

Leider bin ich in der ungarischen Literatur nur wenig bewandert, aber man darf voraussetzen, daß das Kind gebührend berücksichtigt wird in einem Schriftthum, das ein so reizvolles Wort enthält, wie den Ausspruch des Josef von Eötvös:

„Das Kind ist halb Affe, halb Engel; wie tief muß es sinken, wie hoch muß es steigen, bis es ein Mensch wird."

Julius Sturm („Der Kindesengel") schildert so genau, als ob er ihn gesehen hätte, Aussehen und Kleidung des Engels, welcher die Kinder

beschützt und neben ihnen steht, wenn der Abendsegen fromm gesprochen wird. Andersen läßt das Kind im Sterben christlich glücklich sein; verzückt ruft es aus:

„Sieh! Jetzt küßt der Engel mich!“

Wir verwundern uns nicht, Annette von Droste-Hülshoff in der Reihe Derjenigen zu sehen, welche jedes gestorbene Kind gern in himmlische Regionen versetzen. In „Die Mutter am Grabe“ ist eine fromme Frau überzeugt, daß ihr Kind jetzt von oben als Schutzgeist auf sie herabblicke. In den Sternen erkennt sie sein Auge, im Lufthauche verspürt sie seinen Athem. Trotzdem klingt durch ihre Worte unwillkürlich das Bedürfniß nach einem greifbareren, realeren Trost:

„O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den unbekannten Raum,
Dich seh'n in deinem unschuldvollen Glücke,
Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,
Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt;
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.“

Manche Poeten bleiben, wenn sie die Kinder betrachten, festen Fußes auf der Erde und erzählen nur Heiteres von ihnen, behandeln sie als natürliche Vertreter des Optimismus. Wie bedingungslos frohgemuth die Kindheit sei, das will Victor Hugo erhärten, wenn er berichtet, wie die fünfjährige Kleine der Mutter Ableben nicht begriff und unbeirrt lustig blieb:

„Die Kleine jauchzte fort in hellen Freudenschreien,
Als man die Mutter trug hinaus zur ew'gen Rast; —
Der Schmerz ist eine Frucht; Gott läßt sie nicht gedeihen
Am Zweige, der zu schwach noch wäre für die Last.“

Julius Sturm, den wir im Lager der Frommen gesehen, läßt in „Der Bauer und sein Kind“ den Bauer sich über das Unkraut auf dem Felde weidlich ärgern. Da kommt der Knabe mit einem Strauß von Mohn, Kornblumen und Raden; er faßt das Unkraut günstig auf:

„Er jauchzt: Sieh, Vater, nur die Pracht,
Die hat der liebe Gott gemacht.“

Heiteres, Humoristisches von den Kindern vorzutragen, ist etwas Selbstverständliches. Wir leihen mit Vergnügen unser Ohr den Dichtern, die Solches verkünden. Thomas Hood stellt in der „Ode an meinen kleinen Sohn“ in ergötzlicher Manier die Ausbrüche schwärmerischer Vaterliebe und allerprosaischster Bemerkungen und Befehle nebeneinander, wie in den Zeilen:

„Du süß erblühend Röschen
(Zur Mutter, Kind, und wisch' dein Näschen)
Kühn, wie der Falk, sanft, wie die Taube dort,
(Du, weißt du was, Weib — auf mein Wort,
Ich kann nicht schreiben, schickst du ihn nicht fort.)"

Ludwig Uhland („Auf ein Kind") rettet sich aus der Bedrängniß, die ihn umkettet, zu eines Kindes Unschuld, Wilhelm Müller („Kinderlust") vergleicht die Kinder mit dem Frühling, Hoffmann von Fallersleben („Kindheit") sieht in dem zarten Alter ein Zaubergärtlein, und zwar eines, in das man sich zurückträumen könne:

„O sucht das Gärtlein nicht auf Erden!
Es ist und bleibt uns immer nah.
Wir dürfen nur wie Kinder werden —
Und sieh, gleich ist das Gärtlein da."

Was für ein köstlich, erfreuend Ding ein Kind sei, preist J. G. Seidl, der niederösterreichische Dialectdichter, indem er behauptet, Zwillinge müsse man doppelt so gern willkommen heißen, wie ein Einzelnes. Eine Frau schickt einer anderen Kindswäsche, ein Häubchen und ein Röckchen, zum Geschenk und schreibt dazu:

„Drum nimm! Und gáb dá Himmel
Gar zwoa, — schier sollt' má's glaub'n! —
So gib dem Oan'n halt's Rockerl,
'n Andán aber d'Haub'n."

Robert Hamerling neckt ein Frauenzimmerchen:

„Und somit ein Uebel zwar, aber noch ein kleines,"

allein trotz der Neckerei hat er sein Behagen daran:

„Springst mit silberhellem Gruß
Du herein zur Thüre,
Ist's, als ob ein Sonnenblitz
Durch die Stube führe."

Ihren Triumphzug durch die Kinderwelt begeht die frohe Stimmung zu Weihnachten. Da pochen die Kinderherzen in seliger Bangigkeit. „Am Weihnachtsabend" nennt Graf Albrecht Wickenburg die Verse, in denen er zu seinem Kinde spricht:

„Hörst du den Ruf der Glocke,
Mein holdes Töchterlein?
Nun juble und frohlocke,
Nun sollst du fröhlich sein,

Nun sollen deine Wangen
In lauter Freude glüh'n
Und Funken vor Verlangen
Die dunklen Augen sprüh'n."

Als ein Dichter, der köstliche Episoden aus dem Kinderleben zu erhaschen weiß, documentirt Friedrich Hebbel sich in: „Der Kirchenstrauß". Das Kind — „blond und fein, ein Lockenköpfchen, das kaum vier der Jahre hat" — ist für die Mutter Eier holen gegangen. Diese trägt es nun behutsam. Die Krämerin hat ihm Kirschen geschenkt, es möchte davon naschen, aber — welches Dilemma! — wenn es die Hand zum Munde führt, läßt es die Eier fallen, und diese zerbrechen. Nun bückt es sich, spitzt die Lippen — aber damit geräth die Kleine erst recht ins Unglück, eine Katastrophe würde erfolgen, wenn die Erschrockene nicht wie festgebannt stehen bliebe:

„Denn die Eier wollen gleiten,
Und sie hält sie nur noch fest,
Weil sie beide unwillkürlich
Gegen Leib und Brust gepreßt.
Lange wird es zwar nicht dauern;
Bellt der erste kleine Hund,
Fährt sie noch einmal zusammen,
Und sie rollen auf den Grund.
Doch da springt, den Küchenlöffel
In der Mehl bestäubten Hand,
Ihr die Mutter rasch entgegen,
Und das Schicksal ist gebannt."

Jeder Dichter sinnt sich selbst in die Kinder hinein — der melancholische wird darum in ihnen keine Quellen fröhlicher Laune finden, sondern nur Wegweiser zu dem Pfade schmerzlicher Erwägung. Nikolaus Lenau, der Wehmüthige, ist Zeuge, wie die Kinder seiner Schwester wachsen, und da sagt er sich, daß er älter und älter wird:

„Wie ihr wachset und euch dehnet,
Sonnenzeiger uns'rer Tage,
Mahnt ihr, wie das Leben jage,
Das ihr fest und ewig wähnet.
Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wand'rer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige."

Haben wir Hebbel als Urheber eines liebenswürdigen Genrebildes gefunden, so müssen wir feststellen, daß kaum irgend ein Poet sich mehr als

Hebbel mit den Kindern befaßt hat. In „Das Kind am Brunnen" macht er uns erzittern für die Kleine, die in Gefahr kommt, zu ertrinken, und nur durch einen Zufall gerettet wird. In „Das Kind" liegt die Mutter todt aufgebahrt, Blumen im Haare. Das Kind will der Mutter eine Blume abschmeicheln, da aber die Mutter nicht antwortet, denkt es:

„Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich."

und schleicht sich still hinaus. Ein anderes Mal trägt Hebbel einen rührenden Zug aus dem Verhältnisse zwischen Kindern und Hausthieren vor. Er besingt die Macht des Kindes, und wenn es weint, so greift er in die Saiten:

„Zur Erde, die dein Veilchen deckt,
Kind, blickst du weinend nieder,
Und deiner Thränen Thau erweckt
In ihr ein zweites wieder."

In dem Epos „Mutter und Kind" schildert Hebbel ergreifend, was das Kind den Eltern bedeute. Ein reicher kinderloser Kaufherr in Hamburg macht einen armen Knecht und eine Magd zum Ehepaar und schenkt ihnen Grund und Boden, mit der Bedingung, ihr Erstgeborenes müßten sie ihm überlassen, er werde es adoptiren, um einen Erben zu haben. Sobald das Erstgeborene da ist, können Vater und Mutter sich nicht von ihm trennen, ja die Mutter stiehlt sozusagen ihr Kind und will dafür allen Besitz lassen und in die Armuth zurückkehren. Zur Zeit verzichtet der Kaufherr auf seine Rechte, und der jungen Mutter bleibt der heftigste Schmerz erspart. Der Dichter, der in der Nibelungen-Tragödie eine so schwere, wuchtige, wie in Stein gehauene Sprache redet, er findet hier die zartesten Wendungen: „Denn was die Pendel den Uhren, das sind die Kinder den Häusern." Auf das Kind der Magd und des Knechtes beziehen sich die Verse:

„ . . . . Es sind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferstehen im Enkel,
Weil sie, Christian sagt's, vergaßen, sich malen zu lassen.
Welch ein Ereigniß ist das erste wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf sich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er sie nun schon kenne, und wenn sie gehe, vermisse!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umklammern,
Wenn sie sich niederbückt, so wie die beseelteren Blicke
Und der erwiderte Kuß! Zuletzt die stampfenden Beine,
Welche die Erde suchen und dennoch scheuen, das Lallen
Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen,
Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Christian kommen,
Um ihn schlummern zu seh'n . . . ."

Wenden wir uns, um nicht zu lange bei einem Einzelnen zu verweilen, von Hebbel ab, so nöthigt die Mehrzahl der bemerkenswerthen Dichter uns zu der Feststellung, daß die Poesie durch die Kindesgestalt unwillkürlich auf das Gebiet der Todesgedanken gedrängt wird. Unter den Kindern herrscht eine erschreckend große Sterblichkeit. Darum ist's begreiflich, daß wir immer fürchten, das Kind, das uns entzückt, könne uns in der nächsten Stunde entrissen werden. Oder soll das nicht Furcht, sondern Wunsch, ja Hoffnung sein? Ist's nicht besser, das Kind wird von der Erde genommen, ehe es deren Pein und Qual kennen gelernt, ehe es irgend eine Enttäuschung erfahren hat? Nikolaus Lenau geht so weit, für ein ihm theueres Kind den Tod geradezu zu erbitten. Die Kleine schläft; durch den Schleier des Schlafes lächelt sie wie die Rose still durch das Abendgedüfte. Der Dichter betet zum Schlafe:

„Wiege sie sanft, und lege deinem Bruder
Sie, dem ernsteren, leise in die Arme.
Ihm, durch dessen dichteren Schleier uns kein
Lächeln mehr schimmert.
Denn mit gezücktem Dolche harrt der Kummer
An der seligen Kindheit Pforte meines
Lieblings, wo der Friede sie scheidend küßt und
Schwindet auf immer.“

Elternliebe, durch den Tod eines Kindes im Innersten getroffen, wird schwerlich den Dichtern beistimmen, die in dem frühen Sterben der Kindheit bestes Theil erkennen möchten. Emanuel Geibel („Das sterbende Kind“) bekundet tiefes Mitleid mit den Eltern, denen der Verlust eines Kindes droht:

„Wie doch so still dir am Herzen
Ruhet das Kind!
Weiß nicht, wie Mutterschmerzen
So herbe sind.
Auf Stirn und Lippen und Wangen
Ist schon vergangen
Das süße Roth;
Und dennoch feindlicherweise
Lächelt es leise —
Leise
Küsset der Tod.“

Ein Protest gegen die Ansicht, der frühe Tod sei etwas zu Wünschendes, liegt in J. G. Seidl's Ballade: „Das gerettete Kind“. Aus dem brennenden Hause trägt die Mutter das todte Kind, um den eben abwesenden Vater an dessen Grab führen und ihm sagen zu können: „Hier liegt unser Kind“.

Justinus Kerner schließt sich Denen an, welche in frühem Tode einen Schutz vor des Lebens Ungemach finden. Doch mischt sich bei ihm in dieser Auffassung einer der bei ihm üblichen geisterseherischen Züge ein:

„Ich blick' dir nach mit Sehnen
Du Blüthe! fortgeweht,
Doch fließen keine Thränen,
Weil es dir wohlergeht."

Ludwig Uhland flüchtet sich zum Glauben:

„Du kamst, du gingst mit leichter Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand."

Friedrich Rückert tritt uns mit einem ganzen Cyklus von „Kindertodtenliedern" entgegen. Auch er lobsingt das Schicksal der frühzeitig Abberufenen, aber keineswegs aus pessimistischer Weltanschauung:

„Einst hab' ich Märchen zum Einschläfern dir gesungen,
Nun haben dich in Schlaf gesungen Engelzungen.
Um zu erwachen dort, bist du hier eingeschlafen;
Fahr wohl! im Sturme sind wir noch, du bist im Hafen."

Ein ähnlicher Gedankengang spricht aus den Zeilen:

„Du hast die Höh' erreicht, nach der dich's früh getrieben;
Wir sind hier unten auf der Schulbank sitzen blieben."

Wenn seine vier lebenden Kinder ihn zu seinem Geburtstage beglückwünschen, so hört er auf die Stimmen der zwei Dahingegangenen:

„Auch wir, geboren dir,
Sind unverloren dir,
Und danken als dein Kind,
Daß wir geboren sind,
Geboren nicht zum Schein,
Zum wesenhaften Sein,
Die andern für die Zeit,
Wir für die Ewigkeit,
Sie für des Lebens Braus,
Wir für das stille Haus,
Wo wir in Frieden ruh'n,
Und segnen euer Thun."

In einem so auffallenden scheinbaren Gegensatze Kindheit und Tod zu einander stehen, muß doch jeden Denkenden der Anfang an das Ende

gemahnen — **Holbein** vergißt auf seinem „Todtentanze“ nicht das Kind, das da klagt:

„O weh, liebe Mutter mein,
Ein schwarzer Mann zieht mich dahin!
Wie magst du mich so verlassen?
Soll ich tanzen und kann noch nicht gehen?“

Psychologisch muß es von hohem Interesse sein, zu beobachten, wie das Kind davon berührt wird, wenn es den Tod zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht kennen lernt. In einem ergreifenden Gedichte: „Am ersten Sarge“ schildert Wilhelm **Jensen** diese große Begegnung. Er läßt einen Knaben erzählen, wie eines Tages, „in schwüler Julizeit“, der Mitschüler zu seiner Rechten gefehlt habe. Der Lehrer theilt zum Schlusse der Stunde mit: Heinrich Wolf sei Nachts vorher gestorben, wer ihn sehen wolle, der müsse es noch heute, die Eltern lassen es sagen. Sie verstehen nicht recht:

„Todt war er — todt — was war's? Sie wußten es kaum,
Doch lag es seltsam auf den Kinderwangen,
Wie Neugier halb und halb wie heimlich Bangen.
Nur mir war's so, als ob der warme Strahl
Des Sonnenlichts mit kaltem Flor verhangen,
Und drinnen fühlt' ich's, daß zum ersten Mal
Ein Schauer durch die warme Welt gegangen.“

Knaben stehen scheu an des Sarges Rande, berühren ihn, schauen ihn ungläubig an. — In **seinem**, des Sprechers, Herzen aber schreit es auf, er meint, er müsse den Todten noch vernehmen können:

„Und wie die todten Augen auf mich sah'n,
Da mit der Jugend wundersamem Wahn
Ergriff es mich, als wär' allein von Allen
Dem Tod ich mächtig, in den Arm zu fallen,
Als müßte eines Menschenherzens Sehnen
Allmächt'ger sein als Tod und Grabeshallen;
Und mit der Liebe glaubensstarkem Wähnen
Bog ich mich auf das kalte Angesicht
Und schloß die Lippen auf den starren Mund.
Umsonst — die blauen Augen sah'n mich nicht,
Und keine Antwort gab die Lippe kund. —
Und wie in jener sagenhaften Stunde,
Da Gott verschied am Kreuz zu Golgatha,
Fühlt' schaudernd ich in ihrem festen Grunde
Die Erd' um mich erbeben, und ich sah

Die Sonne stürzen, Nacht umzog die Welt,
Ein Riß zerspaltete das Himmels-Zelt,
Auflodernd schlugen um mein Haupt die Flammen,
Und an dem Todtenbett brach ich zusammen."

Die Kinder selber ahnen freilich nicht, daß der Tod auf sie lauere, ja, sie machen ihn zum Gegenstande ihrer harmlosen Vergnügungen. Emil Edel läßt sich im „Leichenbegängniß" vernehmen:

„Wer mag, du räthselhafter Tod,
Der allen uns'ren Freunden droht,
Dich recht verstanden haben!
Erschrocken blickt der Greis dich an,
Der Jüngling trotzig, ernst der Mann —
Und die Kinder spielen Begraben."

Zu den Dichtern, welche den Kindern das frühe Sterben als eine Art von Glück gönnen, gehört Lessing. Der „Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb", setzte er die Grabschrift:

„Hier liegt, die Beate heißen sollte
Und lieber sein als heißen wollte."

Nachdem sein Kind gestorben, gibt er ihm zerrissenen Herzens Recht, daß es von dieser Welt nichts wissen wollte. Am 3. Januar 1778 schreibt er an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur zu kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?" — Und zwei Tage später an Karl Lessing: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie war entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon?"

Durch die Literatur geht ein tiefes Mitleid mit der menschlichen Creatur. In allen Tonarten erklingt das düstere Lied, daß der Tod besser sei als das Leben, und gepriesen wird, wer schon als Kind abberufen worden

von der Erde ... **Franz Grillparzer** („Des Kindes Scheiden") läßt einen Engel an das Lager eines süß schlummernden Kindes treten:

„Er überschaut im Geist den Sturm der kommenden Tage,
Dem die Eiche nur steht, welcher die Blume zerknickt;
Rauschen hört er des Unglücks seelenmordende Pfeile,
Wider die Unschuld und Recht nur ein zerbrechlicher Schild;
Thränend sieht er das Aug', das weich die Wimper bedecket,
Und zerschlagen die Brust, die jetzt athmend sich hebt.
Banges Mitleid erfaßt die Seele des himmlischen Boten,
Fragend sieht er empor, und — der Allmächtige nickt.
Da umfängt er den Nacken und küßt die zuckenden Lippen,
Spricht: ‚Sei glücklich, o Kind!' — und — die Kleine war todt."

Ben Jonson ruft seinem dahingegangenen siebenjährigen Knaben nach:

„.... Ach, ich beklage
Nicht, ich neide nur dein selig Los,
Ungetrübt von Haß und Neid der Erde,
Von des Alters schleichender Beschwerde."

Hans Hopfen widmet „Peregrettas Kind" die Grabschrift:

„Dein Leben war ein einziger Mutterkuß,
Ein kurz Erwachen aus den ersten Träumen.
Nun schläfst du weiter unter diesen Bäumen
Und weißt es nicht, wie bitter weinen muß,
Wer eine lange bange Lebensnacht
Schlaflos bis an ihr letztes End' verwacht."

Der über den Gräbern schwebende Stern fordert den Dichter auf:

„... Blick auf
Vom Grab' zu mir, und lern':
Ob deinem Todten scheint
Wie über dir der Stern;
Du wallest, und sie ruh'n,
Wie du wirst ruh'n, im Herrn."

Josef von Eichendorff widmet seinem todten Kinde zehn Gedichte. In einzelnen derselben bringt er seinen Schmerz wahrhaft ergreifend vor, so z. B. wenn er klagt:

„Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret.
Und kämst nun müd' zurück."

Dem Romantiker löst sich der Schmerz in einen Glaubensaccord auf:

„Und Jahre nah'n und geh'n,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiederseh'n."

Der Ungar Vörösmarty fleht, das todte Kind möge über den Eltern als Schutzengel schweben. Julius Mosen ermahnt eine verzweifelnde Mutter, sie möge dem ihr entrissenen Kinde „frommen, milden Schmerz weihen", dann werde es ihr Nachts aus den hellsten Sternen zulächeln . . . Der natürliche Trost für den Verlust eines Kindes liegt in dem Besitze noch anderer. Emil Rittershaus („Am Kindessarge") betritt diesen rein menschlichen Ausweg:

„Wir hielten umschlungen mit doppeltem Lieben
Die herzigen Kinder, die uns noch geblieben,
Und glaubten zu seh'n in der Aeuglein Scheinen
Den Abglanz vom Aug' der begrabenen Kleinen.
So ward zur Wehmuth uns die Pein
Um's früh gestorb'ne Töchterlein."

Unter dem Titel „Tod und Trost" widmet Adolf Wilbrandt seinem dahingegangenen Franz eine tiefempfundene Nachrede, und in der Geburt eines zweiten Kindes sucht und findet er die Linderung seines herben Vaterschmerzes. Er schlägt rührende Töne an:

„ . . . Die Knospe sprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind ward nun dein Name.
Mit off'nen Augen trankest du das Licht;
Mit warmen Händchen tapptest du ins Leben,
Das rings in hoher Welle dich umfloß;
Mit rührend holden Gliedern, schöngebildet,
Ein Denkmal unsres Bundes lagst du da,
Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben."

Neues Leben bietet Ersatz für das entschwundene; der Dichter läßt dem kleinen Robert der Mutter einen Blumenstrauß überreichen und dazu einen Gruß in Versen, in dem es unter Anderem heißt:

„ . . . Nachblüh'nder Flieder.
Geschmückt mit Blumen sank dein Glück ins Grab;
Geschmückt mit Blumen kommt das Glück dir wieder."

Wird das Kind nicht vorzeitig dahingerafft, so drängt sich dem elterlichen Herzen der Wunsch auf, es möge weniger Herbes erfahren, als die Eltern, es möge vor arger Enttäuschung geschützt bleiben. Adolf Schults, nachdem er aufgezählt, wie viel Bitterniß er selbst durchmachen mußte, wendet sich an die Jugend:

„Was ich entbehrt und was gemißt,
Gerne will ich's vergessen: —
Sei es, o Kinder, jeder Frist
Doppelt euch zugemessen."

Friedrich Bodenstedt („An mein Söhnchen") erwacht in seinem Kinde zu neuem Leben, er dünkt sich in ihm verjüngt und gibt ihm auf den Weg den Reisesegen mit:

„O möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!
Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden."

Friedrich Rückert („An die Jungen") hat das Begehr, den Knaben möge das Dasein leichter werden, als es ihm gewesen:

„Jeden kleinen, großen
Stein in dieser Fluth,
Dran ich mich gestoßen
Selber bis auf's Blut,
Möcht' ich aus dem Weg' dir, junge Brut,
Räumen, eh' du selbst gebrauchst die Flossen."

Er baut auf Gott; ist er durchgekommen, so werden sie es wohl auch; as Schicksal lade Niemandem mehr auf, als er tragen könne:

„Keinem gibt man mehr die Wind' im Schlauch,
Seit Ulyß ihn nicht in Acht genommen."

Das Kind ist noch ganz Zukunft, noch ganz Geheimniß. Es erfüllt uns darum leicht mit einer Art respectvoller Scheu. Friedrich Marx findet in der Kinderstube ein Heiligthum:

„Himmelssegen auf die Lippe
Fühl' ich und ins Herz mir thau'n,
Gleich den Hirten an der Krippe
Hingesenkt in süßes Schau'n."

Graf Adolf Friedrich Schack („Der kleine Franz") gedenkt des wißbegierigen siebenjährigen Knaben, der gestern noch arglos spielte und nun,

nachdem er plötzlich gestorben, vielleicht mehr von den ewigen Mysterien weiß als die Erwachsenen, die zurückgeblieben sind:

„Lächelnd blickst auf uns du nun,
Denen du entrissen;
Kindisch dünkt dir unser Thun,
Unser Sein und Wissen.
Seit du über mich so hoch
Bist erhöht, o Kleiner,
Nur mit heil'gem Schauer noch
Denken kann ich deiner.“

Vertieft die Poesie sich nicht in reflective Betrachtung, so stimmt sie gern Wiegen- und Schlummerlieder an. Béranger mit seiner jovial-spießbürgerlichen Phantasie („La nourrice“) läßt die Amme sich die Zukunft ausmalen, wie der weibliche Säugling einmal einen Sohn haben, ihre Tochter aber die Amme dieses Sohnes sein werde:

„Dieu bénit ta famille:
Ma fille allaitera
Le fils qu'il t'enverra.“

Paul Heyse („Die Kinderfrau“) hebt den Schleier von dem Herzen der Alten, welche ehedem eifersüchtig die kleine Margarethe nicht einmal deren eigener Mutter gegönnt hat, jetzt aber damit einverstanden ist, daß die erwachsene Margarethe einem fremden Manne angehöre:

„Sie ist ihm gar nicht feindgesinnt,
Sie gönnt dich ihm und lächelt schlau.
Wiegte sie gern ein neues Kind,
Die kluge alte Kinderfrau?“

Albert Träger läßt in ein „Wiegenlied“ die leise Wehmuth über die irdische Vergänglichkeit einfließen:

„Schließe, mein Kind,
Schließe die Aeuglein zu:
Leise und lind
Sing' ich dich ein zur Ruh!
Mütterlein wacht,
Schlafe, mein Kind, schlaf' ein —
Manch' bange Nacht
Werd' ich nicht bei dir sein
Wenn du dann weinst,
Denke zum Troste mein,
Die dich dereinst
Sang in den Schlummer ein.“

J. G. Seidl („Schlummerlied einer Mutter") zählt auf, was Alles zur Stunde von Schlaf umfangen sei — auch des Kindes Vater, dem sie einen lieblichen Traum gönnt — nur sie wacht, weil das Kind die Augen noch offen hält:

„In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon Alles lieb und lind,
Selbst die Muttersorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!"

Das Verhältniß der Eltern zum Kinde gibt zahlreichen Dichtern Gelegenheit zu schönen Liedern, zu anmuthigen und auch zu bedeutenden Bildern. In des ungarischen Poeten Madach „Tragödie der Menschheit" versöhnt Adam sich mit seinem Schicksale erst, nachdem Eva ihm Vaterfreuden verheißen hat. Friedrich Rückert („Der Erstgeborene") blickt mit Entzücken auf das Kind:

„In welchem sich vereinigt weist
Der Mutter Seele, des Vaters Geist."

Es sei ein Geheimniß, wie das in tausend Flammen zersprühte Ich der Menschheit sich zum Einen zurückfinde. Die Eltern aber —

„Indeß, wie Zwei schon eines sind,
Erkennen sie in ihrem Kind."

Adalbert von Chamissos „Frauenliebe und -Leben" spiegelt die Freude wieder, welche schon das zu erwartende Kind dem Hause bereitet. Die junge Frau flüstert dem Gatten zu:

„Bleib an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.
Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildniß
Mir entgegen lacht."

Oscar von Redwitz („Ein Hausbuch") gibt dem Vater Worte, der einen Sohn erwartet, und dem ein Töchterlein bescheert wird:

„Ein Kind, doch 's ist ein Mädchen nur!"
Wie dumm und roh die Leute schwätzen,
Als sei die süße Creatur
Als Mägdlein minder hoch zu schätzen!
Und doch, wie lieblich ist sein Bau,
Braun Haar und dazu Veilchenaugen!
Ach, wird das meiner liebsten Frau
So recht zum Herzenslabsal taugen!"

Aber ein Junge wäre dem Vater trotz alledem lieber gewesen:

„Und doch — was schießt mir durch den Kopf?
Ha, Satan, wolle weg dich heben,
Was hast, gottlos armsel'ger Tropf
Du mir für Spottgift eingegeben?
Doch nie ein Ohr vernehmen soll's,
Am letzten in der Wochenstube:
Ha, wärest du nochmal so stolz,
Wär's Mägdlein stramm ein zarter Bube."

Mutter und Kind — das ist ein Capitel, nicht auszusingen, ob es auch gesungen wird, seitdem ein Dichter auf Erden wandelt. Ludwig Uhland kennzeichnet die rührende Beziehung in einer kurzen Zwiesprach, die geistreich ist, aber dem Kinde eine zu sorgfältig gedrechselte Wendung in den Mund legt:

„Mutter.

Blicke zum Himmel, mein Kind! Dort wohnt dir ein seliger Bruder;
Weil er mich nimmer betrübt, führten die Engel ihn hin.

Kind.

Daß kein Engel mich je von der liebenden Brust dir entführe,
Mutter, so sage du mir, wie ich betrüben dich kann."

Friedrich Rückert schlägt das Thema in den mannigfachsten Variationen an. Er erinnert sich, daß er als Kind nur einschlafen konnte, wenn die Mutter ihn eingesungen. Noch jetzt braucht er Nachts ein Schlaflied — er singt es sich selber:

„Und was mir tief und hoch
Nun mancherlei erklungen,
Ist nur ein Nachklang doch
Von dem, was sie gesungen;
Die Mutter singt in Schlaf mich noch."

In einer wirkungsvollen Ballade führt Contessa den in den Palast des Freiherrn verirrten Knaben vor, welcher von diesem liebevoll aufgenommen wird, aber als die Mutter ihm endlich wieder erscheint, von ihr nicht lassen will, bis der Freiherr sich als sein natürlicher Vater enthüllt, und

das Kind zum einigenden Bande zwischen dem reuigen Freiherrn und der schwergeprüften Mutter wird.

Julius Mosen („Die junge Mutter") begegnet in einem hellen Blumengarten einer jungen Mutter mit ihrem Kinde, das die Arme nach oben ausstreckt:

„Die Englein all' erscheinen,
Sie bringen sel'gen Gruß;
Wie kommt es, daß ich weinen,
So herzlich weinen muß?"

Nach dem Italienischen des Giuseppe Giusti („Muttergefühle") zeigt Paul Heyse die Mutter, die mit zärtlicher Geberde an dem kleinen Bette sitzt. Sie nimmt sich vor, dem Sohne untadelig reinen Sinn einzuflößen. Der Herr möge ihm Glück und Segen gewähren, doch sollte der Sohn Leid erfahren durch ein fremdes Wesen, dann halte er sich gegenwärtig, daß Niemand ihn so liebe wie die Mutter:

„Einsam und tiefverstummt in tausend Schmerzen
Wirst du zur Mutter flieh'n mit deinem Harme,
Dich bergen ihr im Arme
Und ruh'n an diesem wandellosen Herzen."

In Naturlauten, welche uns mit unwiderstehlicher Gewalt packen, singt Ada Christen das Weh der Mutter, welche das Leben des Kindes entweichen sieht:

„Es preßt mir Kopf und Herz zusammen,
Die Luft, sie flimmert blutigroth —
Stirb nicht! Mit dir stirbt Alles, Alles —
Mein letzter Halt wär' mit dir todt."

Albert Träger bringt uns das verwaiste Kind nahe, das anfangs nicht begreift, was es in seiner Mutter verloren hat:

„An ihrem Sarg hat es gesessen,
Der Blumen spielend sich gefreut
Und bald die Todte schon vergessen,
Das Leben hat ihr Bild verstreut;
Nur wenn das Kind im Schlaf geborgen,
Stellt sie im Traum verklärt sich dar,
Und froh erzählt es dann am Morgen,
Daß seine Mutter bei ihm war."

Nach und nach lernt das Kind die Größe seines Verlustes ermessen, aber da die Welt ihm sanft entgegenkommt, gewahrt es, daß die Todte über das Grab hinaus ihm beistehe — ihr Schatten wirbt um Mitleid für das Kind, und nicht vergebens.

Das verwaiste Kind mußte den Dichtern als eine Gestalt sich aufdrängen, die zur künstlerischen Darstellung reizte. Unter den großen Autoren, welche dieses düstere Capitel des Menschenthums behandeln, steht Boz Dickens obenan.

Ein von schwerem Schicksale umdüstertes Kindersein hat er mit Meisterhand, bisher unübertroffen, in den Rahmen seines Romans „Oliver Twist" eingefügt. Niemand wird an der Hand dieses großen Erzählers und Seelenmalers ohne tiefe Ergriffenheit die Erlebnisse des im Armenarbeitshause zur Welt gekommenen Knaben verfolgen, der im zartesten Alter die tiefsten Bitternisse durchkosten muß, wie eine willenlose Sache hin- und hergeworfen wird, mißhandelt, beleidigt, verleumdet, gedemüthigt wird, in die Gesellschaft von Verbrechern geräth, welche ihn für ihr schreckliches Handwerk erziehen wollen, nur durch wundersame Fügungen — welche von der reichen Phantasie des Autors ersonnen und combinirt wurden — unter günstigen und geklärten Verhältnissen in das Mannesalter tritt und dann mit freudiger Ruhe auf die vielfach verschlungenen Pfade zurückblicken kann, die er frühzeitig durchschritt.

Das erschütternd Traurige, das in der Herkunft Olivers liegt, setzt Dickens gleich zu Beginn seines Buches in den Worten auseinander: „Was der kleine Oliver Twist nicht für einen trefflichen Beleg für die Macht der Kleider abgab! In der Decke, welche ihn bisher umhüllt hatte, konnte man ihn ebensogut für das Kind eines Edelmannes wie für das eines Bettlers halten, und es möchte sogar dem stolzesten Fremden schwer geworden sein, den Rang des kleinen Wesens in der bürgerlichen Gesellschaft anzugeben. Aber jetzt in dem alten Kattunkleidchen, das durch langjährigen Dienst gelb geworden war, trug es die Marken seiner Stellung, nämlich eines Kirchspielkindes, eines zum Hungern bestimmten Lastthieres, das, von Allen verachtet und von Niemand bemitleidet, durch die Welt gestoßen wird."

Schlag auf Schlag folgen bei Dickens die ergreifendsten Episoden. Er läßt uns Zeuge sein, was der kleine Dulder über sich muß ergehen lassen — wie er, um seinem ihn grausam peinigenden Lehrherrn zu entrinnen, allein hinauswandert ins Unbestimmte — wie er, ganz und gar noch in den Kinderschuhen, die gemeine Sorge um das tägliche Brot auf seinen Schultern tragen muß. Der Leser möchte manchmal aufschreien vor Schmerz, wenn er erfährt, mit wie viel Pein das Leben dieses junge Geschöpf beladet, mit welcher Schwere der Fluch der Geburt auf ihm lastet.

Einzelne Episoden des Leidensbuches prägen sich unserem Gedächtnisse unauslöschlich ein. Wir können es wohl nie und nimmer vergessen, wie der arme Oliver im Alter von neun Jahren als Gehilfe eines Leichenbesorgers amtiren muß. Wir werden stets mit tiefer Wehmuth an das Verhältniß

Olivers zu dem krank dahinsiechenden Kirchspielkinde Dick denken — dem letzten Wesen, das Oliver sieht, ehe er, von Verzweiflung getrieben, dem Leichenbesorger Sowerberry entflieht, um nach London zu wandern — und das ihm auf Olivers Trost, er werde wohl noch gesund und glücklich werden, in frühreifer Resignation die Antwort gibt: „Ich hoffe es, wenn ich einmal todt bin, aber nicht früher. Ich fühle, daß der Doctor Recht hat, Oliver, denn ich träume immer von dem Himmel, von Engeln und von freundlichen Gesichtern, die ich nie sehe, wenn ich wach bin."

In diesen beiden Kleinen verkörpert sich die Tragödie einer Kindheit ohne leitende und schützende Liebe — der Blume vergleichbar, auf welche kein Tropfen Tau niederfällt — und damit ist eines der schmerzlichsten Capitel berührt, welche das Thema vom „Kinde in der Weltliteratur" aufzuweisen hat.

Wie die Tragik oft mehr im Charakter als im Schicksale — allerdings in dem durch Schicksale geformten Charakter — eines Kindes liegen kann, das zeigt Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem Roman: „Das Gemeindekind". Die Gestaltungskraft dieser Erzählerin bewährt sich an Pawel Hollub, dem Kinde eines Mörders, einem unter der Hefe des Volkes aufwachsenden Wildling, in welchem ein unbeugsamer, zügelloser Trotz lange Zeit jede in ihm schlummernde gute Regung niederdämmt, einem Jungen, der lieber jeden Verdacht auf sich ladet, jede Züchtigung erduldet, als daß er im gegebenen Moment ein versöhnliches, bittendes Wort spräche. Wie in diesem verwilderten Gemüthe die Liebe zu seiner Schwester blüht, wie der störrische, verkommene Junge sozusagen widerwillig nach einem Menschenherzen sucht, an das er sich lehnen, dem er sein Leid klagen kann — das Alles ist meisterlich ausgeführt. Aus dem Kinde wird auf dem Entwicklungswege zum Jüngling und zum Manne ein braver, geläuterter Mensch — was uns aber hier interessirt, das ist nur das eigenartige, manchmal in seiner Herbheit und Ungeschminktheit geradezu unheimliche Bild, welches Marie von Ebner mit sicherem Pinsel auf die Leinwand wirft.

Nicht weniger als die Mutter macht in der Dichtung auch die Gestalt des Vaters sich geltend. Friedrich Rückert als Vater wird mit den Kindern als ihrer „Lust Gespiel" zum Kinde, er sieht die Kleinen treiben, was ehedem er selbst getrieben. Wie die Knaben auch gerathen, er ist erfreut. Zeigen sie keine Begabung, so schmeichelt ihm die Erfahrung, daß die Söhne hervorragender Väter in der Regel wenig Talent besitzen; überragen sie ihn, so findet er sich mit dem Gedanken ab, daß eben seine Kinder es sind, welche ihn verdunkeln. Insgeheim beklagt er seine Jungen, daß sie in die Schule traben müssen, in den „Zwangstall ihrer Sorgen;" er überzeugt sich aber zu seiner Genugthuung, dass sie es fröhlich auffassen:

„Aepfel in den Taschen,
Frühling im Gemüthe.“

Die Knaben sind ein eigen Geschlecht. Der Vater muß zugestehen, daß sie ihn nie zärtlicher umschlungen

„Als wann sie in Streich und Hiebe
Recht gefühlt die Vaterliebe.“

Nicht die feinste Frauenseele kann liebevoller zu einer neuen Generation sprechen als Franz Dingelstedt, der sonst so Kaustische, zu seinen Enkeln. Diese wurden in Triest erzogen, der Großvater fürchtete, sie könnten dort ihr Bißchen Deutsch verlernen, und so verlangte er, „Tante Susi“ solle ihnen ein deutsches Märchenbuch vorlesen. Er hofft (die Verse wurden vor dem großen deutsch-französischen Kriege geschrieben) die Kinder werden Deutschland auf stolzer Höhe erblicken — („wir Alten sahen, unbeglückt — das heil'ge Reich zerstückt, zerdrückt“), und er stellt sich vor, wie ihre deutsche Abstammung ihnen ein erhöhtes Selbstbewußtsein verleiht:

„Dann ruft ihr hoch- und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.
Alljährlich sprecht ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammi's Bett.
Sie kehrt sich still, abseits zur Wand
Und flüstert: Vater . . . Vaterland!“

Annette Droste-Hülshoff („Das einzige Kind“) hänselt den Vater, der alle Fehler seines Kindes mit ernster Miene rügt und doch in das kleine Ding vernarrt ist:

„Nennt es ein Murmelchen, anderen gleich,
D'ran gar nichts zu loben ist,
Indeß er streichelt die Löckchen reich
Und ihm die Fingerchen küßt.“

Hat Dingelstedt in der Rolle des Großvaters nur flüchtig gastirt, so predigt Victor Hugo in einem dickleibigen Bande: „L'art d'être grand-père“. Seinem literarischen Charakter entsprechend, verfällt Hugo unaufhörlich in Phrasen, in Großsprecherei, in Maulheldenthum. Er glaubt, den Zauber des Kindes am schlagendsten dadurch zu erweisen, daſs dieser Zauber sogar ihn, den Mächtigen, den Sieggewohnten überwältigt habe. Aber er findet auch reizende, oft geradezu überraschende Wendungen. So z. B. wenn

er beschreibt, wie seine Enkelin Jeanne die ersten Sprechversuche macht und Gott „als ein guter alter Großvater“ entzückt zuhört; wenn er erzählt, Jeanne habe von ihm den Mond verlangt, doch zum Glücke sei Gott so klug, sich vor den Großvätern geschützt zu halten, sonst würden diese ihm die Gestirne wegnehmen; wenn er von Jeanne meint, sie habe fast keine Arme, weil sie noch Flügel habe. Bei aller Pose, von welcher Victor Hugo sich niemals losmachen kann, ist's eine liebenswürdige Episode, wenn er mittheilt, Jeanne sei von den Eltern strafweise zu Dunkelarrest bei trockenem Brote verurtheilt gewesen, er habe ihr Confitüren zugesteckt, und als nun die ganze Familie ihn auszankte, dass er seine Enkelin verderbe, da habe er sich scherzend erboten, dieselbe Strafe wie Jeanne zu erleiden. Worauf Jeanne ihn tröstete: „Nun wohl, ich werde dir auch Confitüren bringen . . . “

Wie die Kinder auf uns wirken, das faßt der begeisterte Großvater zusammen: „Sie führen unsere Seele zu der ersten Jugend zurück; sie machen in uns alle welken Blumen wieder aufblühen; wir werden milde, ursprünglich, ein Nichts beglückt uns; das frohe Herz wird von einem frischen Hauche geschwellt; wir sehen sie wachsen und glauben, selbst zu wachsen. Großvater werden, heißt zur Morgenröthe zurückkehren. Der heitere Greis vermengt sich mit den triumphirenden kleinen Dingern; mit den Kindern werden wir selbst Kinder. Und beseligt sehen wir gegen die Zweige emporfliegen unsere düstere Seele mit diesen lichten Seelen.“

Der Anblick froher Kinder erregt in jedem Menschen die Sehnsucht nach den Tagen, da auch er ein solches war. Diese Sehnsucht klingt uns oft und oft entgegen. Als bezeichnende Probe sei auf das Lied Rückert's hingewiesen, das mit den Worten beginnt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Nikolaus Lenau verlangt, die Welt mit ihren Lügen solle schweigen, um des Kindes Schlaf nicht zu stören. Seine Kindheit lebt vor ihm auf:

„Ein tief'res Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die stille Haide regnet,
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.“

Emil Rittershaus besucht das einstige Vaterheim, wo jetzt Fremde walten. Er schließt seinen Sang:

„Den alten Lindenbaum, den muß ich doch
Noch einmal grüßen, eh' ich weiter schreite!
Wie eh'mals bist du, lieber Alter, noch,
Als ich, ein Träumer, saß an deiner Seite.

Aus deinen Wipfeln, morgenhell umglüht,
Sinkt mir in's Herz ein wonniglich' Behagen;
Bei deinem Rauschen kommt mir in's Gemüth
Die Seligkeit aus meinen Kindertagen."

Der Poesie, insofern sie das Kind zum Gegenstande nimmt, sind in ihren verschiedenen Verzweigungen gewisse Züge gemeinsam. Wie die Furcht davor, was das Kind im Leben Herbes und Trauriges erfahre, so zieht durch die Weltliteratur wie ein rother Faden auch die Bekümmerniß darüber, daß das Kind oft schon allzufrüh die Last des Schmerzes ertragen müsse. Julius Hammer möchte das Kind möglichst lange bewahrt wissen. Man solle den Traum der Kinder nicht stören, denn ihr Weh könne ebenso heftig sein wie jenes der Erwachsenen:

„Es trägt wohl mancher Alte,
Deß Herz längst nicht mehr flammt,
Im Antlitz eine Falte,
Die aus der Kindheit stammt."

Und in einem hübschen Bilde lehrt er, den Kindern ihre harmlosen Freuden nicht zu schmälern:

„Leicht welkt die Blume, eh' es Abend,
Weil achtlos du verwischt
Den Tropfen Thau, der labend
Am Morgen sie erfrischt."

Ferdinand von Saar gibt das ganze Gewicht eines Kindergrames zu bedenken:

„Willst du die Leiden dieser Erde,
Der Menschen Jammer ganz versteh'n,
Mußt du mit scheuer Gramgeberde
Ein Kind im Stillen weinen sehn."

Rudolf von Gottschall sagt dasselbe in anderen Worten. Er sieht eine Schaar Knaben bei drohendem Ungewitter harmlos spielen:

„Doch mir ist auf's Herz gefallen,
Was euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über Allen
Wie ein schweres Wetter hängt."

Stefan Milow entsetzt sich darüber, daß das Kind schon den Fluch der Armuth zu ahnen beginne. Er will es trösten:

„Entwölke dich! Du darfst dich reicher achten
Als all die Andern, deren Glück nur Schein,
Die heiß mit allen ihren Schätzen schmachten:
Du bist ein Kind — der Himmel ist noch dein."

Der Wanderer, der schon vorangeschritten „den Pfad zur Ueberwindung dieser Welt" schöpft für das Kind wohl die Zuversicht, es werde solche Ueberwindung auch wacker zu Stande bringen. Alfred Meißner wird bitter, da er das Kind des Armen auf seinem dürftigen Bette von Stroh erblickt. Er endet mit der Frage: „Schafft Gott die Schönheit für die Sünde? Schafft er das Leben für den Tod?" — In dem Gedichte „Des Kindes Weinen im Schlafe" meint Moriz Hartmann, dass der Schmerz da eine Art von Probe abhalte:

„Wie Harfen ist jedwedes Herz besaitet,
Es ist der Schmerz, deß Hand darüber gleitet,
Der noch bis jetzt den Preis im Lied errang:
In dieser Stund' ist er, trotz Nachtgebeten,
Zu präludiren, an das Bett getreten,
Versuchend seiner künft'gen Harfe Klang."

Der Schreiber dieser Zeilen hat „einem armen Kinde" sein Mitleid zugesungen, mit der Voraussage abschließend:

„Was immer deine Zukunft dir einst böte,
Du wirst es lernen an der Wirklichkeit:
Daß heute deiner Wehmuth Morgenröthe
Des Schmerzes heißer'n Mittag prophezeit."

Wo viel Schatten, da ist auch viel Licht. Gibt die Kindheit den Dichtern Anlaß zu schmerzlichen Aeußerungen, so liefert sie anderseits Stoff genug, um den freien Humor walten zu lassen. Ich sehe hier von den Anthologien ab, in welchen angebliche „Kinderworte" zu Hunderten gesammelt werden, denn sie tragen zumeist den Stempel des handwerksmäßig Gemachten. Im Reflex der Dichtung stellen kindliche Einfälle sich mit der Wirksamkeit des der innersten Menschennatur Abgelauschten dar. Vielleicht noch nie ist die urthümliche Kraft der Kindesnaivetät so drastisch wiedergegeben worden wie in Andersen's Märchen „Des Kaisers neue Kleider". Zwei Betrüger haben dem Kaiser ein angebliches Prachtgewand gewebt, das für dumme Menschen unsichtbar sei. Und nun zieht er in diesem Gewande, das heißt: im Hemde, durch die Straßen, und da Niemand, auch nicht der Kaiser, als dumm gelten mag, thut alle Welt, als bewundere sie das Prachtgewand . . . „Aber er hat ja gar nichts an!" sagte endlich ein kleines Kind. „Hört die Stimme der Unschuld!" sagte der Vater; und der Eine zischelte dem Anderen zu, was das Kind gesagt hatte. „Aber er hat ja gar nichts an!" rief zuletzt das ganze Volk . . .

Ist bei Andersen ein Kind unbewußt geistreich, so macht ein anderes bei Justinus Kerner einen drolligen Witz. Der Geisterseher von Weins-

berg fußt im Diesseits, wenn er das „Kindliche Mißverständniß" in Verse kleidet:

„Mein Enkel las an einem Tage
(Ins fünfte Jahr der Knabe ging)
In seiner Bibel. Mutter! sage,
(Sprach er, indem er sie umfing)
War Jesus denn ein Menschenfresser?
„„O Kind, mein Kind! was kommt dich an?""
„Hier steht ja, Mutter! lies mir's besser:
Er speisete fünftausend Mann."

Carmen Sylva, die Rumänenkönigin, belustigt uns unter dem Titel „Aus dem Ei gekrochen" mit einer Mädchenidee. Das kleine Mädchen will durchaus Mutter werden. Es wünscht sich zwölf Buben und Mädchen „ganze Herden". Im Geiste geht sie mit ihren Knaben spazieren, das Jüngste trägt sie auf dem Arme und gibt ihm zu trinken. Die Verwirklichung ihrer Träume scheint ihr freilich ein wenig in die Weite gerückt:

„Wie meine Mutter bin ich bald,
Die hat auch viele Kinder;
Ach! wär' ich doch wie sie so alt,
Dann hätt' ich sie geschwinder."

In neuester Zeit hat ein junger Schriftsteller, Julian Weiß, mit den „Memoiren eines Wickelkindes" einen prächtigen Beitrag zu der Literatur geliefert, welche ich hier im Auge habe. Er bewegt sich im Geleise der amerikanischen Humoristen, die das Unwahrscheinliche mit unerschütterlichem Ernste vortragen. Den Säugling Robert, den „Helden" seines Buches, läßt er sogar dichten. An Else richtet Robert das Bekenntniß:

„Ich sah dich einmal und nicht wieder,
Doch unvergeßlich ist dein Wesen,
Ich dichte dir zehntausend Lieder . . .
Du Glückliche! — Du kannst nicht lesen!"

Es folge hier noch:

„Des Säuglings Klage.
Wer nie den Thee mit Thränen trank
Und nie in kummervollen Tagen
In seine Wiege weinend sank,
Der kennt sie nicht, die Säuglings-Plagen.
Man legt ihn in die Wiege dort
Und läßt den Menschen — Säugling werden;
Dann schickt man seine Amme fort . . .
So lernt man hungern hier auf Erden."

Mit geflügelten Worten aus der Kinderstube hat eine große Anzahl französischer Autoren sich befaßt; der berühmte Gavarni (mit seinem bürgerlichen Namen Guillaume Sulpice Chevallier) zugleich Zeichner und Schriftsteller, erfand den populär gewordenen Gattungsnamen „Enfants terribles“ für die Kinder, welche all' das sagen, was sie nicht sagen sollen — nach dem Muster des Knaben, der einen Gast mit den Worten empfängt: „Sind Sie der lange, trockene Mensch, der immer gerade zur Essenszeit kommt? Papa ist nicht zu Hause“.

Bei Gavarni wie bei Gustave Droz, dessen mit dem Kinde in anmuthig heiterer Weise kokettirendes Buch „Monsieur, Madame et Bébé“, in mindestens hundert Auflagen verbreitet ist, vergällt der frivole Beigeschmack uns die Freude an diesen Darbietungen aus dem Leben der Kleinen.

Kinderworte festzuhalten, ist für den Dichter, den Schriftsteller etwas Verlockendes. Sogar Victor Hugo hat sich nicht versagt, drollige Einfälle von Kindern zu fixiren. Im Thiergarten imponirt ein Miniaturmensch seinen Altersgenossen mit der wissenschaftlichen Erklärung: „Les lions, c'est des loups“; und vom Elephanten wird verkündet: „Er hat Hörner im Mund“.

Louis Ratisbonne in der „Comédie enfantine“ tischt alle erdenklichen Kindereinfälle auf. Es ist viel Witziges darunter, aber die Unnatur guckt den meisten von Ratisbonne's Gedichten aus den Augen, wir werden nie den Eindruck los, daß ein Literat diese Verse verfaßt hat, um sie zu veröffentlichen.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier den Spuren jedes Autors nachgehen, der zu dem Capitel: „Das Kind in der Weltliteratur“ einen Beitrag geliefert hat. Nur in großen Zügen wollte ich die Grundlinien zu diesem Capitel entwerfen. Soll ich aber ein Facit ziehen, so möchte ich sagen, daß, soweit ich auch in die Runde schaue, Niemand die innerste Natur des Kindes reiner erfaßt hat als der Deutsche. Victor Hugo's ganzer Octavband, in welchem er eigentlich sich selbst als Meister in der „Kunst, Großvater zu sein“, verherrlicht, wiegt nicht die Versicherung Werther's auf, daß er sich nicht enthalten konnte, den Knaben „ungeachtet seines kleinen Rotznäschens herzlich zu küssen“.





Spreu.

Von

W. Constant.

Dem der zum Dank dir Anlaß gab
Versäume nie ihn abzustatten:
Du schuldest Dank dem Baum für Schatten,
Wart' nicht, bis Früchte fall'n herab.

*

Mancher Poet vergleicht die Wangen seiner Herzensdame mit Frühlingsblüthen, — genau besehen entdeckt man oft, daß es nur — Sommersprossen sind.

*

Willst du mit aller Welt
Auf gutem Fuße stehn,
Wird's deinen eigenen Füßen
Am schlechtesten ergehn.

*

Die im Umgang angenehmsten Charaktere sind meist eine glückliche Mischung von Höflichkeit und Falschheit.

*

O sprich nur nicht: Du seist zu sehr beschäftigt:
Weil dies dein eignes Nichtsthun nur bekräftigt.

*

Lob gleicht dem Duft des Ambra,
Von dem man ein Atom erträgt,
Indessen eine volle Düte
Dich als Gestank zu Boden schlägt.

*

Wenn ich gewahre, daß mein Beleidiger zum Pöbel gehört, so lasse ich den Degen in der Scheide. Aber man kann auch im Salonfrack zum Pöbel gehören.

*

Der Schmeichelei horchst du begierig zu,
Den, der sie sagt, verachtest du.

*

Plumpe Heuchelei! Dem Nießenden „Helfgott" zuzurufen, wenn du an dem Armen, ohne ihm ein Almosen zu spenden, vorübergehst.

*

Nimm den Theestrauch dir zum Vorbild:
Blatt und Blüthe beide gleich
Sind hochköstlich im Geschmacke,
Und auch beide düftereich.

*

Große Gedanken müssen erst zur That werden, wie das Schwert in der Scheide und das Gold im Berge der Hand harren, die es zu Tage fördern.

*

Nur einem edlen Herzen auch
Sei dein Geheimniß anvertraut:
Wie nur in einen Rosenstrauch
Die Nachtigall ihr Nestchen baut.

*

Wenn ein Blitzstrahl des Witzes zünden soll, so muß er aus heiterm Himmel zucken.

*

Wenn noch so schön gemeine Seelen sprechen — —
Mit Teppichen deckt man nicht Unrath zu.

*

Die erste Auffassung ist immer die natürlichste und darum wahr: der Verstand irrt, das Gefühl nicht.

*

Wenn Schilf du baust in deinem Garten,
Darfst du nicht Ananas erwarten.

*

Alles zu wissen nur ein Thor begehrt,
Dem Weisen doch genügt, was wissenswerth.

*

Es gibt nicht bloß wasserdichte Kleider, es gibt auch wasserdichte Seelen, durch welche keine Thräne des Mitleids sickert.

*

Den eigentlichen Freiheitssinn besitzen nur die Vögel, denn sie halten vor keinem Menschen Stand.

*

Liebe gleicht oft dem Schnee
Und nicht dem Demantthau
Der Blümlein tränkt; der Schnee
Wird Wasser schaal und lau.

*

In deinem Streben das zu scheinen,
Was du nicht bist in Wirklichkeit,
Zerstöreſt du die edlen Kräfte,
Die das Geschick dem Menschen leiht.

*

Was eben keine Eile hat
Thu ohne lang dich zu besinnen:
Um, was erfordert rasche That,
Genug Zeit dafür zu gewinnen.





Gedichte

von

J. Tandler.

Erinnerung.

Nicht immer so bitter das Schicksal verklagt,
wenn karg auch das „Heute“ die Wonnen versagt.
O ruft die Erinn'rung der Jugend herbei,
sie haucht von Verstimmung die Seele euch frei.

Sie löst alle Siegel, sie sprengt jeden Schrein,
sie führt in das Dunkel den goldenen Schein;
der tränkt das Verblaßte mit Farbe und Glanz,
läßt blüh'n das Verwelkte, die Blumen, den Kranz.

Ja, wiegte dich selbst einer Bettlerin Schoß,
doch zog nur die Freude der Jugend dich groß,
die Freude, die tief in die Herzen versenkt,
den Greisen noch reichlich Begeisterung schenkt.

O sonnige Tage, o Nächte voll Licht,
ihr wonnigen Stunden, wir zählten euch nicht!
Uns däuchte das Ende so weit, so weit,
wir kannten nur Blüthen und Lenzeszeit.

Du grüßest herüber, Du winkst noch zurück,
der scheidenden Jugend verdämmerndes Glück!
Wohl dem, der die Rosen dir treulich gepflegt,
dem hast an das Herz du die schönste gelegt.

Vor dem Gitterfenster.

Lehnst, vom Morgenstrahl umzittert,
dicht am Fenster, eng umgittert.
Eppichranken halten fest
an den Stäben, wo zu Nest
Schwalben tragen Flock und Halm
und der Sprosser singt den Psalm.

Heißt ein tiefes Seelenleiden
dich die laute Menge meiden,
oder hält im Büßerkleid
hier dich einer Nonne Eid,
der das Gitter warf von Erz
zwischen unser und dein Herz?

Sühnst im Schatten dieser Mauern
Reine Du, mit stillem Trauern
fremde Schuld aus fremder That?
Treibt Verleumdung und Verrath
auch mit dir so böses Spiel,
daß im Kerker dein Asyl?

Nein! Du bist im Glorienscheine
von den Wunderthät'gen Eine,
die mit ihrer Blicke Macht
Frieden in die Seele lacht.
Auf zu Dir der Wandrer sieht
und gesegnet weiter zieht!

Einem Erblindeten.

Die Augen so klar — wie strahlten hervor
aus ihnen die sonnigen Sterne!
Sie fanden das Ziel, das in Duft sich verlor;
hinstrebte der Mann in die Ferne.

Die Bilder, die dort er der Seele vertraut,
er gab sie, so leuchtend uns wieder;
gebunden in Worte, erklangen sie laut
die landedurchflatternden Lieder.

Still hält er nun an, im Banne der Qual,
in's Leere tasten die Hände.
Das Auge, ach, schläft, ob Strahl auch auf Strahl
die weckende Sonne ihm sende.

Die Hand auf das pochende Herz gepreßt,
das Haupt auf dem thauigen Rasen,
die zuckenden Lider geschlossen fest,
so träumt er von grünen Oasen.





Gondoliera.

Von

Siddy.

In der schmutzigsten Lagune Venedigs liegt das Ghetto. Ein Stück längstvergangener Zeit taucht da aus der trüben, schlammigen Masse empor, die man kaum mehr Wasser nennen kann. Was seit Jahrhunderten an unbrauchbarem Hausrat, Lumpen, Abfällen &c. dahinein versenkt wurde, das steigt rächend als untilgbare Moderluft aus der Tiefe empor und erfüllt die winkeligen, düstern Gäßchen.

Wie im Banne eines Zauberschlafes liegen sie vor uns. Nichts rührt sich vor den Häusern; Todesschweigen herrscht hinter den vom Schmutze langer Jahre undurchsichtig gewordenen Fensterscheiben. In vielen Fällen sind diese durch Papier ersetzt, das in mannigfachsten Arten und Formen die Fensterhöhlen verkleidet. Während hier wahllos und nur in dem sichtbaren Bestreben, der Luft den Zutritt abzuschneiden, die Oeffnungen mit den verschiedensten Papierstücken, wie sie der Zufall dem Besitzer auf der Straße entgegentrug, als — alten Zeitungen, Resten von Witzblättern aus aller Herren Ländern, Briefcouverts mit den noch deutlich lesbaren, anderen mit halbverwischten Adressen, Papiersäcken &c. überklebt sind, sehen wir dort eine gewisse Symmetrie herrschen. Da sind Modeblätter aus den Zeiten unserer Großmütter bis zum heutigen Tage gefallsam geordnet. In dem oberen Stockwerke füllt eine Krinolinendame allein fast ein Fenster aus, während im Erdgeschoße äußerst knapp gekleidete Damen sich vergeblich bemühen, so unbeengt als nur immer möglich auszusehen.

„Gia è!“ ruft der Poppe und eine Gondel gleitet langsam durch die Lagune.

Der Gondoliere stand rückwärts auf der poppa — dem Bänkchen, nach welchem er den Namen führt — und sang. Er war fröhlich, denn er hatte ein gutes Geschäft gemacht.

Er fuhr einen Fremden nun schon den ganzen Tag in Venedig umher und wenn er auch dessen Verlangen, nun zum Schlusse nach dem Ghetto zu fahren, nicht recht begriff, so kam er doch, in Erwartung eines guten Trinkgeldes, diesem Wunsche eifrig nach. Er ruderte und sang.

Als er an dem Hause mit den Modebildern vorüberkam, wurde dort ein Fensterflügel heftig aufgestoßen, ein helles Mädchenlachen erklang und ein Regen zerrissener kleiner Papierstückchen rieselte auf ihn nieder.

Der Bursche blickte empor.

Ging die Sonne auf oder schaute er in die Hölle?

Aus dem Fenster beugte sich ein Mädchenkopf. Wie feurige Lohe umgab kurzes krauses Haar ein blasses Gesicht, aus dem zwei langbewimperte, nachtschwarze Augen auf ihn niederflammten.

Was ihm nie passirt war, so lange er eine Gondel führte, geschah jetzt. Die Gondel stieß heftig an einen aus dem Wasser emporragenden Pfahl und nur seiner außerordentlichen Geschicklichkeit konnte er es danken, daß es dabei sein Bewenden hatte und kein Unglück geschah.

Schimpfend und zeternd, mit käseweißem Gesichte, stürzte der Fremde aus dem Felze hervor. Das kleine Fahrzeug bebte und schwankte hin und her. Der Schrecken lag ihm noch in den schlanken Gliedern.

Trotz aller Entschuldigungen, Bitten und Betheuerungen des armen Carlo verlangte der Fremde unverzüglich ans Land gesetzt zu werden.

Wie mit einem Zauberschlage hatte die Szene sich belebt. Aus allen Fenstern lugten Köpfe; die Straße füllte sich mit Menschen. Alle schrieen und gestikulirten durch einander.

Am lautesten schrie der Fahrgast, der dem armen Carlo knapp die Taxe zahlte. Von Trinkgeld war keine Rede.

Der Bursche sprach kein Wort. Wie im Traume bestieg er wieder seine Gondel und ruderte langsam davon, begleitet von dem Rufen und Lachen der Menge. Nur einen scheuen Blick wagte er hinauf zu dem kleinen Rothkopf und athmete tief auf. Sie lachte nicht. Mitleidig schauten ihn die dunklen Augen an. Ihm war, als brennten sie in sein Herz.

Seit jenem Tage zog es ihn wie mit magischer Gewalt stets in das Ghetto zurück. Fuhr er einen Fremden in der Stadt umher, so pries er ihm dies schmutzigste Stück Venedigs gewiß so lange als besondere Sehenswürdigkeit an, bis dieser sich schließlich dahin führen ließ. Hatte er nichts zu

thun, so ruderte er um so sicherer allabendlich seine Gondel an dem Hause mit den Modebildern vorbei. Dabei sang er mit heller Stimme seine schönsten Lieder.

Dann erschien regelmäßig das großäugige Gesicht mit dem flammenden Glorienschein in einer Fensteröffnung und lachte ihn an. Und wie sie lachte! So hatte er noch nie lachen gehört, so hell, freudig und lebensfroh. Wenn Carlo dies Lachen hörte, war er glücklich; wenn er schlief, träumte er davon.

Die rothe Gina war ganz armer Leute Kind. Der Vater handelte mit dem verschiedensten alten Gerümpel, sie arbeitete tagsüber in der großen Glasfabrik zu Murano. Die Mutter war todt.

Fleißig führten des Mädchens spitze braune Finger das kleine Zänglein und setzten mit schier erstaunlicher Geschwindigkeit die winzigen Steinchen zusammen, um daraus buntfarbige Blumen und Vögelein zu bilden. Und lebensfroh, wie ihr Lachen klang und ihre dunkeln Augen blitzten, erschienen auch die kunstvoll durch Rosengewinde schlüpfenden Vögelein. Sie hatten alle die Schnäbel geöffnet, als zwitscherten sie laut hinaus in die schöne sonnige Welt und die Flügel wie zum lustigen Fluge erhoben.

Eines Abends ruderte Carlo einen fremden jungen Maler durch die schmutzige Lagune des Ghetto. Es hatte ihn Mühe genug gekostet, diese Fahrt durchzusetzen. Der Maler hatte ihn seit einer Woche gemiethet und so stark in Anspruch genommen, daß es dem armen Burschen durch volle sieben Tage versagt gewesen, seinen Lieblingsweg zu nehmen. Heute endlich war es ihm gelungen, seinen Herrn zu dieser Fahrt zu bereden. Nun näherte er sich mit pochendem Herzen dem ihm wohlbekannten Hause. Ob sie wohl da war! Ja!

Mit weit vorgebeugtem Oberkörper beobachtete sie das Nahen der Gondel und als diese nun dicht genug war, um sie den Ruderer erkennen zu lassen, da lachte sie hellvergnügt auf und rief hinunter als gelte es einem längstvertrauten Freunde:

„He! Du! Du hast dich lange nicht sehen lassen!“

Nun fiel ihr Blick auf den jungen Mann, der nachlässig ausgestreckt in der offenen Gondel lag und überrascht zu ihr emporstarrte. Ihr Gesicht wurde so roth als wollte es die Farbe ihrer leuchtenden Haare erreichen und war im nächsten Augenblicke vom Fenster verschwunden.

„Wer ist das Mädchen,“ fragte der Maler, Carlo hart am Arme fassend, „ist's dein Liebchen?“

„O nein, Herr,“ erwiderte der Bursche treuherzig mit einem tiefen Seufzer aus dem ein Ton lebhaften Bedauerns ob dieser Thatsache klang. „Ich sah sie stets nur im Vorüberfahren an dem Fenster. Heute sprach sie zum ersten Male mit mir.“

Der Maler lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Er spitzte den Mund wie zu einem Kuß oder Pfiff, aber nur ein langgezogenes „ah“ kam von seinen Lippen und langsam glitt die Gondel durch die Lagune.

Seit jenem Abend fand Carlo ausgiebige Muße, seine Lieblingsfahrt zu unternehmen, denn sein freigebiger Fahrgast miethete ihn nicht wieder, ebensowenig ein Anderer. So ruderte er denn allabendlich durch das Ghetto, aber vergeblich. Sie, nach der sein Herz sich in banger Sehnsucht verzehrte, blieb unsichtbar, das Fenster geschlossen.

Mehr als eine Woche war vergangen, seit er sie zuletzt gesehen und wieder seine Fahrt erfolglos gewesen. Es war dunkel. In trübes Sinnen verloren lag er auf den Stufen der Piazzetta. In seinem Innern wühlte Zorn und Leid. Er faßte einen Entschluß. Er wollte am nächsten Morgen an das Häuschen klopfen und fragen, was mit Gina sei. Ja, das wollte er und dann —

Eine kräftige Hand rüttelte ihn aus seinen Träumen auf.

„He da, Gondoliere, führe mich!“ rief man ihn an.

Dienstfertig sprang er empor und half dem Herrn und einer vermummten Frauengestalt in seine Gondel.

„Wohin befehlt Ihr, Herr?“

„Wohin du willst — ei sieh da, du bist's, Carlo,“ sagte der Fremde und nun erkannte auch Carlo in seinem neuen Fahrgast den jungen Maler.

„Fahr lustig d'rauf los und frage nicht weiter“ sagte dieser noch und schlüpfte der verhüllten Frauengestalt nach, Thür und Vorhänge des Felze sorgfältig schließend.

Carlo fühlte sich sehr glücklich, denn er war abergläubisch. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung, daß er heute ein Liebespärchen führte, denn das waren die beiden da drinnen zweifellos. Und morgen, morgen hielt vielleicht auch er sein Liebchen im Arme.

Bei dem Gedanken jauchzte er laut auf.

Morgen wollte er die rothe Gina fragen, ob sie sein Bräutchen, sein Weibchen sein wollte.

„O, wie das hübsch sein wird, wie hübsch!“

Ein Wonneschauer lief ihm über den Rücken. Er schüttelte sich und schnalzte mit der Zunge. Erst würde sie ihn mit den großen Augen wohl recht verwundert ansehen — bei den ersten Worten — natürlich — dann aber, dann — den krausen Lockenkopf an seine Schulter lehnen und lachen, lachen, ihr lautes, helles, fröhliches Lachen, das sonst Niemand lachte in ganz Venedig —

Er fuhr plötzlich zusammen. Aus dem Felze heraus lachte es eben laut und hell mit ihrem, Gina's, Lachen — und jetzt wieder und noch einmal —

War er toll oder neckte ihn der Teufel? Da lachte es wieder — und halb verrückt, seiner Sinne nicht mehr mächtig, riß er die Thür auf, den Vorhang zurück.

Ein greller Lichtschein fiel auf den Kopf, der an der Brust des jungen Malers ruhte und ließ das lockige Haargewirr aufflammen, gleich feuriger Lohe.

Von den Lippen des Burschen klang ein wilder Schrei — er stürzte mit erhobenem Arme auf das entsetzt emporfahrende Paar zu —

Gia è — gia è! erklang es draußen immer mahnender, angstvoller — dann ein lautes Schreien, — Kreischen — gurgelnde Töne — und die Gondel trieb umgeschlagen auf dem dunkeln Wasser.

Einen Augenblick herrschte namenlose Verwirrung. Der Schrecken wirkte wie lähmend auf die Insassen der übrigen Gondeln. Endlich brachte man Fackeln.

Beherzte Bursche sprangen ins Wasser und brachten mühsam nach langem, vergeblichem Suchen zwei Körper herauf. Es waren Gina und Carlo.

Der Maler war ein guter Schwimmer und von dem Augenblicke des Unglücks der Eifrigste bei den Rettungsversuchen gewesen. Wie ein Verzweifelter tauchte er immer und immer wieder unter, bis man ihn vollkommen erschöpft an das Ufer brachte.

Da stand er nun triefend, todtenbleich und während kalte Schauer seinen Körper schüttelten, starrte er wie geistesabwesend in Gina's schönes stilles Gesicht.

Ihre Lippen waren halbgeöffnet als müßten sie noch das letzte Lachen vollenden. Das krause Haar hatte seinen Lichtschein verloren. Als hätte das Wasser seine Flamme gelöscht, so dunkel und matt lag es um den feinen Kopf.

Neben ihr lag der Gondoliere. Seine Hände waren zu Fäusten geballt und die Augen starrten unter düster gerunzelten Brauen weit aufgerissen mit unheimlich wilder Drohung auf den jungen Maler. Der fuhr entsetzt zusammen. Wie eine Erkenntniß flog es durch seinen leichten Sinn und beide Hände vor das Gesicht schlagend, schlich er, von Grauen erfaßt, von dannen.





Gedichte

von

Franz Freiherrn v. Schrenck.

Das Alte und das Neue.

Schwer ist's ganz und gar entsagen
Einer liebgeword'nen Sache,
Theueres zu Grab zu tragen,
Daß es Platz dem Neuen mache.

Sich für Neues zu erwärmen,
Das uns noch so fremd gemuthet,
Wo wir noch für jenes schwärmen,
Wo das Herz nicht ausgeblutet.

— Sacht' muß sich die Wunde schließen,
Soll sie uns nicht ernst gefährden,
Sollen fürder wir genießen
Und gerecht dem Neuen werden.

Doch so war es stets hiernieden,
Eines muß dem Andern weichen,
Unerbittlich heißt's geschieden,
Trägt die Stirn des Siechthums Zeichen.

Wanderlust.

Zu wandern hinaus in die weite Welt
Mit leichtem fröhlichen Blute,
Das ist es, was meinem Herzen gefällt
Nur dann ist mir frei zu Muthe.

Beengend und lästig erscheint mir der Zwang
Stets an der Scholle zu kleben,
Doch ledig der Fessel, da wird mir nicht bang,
Denn Wandern nur heiße ich leben.

Als hätte der Himmel ein tieferes Blau
Wie in dem beengenden Kreise,
So dünkt mir's sobald ich nach Oben schau
Auf meiner beflügelten Reise.

Als prange in saftigem Grün die Flur
Als dufteten süßer die Auen,
Und freudig verfolg ich die lockende Spur,
Ergötz mich im stillen Beschauen.

Und kommen die Vögelein zwitschernd hervor
Und geben mir fröhlich Geleite,
Dann dringt der Ruf an mein lauschendes Ohr:
„Komm' mit, — mit uns in die Weite."

— Sagt Vöglein die ihr erfahren seid
Gar weite Reisen zu machen,
Währt Wanderlust wohl in Ewigkeit,
Mag nie einst das Heimweh erwachen?

Verwandelt.

Du warst halb Kind, — noch schlicht und klein
Als ich zuletzt von Dir gegangen,
Und eine Thräne sah ich hangen
Beim Scheidegruß im Auge Dein.

Und wieder trat ich bei Dir ein,
Mich trieb ein sehnsuchtsvoll Verlangen,
Da sah ich Dich in Schönheit prangen,
Geschmückt mit ihrem Strahlenschein.

Doch stolz sah'st Du auf mich hernieder
Trat ich auch liebvoll zu Dir hin,
Du kanntest mich, ich Dich nicht wieder.

Wo blieb Dein kindlich schlichter Sinn?
— Schmückt Dich gleich Phönix sein Gefieder,
Dein schönster Schmuck ist doch dahin.

Das Schiff.

Es segelt mit schlanken Masten
Das mächtige Schiff durch das Meer,
Es trägt gar gewaltige Lasten
Und trägt sie doch nicht schwer.

Es schafft aus den fernsten Zonen
Manch kostbar seltenes Gut,
Das Schicksal stolzer Millionen
In seinen Händen oft ruht.

Jetzt theilt es die brausenden Wogen
Und bricht sich Bahn mit Gewalt,
Jetzt kommt es stille gezogen,
Voll Anmuth in Gang und Gestalt.

Und ob seine Masten auch beben
Und ächzen in Sturmeswuth,
Es wird sich im Kampf nicht ergeben,
Wird trotzen der feindlichen Fluth.

Und heißet es freudig willkommen
Der Salven Donner vom Strand,
Dann will mich's wie Stolz überkommen,
„Dich schuf ja des Menschen Hand!“





Glückspilzchen und Pechvögelchen.

Ein Märchen

von

H. Wild (A. Wesemal).

In einem Dorfe irgendwo im Märchenlande, die Gegend aber weiß ich nicht genau, denn das Märchenland ist ein gar weites Land, und wie weit es sich ausdehnt, hat eigentlich noch Niemand erforscht, ich aber bin erst kaum über die Grenze gekommen und weiß also am allerwenigsten: genug also, daß es im Märchenlande war.

Dort in einem Dorfe lebte ein kleiner Junge, der wurde gemeiniglich Pechvögelchen genannt. Er hatte wohl eigentlich einen anderen Namen bekommen, aber der war vergessen und Niemand besann sich mehr darauf: so hieß er denn Pechvögelchen.

Wie er aber dazu gekommen war, so zu heißen, das eben sage ich Euch.

Er war nämlich der Sohn eines reichen Bauers, der hatte sich über alle Maßen einen Sohn gewünscht; als nun aber das Knäbchen geboren war, da erkrankte die Frau des Bauers sehr schwer, und sie starb, bevor sie einen rechten Blick auf das Bübchen gethan.

Da legte die Magd das Kind auf den Tisch, und sagte: „Ach, Du armer Wurm! wer wird Dich nun hegen und pflegen und Dich lieb haben, und Dir alles verzeihen wie es Deine gute Mutter gethan hätte? Geh', Du bist ein rechtes Pechvögelchen!“

Der Bauer aber saß in großer Betrübniß um den Tod seiner Frau, denn sie war eine gute Frau gewesen, und er hatte sie über alles geliebt, und er sagte: „Warum war ich nicht zufrieden und habe mir so sehr ein Kind gewünscht? Nun hat mich Gott gestraft, und mir meine Frau genommen, die mir viel lieber war."

Und wie man ihm sein Söhnchen brachte, wurde er zornig und sagte: „Tragt mir das Kind nur fort; ich mag es gar nicht sehen! Es erinnert mich zuviel daran, daß meine gute Frau gestorben ist."

So wurde denn das Knäbchen aus dem Hause gegeben und alle Nachbarinnen schüttelten die Köpfe und sagten: „Ist das ein Pechvögelchen! Nun muß es aus dem Vaterhause fort, wo doch Hülle und Fülle ist; es ist ärger daran als das allerärmste Kind, das doch noch seine Mutter hat!"

So kam denn Pechvögelchen zu einer Frau im Dorfe, die war nicht böse, aber seine Mutter war sie doch nicht; und so kam es, daß viele Dinge ihr lieber waren, als das kleine, lästige, fremde Kind.

Nun hatte sie freilich den besten Willen, aber ohne Liebe hilft auch der gute Wille nicht viel.

Wenn sie nun im Garten mit der Arbeit beschäftigt war, oder sie saß bei einer Nachbarin und schwätzte beim Kaffee, so geschah es wohl, daß sie den kleinen Schelm ganz vergaß, der zu Hause allein, und ohne alle Hülfe war und sich alle Kräfte unterdessen wegschrie, daß er manchmal ganz blau im Gesichte wurde, vor Anstrengung; oder fiel er ihr auch zuweilen ein, und die Arbeit schien ihr bald fertig zu sein, oder die Nachbarin hatte etwas besonders Interessantes zu erzählen, so meinte sie wohl: Ei was, er schläft wohl, und wenn auch, es kann schon warten; auf ein paar Minuten kommt es ja doch nicht an.

Wenn sie nun nach Hause kam, und fand ihn ganz matt und verschrien, dann fütterte sie ihn gleich voll, daß er sich nicht mehr rühren konnte, denn sie meinte damit ihre Pflicht zu thun, und so bekam der arme Junge bald zu wenig zu essen und bald zu viel; und dabei konnte er freilich nicht gedeih'n.

Seine kleinen Beinchen, die erst recht rund gewesen, wurden mit jedem Tage dünner, und sein Gesichtchen war welk und runzelig, wie das eines alten Mannes, und man konnte gar nicht sehen, wie hübsch es eigentlich war.

Kam nun sein Vater einmal um nach ihm zu sehen, und er sah was für ein schwaches piepiges Ding sein Söhnchen war, da wurde er wohl ärgerlich auf die Frau, die aber meinte: „Es ist nicht meine Schuld; zu essen kriegt er genug, aber es schlägt nichts bei ihm an; es ist nun einmal so ein Pechvögelchen."

Da schämte sich der Bauer ordentlich und er dachte: Muß ich so ein Kind haben?! Lieber wäre mir, ich hätte kein's.

Die Nachbarinnen aber trösteten ihn und sagten: „Wenn er größer wird, so wird es schon besser werden.“

Aber es wurde nicht besser, es wurde im Gegentheil immer schlimmer mit ihm, und als er erst anfing zu gehen, da war es gar aus: Kein Kind ist je so oft gefallen wie unser Pechvögelchen; seine schwachen Füßchen hielten ihn gar nicht aufrecht, überall stieß er sich an, und wo eine Pfütze war, lag er gewiß darin, und er ging immer mit verbundenem Kopfe umher. Einmal aber, als die Frau einen heißen Brei auf die Erde gestellt hatte um ihn auskühlen zu lassen und nur ein wenig hinausgegangen war, siehe, da vernahm sie plötzlich ein großes Geschrei, und als sie in's Zimmer kam, saß richtig Pechvögelchen im puren blanken Hemdchen auf dem Brei und schrie mörderisch.

Das ganze Dorf lief herbei und alle Nachbarinnen bedauerten ihn sehr und sagten: „Ach! das ist ein armes Pechvögelchen!“

Die Frau aber wollte ihn nicht länger behalten, denn sie meinte, mit einem solchen Kinde lege man doch keine Ehre ein.

Unterdessen hatte sich sein Vater auch getröstet, wie denn das in der Welt nicht anders geht, und weil es ihm allein in seinem großen Hause zu langweilig war, hatte er sich eine andere Frau genommen; die war jung und hübsch, und flink bei der Hand, und wußte mit allem umzugehen, und regierte das Haus nach ihrem eigenen Sinn!

So kam denn Pechvögelchen zu seinem Vater zurück, denn dieser hielt es auch nicht für recht, sein Kind unter Fremden zu lassen, nun eine Mutter im Hause war.

Die Nachbarn aber schüttelten die Köpfe, und meinten: „Ach, du armes Kind! nun wird's Dir erst recht schlecht gehen, nun kriegst Du gar eine Stiefmutter, Du unglückliches Pechvögelchen!“

Das Pechvögelchen aber verstand noch nichts davon, und freute sich über die Maßen, bei seinem lieben Vater zu sein.

Es ging auch erst gar nicht so schlimm, wie man es voraus gesehen; die Stiefmutter war wohl flink und rasch, aber sie war nicht böse; und meinte es im Grunde mit allem gut. Pechvögelchen bekam genug zu essen, und wurde dick und fett; er wuchs sich auch recht heraus, und hätte nur Jemand Zeit gehabt ihn zu kämmen und zu waschen, er hätte gewiß recht niedlich ausgesehen und seinem Vater alle Ehre gemacht.

Aber seine Stiefmutter hatte zuviel andere Dinge zu thun, und übrigens war sie ja seine rechte Mutter nicht, und so dachte sie nicht daran. Knechte und Mägde aber kümmerten sich gar nicht um ihn, und so lief unser Pechvögelchen immer wie ein rechter Schmutzbartel herum.

Da er es aber nicht anders gewöhnt war, so kränkte es ihn weiter nicht. Im Gegentheil, er fand sich jetzt recht glücklich und hätte nur gewünscht, der

Stiefmutter so recht zu zeigen, wie dankbar er ihr sei, denn es war ein gutes Jüngelchen das Pechvögelchen, und man sah es seinem verwahrlosten Körperchen gar nicht an, was für ein liebes Herzchen darin schlug.

Er beschloß auch recht brav zu sein und seiner neuen Mutter jeden Wunsch an den Augen abzusehen.

Wäre es nun gegangen wie er es sich dachte, so hätte sich wohl auch alles gut gemacht und die Stiefmutter hätte ihn mit der Zeit lieb gewonnen, vielleicht gar wie ein eigen Kind.

Aber es kam eben alles anders, und das war zum Theil Pechvögelchens eigene Schuld.

Wenn zum Beispiel die Stiefmutter sagte: „Ich möchte mein Glas haben, so lief Pechvögelchen so schnell er konnte, um ja der erste zu sein, der es ihr brachte, und lief viel schneller, als seine kleinen Füßchen laufen konnten: da lag er auf einmal da, und das Glas war entzwei!

Und so war es mit allem was er anrührte und froh mußte man sein, wenn er sich nicht noch obend'rein recht weh' that, und man viel Zeit verwenden mußte, ihn zu verbinden.

Erst ertrug die Stiefmutter alles ziemlich geduldig; denn, wie gesagt, sie war keine böse Frau, auch wollte sie ihrem Manne keinen Kummer machen, denn sie hatte ihn lieb und wenn er auch nicht viel davon zeigte, im Grunde des Herzens liebte er sein Pechvögelchen doch.

Endlich wurde es ihr aber doch zu arg: „Ach, ist das ein Unglückskind!" sagte sie, und später wurde sie gar ärgerlich und rief: „O, Du schlimmes Kind!"

Zuletzt konnte sie ihn gar nicht mehr ausstehen: „Er thut alles aus bösem Willen", sagte sie, und die Knechte und Mägde stießen ihn herum, und sein Vater kränkte sich um ihn, und mochte ihn am liebsten gar nicht sehen, denn wenn er ihn sah, wurde das Herz ihm schwer, und er dachte: „Was soll das erst werden, wenn der Haus und Feld zu bewirthschaften hat? Ach, hätte ich doch ein anderes Kind!"

Da hatte denn Pechvögelchen recht betrübte Tage im Hause, und je mehr er sich auch Mühe gab, es allen Recht zu machen, je ärger ging es ihm; und außer dem Hause ging es ihm auch nicht gut: die großen Leute sahen ihn nicht gerne kommen, denn sie meinten, er trüge das Unglück mit sich herum; nicht einmal der Schulmeister mochte ihn, so fleißig Pechvögelchen auch da saß, und hatte die Händchen ineinander gefaltet und rührte sich nicht. Kam aber die Reihe zu antworten an ihn, oder er wurde plötzlich einmal gefragt, da erschrak er so gewaltig und das Herz schlug ihm so laut vor lauter Angst, wieder etwas verkehrt zu machen, daß er jedesmal alles bis auf den letzten Buchstaben vergaß, und hatte er es früher auch noch so gut gewußt. Spielte aber Pechvögelchen mit den anderen Kindern, so verdarb er ihnen regelmäßig das Spiel.

Wenn er den Ball warf, so fiel der gewiß in eine Gosse, und ließ er den Drachen steigen, so riß die Schnur und der Drachen flog davon.

Zudem hatte Pechvögelchen ein gar zartes Gewissen; gingen nun die andern Knaben auf Kirschenstehlen oder dergleichen schöne Heldenthaten aus, so erinnerte sich Pechvögelchen an alles, was der Schulmeister und der Herr Pfarrer gesagt, und lief hinterher und schrie und jammerte, so etwas dürfe man nicht thun!

Wenn nun der Bauer kam, dem das Feld gehörte, so liefen alle andern Jungen fort so schnell sie konnten, denn sie wußten wohl was ihrer wartete. Pechvögelchen aber mit seinem guten Gewissen, war jedesmal der letzte hinterd'rein. Da wurde er denn auch jedesmal erwischt und bekam richtig alle Schläge ab.

Dadurch bekam er zu all seinem Unglück noch einen sehr schlechten Ruf, und kein Mensch mochte ihn.

Die Jungen lachten und verspotteten ihn; nannten ihn einen Pechvogel und Unglücksraben, und wollte er mit ihnen spielen, so jagten sie ihn mit Steinwürfen davon und so war er fast immer allein.

Wäre nun unser Pechvögelchen nicht ein so grundgutes Kerlchen gewesen, so hätte sich wohl mit der Zeit Haß und Erbitterung in seine Seele festgesetzt; so aber wurde er nur traurig, sah ihnen still von weitem zu, wenn sie spielten und legte Keinem etwas in den Weg.

Aber so verlassen er war, eine kleine Freundin hatte er doch; die war in jedem Stück das Gegentheil von Pechvögelchen, sogar bis auf den Namen: denn sie wurde nicht anders als Glückspilzchen genannt.

Glückspilzchen aber war ein Findelkind. Kein Mensch wußte, wie sie eigentlich hieß, oder woher sie gekommen?

In einer kalten Winternacht hatten die Wölfe im nahen Walde einst fürchterlich geheult. Die Bauern versperrten ihre Thüren sorgfältig und meinten: „Die sind hung'rig heute; es ist gut, daß wir zu Hause sind.“

Den andern Morgen aber, als ein Bauer früh zu Walde ging um das Holz zu schlagen, sah er Blutspuren im Schnee und nicht weit davon lag ein Hut; dicht dabei aber saß ein schönes kleines Mädchen auf dem Schnee, das schien ganz vergnügt, hielt einen großen Schuh in der Hand, und spielte damit und über das reine, weiße Kleidchen, mit dem es angethan war, war das rothe Blut gespritzt. Nicht weit davon lag ein Bärenpelz, von dem es weggerutscht war.

Da wußte der Mann, daß hier ein Mensch zerrissen worden, und er wunderte sich über die Maßen, daß die Wölfe dem Kinde nichts gethan!

„O, Du Glückspilzchen!“ sagte er; das Kind aber, anstatt sich zu fürchten vor dem fremden Manne, streckte ihm die Aermchen entgegen und lachte ihn an.

Da bückte er sich und hob es auf. Nun ließ es den Schuh fallen, griff ihm mit beiden Händchen in den Krauskopf und raufte in derb.

Da hatte er es gleich von Herzen lieb und er trug es heim zu seiner Frau; denn sie hatten keine Kinder und beide freuten sich.

Das ganze Dorf aber lief zusammen, um das Wunder zu hören und alle Nachbarn standen um den Tisch, auf dem Glückspilzchen saß, und staunten es an und riefen einmal über das andere: „O Du Glückspilzchen Du!"

Das aber schaute sich in dem Lärm ganz ruhig auf seinem Tische um und lachte die fremden Leute, einen nach dem andern an; da war es nicht anders, als habe der liebe Gott einem Jeden von ihnen ein neues Kindchen geschenkt.

Und Glückspilzchen hieß es von dem Augenblicke an. Es war aber auch ein Glückspilzchen. Lernte über die Maßen schnell sprechen und gehen und wurde lieber und schöner mit jedem Tag, und wer es sah, mußte es lieb haben, er mochte wollen oder nicht.

Nun wohnte es freilich bei dem Bauer, der's gefunden hatte, aber wo es hinkam, war ihm sein Tischchen gedeckt und sein Bettchen gemacht; und wenn eine Bäuerin ihren Kindern Kuchen und Näschereien aus der Stadt mitbrachte, da wurde das Beste für Glückspilzchen bei Seite gelegt. Und wurden für die andern Kinder neue Kleider gemacht, so bekam Glückspilzchen das schönste davon; und es war kein Fest, wo Glückspilzchen nicht eingeladen war und wo sie nicht dabei sein konnte, war es kein rechtes Fest.

Und es war kein Kind neidisch auf sie, denn sie war lustig und guter Dinge und was sie bekam, theilte sie gleich wieder aus; und wo ein Kind gestraft werden sollte, ließ sie nicht nach mit Bitten, bis man ihm verziehen.

Aber auch bei jedem tollen Streich war Glückspilzchen vorne an, daß Pechvögelchen sich oft über sie entsetzte und dabei war sie flink und hurtig wie der Wind und wußte immer den besten Rath.

Wurde sie nun ja einmal ertappt, so sah sie so niedlich aus, daß die alten Leute lachen mußten, und sie streichelten ihr die Locken und Niemand konnte ihr böse sein.

Es war aber keiner, der sie so bewunderte, wie unser Pechvögelchen.

Bei all' der Liebe und Nachsicht wurde nun Glückspilzchen allerdings übermüthig und egoistisch; aber ein guter Kerl blieb sie im Grunde doch. Und weil sie das Pechvögelchen immer so traurig und allein stehen sah, hatte sie Mitleid mit ihm und nahm ihn unter ihren Schutz.

„Er ist nur so dumm," sagte sie, „aber böse ist er nicht."

Nun commandirte und schalt sie freilich mehr mit ihm herum, als alle Andern zusammen, aber dafür duldete sie auch nicht, daß es die anderen

thaten. Und trieben diese es zu arg, so wurde Glückspilzchen böse, ging von ihnen fort, nahm Pechvögelchen mit sich und spielte allein mit ihm.

Da war es denn merkwürdig, wie das Pechvögelchen gar nicht mehr so viel Pech hatte, wenn er mit dem Glückspilzchen zusammen war, ja, manchmal gewann er ihr sogar beim Laufen und Ballwerfen richtig den Vorzug ab und Glückspilzchen, die an so was nicht gewöhnt war, sah dann oft finster d'rein; aber es dauerte nicht lange, denn sie war ein leichtes Blut, das nicht lange zürnen konnte und Pechvögelchen lachte so herzlich und war so glücklich, daß ihm auch einmal etwas gelungen war, daß sie nicht anders konnte, sie mußte wieder fröhlich sein.

Pechvögelchen wäre aber auch für sie durch's Feuer gegangen, hätte sie es ihm gesagt, so dankbar war er ihr und so lieb hatte er sie.

Nun hatte aber Pechvögelchens Stiefmutter auch ein kleines Kind bekommen; das war ein derbes Jüngelchen, ganz anders, als Pechvögelchen in dem Alter gewesen war und die Freude darüber im Hause war groß. Vor Allem aber freute sich Pechvögelchen selbst.

Er hatte so viel zu thun, nach dem Brüderchen zu sehen, daß er sogar sein Glückspilzchen ein wenig darüber vergaß und nur vom Fenster aus sich dann und wann im Fluge mit ihr unterhielt.

Wie das seine Stiefmutter sah, söhnte sie sich ein wenig mit ihm aus und meinte, es sei doch wohl nicht so schlimm, wie sie geglaubt. Da durfte er dann manchmal allein mit seinem Brüderchen im Zimmer bleiben, und wenn es aufwachte und schrie, die Mutter von der Arbeit hereinholen. Das that er denn auch gewissenhaft. Für nichts auf der Welt hätte er sein Brüderchen allein gelassen, wenn es ihm anvertraut war.

Ja, Glückspilzchen ärgerte sich oft recht sehr, wenn sie an das Fenster gesprungen kam, ihn herauszuklopfen zu einem Spiel und er winkte sie nur stumm hinweg, denn Pechvögelchen wußte, daß die Pflicht über alles geht.

Die Stiefmutter freute sich auch recht, daß er doch zu etwas zu gebrauchen war und wurde immer freundlicher; und sein Vater, als er es hörte, klopfte ihm auf den Kopf und sagte: „Du bist doch ein guter Junge, mein Pechvögelchen!“

Da wurde Pechvögelchen stolz, daß er so gelobt worden, ja, er wurde sogar ein klein wenig übermüthig und das war nicht recht. Nun sagte die Stiefmutter einmal zu ihm: „Gib recht acht auf Dein Brüderchen, Pechvögelchen, und wenn es aufwacht, kannst Du es ein Bißchen wiegen, ob es vielleicht wieder einschläft, denn ich habe recht viel zu thun.“

Die Stiefmutter hatte nämlich schon mehr Vertrauen zu Pechvögelchen gefaßt und ihm daher gezeigt, wie man wiegen muß und er hatte es ihr auch recht gut nachgemacht.

Wie nun die Mutter eine Weile fort war, erwachte das Brüderchen wirklich und fing an zu schreien, denn es wollte aufgenommen sein. Pechvögelchen aber wiegte erst ganz sachte, wie es ihm die Mutter gezeigt, und als das Brüderchen doch nicht schwieg, sagte er zu ihm: „Schlaf doch Brüderchen, es ist nicht schön, so eigensinnig zu sein!“

Das Brüderchen aber war anderer Meinung, es dachte, es habe genug geschlafen und könne jetzt etwas Anderes thun, d'rum schrie es immer lauter und lauter, daß es zuletzt ganz roth im Gesichte wurde vor lauter Schreien.

Nun hätte freilich Pechvögelchen die Mutter rufen sollen, aber wie gesagt, er war übermüthig geworden und wollte zeigen, was er im Stande war.

Er wiegte daher stärker und immer stärker, je lauter das Brüderchen schrie und zuletzt gerieth er so in Eifer und gab der Wiege einen solchen Schwung, daß auf einmal das Brüderchen sammt allen Pölstern und Decken weit aus der Wiege flog und die Wiege hinter ihm d'rein, daß sie mit den Kufen nach oben zu liegen kam. Da saß nun mein Pechvögelchen und sperrte die Augen weit. Erst war er stumm vor Schrecken, dann fing er laut an zu schreien, das Brüderchen weinte unter seinen Decken, allein Pechvögelchen schrie viel lauter als er.

Nach einer Weile verstummte das Brüderchen, Pechvögelchen aber schrie unverdrossen fort!

Da stürzte die Stiefmutter herbei und als sie sah, was geschehen war, wäre sie beinahe umgesunken vor Schreck.

Sie hatte aber keine Zeit an sich zu denken, sondern warf nur schnell die Pölster auseinander und hob das kleine Kind auf; das war ganz still und rührte sich nicht.

„Es ist todt, es ist todt!“ schrien die Knechte und Mägde, die mit ihr hereingekommen waren, denn sie hatten alle das Geschrei gehört.

Da blickte die Mutter um sich und wie sie Pechvögelchen noch immer starr da sitzen sah, wurde sie von einer ganz ungeheuren Wuth erfaßt und schrie: „Du hast mir mein Kind umgebracht, Du böser Junge, Du Galgenvogel! Mache, daß Du aus dem Hause kommst! Ich bringe Dich um, wenn Du mir noch einmal vor die Augen trittst.

Da packte schnell ein Knecht das bebende Pechvögelchen und schob es hurtig zur Thüre hinaus.

Hier stand er nun und zitterte am ganzen Leibe vor dem Gedanken, er habe sein liebes Brüderchen umgebracht; und wie er seines Vaters Stimme im Hofe hörte, der zu Abend vom Felde kam, da erfaßte ihn eine entsetzliche Angst und er lief zur anderen Thür hinaus und in die Nacht hinein. Erst ging er immer vor sich und dachte vor Weinen nicht daran, wo er war.

Endlich fing er doch an sich zu fürchten allein in der Nacht, aber nach Hause getraute er sich nicht zurück.

Da klopfte er ganz sachte an die Thür des Bauernhauses, das ihm am nächsten war, der Bauer aber war ärgerlich, daß er vom Essen aufgestört wurde; und wie er an seine Thür kam, und das Pechvögelchen davor stehen sah, das ihn gar flehentlich mit gefalteten Händchen bat, er möge es doch in's Haus nehmen über diese Nacht, denn die Stiefmutter habe es fortgejagt, ärgerte er sich noch mehr.

„So," rief er mit seiner rauhen Stimme, „das fehlte mir noch, daß ich das Unglück in's Haus nehmen sollte! Kehre Du nur zu Deinem Vater zurück und halte Deine Strafe aus!"

Damit schlug er die Thüre zu und kümmerte sich nicht weiter mehr um den armen Jungen.

Bei dem nächsten Hause ging es dem armen Pechvögelchen nicht besser, wie sehr er auch bat: „Ach, ich weiß nicht, wohin ich gehen soll," sagte er, aber die Leute hörten nicht auf ihn. „Geh' nur nach Hause," sagten sie, und ließen ihn stehen.

Da fiel ihm endlich sein Glückspilzchen ein, und das gab ihm wieder ein wenig Muth; und er lief also zu ihrem Hause, und klopfte an ihr Fenster, denn Glückspilzchen war schon zu Bette.

Wie sie aber das Klopfen hörte, stand sie auf und ging ans Fenster; da blickte Pechvögelchen mit ganz verweintem Gesicht zu ihr auf, streckte ihr die Hand hin und sagte: „Ach, liebes Glückspilzchen, nimm mich zu Dir herein! Ich weiß nicht wohin ich gehen soll! Meine Stiefmutter hat mich fortgejagt, und es ist sonst kein Mensch im Dorfe, der mich nehmen will; bitte, liebes Glückspilzchen, laß mich herein, ich sterbe sonst vor lauter Angst!"

Da gähnte Glückspilzchen und sagte: „Sei doch nicht so dumm und geh' nach Haus zurück!"

„Ich darf nicht," klagte Pechvögelchen immer inniger, „ach laß mich herein!"

„Du bist ein dummer Junge," schmälte Glückspilzchen ärgerlich, „Deine Stiefmutter darf Dich gar nicht wegjagen; Sag's nur Deinem Vater, der wird ihr schon zeigen, daß sie es nicht darf."

„Ach, mein Vater bringt mich um," rief Pechvögelchen weinend, „denke Dir," — aber eben, wie er sein Unglück erzählen wollte, sprang der große Kettenhund laut bellend auf ihn los, und hätte ihn beinahe umgerannt; da fürchtete sich Pechvögelchen und lief davon.

Glückspilzchen aber schlug ihr Fenster zu und lachte laut über den dummen Jungen, der sich von einem Hunde verjagen ließ.

Pechvögelchen aber lief immer vor sich hin in seiner großen Angst und immer weiter, und endlich in den tiefen Wald hinein.

Es hätte aber das dumme Pechvögelchen gar nicht fortzulaufen brauchen, denn er war kaum zur Thür hinaus gewesen, so schlug sein Brüderchen die Augen auf, und es fehlte ihm weiter nichts, als eine tüchtige Beule, die hatte er eigentlich dazu bekommen und die saß ihm auf der Stirne wie ein künftiges Horn. Er lachte auch schon wieder wie sein Vater in die Stube trat. Da war die Freude groß, und der Vater sagte: „Wo ist das Pechvögelchen? denn er muß eine Strafe haben für seine Ungeschicklichkeit!"

Da ging ein Knecht hinaus ihn zu suchen, aber es war kein Pechvögelchen da.

„Er wird irgendwo versteckt sein," sagte die Stiefmutter, „laß ihn nur gehen; ich bin nur froh, daß meinem Kinde nichts fehlt."

Aber der Bauer ging doch hinaus ihn zu suchen; doch, wie er auch suchte und rief, und alle Ecken ausstöberte, es fand sich kein Pechvögelchen.

„Wenn er hung'rig ist, kommt er gewiß," meinte die Stiefmutter. Doch dem Bauer wurde es unruhig um's Herz und wie es immer später wurde, schalt er seine Frau, daß sie zu hart gewesen sei. „Man sieht wohl, es ist nicht Dein Kind," sagte er.

„Ich hab' im Zorn gesprochen, ich habe es nicht so gemeint," sagte sie und weinte; warten wir nur, er kommt gewiß noch zurück."

Aber Pechvögelchen kam nicht und die Nacht war schon weit, weit vorgerückt.

Da hielt es der Bauer nicht mehr aus. „Was wird meine selige Frau jetzt im Himmel fühlen", sagte er, „wenn sie sehen muß, wie ihr armes Kind aus dem Hause gestoßen?" Da war ihm auf einmal, als habe er immer nur ein Kind gehabt und das sei sein Pechvögelchen; und er ging hinaus und weckte alle Nachbarn aus dem Schlafe und fragte nach seinem Söhnchen; aber da wußte keiner, wo Pechvögelchen war; und die, bei denen das arme Kind angeklopft und gebeten hatte, erschraken sehr und das Gewissen schlug ihnen gewaltig; und nun zeigte es sich plötzlich, wie ihnen das Pechvögelchen, ohne daß sie es wußten, an's Herz gewachsen war.

Das ganze Dorf machte sich auf wie ein Mann und der Bauer rief alle seine Knechte, und so zogen sie aus mit Fackeln und Laternen, Pechvögelchen zu suchen, und die Stiefmutter stand unter der Thür und weinte und wollte nicht zu Bette gehen und hätte jetzt viel darum gegeben, hätte sie die bösen Worte nicht gesagt.

Die Bauern aber zogen über das Feld und durch den ganzen tiefen Wald und suchten das Pechvögelchen überall und riefen: Pechvögelchen! Pechvögelchen! Und sein Vater rief am lautesten, aber sie fanden es nicht, denn Pechvögelchen saß hinter einem Strauche ganz tief niedergeduckt und zitterte sehr. Und jedesmal, wenn die Stimme seines Vaters an sein Ohr schlug,

zitterte er mehr und duckte sich tiefer bis auf die Erde hinab, denn er meinte nicht anders, als sein Vater suche ihn, um ihn zu tödten, weil er sein Brüderchen umgebracht; und erst, als er keine Menschen mehr sah und die Stimmen verhallten und der Fackelschein sich verlor, athmete er ein wenig auf, wagte sich aus seinem Versteck hervor und dann lief er tief, so tief als möglich, fern' von allen Menschen, in den tiefsten Wald hinein!

Da war es nun, als sei dem ganzen Dorf ein Unglück geschehen, nun Pechvögelchen verloren war.

Der Bauer rief in einem fort: „Ach, mein Kind, mein armes Kind, mein Pechvögelchen, wo bist Du jetzt?“

Und er ging auf sein Zimmer und mochte seine Frau nicht sehen: „Du hast mein Kind aus dem Hause gejagt,“ sagte er, „und nun ist ihm vielleicht ein Unglück geschehen. Was werd' ich seiner Mutter einmal antworten, wenn sie mich fragt, was ich mit ihrem Kinde gethan?“

Und wie seine Frau auch weinte und klagte, es half alles nichts! Und alle Frauen im Dorfe schrien über sie: „Sie hat ihr Stiefkind aus dem Hause gejagt!“ Es war plötzlich, als hätten sie dem armen Pechvögelchen immer alles Liebe gethan und nur die Stiefmutter sei hart und grausam gewesen; und wo sie sich zeigte, deuteten sie mit Fingern auf sie. Und doch hatten sie es alle schlecht behandelt, weil es schwach und unbeholfen war; doch das vergaßen sie jetzt. Die Stiefmutter aber wünschte oft, sie hätte dem verlorenen Kinde mehr Liebe gezeigt, und im Herzen betete sie zu Gott, er möge doch nur das Pechvögelchen zurückführen; und wenn es noch so viele Fehler habe und noch so viele Dummheiten anstelle, sie wolle ihm gerne alles verzeihen und ihn halten wie ihr eigen Kind.

Aber es war zu spät, zu spät. Und das ist ein bitteres Wort, wenn man es sagen muß, nachdem ein Unglück geschehen.

Ja, hätte Pechvögelchen gewußt, welches Leid und Unglück er durch seine Flucht angerichtet, er wäre gewiß schnellstens wieder umgekehrt, allein er wußte es nicht und so kann man ihm schon ein wenig verzeihen, denn ein Kind darf nie von seinen Eltern fort, und wären sie auch noch so hart mit ihm; im Grunde meinen sie es immer gut.

Der liebe Gott hat es ihnen einmal übergeben, daß sie dafür sorgen sollen und so wissen sie auch am allerbesten, was das Beste ist für ihr Kind.

Von Allen aber, die um Pechvögelchen klagten, klagte Glückspilzchen am lautesten: Sie weinte vom frühen Morgen bis an den Abend und vom Abend wieder bis Morgens Früh und ihr kleines Kopfkissen war von Thränen ganz naß. „Ach, mein Pechvögelchen, mein liebes Pechvögelchen!“ klagte sie, „hätte ich Dich nur hereingelassen, so wärst Du jetzt bei mir! Was soll ich nun anfangen ohne Dich?“

Kamen nun die Kinder, sie zu trösten und sagten: „Weine nicht, Glückspilzchen; es war doch recht schlimm von Pechvögelchen, daß er fortgelaufen ist," dann weinte sie wieder und sagte still: „Er hat's nicht besser verstanden, er war so dumm!"

Sagten aber die großen Leute: „Ei, Glückspilzchen, wer weiß, wie gut es Deinem Pechvögelchen ergehen mag in der weiten Welt? Vielleicht wird er gar ein vornehmer Herr und dann kommt er als Prinz zurück und holt sein Glückspilzchen ab," da schüttelte sie betrübt den Kopf und sagte nur immer wieder: „Er war so dumm, so dumm!"

An alle Bäche lief sie hin und schaute hinein, ob er nicht unter dem Wasser liege. Und als sie ihn da nicht fand, setzte sie sich nieder auf die Erde und weinte trostloser als je. Dann rief sie: „Ach, mein gutes, liebes Pechvögelchen! Wo magst Du jetzt sein? Ach, daß Du auch so dumm sein mußtest und daß ich Dir gar nicht mehr helfen kann!"

Wie indessen die Zeit verging und die Kinder sich um sie bemühten, wurde sie einigermaßen wieder froh und spielte und lachte wie früher.

War sie aber einen Augenblick allein und keine Gesellschaft um sie, dann fiel ihr ihr kleiner verlorener Freund ein und das Herz wurde ihr schwer.

Als der Sommer vergangen war und im Herbst die lustige Weinlese gehalten wurde und die Aepfel eingeheimst, dachte Glückspilzchen, wie sie ihrem Pechvögelchen so manche Traube und so manchen Apfel zugesteckt, und da mußte sie plötzlich weinen, denn es betrübte sie tief. Wie aber der Winter kam und der erste Schnee auf den Feldern lag, da setzte sich Glückspilzchen auf einmal am Schulweg hin und legte ihre Schultasche neben sich, denn es fiel ihr ein, wie sie mit Pechvögelchen Hand in Hand das vergangene Jahr zum Teich gegangen war, und da hatte sie ihm gezeigt, wie er die Füße halten müsse, um auf dem Eis zu gehen und wie er hingeplumpst war; und hier lachte Glückspilzchen über ihre Erinnerung, denn er hatte damals ein gar zu dummes Gesicht gemacht. Und dann fiel ihr auch ein, wie sie ihn aufgehoben und abgewischt, und hier weinte sie wieder, denn sie war über alle Maßen gerührt.

Plötzlich sprang sie auf: „Ich muß mein Pechvögelchen nun suchen geh'n!" rief sie laut, „ich kann nicht mehr leben ohne mein Pechvögelchen." Und damit lief sie fort und gerades Weges in den Wald hinein. Sie war noch nicht weit gelaufen, so merkte sie, daß sie hungrig war, umkehren aber wollte sie nicht und so dachte sie daran, wie sie etwas zu essen bekäme, ohne erst nach Hause zu gehen.

Es war aber in dem Walde ein wunderbarer Baum, der trug das ganze Jahr durch die herrlichsten Aepfel, wie man sie nur im Märchenlande kennt

und auch da nur sehr selten, denn ich habe nur von diesem einzigen Baum gehört; von diesem da weiß ich es aber ganz gewiß.

Und weil die Aepfel so gut waren, die er trug, so hatte der König sie für sich genommen, wie das denn nicht anders ist und deswegen wurde der Baum Königsbaum und die Aepfel Königsäpfel genannt und durfte Niemand davon essen bei Todesstrafe, es sei denn, daß es ihm der König erlaubte. Und es hatte wirklich noch nie Jemand an die Aepfel gerührt, bis Glückspilzchen groß und stark geworden war.

Das Glückspilzchen aber war ein arger Wicht, fürchtete sich selbst vor dem König und seiner Todesstrafe nicht. Wie das nun die schönen Aepfel hängen sah, bekam es Appetit darauf. Es meinte: „Was dem König schmeckt, kann auch mir schmecken"; und wie es denn verwöhnt und übermüthig war und immer gewöhnt, seinen Willen zu thun, so dauerte es auch nicht lange und es hatte richtig einen Apfel unter dem Zahn. Weil aber der erste so gut schmeckte, so spazierte bald ein zweiter nach und dann ein dritter und dann immer mehr, daß sie zuletzt gar nicht mehr zu zählen waren, und das kecke Glückspilzchen hatte richtig mit dem König getheilt.

Es merkte aber der Aufseher des Obstes für die königliche Tafel sehr bald, daß es mit seinen Aepfeln nicht mehr so richtig wie früher war, und weil er ein kluger Mann war, der jedes Ding beim rechten Ende anzufassen wußte, so stellte er einen Wächter bei den Baum, der sollte gut aufpassen und wo möglich, den Dieb erwischen, dann wollten sie nach dem Gesetze strenge Justiz halten. Daran hatte nun freilich Glückspilzchen nicht gedacht. Wie sie nun zu dem Baume gelaufen kam, siehe, da stand davor ein Mann mit einem großen Bart und einem Säbel wie ein Hebebaum. Da erschrak Glückspilzchen nicht wenig und duckte sich schnell, denn er kam gerade auf sie zu. Glücklicherweise hatte er sie indessen nicht gesehen. Er ging gerade vor sich und schlenkerte mit den Händen, denn es war kalt; auch sah er sehr langweilig aus, denn er paßte schon lange und der Dieb hatte sich noch immer nicht gezeigt. Da sah er gar nicht mehr auf die Erde hin, sondern schaute nach den Wolken und zu den Baumwipfeln hinauf.

Glückspilzchen konnte alles deutlich durch die Zweige sehen und verhielt sich auch mäuschenstill.

Endlich drehte der Mann sich um und ging die andere Seite wieder hinauf, wo es ebenso langweilig war. Nun kroch Glückspilzchen sachte aus ihrem Versteck hervor; der Wächter aber war nun an das Ende seines Weges gekommen. Da blieb er stehen. Er zog ein großes Schnupftuch aus seiner Tasche, damit schneuzte er sich; auch hielt er sich lange dabei auf, denn er meinte, er habe nichts Besseres zu thun. Ja, hätte er sich doch lieber umgesehen. Da war Glückspilzchen aufgesprungen, schnell wie der Blitz, hatte ihre

Taschen mit Aepfel gefüllt und war auf und davon, bevor er nur das Taschentuch eingesteckt und sich auf seinen Hacken umgedreht.

Ja, so kann es einem gehen, wenn man ein Wächter ist und die Augen nicht hinten und vorne hat und überhaupt, wenn man seine Pflicht mit Langeweile thut.

Nun hättet Ihr aber sehen sollen, wie das kecke Mädchen lief; es war, als fühle sie die Erde nicht, dann blieb sie stehen und lachte, und lachte, daß sie den armen Wächter so angeführt und klatschte in die Händchen vor Lust!

Dann setzte sie sich hin und aß ihre Aepfel und sie schmeckten ihr sehr gut und sie machte sich gar kein Gewissen daraus; ja, sie dachte nicht einmal daran, daß sie soeben etwas recht Schlimmes gethan.

So hätte Pechvögelchen gewiß nicht gehandelt, aber die Menschen sind eben verschieden auf der Welt und die Kinder auch.

Das Glückspilzchen war darum doch im Grunde kein böses Kind; es war nur verwöhnt worden sein Leben lang durch zu große Liebe und Nachsicht und so hatte es nie gründlich darüber nachgedacht, was Recht und was Unrecht ist.

Es war auch schon wieder so lustig geworden während es seine Aepfel aß, daß es beinahe ganz vergessen hätte, warum es eigentlich in den Wald gekommen war.

Endlich, als es gerade in den letzten Apfel beißen wollte, fiel ihm doch wieder sein Pechvögelchen ein. Da stand es gleich auf und ging weiter in den Wald; den Apfel aber hob es auf, denn es wollte dem Pechvögelchen auch etwas mitbringen, wie man das unter Freunden thut.

Es war noch nicht sehr weit gegangen, immer g'rade vor sich, ohne zu wissen wohin, so sah es einen hellen Schein aus einer Höhle hervorleuchten, die war mit Reisig und vielem Gestrüpp zugemacht, daß der Wind nicht so hereinblasen sollte. Als Glückspilzchen das sah, meinte es gleich: „Am Ende ist mein Pechvögelchen darin!“ Es lief auch gleich auf die Höhle zu und streckte die Hände herzhaft in die Zweige hinein, um dieses dornige Gestrüpp so auseinander zu reißen. „Ach, Pechvögelchen,“ rief sie dabei, „mein liebes Pechvögelchen, hilf mir doch, daß ich zu Dir herein kann. Ich bin Dein Glückspilzchen, ich habe Dich überall gesucht!“

Da kam auch gleich ein Kopf durch das Strauchwerk heraus und richtig, es war Pechvögelchen.

Nun war die Freude groß. Glückspilzchen konnte sich auch gar nicht halten, sondern fiel ihm durch alle Dornen um den Hals und Pechvögelchen hatte viel zu thun, daß sie sich nicht ganz blutig riß. Wie sie aber d'rinnen war, nahm sie ihn an der Hand und tanzte mit ihm herum und jubelt-

„Nun bin ich froh, nun ist mein Pechvögelchen wieder da!“ und dann umarmte sie ihn wieder.

Nun sah sie sich aber auch in der Höhle um; die gefiel ihr schlecht. „Pfui,“ sagte sie, „hier wohnst Du? Du bist aber dumm! Ich möchte nicht in einem so räucherigen Loche wohnen, pfui!“ dann tanzte sie wieder herum und lachte und war vor Freude ganz außer sich. Endlich setzte sie sich doch nieder. „Ich hab' Dir auch was mitgebracht,“ sagte sie und zog den Apfel heraus.

„Ei, das ist ja ein Königsapfel!“ sagte Pechvögelchen. Wo hast Du den her?“

„Vom Baume,“ erwiderte Glückspilzchen.

„Den hast Du gestohlen!“ rief Pechvögelchen und er war ganz entsetzt.

Da ärgerte sich Glückspilzchen. „Dummer Junge!“ sagte sie, „ich hab' ihn nicht gestohlen, ich hab' ihn genommen,“ und sie weinte, denn sie war sehr beleidiget, daß Pechvögelchen sie für eine Diebin hielt.

Nun that es ihm auch leid und er mußte sagen, er habe es nicht so gemeint.

Da wurde sie wieder ganz vergnügt. Nun theilte sie den Apfel entzwei und gab ihm die eine Hälfte, die andere behielt sie für sich. „Nun iß!“ sagte sie; und sie machte sich gleich daran und im Nu war ihre Hälfte fort. „Du bist aber zu langweilig,“ sagte sie zu Pechvögelchen, denn er hatte seinen Theil noch nicht angerührt. Da nahm sie ihm seine Hälfte weg und theilte noch einmal: „Nun aber tummle Dich!“ sagte sie; aber Pechvögelchen hatte zu viel zu thun, um an's Essen zu denken, er konnte gar nicht fertig werden, sein Glückspilzchen anzuschauen, wie es neben ihm so niedlich in seinen hübschen Kleidern saß und wie es so zierlich den Apfel mit den kleinen Fingern hielt und so hurtig hinein biß. Er war so glücklich, in seinem Leben meinte er nicht so glücklich gewesen zu sein. Und wie sie fertig war, reichte er ihr auch den vierten Theil hin. „Da nimm,“ sagte er schüchtern, „Du weißt, ich mache mir nichts daraus.“ „Du bist halt so dumm!“ erwiderte Glückspilzchen und sie aß auch das letzte Viertel auf.

So hatte Pechvögelchen das Anschauen gehabt, aber er dachte nicht daran; war ja doch sein Glückspilzchen bei ihm, und wie es mit dem Uebrigen war, so war es ihm gerade recht.

Nun theilte ihm Glückspilzchen mit, was im Dorfe alles geschehen war während Pechvögelchens Abwesenheit und daß sein kleines Brüderchen nicht todt sei und alle Tage dicker werde und von der Beule an der Stirne sehe man auch nichts mehr.

Wie Pechvögelchen das hörte, freute er sich sehr und nun mußte auch er [erzäh]len, wie es ihm gegangen war. Es war aber Pechvögelchen in jener

Nacht gelaufen immer die Kreuz und die Quere, bis er endlich an diese Höhle gekommen.

Da war er hineingegangen und beim hellen Mondenschein hatte er gesehen, daß eine Bärin darin auf ihrem Strohlager lag. Nun hatte Pechvögelchen von der Naturgeschichte noch sehr wenig Kenntnisse und hielt die Bärin für einen großen Hund.

Er fürchtete sich wohl ein wenig, weil sie aber stille lag, ging er hinein und war froh, daß es doch etwas Lebendiges war.

Er setzte sich in den fernsten Winkel und hielt sich ganz still, um die Bärin nicht zu stören, die aber hatte die Höhle ihr ganzes Leben inne gehabt; es war also nach ihren Begriffen ihr rechtmäßiges Eigenthum und zu einer anderen Zeit hätte sie den Besuch nicht so ruhig geduldet; jetzt aber dachte sie nicht daran, unserem Pechvögelchen etwas zu Leide zu thun, denn sie war alt und zum Sterben matt.

Alle kleinen Bären, die ihre Kinder gewesen, waren längst groß geworden und von ihr gegangen und hatten die Mutter vergessen, denn die Thiere sind dumm und sie wissen nicht, wie schön es ist, die Eltern zu lieben und zu ehren und immer mehr, je älter sie sind, und wie dafür Gottes Segen auf uns ruht.

So lag die arme Bärin ganz allein und erwartete den letzten Augenblick. Die ganze Nacht stöhnte sie tief einmal um das andere, denn das Herz mochte ihr wohl schwer sein und es that ihr auch alles so weh.

Pechvögelchen konnte gar nicht einschlafen vor Mitgefühl; immer mußte er denken, was ihr denn fehle? Und wie der Morgen kam, meinte er, sie könne wohl hungrig sein.

Da ging er ganz sachte hinaus, pflückte einige Beeren und brachte sie ihr. Die Bärin aber wandte den zottigen Kopf traurig hinweg, als er sie ihr vor die Schnauze hielt. Da sah Pechvögelchen, daß sie nicht hungrig sei; er setzte sich also hin und aß seine Beeren selbst. Die Bärin hörte aber nicht auf zu stöhnen; da fiel dem Pechvögelchen ein, daß sie am Ende durstig sei, denn er hatte gesehen, daß man dem großen Hund zu Hause auch immer viel zu trinken gab.

Nun lief er schnell hinaus zu einem nahen Bache und brachte Wasser in seinem Hütchen geschleppt, das hielt er der Bärin vor und sie trank ein wenig davon.

Nun meinte Pechvögelchen, die Bekanntschaft sei gemacht. Er legte also die Aermchen um ihren wulstigen Hals und küßte sie; da lehnte die Bärin den Kopf auf seine Achsel und es schien ihr wohl zu thun. Pechvögelchen aber war glücklich, daß sie zufrieden war; er rührte sich nicht und so schlief er endlich ein.

Drei Tage blieb er so bei ihr. Er versorgte sie stets mit Wasser und blieb bei ihr sitzen, damit es ihr nicht gar so einsam sei und des Nachts legte er den Kopf auf ihren dicken Pelz und schlief.

Als er aber am Morgen des dritten Tages erwachte, war die Bärin todt. Da weinte Pechvögelchen sehr um die arme Bärin, die so gut mit ihm gewesen war. Mit der Zeit aber legte sich sein Schmerz und er gewann auch andere Freunde; das tröstete ihn. Kein Thier that ihm was zu Leide, viele hatten ihn sogar lieb und die Vögelchen kamen alle, wenn er sie rief. Im Herbst waren freilich viele weggezogen und gerade die liebenswürdigsten, und das hatte ihn sehr betrübt. Aber einige waren doch geblieben und für jetzt war das Gesellschaft genug.

So hatte er sich an den Wald und an die Einsamkeit gewöhnt und nur nach seinem Glückspilzchen hatte er sich oft gesehnt. Da war er denn gar manchen Abend bis an den Saum des Waldes geschlichen, um seine kleine Freundin wenigstens von Weitem zu sehen, wenn sie mit den andern Kindern spielte; aber bis in ihre Nähe hatte er sich nie gewagt, denn er fürchtete die Menschen, die ihn so wenig lieb gehabt, und er wußte ja nicht, wie das Alles so plötzlich ganz anders geworden war.

Nun erzählte auch Glückspilzchen, wie sie sich nach ihm gesehnt und dann freuten sich beide von neuem, daß sie wieder beisammen waren und Pechvögelchen sagte: „Gelt, Glückspilzchen, nun gehst Du nicht mehr fort? Nun bleibst Du immer bei mir?“

Da sagte Glückspilzchen: „Ja, ich bliebe gern' immer bei Dir, Pechvögelchen, aber hier in der Höhle bleibe ich nicht, da gefällt mir's nicht! Ja, wenn Du ein schönes Schloß hättest, mit recht viel Bedienten darin und Wagen und Pferde, daß wir herumkutschiren könnten, das wäre wohl was anders, da zöge ich gleich zu Dir; denk' Dir, Pechvögelchen, wie schön das wäre! Du wärst der Prinz und ich die Prinzessin und wir würden immer beisammen sein! Aber in einer solchen Höhle da bleib' ich nicht!“

„Wenn ich aber kein Schloß habe,“ sagte Pechvögelchen.

„Du mußt ein's bauen,“ versetzte sie darauf.

„Aber wie kann ich das?“ frug Pechvögelchen.

„Ja, siehst Du, erst mußt Du viel Geld haben,“ meinte Glückspilzchen.

Da wurde Pechvögelchen ganz betrübt. „Aber ich hab' kein's!“ seufzte er.

Da lachte Glückspilzchen ihn aus.

„Du mußt verdienen,“ sagte sie dann.

„Aber wie?“, frug Pechvögelchen.

Glückspilzchen zuckte die Achseln. „Sei doch nicht so dumm,“ rief sie ärgerlich, „wie kann ich das wissen? Du bist der Mann!“

Da blickte Pechvögelchen ganz betrübt vor sich nieder, denn er wußte gar nicht, wie er so viel Geld verdienen sollte, ein so schönes Schloß zu bauen und er hätte doch so gern' sein Glückspilzchen immer bei sich gehabt.

Wie sie noch so mit einander sprachen, so hörten sie plötzlich draußen ein leises Geräusch, als zupfe etwas sachte an dem Gestrüpp, womit die Höhle verschlossen war. „Pechvögelchen, schau doch, was das ist“, rief Glückspilzchen schnell und gleich war sie auf den Füßchen; „sei doch nicht so langsam!“ rief sie dann; und da stand sie schon am Eingang und riß das Gesträuch auseinander und streckte den Kopf hinaus, denn sie war gewaltig neugierig und wo es etwas Neues zu sehen gab, da war mein Glückspilzchen immer vorne weg.

Draußen aber stand im Schnee ein kleines Männchen. Das mußte ein fremdes Männchen sein, denn es war gar nicht angezogen wie die Menschen dort zu Lande. Auf dem Kopfe hatte es einen Hut, wie eine Bischofsmütze und das Mäntelchen stand steif an beiden Seiten weg, wie man es auf Bildern der alten Kaiser sieht. Es zitterte und bebte im Mondenschein und bat gar flehentlich um ein kleines Plätzchen am Feuer.

Da rückte Glückspilzchen rasch bei Seite und ließ es herein: da setzte es sich denn nieder und reckte die zarten Händchen zitternd über die Glut, denn das Feuer war indessen beinahe ganz niedergebrannt. Glückspilzchen aber war ganz still geworden; sie setzte sich dem Männchen gegenüber, stützte die Ellbogen auf die Knie und den runden Kopf auf den Händchen, und so starrte sie das Männlein an, wie es frostig über den Kohlen kauerte und immer näher rückte, bis tief in die heiße Asche hinein, und noch tiefer, als wäre ihm da noch nicht heiß genug. Auch Pechvögelchen verhielt sich ganz stumm neben ihr, denn so etwas hatten Beide noch nicht gesehen.

Das Männchen war aber auch ganz merkwürdig anzuschauen: Die Bischofsmütze war ihm nämlich tief in die Stirne gerückt und das Gesichtchen darunter war nicht aus Fleisch gemacht wie bei andern Menschen, sondern aus einem ganz absonderlichen Stoff; der schimmerte in allen Farben und man wußte nicht, wo die eine anfing und die andere aufhörte, so wunderbar war es ineinander gewebt. Mitten darin aber saßen zwei kleine scharfe Aeuglein und funkelten lichterloh.

Ja, so etwas kann man nur im Märchenlande sehen!

Endlich hatte es sich am allertiefsten in die Asche gegraben und tiefer konnte es nicht; da seufzte es, denn es schien mit der Wärme noch immer nicht zufrieden zu sein.

Nun aber wachte Glückspilzchen auch aus ihrem Staunen auf: „Pechvögelchen“, rief sie schnell, „sei doch nicht so schläfrig! Siehst Du nicht? Das Feuer ist niedergebrannt; wirf doch Holz hinein und laß' es brennen, daß es lustig hier wieder wird!“

Da lief Pechvögelchen so rasch er konnte, und brachte mit beiden Armen die größten Stücke von seinem Holzvorrath herbei, denn er hatte sich's erst mit großer Mühe zusammengeholt. Diese warf er jetzt in die Kohlen; da schlug die Flamme wieder hoch auf, daß alles Licht und Wärme um sie war. Da klatschte Glückspilzchen vergnügt in die Händchen und rief: „So ist es schön!"

Das Männchen aber wurde nun auch lebendiger; es setzte sich zurecht und schien ihm wohler zu sein.

Nach einer Weile fing es indessen an, sich in der Höhle umzusehen; da rief Glückspilzchen rasch: „Pechvögelchen, siehst Du denn nicht? Gleich hole etwas zu essen her!"

Da lief Pechvögelchen wieder und brachte ein paar dürre Wurzeln, die hatte er von der alten Bärin mit dem Moosbette und was sonst in der Höhle war, geerbt.

Glückspilzchen aber wurde zornig und rief: „Was sollen die Leute von Dir sagen? Gleich bring' was Besseres her!" Und damit nahm sie die Wurzeln und warf sie weg.

„Ich hab' ja nichts!" sagte Pechvögelchen und er schämte sich sehr.

Da wurde Glückspilzchen ungeduldig: „Sei nicht so dumm," sagte sie. „Du kannst ein paar Königsäpfel herholen".

„Aber die darf man ja nicht nehmen," meinte Pechvögelchen leise.

Da hättet ihr aber sehen sollen, wie Glückspilzchen in die Höhe fuhr: „Dummer Junge!" rief sie, und war ganz roth im Gesicht, „wenn ich sie genommen habe, kannst Du es auch thun, oder willst Du etwa besser sein als ich?"

Das wollte Pechvögelchen nun freilich nicht; ja, er hielt sein Glückspilzchen für so viel besser, als er selbst war, daß ihm so etwas gar nicht einfallen konnte.

„Aber wenn mich der Wächter erwischt?" meinte er furchtsam.

„Du mußt halt nicht so dumm sein," sagte Glückspilzchen, „stell's nur geschickt an, mich hat er auch nicht erwischt"; und dann erzählte sie ihm, wie sie's gethan.

„Mach's nur auch so," sagte sie.

Da traute sich Pechvögelchen nicht mehr zu widersprechen und er ging; aber er fürchtete sich sehr, und wie er in die Nähe des Baumes kam, da schlug ihm das Herz so stark, daß er gar nicht hörte wie der Schnee unter seinen Füßen knisterte. Auch vergaß er ganz, sich zu ducken, wie Glückspilzchen es ihm doch gesagt, und das war natürlich genug, denn seht, er war immer ein ehrlich Bürscherl gewesen und an so etwas gar nicht gewöhnt.

Der Wächter aber war auch nicht mehr so schläfrig gewesen wie vorhin. Der hatte gleich, nachdem Glückspilzchen fort war, eine Ahnung bekommen, daß etwas Unrechtes im Winde war; flugs hatte er daher seine Aepfel gezählt und richtig, — vier hatte ihm der schlaue Dieb vor der Nase weggestipitzt!

Nun könnt Ihr denken, wie das einen Wächter kränken mag: der Zorn hatte ihm auch gleich alle Langeweile weggeschüttelt; er stellte sich in Positur und paßte auf wie ein Luchs.

Es war plötzlich, als habe er sechs Ohren bekommen anstatt zwei.

Wie er nun das Knistern hörte, so drehte er sich stracks auf dem Absatz herum und that, als merke er nichts; dabei aber hatte er lange schon das arme Pechvögelchen erschaut.

Wie nun Pechvögelchen immer näher kam, zog der Wächter sein großes Tuch aus der Tasche, steckte sein ganzes Gesicht hinein und that, als schneuze er sich; das alles, um dem vermeintlichen Dieb Muth zu machen.

Dabei aber lugte er mit dem einen Auge scharf um die Ecke herum.

Wie nun Pechvögelchen mit beiden Händen nach den Aepfeln griff, hui! hättet Ihr sehen sollen, wie der Wächter herumfuhr: „Halt!“ rief er, was ist das? —Wart', Du kleiner Hallunke, Dich krieg ich gleich!“

Dem Pechvögelchen aber fuhr der ganze Schreck durch alle Glieder.

Ja, hätte er sich lieber nicht bereden lassen zu dem, wovon er wußte, daß es nicht Recht war; aber nun war es zu spät. Er hätte jetzt wohl viel darum gegeben, um nur recht weit fort und dem grimmigen Wächter aus den Augen zu sein. Wie er sich aber umdrehte, um davon zu laufen, sah er in seiner Angst nicht auf den Weg, glitschte aus im glatten Schnee und zerschlug sich die Nase jämmerlich.

Bevor er aber wieder aufstehen konnte, hatte ihn der Wächter schon gepackt und schüttelte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging.

Die Aepfel kollerten weit und Keiner merkte darauf.

„Wart', Du Spitzbube,“ schrie der Wächter, und schüttelte ihn noch ärger, „ich werd Dir lehren, Aepfel zu stehlen, die nicht die Deinigen sind, Du Taugenichts, wart' nur, beide Ohren schneid' ich Dir ab!“

Damit zog er seinen großen Säbel und schlug auf Pechvögelchen los, daß er windelweich wurde und schrie und schrie — man hörte es eine ganze Meile weit. Die Ohren schnitt er ihm indessen doch nicht ab, vielleicht weil er nicht daran dachte, so eifrig gab er sich mit dem Prügeln ab. Auch bat Pechvögelchen so sehr und schwur: er werde es nie wieder thun, und dabei weinte er so bitterlich, daß der Wächter endlich doch Mitleid mit ihm hatte, ihm eine fürchterliche Strafpredigt hielt und weil er müde vom Schlagen war, ihn dann laufen ließ, denn der Justiz überliefern wollte er ihn doch nicht;

es war ja noch ein junges Blut. Auch hatte er selbst kleine Kinder zu Hause und die hatte er sehr lieb, so grimmig er sonst auch sein konnte. D'rum that er auch ohne Noth keinem Kinde gern etwas zu Leide. Aber er schüttelte das Pechvögelchen noch einmal derb, daß ihm alle Knochen knackten, und schwur: „Erwische ich Dich noch einmal, so hängst Du gewiß!“ Da wartete Pechvögelchen keine zweite Erlaubniß ab, sondern lief, was er konnte, bis er dem fürchterlichen Wächter aus den Augen war.

Als er nun ein wenig anhielt, um Athem zu schöpfen, sah er etwas Helles aus dem dunklen Grase hervorschimmern; er bückte sich darnach, und siehe da, es war ein Apfel, der zu weit fortgekollert war.

„Das ist wenigstens etwas für Glückspilzchen“, sagte er betrübt und steckte den Apfel ein; dann ging er ganz traurig und langsam nach der Höhle zurück, denn er schämte sich so sehr, gar so ungeschickt gewesen zu sein.

Das Glückspilzchen aber, als es seinen kleinen Freund so zerbläut und verweint zurückkommen sah, anstatt Mitleid mit ihm zu haben, lachte ihn noch tüchtig aus, und das war dem Pechvögelchen ganz recht.

Und darum soll man nie thun, was Unrecht ist, denn gelingt es, so ist man mit sich selbst unzufrieden und das ist eine arge Pein; gelingt es aber nicht, so wird man sogar von denen verspottet, die uns zum Bösen angeregt.

„Warum bist Du so dumm gewesen?“ sagte Glückspilzchen, und theilte den Apfel mit dem Männchen und kümmerte sich nicht weiter um ihr Pechvögelchen. Wie aber der Apfel gegessen war, wurde sie doch etwas freundlicher und nach einer kleinen Weile waren sie wieder ganz vergnügt.

Es war aber nun ganz warm in der Höhle, und das fremde Männchen war immer glänzender geworden, je wärmer es wurde; und nun es gegessen hatte, konnte man es kaum ansehen, so strahlte es in allen Farben. Es war nun auch ganz lustig geworden, schlug sich die feinen Händchen aneinander und die Funken sprühten um es herum, als wäre es ein kleines Feuerwerk. Es erzählte auch, wie es ein Edelsteinmännchen sei, eines von denen, die im Mittelpunkte der Erde wohnen, wo alles Feuer und Flamme ist, und wie er mit seinen Brüdern auf die Oberfläche der Erde gestiegen sei, um dort die schönen Farben zu holen, die sie da unten nicht haben, und die sie aber brauchen, um die Steine zu malen, die hier so gesucht und so kostbar sind. Im Sommer die bunten Farben, die Gras und Blumen schmücken, auch helle Sonnenstrahlen, aus denen der funkelnde Diamant geschaffen wird. Im Winter aber das reine Weiß des Schnee's und das sanfte helle Blau des Himmels, das nie so blau ist, als gerade dann.

Es erzählte auch, wie es sich verspätet habe und nun warten müsse bis zum folgenden Tage, denn die Erde öffne sich nur zu einem bestimmten Augenblicke und schließe sich dann ebenso; und wie es in der argen Kälte,

für die es nicht geschaffen sei, gewiß elendiglich umgekommen wäre, hätten die Kinder es nicht freundlich zu dem Feuer gelassen, dessen Schein es von Weitem durch die dunkle Nacht gesehen, denn zu Menschen zu gehen, hatte es nicht gewagt, da diese es sicherlichst eingesperrt hätten, um große Schätze von ihm zu erzwingen, und nichts sei bitterer zu ertragen, als die bittere Gefangenschaft.

Nachdem er so erzählt hatte, streichelte er dem Glückspilzchen die rothen Backen, denn das kleine Mädchen gefiel ihm absonderlich gut und er fragte es, ob das Pechvögelchen sein Brüderchen sei?

Da erzählte nun auch Glückspilzchen, es sei nur sein kleiner Spielkamerad, aber sie hätten einander eben so lieb, wie Bruder und Schwester. Es sei aber das Pechvögelchen verloren gegangen, da habe sie, Glückspilzchen, es überall gesucht und hier gefunden.

Nun möchten sie gerne immer zusammenbleiben, aber in der Höhle gefiele es ihr nicht. Sie möchte lieber ein schönes Schloß, um darin zu wohnen und viele Bedienten darinnen, und Wagen und Pferde, denn das sei schön; aber dazu gehöre viel, viel Geld und das hätten sie nicht, und Pechvögelchen wisse auch nicht, wie er es sich verschaffen sollte, er sei nun einmal so dumm!

Da streichelte das Männchen dem Glückspilzchen noch einmal die Backen, dann stand es auf, schlug einen Purzelbaum, daß es nur so blitzte und wie er wieder auf seinen Füßen war, siehe, da lag die Erde rund um ihn herum voll von schönen bunten Steinen, so groß und herrlich, wie kein König sie besitzt. Das glänzte und flimmerte und war eine Pracht, kein Mensch auf Erden hat je so was gesehen!

Da sagte das Männchen: „Die Steine schenke ich Euch! Pechvögelchen soll morgen früh nach der Stadt gehen, sie verkaufen, dafür kriegt ihr mehr Geld als ihr braucht, zusammen, um das schönste Schloß zu bauen und Euer Leben lang reich und in Freuden zu leben, wie die Könige.“

Wie Pechvögelchen das hörte, schlug er die Hände ineinander und war ganz erstarrt. Glückspilzchen aber sprang auf, klatschte in die Hände und jubelte laut. Dann tanzte sie herum und rief: „Mein Pechvögelchen, freue Dich doch! Nun können wir immer beisammen sein!“ Dann umarmte sie das Männchen und tanzte wieder herum, bis sie müde war.

Das Männchen aber nickte mit dem Kopfe und strahlte noch viel heller als vorher. Nun besprachen sie alles, wie es gemacht werden sollte und Glückspilzchen schärfte dem Pechvögelchen recht ein, ja keine Dummheit zu machen.

Darauf legte sie sich auf das Moosbett, denn es war schon spät geworden und sie wollte schlafen; auch rückte sie ein wenig zur Seite, damit

das Edelsteinmännchen Platz neben ihr hätte, das Pechvögelchen aber, meinte sie, könne einmal auf der Erde schlafen, das schade ihm nichts; auch soll er hübsch nach dem Feuer sehen.

Das that er denn nun auch, saß geduldig da und sah zu, wie die Flamme immer weiter an seinen Stöcken fraß und er war so glücklich, das alles für sein Glückspilzchen zu thun, daſs er es gar keine Mühe fand. Wie aber der Morgen graute, so stand er sachte auf, kramte die Bücher aus der Schultasche seiner kleinen Freundin und steckte dafür die Edelsteine hinein. Es waren so viele; die Tasche war ganz voll und doch blieb noch eine ganze Menge zurück. Hierauf sorgte er noch für das Feuer, dann nahm er die Tasche und machte sich hurtig und voll Freude auf den Weg, denn er sollte ja nun recht viel Geld bekommen, um dem Glückspilzchen ein Schloß zu bauen, und sie wollte ja dann immer bei ihm sein. Auch dachte er an seinen lieben Vater und an sein kleines Brüderchen, das nicht gestorben war, und Pechvögelchen machte einen Hopser in die Luft, so hoch wie er selber war, vor Freude jedes Mal, wenn er daran dachte. Sogar seine Stiefmutter vergaß er nicht und allen wollte er zeigen, wie lieb er sie hatte und ihnen geben, was sie nur verlangten.

Ja, das Pechvögelchen fand den Weg gar nicht beschwerlich, ich versichere Euch.

Unterdessen schlief das Glückspilzchen noch immer tief und fest, bis die Sonne hell in die Höhle schien und aller Schnee im Walde weggeschmolzen war. Da sprang sie auf und weil sie sich langweilte, so allein zu sein, so rüttelte sie auch das Männchen aus dem Schlafe. Das mußte sie nun unterhalten und sie sprachen miteinander von den schönen Kleidern, die Glückspilzchen sich kaufen wollte und von allen Vergnügungen, die sie haben würde.

Auch lud sie das Männchen ein, sie so manchmal auf ihrem Schlosse zu besuchen und das Männchen versprach es ihr auch. Dazwischen lief sie denn immer einmal an den Eingang der Höhle, um zu sehen, ob Pechvögelchen denn noch nicht käme, denn die Zeit wurde ihr lang und je später es wurde, je öfter lief sie auch; aber Pechvögelchen kam immer nicht.

Da fing Glückspilzchen an, unruhig zu werden und immer unruhiger, daſs sie ihre ganze Freude und das Schloß und die Edelsteine und alles darüber vergaß und nur wünschte, ihr Pechvögelchen wäre wieder da.

Endlich ging sie gar nicht mehr fort von dem Eingang, um ihn ja, wenn er käme, nur gleich aus der Ferne zu sehen.

Aber Pechvögelchen blieb aus.

Da rang Glückspilzchen die Hände: „Er hat gewiß wieder eine Dummheit gemacht!“ rief sie, „ach, mein Pechvögelchen, mein armes liebes Pechvögelchen: Ach, daſs ich nicht mit Dir gegangen bin!“

Und dann weinte sie und war ganz außer sich und das Männchen konnte sie gar nicht trösten, wie viel Mühe es sich auch gab.

Da war es zuletzt auch ganz gerührt und setzte sich zu ihr und weinte mit.

Als aber Glückspilzchen genug geweint hatte, stand sie auf, trocknete ihre Thränen und sagte: „Ich muß mein Pechvögelchen suchen gehen! Hab' ich es im Walde gefunden, finde ich es in der Stadt wohl auch."

Und das Edelsteinmännchen beschloß, mit ihr zu gehen und lieber noch einen Tag auf der Erde zu bleiben, denn es war gerade um die Mittagszeit. Aber es hatte ein dankbares Gemüth und wo das in Bewegung kam, fürchtete es sich vor nichts.

So wanderten denn beide mit einander fort und es dauerte auch gar nicht lange, so hatten sie die Stadt erreicht.

Da waren nun viele Menschen auf den Straßen, so viele wie Glückspilzchen in ihrem Leben noch nie gesehen; sie aber fürchtete sich gar nicht, sondern blieb bei jedem stehen und fragte höflich: „Habt Ihr mein Pechvögelchen nicht gesehen?"

Die Leute aber wunderten sich sehr über das zierliche Mädchen und das sonderbare Männchen, das ihm zur Seite ging.

Deshalb wendeten auch viele von ihrem Wege um und gingen den beiden nach; und endlich wurde es ein ganzer Troß.

Glückspilzchen aber kümmerte sich nicht darum, sondern ging herzhaft weiter, von Einem zum Andern und frug, doch es wußte keiner etwas von dem Pechvögelchen.

Das saß indessen in großer Noth.

Es war nämlich gleich zu dem ersten besten Kaufmann gegangen, dessen Gewölbe offen war, und hatte ihm ganz vergnügt seine so schönen Steine gezeigt.

Da wendete sich aber das Blatt fürchterlich und mit der Freude war es aus.

Ja, so geht es manches Mal auf der Welt.

Der Kaufmann hatte nicht so bald die kostbaren Steine gesehen, so zog er die Stirne gewaltig kraus und blickte das zerlumpte Jüngelchen gar nicht freundlich von der Seite an. „Wo hast Du die Steine her?" frug er dann. Das durfte aber Pechvögelchen nicht sagen wegen des Edelsteinmännchens, denn das hatte ja gesagt, wüßten die Menschen, wer und wo es sei, so würde es von ihnen gewiß eingesperrt und käme vielleicht sein ganzes Leben nicht mehr zu seinen lieben Brüdern zurück. Etwas so Trauriges wollte aber unser gutes Pechvögelchen nicht verursachen, und darum meinte es nur. ' –
Jemand die Steine geschenkt.

Da wurde aber der Kaufmann ganz gelb im Gesicht vor Zorn, denn er meinte gewiß, daß dies eine Lüge sei, und über nichts konnte er so zornig werden, wie über eine Lüge, denn er war eben ein ehrlicher Mensch.

„O, Du kleiner Hallunke," rief er, „Du Spitzbube im zerrissenen Höschen, dem ein Kaiser sein Vermögen aus dem Fenster zugeworfen hat, gleich sage, wo Du den Schatz gestohlen oder Du sollst an dem höchsten Galgen hängen, der jemals zum Wohle der Menschen für solche verschmitzte Sünder, wie Du, erfunden worden ist!"

Nun könnt Ihr Euch denken, wie das arme Pechvögelchen erschrak; das war freilich ganz anders als er es erwartet, er stand auch da mit offenem Munde und er brachte vor Entsetzen kein Wort heraus.

Da packte der Kaufmann den unglücklichen Buben alsogleich beim Kragen und zog ihn mit sich auf die Gasse hinaus.

Nun kam wieder etwas Leben in unser Pechvögelchen und er fing an, zu bitten und betheuerte dem Kaufmanne mit gefalteten Händchen seine Unschuld. Aber gerade in dem Augenblicke ging der Wächter vorüber; der war eben abgelöst worden und wollte nun nach Hause gehen. Er sputete sich auch, denn er war froh, nach der kalten Nacht seine warme Stube und darin seine liebe Frau mit den netten Kindern wieder zu sehen, die alle mit dem Frühstück auf ihn warteten.

Wie er aber das weinende Pechvögelchen erkannte, blieb er doch ein wenig stehen und frug, was da geschehen sei? Nun wurde er auch recht zornig, daß seine Warnung so wenig gefruchtet hatte.

„Den hängt nur auf," rief er aus, an dem ist nichts verloren; „er ist es auch, der des Königs Aepfel gestohlen hat!"

Nun ging es dem Pechvögelchen erst recht schlimm. Er wurde ohne Weiteres auf die Polizei geschleppt und hier zum Tode verurtheilt und all' sein Bitten und Betheuern halfen ihm nichts.

Sie schickten auch gleich zum Könige, um ihm zu sagen, daß der Aepfeldieb gefunden sei; der schlief aber noch, denn es war noch sehr früh am Morgen, als alles dies geschehen, und der König liebte die Bequemlichkeit.

Als er aber die Erzählung von dem kleinen kecken Räuber gehört, war er so indignirt, daß er erklärte, er wolle in höchster Person beim Hängen zugegen sein.

Er stand auch sogleich aus dem Bette auf und ließ sich ankleiden, setzte auch seine Krone auf, und Pechvögelchen wurde indessen in das Gefängniß geführt, um da zu warten, bis Seine Majestät fertig sei.

Da saß er nun und es war ihm gar weh zu Muthe, denn es stirbt keiner gern, selbst dann nicht, wenn man ein Pechvögelchen ist. Dabei [illegible] er sich doch in seiner Betrübniß, daß sein Glückspilzchen nicht mit in

die Stadt gekommen war, denn dann wäre sie ja mitgehängt worden und er dachte, wenn er das hätte sehen müssen, in seinem ganzen Leben hätte er es nicht überlebt!

Man sieht, das Pechvögelchen war wirklich etwas dumm.

Indessen hatte der König gefrühstückt und machte sich auf den Weg und alle seine Hofleute und Hofdamen gingen mit ihm, denn die waren alle noch indignirter als er, und wollten durchaus den kleinen Aepfeldieb hängen sehen.

Wie sie nun um die Ecke bogen, — siehe, da kam eben das Glückspilzchen mit dem Edelsteinmännchen daher und weinte bitterlich, denn das Herz war ihr recht schwer geworden, weil es gar nicht erfahren konnte, was aus dem Pechvögelchen geworden war; und alles Volk kam dicht hinter ihr her und weinte mit, denn sie hatten alle das Glückspilzchen im Nu liebgewonnen und wußten eigentlich nicht warum? Wie aber Glückspilzchen den König sah, blieb sie stehen und machte einen tiefen Diener, wie es sich vor dem König schickt und alles Volk knixte mit, denn es war ein gar höfliches Volk.

Der König und der ganze Hof wunderten sich über das niedliche kleine Mädchen und über das Männchen, sowie über den ganzen Zug des Volkes, das hinter ihnen war. Ein Hofmann aber, der hinter dem Könige ging, erkannte sogleich das Edelsteinmännchen, denn seine Großmutter hatte ihm davon gesagt, die hatte nämlich eines gesehen, als sie noch ganz klein gewesen war; da sagte er dem König schnell etwas ins Ohr und lief fort, und holte einen Sack; der König aber fragte unterdessen:

„Wer bist Du denn, mein nettes Kind?“

Und Glückspilzchen antwortete bescheidentlich: „Ich bin das Glückspilzchen und suche mein Pechvögelchen.“

Da fragte der König weiter, warum sie weine und ob das Pechvögelchen ihr Bruder sei?

„Ach nein!“ sagte sie, „er ist nur mein kleiner Spielkamerad, aber das thut nichts, ich hab' ihn doch lieb; heute in der Früh ist er nach der Stadt gegangen und nicht zurückgekommen und ich fürchte, daſs ihm ein Unglück geschehen ist, er ist so dumm, und darum wein' ich.“

Da frug der König, wer ihre Eltern seien, denn das hübsche Mädchen gefiel ihm gar so gut, und wie Glückspilzchen sagte, sie sei ein Findelkind und ihre ganze Geschichte erzählte, da schrie er laut auf und umarmte und küßte sie, denn er erkannte, daſs sie sein Töchterchen sei, das ihm vor vielen Jahren gestohlen wurde, als sie noch ganz klein war; und der ganze Hof schrie mit und das Volk schrie, und Glückspilzchen wurde rechts und links umarmt; erst alle Hofdamen, dann alle Hofherren, dann kam das Volk und alles jubelte

und rief: „Die Prinzessin ist gefunden, die Prinzessin ist da!“ und alle waren froh, daß Glückspilzchen die Prinzessin war. Dann sagte der König: „Nun bist Du meine Tochter und mußt schöne Kleider anziehen und nicht mehr als eine Bäuerin gehen!“

Glückspilzchen erwiderte: „Das will ich wohl, aber erst muß ich mein Pechvögelchen suchen geh'n!“

Der König aber meinte: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit, erst muß ich einen kleinen Dieb hängen seh'n, der meine Aepfel gestohlen hat, und einen ganzen Schatz von Edelsteinen, wie kein König auf Erden sie besitzt.“

Da schlug Glückspilzchen die Hände ineinander und schrie: „Das ist mein Pechvögelchen, ach mein Pechvögelchen!“ und damit lief sie fort und dachte an weiter nichts, und alles Volk lief hinter ihr her und und rief: „Das ist das Pechvögelchen!“

Auch der Hof lief mit und sogar der König lief; weil er aber nicht mehr jung und etwas zu dick geworden war, so konnte er nicht so schnell laufen, wie die andern und keuchte sehr, und blieb somit der letzte hintend'rein.

Glückspilzchen aber lief wie der Wind und war allen voraus.

Wie sie aber auf den Platz kamen, wo der Galgen stand, ach, da zog der Henker eben den Strick in die Höhe, daran hing das Pechvögelchen und zappelte.

Da schrie alles Volk: „Pechvögelchen ist gehängt! Er ist gehängt!“

Nur das Glückspilzchen schrie nicht, sondern sprang vorwärts wie der Blitz und riß dem ersten Besten ein Messer aus der Scheide, damit schnitt sie den Strick entzwei und das Pechvögelchen fiel herunter und es machte einen großen Plumps!

Da lag er nun und rührte sich nicht, und alles Volk schrie: „Er ist todt, Pechvögelchen ist todt!“

Glückspilzchen aber warf sich über ihn und rief: „Ach, mein Pechvögelchen, mein liebes Pechvögelchen, ich bitte Dich, sei nicht todt! Ich will auch immer bei Dir bleiben, auch selbst in der Höhle, und ich will nie mehr über Dich lachen, aber ich bitte Dich, sei nur nicht todt!“ Und dann weinte sie und schüttelte ihn und warf sich wieder über ihn; und siehe, auf einmal rührte er sich.

Da schrie das ganze Volk: „Er ist nicht todt, er hat sich gerührt!“ und richtig: Pechvögelchen schlug die Augen auf und setzte sich in die Höhe, und war nicht wenig erstaunt, als er sich noch am Leben fand und sein Glückspilzchen neben sich sah.

Glückspilzchen aber hielt ihn bei der Hand, tanzte auf den äußersten Fußspitzen und sagte: „Mein Pechvögelchen lebt, mein Pechvögelchen ist nicht todt! Nun bin ich froh!“ und Alles schrie: „Er lebt, er ist nicht todt!“

Und es war eine Freude und ein Jubel, so dass Pechvögelchen ganz betäubt davon war.

Der König war indessen auch herbeigekommen und nachdem er ein wenig zu Athem gekommen war, sagte er: „Das ist ja der Dieb, der meine Aepfel gestohlen hat!"

Da rief Glückspilzchen schnell: „Das ist nicht wahr, ich habe sie gestohlen!" und damit zog sie die Schalen aus der Tasche und zeigte sie.

Das änderte nun die Sache sehr und der König sagte: „Da Glückspilzchen seine Prinzessin-Tochter sei, so habe sie nur ihr Recht geübt," und er erklärte, „das sei die Stimme der Natur."

Hierauf meinte er aber, da das Pechvögelchen unschuldig sei, so möge er in Gottes Namen laufen; Glückspilzchen aber solle sich nicht weiter um den Bauernjungen kümmern, sondern auf das Schloß kommen, da sie jetzt eine Prinzessin sei.

Glückspilzchen aber erwiderte schnell: „Das geht nicht! Mein Pechvögelchen muß mit! Was soll denn sonst aus ihm werden? Wo ich bin, muß auch mein Pechvögelchen sein!"

Davon wollte der König erst nichts wissen; aber alles Volk bat mit für das Pechvögelchen, und so willigte er endlich ein.

Jetzt kam auch der Hofmann gelaufen und brachte einen großen Sack mit; wie man sich aber nach dem Edelsteinmännchen umsah, da war es fort, und nirgends wurde es mehr geseh'n.

Aber Niemand, ausgenommen der böse Hofmann, machte sich etwas daraus. War doch die Prinzessin-Tochter gefunden und das Pechvögelchen noch am Leben; und das war Freude genug für einen Tag.

Und sie zogen alle zusammen nach dem Schlosse und hier wurde Glückspilzchen mit unendlichem Jubel und großer Pracht als Prinzessin eingesetzt.

Da wohnte sie nun in einem schönen Schlosse, hatte prächtige Kleider und Diener und Wagen und Pferde, wie sie es gewünscht.

Sie vergaß aber auch ihre guten Pflegeeltern nicht, sondern ließ sie zu sich kommen und beschenkte sie reichlichst und sie wurden Alle von Jedermann hochgeehrt. Und wo einer im Dorfe einen Wunsch gehabt hatte, den erfüllte sie jetzt, so daß Jeder glücklich war. Pechvögelchen aber besuchte seinen Vater und die Stiefmutter und das liebe Brüderchen und alle freuten sich über die Maßen, ihn wieder zu sehen.

Aber Pechvögelchen war noch glücklicher als sie, denn er konnte nun alles an ihnen erfüllen, wie er es sich gedacht. Dann kehrte er aber zu seinem Glückspilzchen zurück und blieb bei ihr und Niemand durfte ihn mehr quälen als nur sie allein, so daß Pechvögelchen ganz glücklich war.

— —

Und wie sie groß geworden waren, heirateten sie einander und alles Volk freute sich; am meisten aber freute sich unser Pechvögelchen.

Es wurde eine große Hochzeit gemacht und alles Volk durfte mittanzen; Glückspilzchen und Pechvögelchen aber tanzten voraus.

Wie sie aber mit einander verheiratet waren, da geschah etwas Wunderbares; denn es war nichts Besonderes mehr an ihnen, was sie von Andern unterschied, das heißt, Glückspilzchen hatte nicht mehr Glück und Pechvögelchen nicht mehr Unglück, als bei gewöhnlichen Menschen der Fall ist, sondern Glück und Unglück wog sich bei ihnen wie bei andern ziemlich gleich ab. Aber sie kümmerten sich nicht viel darum; zufrieden waren sie doch, denn sie blieben immer beisammen und behielten einander immer lieb.





Eine Idylle der Jugend.

Aus dem Polnischen des Konstantin Gaszyński.

Von

Dr. Michael Landau.

I.

Das Fräulein war reizend. — Aus der Augen Blau
Das fünfzehnte Jährchen blickt schelmisch und schlau;
Sie war gleichen Alters mit dem jungen Herrn,
Der in's Haus der Eltern sehr oft kam und gern.
Er brachte ihr Kirschen und Blumen gar schön,
Er half ihr die Wolle auf Knäuel zu dreh'n,
Er zeichnet ihr Muster mit kundiger Hand, —
Dann spielten sie Ringlein und Fangball und Pfand.
Ward Freund ihres Bruders, hofirt der Mama,
Und war, wie man's merkt, so ein Tausendsasa.

Doch stets, wenn erkühnet durch innigen Blick,
Er wollt' ihr entdecken sein Leid und sein Glück,
Da ward er sofort so verlegen, ... so ... dumm,
Und suchte vergebens nach Worten herum.
Einst hat er doch beschlossen, es coute-que-coute zu wagen,
Und seine heiße Liebe dem Fräulein vorzutragen;
Doch statt der Meisterrede, die er sich vorgenommen,
Erzählt er ganz verlegen, daß ... Regenwolken kommen.

Das Fräulein — nun, das konnte so süße Aeuglein machen,
Und hatte immerwährend zu scherzen und zu lachen;
Doch wenn man längere Zeit den jungen Herrn nicht sieht,
So merkt man, daß ein Kummer das Antlitz überzieht;
Sie spricht dann keine Silbe, setzt sich zur Arbeit nieder,
Und klagt der Mutter traurig — sie habe Kopfweh wieder.

So lebten sie beisammen, gleichwie auf grünen Matten
Zwei kleine duft'ge Veilchen verborgen tief im Schatten;
Und in dem Hause schwebte die heimlich stille Mähr,
Daß sehr einander lieben ... das Fräulein und der Herr.

* * *

Das war die erste Liebe, so heilig und so wahr,
So still, gleichwie die Lampe, die glühet am Altar —
Da gab's kein buhlend Werben und kein geheimes Girren,
Nicht Eifersucht, nicht Scenen mit glühend heißen Schwüren!
Nur stets — wenn ihre Augen sich wo zusammenfinden —
So ist's, als würde Eisen sich mit Magnet verbinden;
Sie könnten so verharren wohl ungezählte Jahre
Und schauen auf einander bis zu der Todtenbahre!

Denn auf dem Strahl der Augen, da zogen ihre Seelen
Einander zu und pflegten gar viel sich zu erzählen;
Und der Strom lang verhehlter, tief glühender Gefühle,
Er quoll aus beiden Herzen heran zu einem Ziele,
Um dann ein Meer zu bilden — das locket sie zur Fahrt
In schönen gold'nen Nachen, ganz nach der Engel Art.
Oder um, gleich verzaubertem, stillem Schwanenpaare,
Auf schwanker Well' zu träumen der Liebe Wunderjahre,
Und selig zu verbringen die schönen jungen Tage ...
Fern von dem schlimmen Ufer ... und schlimmer Menschen Plage!

II.

An einem schönen Sommermorgen im Garten in der Linden Schatten
Der junge Herr, das schöne Fräulein sich wiederum gefunden hatten.
Sie sprachen von verschied'nen Dingen: von Wetter, Sonne — dann vom Tod
Der armen Rose, die verdorret, und einstmal war so schön — — so roth;
Dann kamen wieder lust'ge Sachen: der Sieg, den einer Hundetruppe
Die wack're Mizzi abgerungen, und schließlich sprach man von der Puppe.
Ja, ich vergaß es mitzutheilen, daß während dies Gespräch man führet,
Für eine jüngere Verwandte ward eine Puppe ausstaffiret.
Gelungen war die Toilette, vom Kopf zum Fuß saß Alles gut,
Die schönen Schuh', das weiße Kleidchen und auch der feine Rosahut.
Dann kam ein nettes blaues Schürzchen, wie der Modistin Augenpaar —
Das Einzige fehlt noch, die Frisur — für Zopf und Locken fehlt das Haar.
Woher es nehmen? Leicht ist der Rath — das Fräulein hat ihn bald gefunden,
Mit schelmischer Miene hat sie flugs ihr Haar vom Kamme losgebunden;
Sie greift hinein ... die Scheere klirret ... und rascher als das Wort gedacht,
Fällt eine Locke auf den Boden ... der arge Frevel ward vollbracht ...

O! wie bezaubernd war sie, als auf den Hals in vollen
Kastanienbraunen Wellen die Flechten niederquollen,
Gleichwie die Bergkaskade mit lieblicher Gewalt,
Und Minnezauber legten auf diese Lichtgestalt!
O! dies war die Verführung — — die Göttin süßer Sünde ...
... Doch fromm gleich einem Engel, und treu gleich einem Kinde! ...

Der junge Herr sieht schweigend, wie jene braune Locke
Mit zarter Hand befestigt wird an dem Kopf der Tocke,
Und als vom Zopfe fertig war schon ein großes Stück,
Da kehret zum gestockten Gespräche man zurück.
Er meint, es wäre schade und wirklich sonderbar,
Für Kindertand zu opfern das allerschönste Haar;
Daß solcher Schatz der Puppe beinahe gar nichts nützt,
Weil über Zopf und Locken das Rosahütchen sitzt.

Doch vielmehr spricht sein Auge. Das sagt: „An Deiner Seite
Seufzt Jemand schon gar lange nach solcher theu'ren Beute,
Der auf den Knieen betteln würd' um die kleine Flechte,
Mit Opfer seines Lebens sie andern rauben möchte;
Als Talisman sie wollte an's kranke Herz sich legen,
Und selig glücklich tragen auf allen seinen Wegen!"

Das Fräulein, das verstohlen oft hat emporgesehen,
Mußte die stumme Sprache des jungen Herrn verstehen
Denn purpurroth erglühet das holde Antlitz ihr. — —

Mit einemmal da öffnet sich knarrend eine Thür —
Der Mutter Ruf erschallet: „Wo bist Du liebes Kind?!"
Da legt sie Alles nieder und eilt hinweg geschwind.

* * *

Ein Kato selbst wär' diesmal der Versuchung erlegen,
Würd' ihn bei sechzehn Jahren so mächt'ge Glut bewegen!
Als nun allein geblieben der junge Herr jetzt war,
Griff er mit zagen Händen nach dem so theu'ren Haar;
Er blickt um sich, ein Schauer ihm bis an's Herze lief,
Er drückt auf's Haar die Lippen, und seufzet lang und tief: —
Doch als er sich versenk't in's Meer der Träumerei,
Schwebt schon das Fräulein wieder mit leichtem Schritt herbei.
Verwirrt erwacht er nunmehr — doch fühlt er im Momente,
Daß jetzt für ihn sein Schicksal entschieden werden könnte;
Faßt seinen Muth zusammen, soweit dies konnt' gescheh'n —
Und stammelt: „Liebes Fräulein, .. ich möchte ... bitten schön ..."
„„Und zwar?"" „... Mir was .. zu schenken." „„Ei, das ist ziemlich schwer,
Ich müßte vorerst wissen, was Ihr Verlangen wär' —""
„O! .. bitte nicht zu fürchten ... mein Wunsch ist leicht zu tragen ...
Zwei winz'ge Wörtchen müssen sie nur mein Fräulein sagen — —"

„„. . . Ich schenke . . . Nun, ich schenke — es gilt ja nicht den Tod . . .“ “
. . . Da zeigt der Herr die Flechte und sie . . . ward purpurroth.
Verschämt, betroffen, zitternd stand nun das Fräulein da.
Sie will das Wort nicht brechen — und weiß nicht wie's geschah.
Und er . . . der arme Junge! Sein ganzer Muth war weg . . .
Er schämte sich des Sieges . . . und schwieg vor lauter Schreck.
Erst als sich ihre Blicke zusammen wieder fanden,
Und gleich Magnet und Eisen sich treu und fest verbanden,
Erklingt ein hohes Lied, doch den Herzen hörbar nur — —
Man klagt, man dankt, man jauchzet . , . man leistet Schwur um Schwur
Der Treue bis zum Tode, der Treu' in Ewigkeit!
O selig trautes Schwärmen! o holde Jugendzeit! . . . .

Inzwischen sprach man von der Sonne, vom Wetter, Wind und dann vom Tod.
Der armen Rose, die verdorret und einstmal war so schön, so roth —
Dann kamen wieder lust'ge Sachen — man scherzte viel und lachte sehr,
Jedoch vom Zopf der armen Puppe sprach man kein Sterbenswörtchen mehr.

* * *

Wer wurde mehr begünstigt je durch des Schicksals Gnade:
Der große Alexander an Indiens Gestade?
Oder Cäsar, der errang am pharsalischen Feld
Den Sieg über Pompejus und die Herrschaft der Welt?
Oder der große Corse, der auf das Haupt dem Sohne
Am Gipfel seines Glückes setzt die römische Krone? — —
O nein! dies waren eitle und vergängliche Freuden,
Nur unser Held war wahrhaft jetzt um sein Glück zu neiden!
Er dünket sich ein Riese — ihm scheint es, daß er hält,
Nicht jene kleine Flechte — den Herrscherstab der Welt!

Ihm quillt sein Herze über vor seligem Entzücken,
Er möcht' in seine Arme jetzt alle Menschen drücken —!
Und sie? . . . Sie hatte diesmal die süßen Aeuglein wieder;
Im ganzen Haus schallt Lachen und klingen frohe Lieder —
So daß die Mutter mehrmals das tolle Treiben rügt,
Und meint, die Kinder wären heut' viel zu viel vergnügt!

III.

Schwer ist der Lauf der Dinge zu ändern auf der Welt!
Fort mußte in die Schule der junge wack're Held —
Und aus der Spielgenossin ward schon nach kurzer Zeit
Ein wunderschönes Fräulein gerühmet weit und breit;
So daß im ganzen Lande einstimmig Lob erschallt
Ob dieser wunderbaren entzückenden Gestalt!

Und bald sieht man im Hause als Gast auch einen Herrn,
War fremd dort in der Gegend — er kam aus weiter Fern'.
Jung war er nicht mehr eben, doch fein geartet, klug,
Trug einen guten Namen und hatte Geld genug.
Er bracht Empfehlungsbriefe von hochgestellten Leuten,
Und sagt dem schönen Fräulein gar viele Artigkeiten.

Kurz überlegt der Vater und ruft dann freudig aus:
„Ein solcher Eidam bringt nur Glück und Ehr' in's Haus!"
„„Welch' treffliche Verbindung!"" — ergänzet die Mama —
„„Vermögen, schöne Stellung, kurz, wahres Glück ist da!""
Man schreibt nun Ehepakten und ladet viele Gäste
Alsbald von Nah und Ferne zum frohen Hochzeitsfeste;
Mit hellem Peitschenknalle geht's fort dann in die Fern' . . .
Fort mit dem gold'nen Traume des armen jungen Herrn!
. . . .
Des jungen Herrn, der damals weit im Getrieb der Stadt
Dem eifrigen Studiren sich ganz gewidmet hat, —
Das Schreckliche nicht ahnt, und seine freie Zeit
Wehmüthigem Erinnern . . ., den blauen Augen weiht;
Und schon seit Wochen zählet zur Heimkehr jede Stunde . . .
Als gleich dem Blitzesschlage ihn traf die Schreckenskunde! . . .

IV.

Ob das Fräulein als leicht gefügiges Kind,
Den Eltern gehorchte ergeben und blind —
Oder ob sie gedrängt — in bitterem Leid —
Den Traum ihrer Jugend, die Liebe geweiht — ? —
Ist schwer zu bestimmen, denn der junge Herr
Sah Zeit seines Lebens das Fräulein nie mehr;
Ihm war sie verloren und blieb ihm stets fern — —
Für ewig erloschen . . . Dahin war sein Stern! . . .
. . . .

Der junge Herr litt nunmehr wohl wahre Höllenpein,
Und bitter weint er oftmals tief in die Nacht hinein:
Denn statt der holden Träume, die einst sein Herz umstrickt,
Des Mißgeschickes Schreckbild ihm in das Auge blickt!
Fahl wurden seine Wangen, gebrochen die Gestalt,
Und tiefes inneres Leiden sich in den Augen malt.
Durch sein Gehirn da zieht oft ein kühner wilder Plan:
Die Schulbank zu verlassen, der Liebsten sich zu nah'n;
Sie muthig zu entreißen aus des Tyrannen Hand,
Und dann mit ihr zu flüchten in fernes fremdes Land:
Dort baut man die bewußte, die kleinste Hütte schnell,
Nährt sich von Früchten, Wurzeln, und trinkt vom Waldesquell!

Dann nah'n Gedanken wieder ... so schaurig und so schwer ...
Er las den Werther eben ... und hatte ein Gewehr — —
Da er jedoch zum Glücke stets blieb ein frommer Christ,
So wußt' er, welche Sünde und Schmach der Selbstmord ist!
. . . .

So scheuchen fort die Arbeit, des reinen Glaubens Macht,
Den Wahn, den ausgebrütet die schlafberaubte Nacht,
Und allgemach auch heilet die Zeit das kranke Herz ...
Zum Schmerze wird der Wahnsinn, zu Wehmuth wird der Schmerz!

V.

Nach Jahr und Tag, wiewohl noch gefoltert arg vom Leid,
Besucht der Herr die Stätte entschwund'ner Seligkeit.
Und da es einem Gaste sich gar nicht ziemt zu weinen,
Mußte der arme Junge hier recht vergnügt erscheinen.
Er mußte ruhig hören, wie wohl der Tochter wär',
Wie gut und fein der Eidam, und wie begütert sehr;
Wie viel er hat geerntet, wie schön die Schafzucht sei,
Wie lucrativ und werthvoll die kleinste Meierei!
Dem Dichter, dem Verliebten, dem wurde hier gebracht
So schrecklich schale Prosa, wie nie noch ward erdacht!
. . . .

Das Haus, das ihm einstens war ein Paradies,
Das er stets froh begrüßte, und trauernd verließ;
Wohin die Gedanken im jungen Gemüth
So sehnend stets flogen, wie Bienen zur Blüth',
Das Haus, das ihm einstens ein Himmelreich schien,
Ein Grab, eine Wüste war's fürder für ihn! ....

Im Garten standen, wie vor Zeiten, gar viele Blumen wunderbar —
Doch sucht der junge Herr vergebens nach einem holden Veilchenpaar,
Das aus dem Schatten dunkler Wimpern so anmuthsvoll hervorgeblickt,
Und ihn in Stunden junger Liebe mit süßem Zauber hat beglückt!
Wie dazumal klingt jetzt im Busche der Vöglein tausendstimm'ger Chor,
Nur eines Vögleins Silberstimme tönt heute nimmermehr hervor —
Des Vögleins, dessen helles Singen hier widerhallte Tag für Tag,
Das süß gezwitschert und gelocket mit wundervollem Zauberschlag!
Ach! anderen Augen strahlet wohl jetzt jenes holde Veilchenpaar — —
Und stumm, vielleicht im gold'nen Käfig, ward nun das arme Vöglein gar! —
Im Haus, im Garten, im Altane, im Schatten dieser alten Bäume,
An seines Glückes Ruhestätte stehen die Gräber todter Träume! — —
D'rum grüßt er weinend jeden Winkel und ziehet fort mit herbem Leid,
Und auf den weiten Weg in's Leben gibt ihm die Wehmuth das Geleit! ...

VI.

Längst ist die Zeit vorüber! ... dann noch in spät'ren Jahren
Hatte der junge Herr manch' bitteres Leid erfahren;
Auch hat der Gott der Liebe mit seiner Zaubermacht
Bald hohes Glück, und wieder viel Kummer ihm gebracht.
In vieler Frauen Herzen er oft gesehen hat,
Fand selten Treu' und Tugend, nur gar zu oft Verrath —
Denn auf der Bahn des Lebens trank er mit wilder Hast
Den Kelch der Bitterkeiten bis auf die Neige fast!

Und dennoch flammt noch immer in seinem wunden Herzen
Der ersten Liebe Feuer mit ihren herben Schmerzen!
Des Lebens Braus und Stürme, die konnten nicht verweh'n
Den Zauber erster Liebe — — er war ja viel zu schön!
War's doch die erste Liebe — so heilig und so wahr,
So still gleichwie die Lampe, die glühet am Altar! — — —

* * *

Und heut', wo ihm Kummer das Leben vergällt,
Er einsam und elend durchwandert die Welt, —
Wie oft denkt er — suchend nach Trost — sich zurück
Zur sonnigen Jugend, zum einstigen Glück — —
Und träumet wie heiter, wie lieblich die Zeit
Voll rosigen Zaubers, stiller Seligkeit!
Wo er nach jedem Jahre mit jauchzendem Gemüth
Zur Ferienzeit nach Hause in's traute Dörfchen zieht,
Und dann auf seinem Rößlein mit frohem frischem Muth
Wohl über Wald und Auen zieht nach dem Nachbargut!
Wie froh sein Herz dann wurde, und wie ihm erst geschah,
Als er verschämt in's Auge dem schönen Fräulein sah; —
Als er — sonst nichts begehrend — so selig, so beglückt ...
Die kleine braune Flechte an's bange Herz gedrückt — —
... Als sie beisammen lebten ... gleichwie auf grünen Matten
Zwei kleine duft'ge Veilchen ... verborgen tief im Schatten! — —
. . . .





Am Hallstätter-See.

Aquarelle aus der Bergwelt Oesterreichs

von

Ernst Keiter.

Ueber dem Tann, der sich herabsenkt zu dem Schienenweg, liegt noch tiefes Dunkel; denn die Sonne ist noch nicht heraufgestiegen hinter der hohen Wand des Sarstein. . . . Leichte graue Wolkenschleier fliegen noch in den Lüften über das weite Thal hin. Eine frische Brise streicht über den Spiegel der Wasserfläche, auf dem sich noch kein Leben zeigt. Es ist, als ob ein Zauberbann das Oertchen, die Berge ringsum und den See gefangen halte, als ob süßer Schlummer, den die Geister gesendet, Alles beherrsche . . .

Blaßrothe lichte Streifen ziehen jetzt am Himmel auf, der sich in tiefvioletten Tönen über die Bergriesen wölbt, die den See begrenzen . . . Hie und da schimmert noch mit fahlem verrinnendem Schein ein Sternlein und erstirbt nun im heller und heller werdenden Dämmer. . . . Drüben im Osten röthet sichs nun und das vielfarbige Gemisch wird stärker, kräftiger; blutroth scheinen bald die Wolkenmassen, und wie im Königsglanze steigt sie empor — eine flammende Goldscheibe — die Alles belebende Sonne . . . Die scharfen frischen Windströmungen, welche das Wogen und Drängen des kämpfenden Gewölkes vorhin begleiteten, sind nun vor der Sonne Kraft

geschwunden und eine nicht zu laue, doch nicht zu kühle Luft weht leise über die Wellenfläche hin, die im kaum merklichen Gekräusel sich bewegt . . . . Am Ufersaume, im Städtchen und oben um das alte Gotteshaus beginnt es sich zu regen. Kähne ziehen her von allen Seiten; von allen Gestaden stoßen die schmalen flinken Nachen ab. Die Bursche in ihrem Sonntagsstaat, die Dirnen in ihrem Festschmuck. Freudig glänzen die Gesichter, und von den dunkelgrünen Filzhüten schauen die Alpenblumen. Auf dem Sitzbrett liegt die kurze neue Jacke; denn beim Rudern ist es gut, die Arme hübsch frei zu halten. Und das blinkende weiße Hauslinnen der Hemdärmel können sie ja sehen lassen, Bursche und Mädel . . .

Im gleichen Tempo geht es hinüber, dem Oertchen zu. Im Feiertone klingen die Glocken herüber, den See entlang. Einschmeichelnd weht der Wind entgegen und das liebliche Geläute, das harmonische Ineinandertönen der sympathischen Laute fliegt durchs ganze festlich stille Thal . . . Manchmal fällt vielleicht hoch oben im Walde ein Schuß, der verhallend hinrollt an den Wänden; oder ein Juchezer schlägt auf, so recht aus dem frohen glücklichen Herzen. Doch nur selten. Sonntag ist ja heute und drüben auf der Höhe, im ehrwürdigen Gotteshause beginnt ja schon bald die Andacht . . .

Auch im Thale des Waldbachstrupp drüben, über den grünen Tannenwipfeln, an der grauen Steinwand des Hierlatz fliegen die funkelnden Goldlichter der Sonne hin. Immer greller und flimmender wird der luftige Schein und wie lodernde Gluth leuchtet es bald überall. Die Wasser des Schleierfalles, der in Miriaden Stäubchen zerfällt und die des Waldbachstrupps glänzen, als wären Millionen Demanten auf sie hingestreut, als sei eine Welt von gleißenden Schätzen da erstanden, als hätten die kleinen Männchen aus den Bergen ihren streng behüteten Reichthum hier ausgeschüttet. Das mächtige Brausen der in die Tiefe stürzenden Massen erfüllt und bewegt die Luft und erzählt von den Kämpfen und Stürmen der unsichtbaren Gewalten. Drinnen in der Einschicht des Waldes klingt da und dort das Lied eines Vogels, der hoch oben auf einem Aste sitzt und seine Weise schmettert, als gälte es, der ganzen Natur die Lust des kleinen gefiederten Sängers zu verkünden. Und wirklich beginnt es sich allüberall zu regen. Tausend und tausend unscheinbare Leben werden wach, am Wege, in den thaufeuchten Gräsern, tief innen und droben im Forst. Eine würzige stärkende Luft, der balsamische Athem der Berge, streicht dahin. Es ist ein reizvolles Stück Erde, auf dem wir wandern. Einst lag, wie die Sage berichtet, in den Bergen hier, viel edles und unedles Arzt (Erz), nicht nur Eisen und Blei, sondern auch Gold und Silber in reichen Adern. Damals waren Männer aus Welschland gekommen in das stille herrliche Thal des Waldbachstrupp, die überall nach dem glänzenden Metall suchten, da und dort, im Gebirge

sowohl als in den Wassern der Bäche, die ihre krystallklaren Wellen über die Kiesel jagen mit wilder Lust . . .

In dem kleinen Bache, der unweit der Hirschau, des schattendunklen Winkels am Fuße des Zwölferkogels und des Rauchkogels entspringt, fanden die kundigen Fremdlinge den glitzernden Goldstaub. Noch heute nennt man das liebliche Waldwässerlein den Goldbach und die Wand des Hierlatz soll ihren Namen eigentlich nur den reichen Goldlagern zu danken haben, welche in jener längstverrauschten Zeit dort gefunden wurden. Wenn Einer der Goldsucher nach der Stelle frug, wo das kostbare Metall zu finden sei, so zeigte man nach jener Wand und sagte kurz: „Hier lats!“ das heißt: „Hier liegt es, das Gold.“

Heute ist von all den reichen Schätzen freilich nichts mehr zu finden, und wie sehr sich auch die Sommerfahrer und Sommergäste, die in den Häuschen an der Wand des Hallstätter Salzberges wohnen, bemühen wollten, es wäre doch vergebens. Sie fänden nichts mehr von dem Golde, das einst das Innere dieser Berge und das Wasser dieser Bäche erfüllte.

Aber noch eine andere Mythe knüpft sich an die breiten mächtigen Steinmassen des vorderen und hinteren Hierlatz, welcher zur Linken das romantische Thal abschließt. An einer Stelle dieser Steinwand zeigt sich nämlich dem Wanderer eine scharf hervorspringende Figuration, welche der Volksmund längst schon den „versteinerten Kapuziner“ benannt hat. Betrachtet man dieselbe genauer, durch längere Zeit, so schaut Einem das Kopfprofil eines wohlgenährten Klosterbruders entgegen. Bald ist es ein freundliches, verschmitzt lächelndes Gesicht, mit dem uns ein behäbiges, nicht auf alle Freuden leichtlebiger Erdengesellen verzichtendes Wesen anlächelt, bald wieder sehen wir in den Zügen des riesigen Steinkopfes Düsterheit und Trübsal, ja es scheint, als ob Schmerz und Trauer hier Ausdruck fänden für eine Summe von Leiden, die der Arme ob irgend eines schweren Vergehens büßen müsse. Je nachdem die Sonnenstrahlen zu den verschiedenen Tageszeiten die hohe Wand des „Hinteren Hierlatz“ bestreichen und das rissige graue Gestein färben und beleben oder wieder in die verschiedenen Schattentöne tauchen, zeigt sich dem Wanderer vom Thalweg aus stets ein anderes Bild.

Die alte Sage gewinnt just hier Gestalt und Leben und man sieht im Geiste den Bruder Kapuziner wieder dahin wandern, sein Säcklein auf dem Rücken. Wenn Frater Basilius auf „Sammlung“ auszog, da war er immer ein ganz anderer Mensch als drin in der engen Zelle. War der Sack, für welchen Jedermann dies und das an Lebensmitteln für die Klosterküche spendete, auch leer, so war dem guten Bruder doch der Kopf übervoll von

Schnurren und Scherzen, und in seinem Herzen oder in seinem Blute lag ein Etwas, das unser gutes Mönchlein wie elektrisch hinzog zu den Freuden dieser Welt. Trotz der groben Kutte und den klaffenden Sandalen, war er doch ein ganz netter Geselle. Wenn der Prior daheim mit den Patres just die Hora sang, brummte Basilius, lustig hopsend, kernige Liedeln auf einer Alm und sagte der Sennin manch ein liebes Wörtchen — wenn sie jung und sauber war. Manches Schelmenstückchen lebt im Munde des Volkes fort, das Frater Basilius auf dem Gewissen hatte. Eines Tages pilgerte der Mönch mit seinem Säcklein auf dem Rücken über den Paß, der vom Plassenstein und aus dem Gosauthale herüberführt ins Thal des Waldbachstrupp. Er sang ein Trutzliedel lustig und keck und war voll Uebermuth. Von einer neuen Schenke und von einem hübschen Dirndel hatte er ja vernommen, die er beide heute besuchen wollte. Flott schritt er seines Weges dahin. Da gesellte sich zu ihm ein Wanderer, der in der Gegend noch fremd war. Dies und das sprachen die Beiden auf ihrem Marsche miteinander und endlich erzählte der Bruder dem Fremden, dass er es heute auf die schöne Toni abgesehen habe, die in einer Bauernkeusche haust. Dem Frater leuchteten die dunklen Aeuglein in Erwartung der lustigen Stunden. Der Fremde zweifelte aber sehr daran, daß sich dem Klosterbruder nur gleich alle seine Wünsche so erfüllen werden. Doch Basilius rühmte sich fast schon seines leichten Sieges. Nun saßen sie miteinander in einer Waldschenke und leerten manches Gläschen. Der Wein hatte auch seine Wirkung gethan bei dem lustigen Bruder. Er erhob jetzt sein Glas wie zum Schwur und ließ sich mit kräftiger Stimme vernehmen: „Wenn ich mehr versprochen habe, als ich vollführen kann, wenn ich mich einer That berühmt, die mir nicht gelingt, so will ich doch, daß mein lügnerischer Kopf dort oben auf der Felswand des „Hierlatz“ klebe und zu Stein werde, zum warnenden Exempel für Großsprecher und übermüthige Gesellen!“

Da zog in rasender Eile ein Gewitter über den Berg herauf, und furchtbares Rollen der Donner schien Alles zu erschüttern. In strömendem Regen erreichte Basilius endlich die Hütte, welche die schöne Toni barg. Die alte Lustigkeit wollte aber nicht recht aufkommen bei ihm. Immer ängstlicher wurde es dem sonst so unternehmenden Klosterbruder in der Nähe des Mädchens, immer stürmischer pochte es in seiner Brust. Jetzt floh er, wie von Furien gejagt, hinaus ins Freie und dem Waldthale zu. Dort leuchteten grelle Blitze auf und es schien, als ob die ganze Wand in Flammen stehe. Riesengroß erhob sich nun auch die mächtige Erscheinung seines Wandergenossen, dem er den Schwur geleistet hatte, vor ihm. Die Windsbraut heulte durch den Wald und brach die stärksten Stämme; die Blitze zuckten und die Donner grollten; aller Tage Ende schien gekommen.

Als am nächsten Morgen die grauenhaften Unwetter vorüber waren, erblickten die Waldgeher drüben an der Wand des „Hierlatz“ das seltsame Steinbild.

Das Volk aber meinte, daß es der „Herr“ selbst gewesen sei, der dem allzulustigen Erdenwallen des Bruders Basilius für immer ein Ziel gesetzt hatte.

Der Boden um Hallstatt ist überhaupt reich an sagenhaften Ueberlieferungen. Aus solch mythenhafter Zeit lebt noch manche Mähr im Munde des Volkes.

Wo heute die Wogen des Sees sich schaukeln, wo der kleine Dampfer und die pfeilschnellen Kielboote hinfliegen, lag einst eine weite fruchtbare Thalmulde mit schönen grünen Wiesen, fetten Weiden und üppigen Kornfeldern, und wenn der Wind über die schweren Aehren strich, so senkten diese ihre Köpfe bis zur Erde nieder, um dem Schöpfer zu danken, daß er in solchem Maße Gedeihen schenke.

Und dort, wo noch jetzt in unseren Tagen die prächtige Hirschau liegt, breitete sich eine freundliche Stadt aus mit weißblinkenden Steinhäusern, in denen ein reges Völkchen hauste, das von der Landwirthschaft und dem Bergbau lebte. Hoch oben aber, auf dem Gipfel des Berges, weithinschauend und aus weiter Ferne schon sichtbar, stand ein stattliches Schloß, das ein mächtiger Fürst erbaut hatte. Die Stadt hieß Cervusau und das Schloß Stutato, die ganze Landschaft, soweit man sie nur zu überblicken vermochte, nannten sie Indisapta. Eine alte Chronik erzählt, daß die von Cervusau meist gelebt haben „von dem Salz, so sie gewonnen aus einer Salzgrube gegen Niedergang neben der Burg Stutato.“

Doch ging es den Leutchen zu gut, sie besaßen Alles in Hülle und Fülle und kannten kein Bedürfniß. Sie wurden daher übermüthig, hoffährtig, sittenlos; sie glaubten nicht mehr an die große Macht, welche die Welten regiert und die ihnen so gnädig gesinnt war. Sie kamen nicht mehr in das schöne Haus, um diesen allmächtigen Herrn zu verehren, ihm zu dienen; sie hörten nicht die Warnungen, die er an sie ergehen ließ und so zog der Allmächtige seine schützende Hand von ihnen.

Stürme kamen und große verheerende Wasser. Aus den Höhen des Himmels, der sich verfinsterte, flossen die Regenströme; von den Bergen herab und aus den Felswänden sprangen in unerschöpflichen Mengen die Bäche, und der Boden, auf dem die Stadt Cervusau stand, begann zu weichen und sank immer tiefer und tiefer mit Allem, was er trug.

Tagelang rauschten die Wasser und quollen die gierigen, unersättlichen Fluthen, die immer höher und höher stiegen, immer stärker und wuchtiger hernieder brausten, bis von der Stadt, von ihren Menschen und Thieren,

von dem ganzen üppigen Stück Land, das hier blühte, nichts mehr sichtbar war.

In der alten Chronika heißt es, daß „ein gewaltiges Wasser das Städtchen Cervusau sammt den mehreren Menschen und Vieh, so darinnen waren, verschwabt und verschütt und ein großes unterirdisches Gewasser endlich den Untergang der ganzen Gegend herbeigeführt hatte." Zerfallen war auch die wehrhafte Burg auf dem Berge; denn die Herren und Frauen in derselben lebten um kein Haar würdiger, als das sittenlose Völkchen unten im Thale. Ein neues Geschlecht, das dem untergegangenen folgte, baute später seine Hütten an die felsige Wand, da die Wogen des Sees am Fuße des Berges keinen Raum mehr für dieselben übrig ließen.

Sehr hübsch ist auch die Sage von der Bergmannsbraut, welche sich aus märchenhaften Tagen herübergerettet hat in unsere heutige Zeit. Ein Mädchen sollte Hochzeit halten und erwartete daheim im Brautstaat ihren Bräutigam, einen jungen Knappen des Salzbergs. Aber statt seiner kam die schreckliche Kunde, daß der Schacht, in welchem derselbe arbeitete, eingestürzt sei und viele seiner Genossen, wohl auch ihn, erschlagen habe. Fast alle die Leichen Jener, welche sich nicht hatten retten können, wurden in den nächsten Tagen aus der Tiefe emporgebracht und ein langer Zug bewegte sich nach dem kleinen Friedhofe; aber der verunglückte Bräutigam befand sich nicht unter den Aufgefundenen. Jahr um Jahr war verflossen, und immer noch gab es keine Spur von dem armen Knappen, der einst an seinem Hochzeitstage im Schachte den Tod fand. An jedem Jahrestage des unglücksvollen Ereignisses wanderte die „Bergmannsbraut" im Brautstaate zur Kirche, um dort für die arme Seele ihres Bräutigams zu beten. Zehn, zwanzig Jahre waren rasch vergangen und noch immer hatte man nichts von dem todten Knappen erfahren. Immer noch wanderte die „ewige Braut" an jenem Gedenktage zur Kirche. Im Fluge verrann die Zeit. Dreißig, vierzig Jahre waren seitdem schon verflossen. Die jungen Leute von damals waren nun auch schon alt, die Alten von Einst lagen längst schon in der kühlen Erde des Friedhofes oben. Aber immer noch schritt am Sterbetage ihres Geliebten die alte Bergmannsbraut nach der Kirche. Fünfzig Jahre waren nun dahin, Niemand wußte mehr von dem Unglücksfalle jenes längst verwehten Tages. Wieder war der Gedenktag erschienen, an dem die greisenhafte Braut im Hochzeitsschmucke dem Gotteshause zuschritt. Da kam ihr ein Zug Knappen in den Weg. Mehrere der Bursche trugen eine Trage, auf der einer ihrer Genossen lag. Als das Mütterchen dem Zuge nahe gekommen war und denselben erblickte, blieb es stehen, gebot auch den Trägern Halt und zog die Hülle von dem Antlitz des auf der Bahre Ruhenden. Mit einem erschütternden Schrei sank die alte Frau zu Boden. In dem blühenden

jugendfrischen Burschen hatte sie ihren Bräutigam erkannt, der ein halbes Jahrhundert lang in dem verschütteten Schachte gelegen war und dessen Leiche an diesem Tage aufgefunden wurde. Keine Spur von Verwesung zeigte der Todte; sein Antlitz blühte so frisch, wie an jenem Tage, da er in den Schacht fuhr. Die salzigen Wasser, in denen der Leichnam gelegen sein mochte, hatten ihn vor Vernichtung bewahrt.

Am Rudolphsthurm geht es vorüber, dem ehrwürdigen Plassen zu. Stunden später standen sie um mich, die befreundeten Bergriesen, und fast jeder von ihnen hatte ein kleines schneeweißes Hauskäppen oder wohl gar auch eine große weiße Schlafmütze auf dem altersgrauen steinharten Haupte liegen. Tief und ehrfurchtsvoll verbeugte ich mich vor dem in majestätischer Erhabenheit im Süden stehenden Gegenüber, dem Wahrzeichen der inneröfterreichischen Gebirgswelt, dem Meister Thor- oder Dachstein, der einen blendenden Glanz, ein sinnverwirrendes Glitzern, Funkeln und Flimmern hersandte zu mir, von den großen irisirenden, bläulich-schillernden Eismassen, mit denen er seine oberen Regionen immer zu schmücken weiß. Und all die Großen und Kleinen ringsum, die Berchtesgadener Gebirge, die Berge Salzburgs und Oberösterreichs, der Untersberg, der Schafberg, die steirische Gebirgswelt, die herrlichen Thäler von Ischl, Obertraun, Gosau mit seinen idyllischen Seen, der Hallstätter See u. s. w. u. s. w. — sie Alle leuchteten wie kleine Toilettespiegelchen im prunkvollen Boudoir der Allmutter Natur, wie liebe blaue lachende Kinderäuglein mir entgegen. Und die Sage ward mir da wieder lebendig, welche sich an den Dachstein, an die „verschneite Alm“ knüpft.

Da, wo heute das glitzernde Eismeer sich ausdehnt, lag einst die schönste und fruchtbarste Alm des ganzen Landes. Von weit und breit her wurde das Vieh auf die Dachstein-Alpe getrieben; denn keine Alm bot den Kühen so treffliches Futter, als diese. Es war eine Lust, zu sehen, wie die Thiere da zunahmen, wie sie runder und voller wurden und wie reichlich die fette nahrhafte Milch von ihnen floß. Ein einträglicher Handel ward mit der würzigen Gottesgabe weit hinein ins Land getrieben und in schweren Thalern strömte der Erlös in die Taschen der mit jedem Tage wohlhabender werdenden Besitzer zurück. Aber dieser Reichthum stieg den Almern in den Kopf, machte sie übermüthig, ja sündhaft verwegen. Immer ärger und sträflicher trieben es die Bursche und Dirnen, die Knechte und Mägde und selbst die Besitzer der Wirthschaften. Was ihnen in einer Anwandlung von Verrücktheit durch den Sinn fuhr, führten sie aus, setzten sie ins Werk, und mochte es auch noch so gotteslästerlich gewesen sein. So gruben sie auf dem Almboden große Vertiefungen aus und leiteten in dieselben sodann ganze Ströme von Milch, um sich darin in übermüthiger Lust zu baden. Oder sie

verstrichen die Ritzen, die klaffenden Sprünge der Schwaighütten mit köstlicher Alpenbutter, oder sie pflasterten Küchen und Ställe mit dem trefflichen Käse, den sie daselbst erzeugten.

Oft und oft brachen, just als ob eine unsichtbare Macht die Frevler auf sichtbare Weise warnen und zur Umkehr bewegen wollte, die Unwetter über der Alm in schauererregender Art los. Fürchterlich rollten die Donner über die Berge, in unaufhörlichen Strömen, einer wahren Sintfluth gleich, ergossen sich die Sturm- und Regenfluthen über Weide und Hütten, so daß es schien, als hätte das grausame Element im Sinne, Mensch und Gethier da oben für immer zu vernichten.

Aber immer wieder brachen goldige Sonnenlichter hervor aus dem nachtdunklen Gewölk, immer wieder spannte der Himmel sein reinblaues Zelt aus über die Dachsteinalm, als ob er Besserung erwartete von dem übermüthigen Völkchen.

Doch vergebens. Das sündhafte Gezücht wollte die Mahnung, die ihm geworden, nicht beherzigen; es frevelte fort und ersann immer neue Ausschreitungen und Uebelthaten, mit denen es die Langmuth des Ewigen in unerhörter Weise herausforderte. Eines Tages grüßte wieder ein klarblauer Himmel, eine glühende Sonne die Alm. Es war im August. Der Duft des Alpenheues, das gesättigte, augerfrischende Grün der Wiesen erquickte die Menschen dort oben in den Sennhütten. Die Vegetation prangte in paradiesischer Fülle. Uebermüthiges Lachen, das tolle Scherzen der Bursche und Dirnen drang empor zu den azurnen Höhen. Da auf einmal zeigte sich fern am Himmelsgewölbe ein dunkler Punkt, eine kleine Wolke, die rasch größer und größer zu werden schien und sich bald weithin ausdehnte. Wenige Zeit später war schon der ganze Horizont mit dichtem grauen Gewölk bedeckt, aus dem jetzt einzelne schneeige Sternchen, Schneeflocken, herniederschwirrten. Die Bursche, denen die absonderliche Metamorphose in der Natur nicht entgangen war, starrten empor, riefen die Dirnen herbei, damit auch diese sich an dem seltsamen Schauspiel erheitern können.

Jedes auffliegende Schneesternchen wurde von den Uebermüthigen mit Spott empfangen und die überirdischen Mächte dabei gehöhnt und gelästert ob ihrer absonderlichen Launen.

Immer dichter begann es zu schneien, immer stürmischer tanzten die großen Flocken herab, immer dunkler ward es am Himmel, immer düsterer und unheimlicher auf der Alm. Aber alle diese Schrecken vermochten die Bursche und Schwaigerinnen nicht einzuschüchtern. Sie ließen nicht ab von ihrem übermüthig-tollen Treiben und meinten nur spottend, daß das eintönige ewige Grün der Halden ihnen ja längst schon bis zum Ueberdruß

lästig gewesen sei. Viel schöner als das Grün sei doch das helle glitzernde, gleich Demanten funkelnde Weiß der immer mehr sich thürmenden Schneemassen.

Der Abend war längst hereingebrochen, doch der Schneefall nur immer kräftiger geworden. Nacht lag über der Alm, auf der es nun schon recht still geworden war. Hatte das verwegene sündhafte Völkchen nunmehr auch den drohenden Charakter der Situation erkannt, jetzt durfte dasselbe es doch nimmer wagen, an einen Abstieg zu denken. Die Leute mußten in ihren eingeschneiten Hütten verbleiben und das Vergehen des Schnees erwarten — wenn es zu erwarten war.

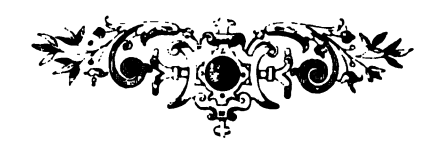
Tage hindurch währte der grause Schneefall. Kein Strahl des Tagesgestirns leuchtete hinein in diese schaurige Scenerie des Hochgebirgs.

Endlich lichtete sich das Gewölk; die ersten helleren Streifen zogen auf; die ersten matten Sonnenlichter flogen über den Dachstein hin. Da war die herrliche Alm verschwunden und mit ihr Mensch und Thier. Alle Vegetation von Einst, alles Leben der Natur, war wie durch einen bösen Zauber dahingerafft. Nur Schnee und Eis — eine kalte todte Welt, so weit der Blick zu fliegen vermochte.

Und wenn die Bewohner der nahen Thäler heute aus den grauen Riffen des Dachsteins oder von den schimmernden Gletschern herab weißschäumende Wasser fließen sehen, dann sagen sie, daß die Schwaigerinnen die Milch, welche sie eben zum Bade benützten, aus dem Innern des Berges herabschütten . . .

So zieht Einem fast überall am Gestade des träumerischen Sees immer wieder eine bunte Welt von Mythen herauf, der man kaum zu entrinnen vermag. Und erst in mondheller märchenhafter Sommernacht! Da schauen die Häuschen des Salzbergs aus den Fluthen empor. Sie scheinen unten zu liegen tief am Grunde, wie Vineta, die legendenhafte Stadt, von der die Sage erzählt, daß sie zur Strafe für das sybaritische Leben ihrer Bewohner von den Wellen verschlungen wurde . . .

Leises Rauschen, Klingen und Singen meint man jetzt herauf zu hören; aber es ist nur die süße Stimme aus goldener Jugendzeit, die in dieser seligen Wonnenacht wieder zu unserem alten Herzen spricht.





Gedichte

von

Helene Migerka.

Ghasel.

Ob Du im Leide wandelst, ob im Glück,
Von Beiden bleibt Erinn'rung nur zurück,
Es flieht das Gute wie das Böse schnell.
Wohl dem, der ruh'gen Herzens schaut zurück
Auf der vergang'nen Stunden Lust und Schmerz.
Nie wende dorthin Deinen Schritt zurück,
Wo Du des Glückes frohen Traum geträumt;
Ein And'rer als Du gingst, kehrst Du zurück,
Dein suchend Auge grüßt ein fremdes Bild,
Der Zauber schwindet und kehrt nie zurück.
Trifft Dich ein Leid, so trag's im Herzen still,
Wer traurig ist, bleibt bald allein zurück;
Die Welt liebt Frohsinn, wo nur Klage tönt,
Da weichen auch die Freunde scheu zurück.
Wo leere Reden klingen, bleibe fern,
Ein Schatten leicht fällt in das Herz zurück,
Wenn sie berühren, was Dir heilig ist;
So manches Bild bringst Du zerstört zurück
Vom frohen Kreise in Dein stilles Heim.
Zieh' Dich vom Strome in Dich selbst zurück,
Denn Frieden hat nur wer in sich ihn trägt
Und still vom Hafen schaut zur Welt zurück!

Besuch in einem neuen Hause.

„Wie schade, daß Sie sahen
Nicht früher schon mein Haus!
Nach einem halben Jahre
Sieht's nicht so schön mehr aus.

Daß Sie im Hof nicht stolpern!
Der Sturm trug heute Nacht
Das halbe Dach herunter,
O geben Sie nur acht!

Mir scheint, Sie sind vom Steigen
Fast ganz erschöpft schon hier?
Da lesen Sie die Tafel,
Im zweiten Stock sind wir!

Nun seh'n Sie meine Wohnung,
Die gar nichts mehr entbehrt;
Ich will vor Allem zeigen
Nur das, was sehenswert.

Hier ist es etwas frostig,
Ich heize nicht gern viel,
Der Ofen ist ein Kunstwerk
Im allerneu'sten Styl.

Sie fahren so zusammen,
Erschreckt Sie dieser Ton?
Die neuen Möbel krachen,
Ach das gewöhnt man schon!

Dort der Salon ist finster,
Er wird nur Abends hell;
Im Sonnenlichte bleichen
Die Farben gar zu schnell.

Stoffkleidung aller Wände,
Das war ein theu'rer Spaß!
Ich hab' sofort versichert
Auch gegen Mottenfraß.

O, welcher Lärm dort oben,
Die Kinder sind so laut.
Ich bin da stets in Sorge,
Das Haus ist neu gebaut.

Hier ist das Bilderzimmer,
Sie sahen Schön'res nicht!
Elektrische Beleuchtung
Und niemals Tageslicht.

Muß den Erklärer machen,
Daß alles Sie versteh'n.
Hier finden Sie drei Nymphen,
Die eben baden geh'n.

Dies Colossalgemälde
Erregte Sensation.
Hinrichtung eines Mörders.
Man sprach sehr viel davon.

Was soll nur jenes zeigen —
Wie schnell man das vergißt!
Da sieht man, wie so nöthig
Ein Catalog doch ist.

Oho, was für ein Hölzchen
Liegt wieder da im Saal!
Gewiß von einem Rahmen,
Das ist doch recht fatal!

Der Büchersaal — bewundern
Sie einmal diesen Schrank.
Ich öff'ne ihn nicht gerne,
Die Arbeit macht mich krank.

Ich habe alle Bände
Im Liebhabergewand
Betrachten Sie, wie reizend
Ist der zerfetzte Rand.

Die kosten ein Vermögen!
Der Druck ist zwar zu dicht,
Doch thut das nichts zur Sache,
Mein Gott, man liest sie nicht.

Auf diesem reichen Schreibtisch
Ist jedes Stück ein Schatz!
Zum Schreiben brauch' natürlich
Niemals ich diesen Platz.

Es zeigt solide Arbeit
Auch jene Garnitur,
Es brach nach sieben Wochen
Ein einz'ger Sessel nur!

Wie finden Sie die Wohnung?
Es ist doch eine Pracht!
Und alles so vortrefflich,
So stylgerecht gemacht!"

Am Weihnachtsabend.

Wieder durchwogt
Der Duft der dunk'len
Waldestanne
So traulich das Zimmer;
Und in die Herzen,
Die heiliger Friede
Hält umfangen,
Zieht ihr Zauber.

Es weht aus ihren
Zweigen wie innige
Worte der Weihe;
Die Kerzen, die hellen,
Sie lenken zum Höchsten
Die Andacht hin,
Weil strahlend sie leuchten
Gleich himmlischen Sternen.

Die Tanne, sie mahnt
Durch ihr ewig grünes
Geäst zum gläubigen
Hoffen das Herz.

Und was ihr Schatten
Umschließt, das spricht
Die Sprache der Liebe;
Zu Herzen gehen
Der Liebe Gaben,
Der sinnenden, sorgenden,
Allzeit bedachten
Für anderer Glück.

Ja bringe das Leben
Auch Trübes, wem blüht
Ein Daheim noch, wem treue
Herzensliebe
Sorgend umgibt,
Der ist gesegnet.

O mögen wir feiern
Das Fest der Freude
Noch viele Jahre
Wie heute vereint.

Der Vater im Himmel
Erhören wolle
Mein heißes Wünschen:
Nur Friede, Freude
Und Liebe umleuchte,
Der Lieben Leben.





Im Stifte Heiligenkreuz.

Ein Weihnachtsspiel

von

Dr. Leopold Florian Meissner.

Personen.

Herzog Leopold V. von Oesterreich.
Marquard, Abt des Klosters Heiligenkreuz.
Ritter Hartung von Ruchenecke.
Ritter Rudolf von Tribanswinkhel.
Dora von Ruchenecke, Hartungs Tochter.
Alberich, Herzog Leopolds Hofnarr.

Ort der Handlung: Das Kloster Heiligenkreuz nächst Baden bei Wien.

Zeit: 1187.

Erste Scene.

Des Abtes Zimmer.

Alberich der Hofnarr.

Alberich der Hofnarr (höckerig, unter der Thür.)

„Etliche Priester
„Sind je mehr, je wüster,
„Denn reitet der Teufel die Pfaffen,
„So reitet er sie rechtschaffen,

(In der Stube, pfaucht.)

Sagt schon ein alter Spruch, doch was versteht
Der Tropf von einem Frater Pförtner da,
So mir den Eingang in sein Kloster wehrte.
Spricht nicht Latein, nicht Deutsch, er zischt und kreischt nur

Just wie ein ungeschmiertes Wagenrad,
Das zäh' sich dreht um eine hölzern' Achse.
Wozu wir so viel fremdes Pfaffenvolk
In uns'ren deutschen Landen nur gebrauchen?
Verlangen, frech genug, noch bald vielleicht,
Daß ihrem Kauderwelsch das Deutsche weicht.
Bin auch ein frommer Christ,
Wie's vorgeschrieben ist,
Doch lieb ich Christus unsern Herrn
Vielmehr als seine geistlich' Herrn,
Zumal die Klosterpfaffen all, die patres
Und hinter ihren Gittern gar die matres.
Der Hofnarr darf solch' Ketzereien sagen,
Ihn darf des Maules Uebermuth schon plagen,
Wenngleich der Herzog und sein ganzes Volk
Vor jeder Kutte sich im Staube wälzen.
Aus Cisterz dort im fernen Frankenreich
Rief Leopold zu uns nach Oesterreich
Vor fünfzig Jahren oder mehr, die weißen
Mönche, die Cisterzienser heißen.
Am Sattelbach da bauten sie dieß Kloster
Aus Stein und Holz und manchem Paternoster
Und waren ihrem Stifter Leopold
Unmaßen, — bis zur Heiligsprechung hold.

(Sehr ernst.)

Er geizte nicht mit seinen Schätzen, gab
Das Liebste hin aus seiner reichen Hab':
Ein Stückchen jenes blut'gen Marterholzes,
Das unser Herr, der Menschheit zur Erlösung,
Nach Golgatha getragen — und benennt
Deßhalb „Heiligenkreuz" die neue Stiftung.

(Schalkhaft.)

Der vierte Leopold, sein wackrer Sohn
Gab ihrem Abte Godeschalk zum Lohn,
Daß er in vielen Seelenheilesmessen
Der frommen Babenberger nicht vergessen,
Das Gut Trumau und manches Andre noch.

(Pfaucht.)

Die Güter blieben auch bei „Heiligenkreuz",
Doch nicht der Kreuzpartikel bei den Gütern:
Denn eines Tages war das Heiligthum
Sammt einem biedern braven Mönch verschwunden!
Hi hi hi hi! Ist die Geschichte nicht
So lustig, als wenn sie ein toller Wicht,
Ein Narr, ein Ausbund aller fahrend' Leut'
Ersonnen hätte, seinem Herrn zur Freud'?

(Geht gegen den Ofen zu und reibt sich frierend die Hände.)

Zweite Scene.

Marquard der Stiftsabt. Alberich.

Marquard. (Bleibt zwischen der Thüre stehen.)

Wer mag es sein, der mich zu sprechen wünscht?
Der Pförtner glaubt, es sei „Gottseibeiuns"
Im Kloster eingekehrt; so schildert er
Das Menschlein in Gestalt und Kleidung mir.

(Tritt ein, sich umsehend.)

Wer ist's, der heut' zu Christi Wiegenfest
Inmitten Winters Haus und Hof verläßt,
Um sich in dies unwirthlich Thal zu wagen,
Nach mir, dem armen Klosterabt zu fragen?
Kaum ist das Haus erst fertig — nicht die Kirche,
Des Kreuzgangs fensterlose Hallen sind
Erfüllt von Schnee und Kälte und von Wind —
Und schon erscheinen unwillkommne Gäste
Zu stören uns're mag'ren Kirchenfeste.

(Er erblickt den Alberich, erschrickt fast und sieht ihn staunend und forschend an.)

Frugt Ihr nach Marquard, dieses Klosters Abt?
Habt Ihr mit uns'rem Pförtner Streit gehabt?
Wer seid Ihr — und was wollt Ihr allzumal
Zur Weihnacht in dem abgeschied'nen Thal?

Alberich.

Hochwürden! fragt zu viel in einer Red',
Daß ich auf einmal Antwort geben thät'.
Gut' Ding muß haben gute Weil',
Eh wieg's, dann wag's, so triffst das Ziel,
Eilen zu sehr thut niemalen gut,
G'mach geh'n man auch weit kommen thut.
Ich frug nach Marquard, dieses Klosters Abt
Und hab' mit Eurem Pförtner Streit gehabt.
Der ungeschlachte Bengel wollte mir
Den Eintritt wehren in dies Haus — zu Dir
Und meint, ich könnt' mit Roß und Troß campiren,
Wohl außer Euren Mauern und erfrieren,
Ohn' Euch des Herzogs Grüße zu entbieten.

Marquard (erstaunt).

Des Herzogs Leopold von Oesterreich Grüße?
Das heiß' ich frohe Kunde und mit ihr
Sei auch des Herrschers Hofstaat warm begrüßt.
Der Klosterbau, vor Kurzem erst vollendet,
Gibt Raum dem hohen Herrn, wenn er bescheiden
Nach Möncheart sein Lager finden will.
Und was nach uns'rer Ordensregel Küch'

Und Keller bieten kann und darf, das theil'
Ich gerne mit dem Herzog Leopold.

Alberich.

Ihr sorgt zu viel; es folgt dem Troß ein Wagen
Mit reichem Vorrath für des Herzogs Magen
An Wild und manchen and'ren Leckerbissen,
Die man bei Hof — nicht gerne mag vermissen.
(Bitter.)
Und wer ich bin, das wollt Ihr schließlich wissen:
Bin Alberich, der Hofnarr toll und voll,
Der ewig schnurrig sein und lachen soll —
Der tiefen Ernst in heit're Form muß kleiden,
Den Alle suchen und doch Alle meiden;
In Gnaden heut', und morgen arg verlassen —
Dem Niemand Treue hält — den Alle hassen.

Marquard (milde).

Dankt Gott für Alles, was er Euch beschieden,
Der Mensch ist glücklich, wenn er nur zufrieden!
Und doch ist es zu finden kläglich schwer,
Den Mann, der mit sich selbst zufrieden wär'!
Deßhalb herrscht auch in Gottes weiten Welten
Das heißersehnte Menschenglück so selten.
Es klagt der Fürsten- und der Herrenstand,
Es klagt die heil'ge Kirche und das Land,
Es klagt der Bürger in den festen Städten,
Die Bauern, daß sie viel zu leiden hätten;
Kurz, Jeder möchte in des Andern Wamms hinein,
Nur er nicht selber, sondern stets der And're sein. —
Glaubt mir, es ist gar wohl gemacht,
Wie's Gott im Himmel ausgedacht
Und käme Jeglicher nochmal zurück
Vom Jenseits, er versucht' auf's Neu' sein Glück
In seiner erstgewählten Lebensstellung.

Alberich.

Laßt mich in Euren langen Leib hinein
Und Abt mich dieses reichen Klosters sein,
Nehmt meinen kurzen Balg dafür und seht,
Wie's Euch als herzoglichem Hofnarrn geht.
Ich wett' um den gestohlnen Kreuzpartikel
Gegen eine Handvoll alter Pumpernickel,
Daß langer Abt ich und Herr Marquard bleibe
Und nimmer Euch aus meiner Haut vertreibe.
(Pfaucht.)
Doch nun zur Sache: Herzog Leopold
Ist diesem Haus und Dir in Gnaden hold

Und grüßet Dich und Deine Mönche baß
Mit vollen Händen ohne Unterlaß.
Er kam zurück von seiner Pilgerfahrt
Aus Palästina, die nach frommer Art
Er unternommen und will Weihnacht feiern
In Heiligkreuz mit Euch und mit den Euern.
Nach kommen Rudolf Herr von Tribanswinkhel,
Der ihn geleitet auf der Pilgerfahrt —
Und mancher Andere, der sich geschaart
Zu ihm im Lauf des Zuges her von Wien,
Dem kündend ich vorausgeeilet bin.
Macht Platz — schafft Unterkunft für Herr und Knecht.
So gut Ihr's nur vermöget — schlecht und recht
Und stellet einen Bruder Pförtner an,
Der deutsche Rede wohl verstehen kann.

Marquard.

Ihr seid kein guter Mensch, Herr Alberik,
Euch sitzt ein arger Schelm auf dem Genick
Und mißgestaltet ist in Euch vereint
Ein Körper, der zu schwach zum Leben scheint,
Mit einem Geiste, der in Satans Diensten
Gekräftigt, Alles lästert und begeifert,
Auch männiglich zu kränken sich beeifert;
Und trauern wir, daß eine Frevlerhand
Den Weg zu uns'rem Heiligthume fand,
So lachet Ihr darüber, treibet Spott
Mit uns'rer Ordensregel, uns'rer Noth. —
Doch nehm' ich Euch's nicht übel und verzeih'
Euch Euer Lästermaul und mancherlei,
Da Ihr ein Narr seid von Beruf
Und Gott Euch schon als solchen schuf. —
Ich eile jetzt in den Capitelsaal,
Die Brüder zu berufen allzumal
Und Rath zu halten, wie am besten wohl
Herr Leopold empfangen werden soll.

(Ab.)

Dritte Scene.

Alberich.

Alberich (sieht ihm nach und pfaucht; — ernst).

Der dürre Mönch hat Recht — ich bin nicht gut,
Mein Herz ist voll von Haß und Uebermuth

(Leidenschaftlich.)

Und Lust ist mir's an Sonn- und Wochentagen
Der ganzen Welt Unangenehm's zu sagen.

(Pfaucht.)

Was hab' denn ich von aller Welt so Gutes?
Wer sorgt, daß ich einmal recht frohen Muthes?
Ein ekler Mißwachs bin ich, jahrmarktswürdig,
Den ausgestopften Thieren ebenbürtig,
Und wo man necken mich und reizen kann,
Da thut's mit Herzenslust ein jeder Mann,
Weil jeder handbreit größre Laffe sich
Um Manneslänge höher dünkt als mich.

(Weich, klagend.)

Den Kopf, den übersehen diese Herr'n
Nur allzugern,
Um's Herz, das menschlich in der Brust mir schlägt,
Ihr Maul nicht frägt.

(Geht wieder zum Ofen.)

Vierte Scene.

Alberich. Rudolf von Tribanswinkhel.

Rudolf von Tribanswinkhel (tritt herein.)

War das ein Weg, so elend weit und schlecht,
Daß ich dem letzten Bauernknecht
Nicht anbefehlen möcht',
Ihn zweimal eines Tag's zu machen!
Und diese Kälte — dieser tiefe Schnee,
Wie thut er Roß und Reitersmann so weh!

(Geht auf den Ofen zu — sieht Alberich.)

Mein Gott! Herr Alberich, Ihr seid schon hier?
Wie kommet Ihr so heiler Haut daher?

(Geben sich die Hände.)

Alberich.

Wie eine Laus im alten Bauernpelz
Und dann in diesem auf den Kirchenstuhl.
Mich trug mein treues Rößlein, Gott vergelt's,
In diesen jüngsten Allerheiligenpfuhl.
Ich mußte doch voraus, den Herzog melden,
Daß vorbereitet ihn der Abt empfange.
Doch darf man fragen, wie es kommt, daß Ihr
So schnell gefolget auf dem Fuße mir?

Rudolf.

Ihr fragt bei Euren Fragen sonst nicht viel
Um Schicklichkeit und um Erlaubnis nach
Und mein' ich schon, daß Euch der Grund bekannt.

Alberich.

Ich weiß ihn nicht, Ihr müßtet denn auf Ruch . . .

Rudolf.

Da haben wir's, Ihr wißt's so gut wie ich.
Fast ist's ein Jahr, daß ich die Theure nicht
Geseh'n von Angesicht zu Angesicht
Und daß mit Leopold von Babenberg
Ich betend niederstieg vom Kahlenberg
Zur frommen Wallfahrt nach Jerusalem.
In Pisa und in Rom, in Bethlehem,
Zu Wasser und zu Land, blieb stets ihr Bild
So engelsrein, so lieblich schön und mild
Vor Augen mir und war mein ganzes Sinnen
Ein ewig ungestilltes heißes Minnen.

Alberich.

Der Kukuk seinen Sang,
Der Krebs seinen Gang,
Die Glocke ihren Klang
Behalten all' ihr Leben lang.
Verliebte sind sich allerorten gleich,
In Palästina wie in Oesterreich.
Ihr war't auf Rucheneck und habt geschaut,
Gesprochen auch, umarmt die liebe Braut?

Rudolf.

Ja meine Braut! Wenn sie's nur wirklich wär'!
Vernahm von ihr gar sonderbare Mähr'
Und noch viel Seltsamres von ihrem Vater.
Man ließ mich in die Burg nicht ein, gab Kunde,
Daß Beide auf dem Weg zur selben Stunde
Nach diesem einsam Kloster sich befinden
Und daß ich sie begegnen müßt',
Wenn ich zu eilen wüßt'.
Mich traf die Nachricht, wie der Donner trifft,
Sie grub in's Herz sich ein mit Flammenschrift
Und meine Seele glich dem Weizenfeld,
Vom Ackersmann gewissenhaft bestellt,
Das schwer getroffen von dem Hagelschlag
Geknickt sich nimmermehr erheben mag.

Alberich.

„Kein schöner Ding wohl ist auf Erden
Als Frauenlieb', wem sie mag werden."
Ihr rittet nun natürlich scharfen Trab
Von Ruchenecк in's nahe Thal hinab
Und schautet links und rechts die Straße lang,
Ob Hartung nicht mit seiner Tochter gang.

Rudolf.

Natürlich, doch ich konnte nirgend sie
Erspäh'n und dünket mir, sie seien hier.

Alberich.

Da sind sie nicht, ich müßt' es sicher wissen,
Da ich geraume Zeit im Hause bin.

Rudolf.

Dann laßt uns eilen und auf andrer Straße
Zu suchen sie uns ehrlich mühen, denn
Mein Herz brennt vor Begier nach Wiedersehn.

Alberich.

Nun ja — ich will Euch gern zur Seite bleiben.

(Beide ab durch die Mittelthür.)

Fünfte Scene.

Hartung von Ruchenec, Dora von Ruchenec. (Letztere trägt über ihre Winterhaube einen großen schwarzen Schleier.)

Hartung (zur Thüre hinaus, wie zum Pförtner).

Vermeldet's nur, daß Hartung und sein Kind
Von Ruchenec in's Kloster kommen sind
Und daß den Abt sie vorher noch zu sprechen
Verlangen, als der Herzog mit den Seinen
In diesem Stiftsgebäude wird erscheinen.

(Zu seiner Tochter, welche vorausgegangen.)

Mir dünkt, der Pförtner hat mich nicht verstanden,
Denn ganz unglaublich dumm beglotzt er uns.

Dora.

Ach Vater, wie ist mir so schwer zu Muth,
Wie pocht das Herz mir, zittert meine Hand,
Wenn ich der nächsten Tage Schickung denke.

(Betend.)

Allmächt'ger Gott in Himmelssphären, lenke
Zum Guten, was mir furchtbar Schlimmes droht
Und möge nicht Dein herrliches Gebot:
Den Vater sollst Du und die Mutter ehren,
Weil ich gehorsam, mir zum Unglück werden.
„Damit es wohlergehe Dir auf Erden",
So grubst Du's selbst auf erz'ne Tafel ein,
Doch wie kann's mir ein Wohlergehen sein,
Soll ich für ewig losgerissen bleiben
Vom Vaterherzen und dem Bräutigam.

(Kniet nieder.)

O, unser Vater, der Du bist im Himmel,
Geheiligt sei Dein Name immerdar,

Dein Wille — er geschehe dort im Himmel
Wie hier auf Erden und in Deine Hände
Empfehl' ich meine schwer betrübte Seele.
O führe, Herr, mich in Versuchung nicht,
Laß mich erfüllen meine Kindespflicht
Und treu gehorsam meinen Eltern bleiben.
Vergib mir meine Sünden, wie auch ich
Vergebe meinen Schuldigern und so
Erlöse mich von allem Uebel, Amen!

(Steht auf — heftig.)

O Gott, erlöse mich von allem Uebel —
Und für ein solches halt' ich's, was Ihr vorhabt.

Hartung.

Nicht kenn' ich mehr mein einz'ges liebes Kind,
Nur ird'sche Dinge Dir geläufig sind,
Verändert ist Dein Herz, Dein frommer Sinn,
Nichts liegt Dir an des Seelenheils Gewinn.

Dora.

Ihr wollt, daß ich, in jungen Jahren erst,
Den Schleier einer Gottesbraut soll nehmen,
Weil Euer Sohn — mein Bruder auch zugleich
Gefrevelt wider Gott und Gottes Reich.
Ich weiß, daß meiner Mutter Wunsch es war,
Ich weiß, was Ihr versprochen dem Altar
Und kenne meine Pflichten wider Euch;
Doch sträubt mein ganzes innres Wesen sich
Mit Kraft dagegen, denn ich fühle mich
Zur frommen Ordensschwester nicht berufen,
Auch hab' ich Rudolf, dem ich, kaum geboren,
Zur Braut bestimmt, schon lange Treu' geschworen.

Hartung.

Der Eltern Eide gelten wohl am meisten,
Du durftest and're Schwüre nimmer leisten.

Dora.

Ich kannte Euere Gelübde nicht,
Und Tribanswinkhel schwur mir gleichfalls Treue.

Hartung (streng).

Was kümmern Deine sündhaft Schwüre mich,
Was schiert mich Rudolf Tribanswinkhel Eid?
Du bist und bleibst des Stiftes Gottes Maid. —
Wo steckt denn auch der windgepeitschte Junker,
Der Dich berückt mit eitlem Lieb'sgeflunker?

Versprach er nicht in scheinbar' Schmerzempfinden
Den Bruder Dir, den Sohn mir aufzufinden?
Ist's über's Jahr nicht, daß er fortgezogen,
Von Pilgerfahrten uns was vorgelogen
Und hat er seither Nachricht uns gesendet,
Ob Ablaß mir der Papst in Rom gespendet?
Ich bin in Ehren alt und weiß geworden,
Ein Schirmherr dem Cisterzienser-Orden,
Und hoffte nicht, um Liebe erst zu werben
Bei meinem Kinde, wenn ich nah' am Sterben.
Ein hartes Schicksal ist dem Greis beschieden,
Nur selten bringt das Alter Seelenfrieden,
Zur Last der Jugend und der eig'nen Sippen
Hat Niemand Segen für ihn auf den Lippen,
Ein unnütz' Glied der Menschheit lebt er mehr,
Dess' Habe seinen Erben zum Begehr.
Es stirbt um ihn, was lieb ihm war und blieb,
Was ihn zu Thaten einst begeisternd trieb.
Es wankt und schwankt, was er so fest sich dachte
Und ihm die Sicherheit des Lebens brachte.
Das einst geliebte Weib, es sinkt in's Grab,
Mit ihm das Glück, die Liebe auch hinab
Und was man Kindersegen nennt, das wird
Zum Drachen, welcher Qualen nur gebiert.

Dora (will ihren Vater umarmen, welcher sie jedoch von sich stößt).

Mein Vater, welche fürchterlichen Worte
Sprichst Du an diesem gottgeweihten Orte?

Hartung.

Und ist's denn anders, als ich's nun gesagt?
Hast jemals Du nach meinem Wohl gefragt?
(Dora ringt die Hände.)
Und war Dein ältrer Bruder Meginhard —
Sein Name sei verflucht — von and'rer Art?
(Dora weint und kniet nieder — dem Vater entsetzt zuhörend.)
Als Eure gute Mutter schwer erkrankt
Für eine Linderungsstunde Gott gedankt,
Da that sie das Gelübde: ihren Sohn
Zu weihen unsrer Kirche, Gottes Thron. —
That Abraham, mit welchem Gott verkehrt,
Ein Gleiches nicht? — hat er nicht Gott geehrt,
Indem er Isak zum Altar geführt?
Hat Isak nicht, wie sich's vom Sohn gebührt,
Das Opfer seines Vaters werden wollen?

Dora.

O! Herr — mein Gott — Dein Wille — er geschehe.

Hartung.

Die Mutter starb — doch ihr Gelübde lebte,
Wenngleich des Sohnes Sinn der Welt nachstrebte.
Nicht achtend seiner Mutter letzten Willen,
Bekümmert nicht, der Hölle Qualen ihm zu stillen,
Verweigert er den Eintritt in das Kloster,
Das Schwert zu tauschen mit dem Paternoster,
Mit väterlichem Machtspruch mußt's ich zwingen,
Den wilden Sohn in den Convent zu bringen.

Dora (steht auf, händeringend).

Vergib ihm seine Schulden — als auch wir
Vergeben unsern Schuldigern.

Hartung.

Verflucht
Sei er — verflucht, wer ihm zu gleichen sucht,
Verflucht der alte Name Ruckeneck,
Nur mehr ein Spott dem Guten und ein Schreck.

Dora (flehend).

Vater, Vater, Du versündigst Dich!

(Betend.)

O führe, Herr, uns in Versuchung nicht!

Hartung.

Er blieb von dieser eitlen Welt verlockt
Im Priesterkleid ein Sünder arg verstockt
Und als er einst zu einem Sterbenden,
Um letzte Wegeszehrung Werbenden
Gerufen war — vergaß er Amt und Pflicht,
Gewährte sie dem schwer Erkrankten nicht
Und flüchtete mit sammt dem Klosterknechte,
Der ihm zur Seite war, durch Tag und Nächte
Sammt Kelch und Heiligthum in fremde Lande,
Den Mönchen, sich und mir und Dir zur Schande.
Das heil'ge Kreuz, des Klosters Schirm und Schutz,
Der ganzen Christenheit zu Fromm und Nutz,
Er nahm's mit sich vom Teufel angetrieben
Und ist mit Fluch beladen fern geblieben.

(Bewegt, milder.)

Als mir der Abt die schrecklich Mähr' berichtet,
War ich für alle meine Tag' vernichtet.
Der ält'ste Sohn, den ich geliebt vor Allen,
War auf dem Feld der Ehre mir gefallen,
Der zweitgeborne Sohn schlug aus der Art
Ward gar zum Kirchenräuber Meginhart,

Und nun zu meiner Tochter ich gelangt:
Die, männertoll, nach Liebe nur verlangt.

Dora (ergeben).

Erlöse mich von allem Uebel — Amen!

Hartung (weicher).

Ich kniete wochenlang in stillem Beten,
Gott möcht' befreien mich aus meinen Nöthen,
Als ich zur Sühne aller unsrer Sünden
Dem frommen Abte Marquard ließ verkünden,
Daß ich aus Buß' und reinem Gottesminnen
Dem Kloster der Cisterzienserinnen
Sanct Nicolaus in Wien hab' zugesprochen
Mein einzig Kind — an Tugend ungebrochen,
Mein' Tochter — meine Dora — sammt den Gütern,
Wie nach dem Tode mein sie bleiben werden.

(Er kniet vor Dora nieder, welche sich die Hände vor die Augen hält und weint.)

Und nun, mein Kind, sei eigner Richter Dir.
Sei's auch der heil'gen Kirche — sei es mir,
Hab' christliches Erbarmen
Mit meiner Seel', der armen,
Und tausch' um's ew'ge Heil der Eltern willen
Die lärmend ekle Welt — ach, mit dem stillen
Liebfrauenkloster — und in Ewigkeit
Belohnt es Dir des Herrn Barmherzigkeit.
Laß mich nicht länger auf den Knien liegen,
Das irdisch' Weib in Dir vom Kind besiegen
Und denke, was uns stets geboten ist:
Du sollst den Vater und die Mutter ehren,
Nach nichts als ihrem Willen nur begehren,
Damit es wohlergehe Dir auf Erden
Und Du im Himmel selig mögest werden.

Dora (entschlossen).

Steht auf, mein Vater — Euer Seelenheil
Werd' Euch durch die Entsagung mein zu Theil.
Der fromme Glaube ist des Menschen Schiff
Im Meer des Lebens und gar manches Riff
Wird glücklich selbst bei Stürmen überstanden,
Wenn gute Thaten sich als Rudrer fanden.
Ich fühle meiner Mutter segnend Hände,
Wie Arme eines Reichen Gnadenspende
Und lösche Deinen fürchterlichen Fluch,
Wie man's gewohnt in einem Schuldenbuch,
Durch mein Gebet vom Haupt des Bruders ab;
Ich steige gern lebendig in mein Grab,

Die letzten Lebenstage Dir zu süßen
Und was nicht ich verbrochen, abzubüßen.

Hartung.

Wie dank' ich's Gott und Dir, Du fromme Maid,
Daß Du entsagst der Welten Eitelkeit!
So laß uns nun vereint zur Kirche wallen
Und betend dort auf unsre Knie fallen.
(Beide ab durch die Mittelthür.)

Sechste Scene.

Rudolf. Alberich.

(Treten durch die Seitenthür auf. Rudolf sieht sich im Zimmer suchend um.)

Alberich.

Jetzt weiß ich's ganz genau, warum der Tropf
Da draußen mit dem kugelrunden Kopf,
Mit seiner Nase, aufgestülpt und breit,
Uns nicht versteht und unerquicklich schreit,
Sobald er nur ein deutsches Wort vernimmt,
Das freilich nicht zu seiner Kehle stimmt.
Der Kerl kam aus Capetingers Reich,
Ein Franzmann ist er — und das sag' ich Euch,
Wo diese Sorte an der Thüre steht,
Da wird's dem Deutschen schwer, daß aus und ein er geht.

Rudolf.

Was schiert der Pförtner mich — ich möchte wissen,
Wo Dora ist — ich mag sie nimmer missen.
Da in den Klosterhof wir eingetreten
Und suchend auf die Straße eilen wollten,
Erzählte man, daß sie und Hartung beten
Und wir sie in der Kirch' nicht stören sollten.
Inzwischen mußtest Du den Keller finden,
Durch Wein zu stärken Glieder und Empfinden,
Und als getränkt wir aus der Tiefe stiegen,
War's wieder aus mit allem Knieenliegen,
Es hieß: sie seien hier — und nun wärs auch,
Ist niemand da als ich und dieser Gauch.
(Auf Alberich zeigend.)

Alberich.

Vielleicht hat sie der Franzmann unterdessen,
Die Tochter erst — zum Frühstück aufgefressen.

Rudolf (will nach ihm schlagen, Alberich springt lustig zur Seite).

Du Murmelthier, Du ungewaschen Maul,
Zur Arbeit wohl — beim Saufen nimmer faul!

Mach' Deine Witze wie und wider wen
Du willst — doch meine Dora laß mir steh'n.

Alberich.

„Gute Pfeifer,
Brave Säufer".
Ein blöder Wasserkopf verschmäht den Wein
Und schenkt sich einmal nur „das Letzte" ein.
„Trink' ich Bier, so werd' ich faul,
„Trink' ich Wasser, häng' ich 's Maul,
„Trink' ich Wein, so werd' ich voll,
„Weiß nicht, was ich trinken soll."
Bin Alberich, der Hofnarr toll und voll,
Der ewig schnurrig sein und lachen soll.
Da bleibe ich beim Weine
Allwegen nun alleine
Der Franzmann draußen . . .

Rudolf.

Hol' ihn der Teufel!

Alberich.

Wird's überlegen sich — da ohne Zweifel
Ihm alle Macht im Kloster hier gebricht.
Und dann — weißt Du's? Ich weiß es sicher nicht,
Ob nicht der Teufel selbst ein Franzmann ist.

Rudolf.

Mit Dir kann man ein ernstes Wort nicht reden,
Bist allezeit ein Narr, ein Narr für jeden
Und weißt es nicht, daß Hartung hier zur Stelle
Mein Bräutchen zwingen will zur Klosterzelle.

Alberich.

Da hat es gute Wege, lieber Freund:
„Man kellert Weine nicht im Bronnen
Und weiht bei Mönchen keine Nonnen."
Das Frauenkloster zu Sanct Nicolaus,
Das steht in Wien, ich kenne jenes Haus,
Und müßt' viel Zeit verstreichen unterdeß,
Bis Dora kommt zur Feier der Profeß.
Verliebte, die verlieren allen Sinn
Für Zeit und Weg, für Rede und Beginn.
Laß eilen uns in den Capitelsaal,
Den Abt um Rath befragen und die Qual
Der Ungewißheit wird ihr Ende nehmen.

Rudolf.

Gott sei's gedankt, daß Du vernünftig wirst.
(Beide ab durch die Seitenthüren.)

Siebente Scene.

Abt Marquard, Hartung und Dora von Ruchenedk.

Marquard (welcher Dora absichtlich nicht ansieht).

Es ist wohl lobesam und fromme Art,
Wenn man sich um die heil'ge Kirche schaart
Und immer hat den bessern Theil erwählt,
Wer sich das Jenseits stets vor Augen hält.
Doch kann in ritterlichen Kreisen auch
Und bürgerlichen, wie es alter Brauch,
Man leicht ein gottgefällig Leben führen,
Das Jeglichem des Himmels weite Thüren
Geöffnet hält — wenn er den rechten Pfad
Dahin nur willig aufgefunden hat.
Das Kloster und der heil'ge Priesterstand,
Die Kirche und das Regulargewand
Sind nicht die einz'gen Mittel hier auf Erden,
Um nach dem Tode selig auch zu werden.
Denn gäb' es unter Gottes herrlich Sonnen
Nur Priester mehr und Klöster, Mönch' und Nonnen,
Dann würde bald die Welt erstorben sein,
Das Heidenthum von Neuem, allgemein.
Zum heil'gen Priesterstand gehört Beruf —
Wen dieser nicht zum Gottgeweihten schuf,
Der steht unwürdig an der Opferstätte
Und sündigt mehr, als wenn er niemals hätte —
Ein Christ — den Feiertag geheiliget.
Ihr habt's an Eurem zweiten Sohn erfahren,
Dem Meginhart, dem wir gewogen waren,
Wie folgenschwer es manchmal werden kann,
Wenn freie Wahl nicht ward dem Klostermann.

Hartung.

Gemahnt mich an den Kirchenräuber nicht,
Und da Ihr's thut, so wird erst recht die Pflicht
Mir klar, daß, wenn mein Blut gesündigt hat,
Mein Blut auch sühnen muß die Frevelthat.
Ich kann nicht selber mehr den Habit nehmen,
Mich nicht zur Ordensregel mehr bequemen,
Weil ich zu alt bin, und das Eheband,
Wenn auch gelöst, beirrt den Priesterstand.
Doch meine Tochter opfere ich gern
Sammt meinem Gut dem allbarmherz'gen Herrn,
Damit mir Gnade wird vor Gottes Thron
Und möglich auch dem längst verlornen Sohn.

Marquard.

Recht lobesam, und Eure Frömmigkeit
Wird sicher Früchte trag'n in Ewigkeit!

Doch macht die Jungfrau auch den schweren Gang
Aus innerem Beruf, aus Herzensdrang?
Entsagt sie gern — in ihren jungen Jahren —
Den zahllos irdisch Freuden dieser Welt,
Die kaum ihr völlig noch erschlossen waren?
Verläßt sie ohne Zwang das Elternhaus,
Um einzutreten bei Sanct Nikolaus
Und Christi tugendsame Braut zu werden,
Deß' Reich nicht ist von dieser sündhaft Erden?

Dora (tritt vor).

Ich will's — mein theurer Vater soll nicht leiden
Und ungezählt sind jene himmlisch Freuden,
Die Gottes Allmacht jenen hat bereitet,
So Gottesfurcht bei ihrem Thun geleitet,
Hochwürd'ger Herr! ist Euch an mir gelegen,
Dann säumet nicht — ertheilt mir Euren Segen
Und laßt des Vaters frommen Willen
Gehorsam mich noch heut' erfüllen.

(Kniet vor ihm nieder.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Alberich.

(Dora steht auf.)

Alberich (tritt rasch durch die Seitenthür auf).

Mein gnäd'ger Herr, der Herzog Leopold,
Ist eben angelangt und wenn Ihr wollt,
So könnt an Euren Pforten nach Verlangen
Die Hoheit Ihr gebührendlich empfangen.

Marquard.

Dann laßt den Willen mein mit dem Verlangen
Vereinen und den Herzog mich empfangen.

(Geht durch die Seitenthür mit Alberich ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen ohne Marquard und Alberich.

Hartung.

Wie freu' ich mich, den Herrn im Land zu wissen,
Den schwer seit einem vollen Jahr wir missen,
Wie freu' ich mich, daß er die Pilgerfahrt
Sammt Allen, die um ihn sich einst geschaart,
Zurückgelegt und daß ihm eigner Frieden
Und Gottes Segen auch dem Reich beschieden.

Dora.

Mein Gott, wie ist mein armes Herz beschwert!
Ob Rudolf wohl mit ihm zurückgekehrt?

Zehnte Scene.

Herzog Leopold V., Marquard, Rudolf von Tribanswinkhel und Alberich zu den Vorigen.

(Herzog Leopold trägt ein Reliquienkästchen.)

Leopold V. (zur Thür hinaus).

Ihr And'ren bleibt und haltet Euch bereit,
Daß Ihr zum Kirchgang wohl gerüstet seid,
Wenn Orgelton und Glockenklang uns rufen
In's Gotteshaus an des Altares Stufen.

(Zu Marquard.)

Seid mir bedankt für Eu'ren warmen Gruß
Und nehmt von mir den treuen Bruderkuß.

(Sie küssen sich.)

(Zu Hartung und seiner Tochter.)

Seid herzlich mir gegrüßt — Ihr allesammt,
Die mich zu ehren Ihr in's Kloster kamt.

Marquard (zu Leopold, segnend).

Den Segen Gottes flehe ich herab
Und was er jemals Herrschern Gutes gab,
Auf Euer krongeschmückt' gesalbtes Haupt
Und Euer ganzes edeles Geschlecht.
Zum Garten habt die Ostmark Ihr gewandelt,
In Gottesfurcht und Liebe stets gehandelt,
Und wo einst Sumpf und finst're Wälder standen,
Mit Räubern wilde Thiere sich verbanden:
Dort blüht die Rebe heut' und reift das Korn,
Den neuen Siedlern frischer Lebensborn,
Dort klingt der Kirchen heller Glockenklang,
Ertönt der Mönche frommer Chorgesang
Und weicht des armen Volks Unwissenheit
Allmälig vor dem Geist der Christenheit.
Die Flüsse sind mit Schiffen reich belebt,
Der Städte Wohlstand sich gar mächrig hebt,
Die Straßen werden sicher und die Mark
Ist heute reichstreu, darum doppelt stark
Den Feinden gegenüber, ringsumher,
Die oft das ganze Land der Kreuz und Quer
Verwüsteten und räuberisch durchzogen,
Der Gottheit und den Menschen ungewogen.

Leopold (gibt ihm die Hand).

Der Babenberger Stolz war alle Zeiten:
Vom Throne aus den rechten Weg zu schreiten.

(Setzt sich, ihm zu Füßen Alberich. — Rudolf und Dora haben inzwischen sich freundlich grüßende Blicke zugeworfen, welche Hartung mißbilligt.)

Rudolf (zu Hartung).

Aus ganzer Seele, Ritter, grüß' ich Euch
Und Eure lieblich Tochter mit zugleich
Und bring' Euch mit aus fernen heil'gen Landen,
Was dort wir emsig suchend ehrlich fanden:
Von Meginhard recht traurig-frohe Kunde
Aus eines Sterbenden verbleichtem Munde.

Hartung.

Von Meginhard — er lebt?

Dora.

Wo ist das Kreuz,
Mit dem er einst sammt einem Knecht verschwunden?
Habt Ihr den heil'gen Kirchenschatz gefunden?

Hartung.

Verzeiht, o Herzog, daß ich ängstlich dränge,
Doch eher man im Lauf den Fluß bezwänge,
Als meiner Bangigkeit und Ungeduld,
Stets eingedenk des Sohnes großer Schuld,
Ich Mäßigung erkämpfe

Dora (zu Rudolf).

Sprecht, erzählt
Nicht feine Reden, nicht viel Worte wählt,
Sag' rasch — was Du erlebt — gib Hoffnung mir,
Bliebst Deinen Schwüren treu? Gelang es Dir,
Den Vaterfluch zu lösen — liebst Du mich?

(Sie ringt die Hände.)

Hartung.

Was tolles Fragen soll das Alles sein
Zu meiner unerhörten Seelenpein?
Wer sah denn jemals eine Gottesbraut,
Die liebesehnend nach dem Buhlen schaut?
Wer hörte . . . .

Rudolf.

Dora eine Gottesbraut,
Die liebesehnend nach dem Buhlen schaut? — —

Leopold (zu den Beiden).

Gemach! Laßt Euren Herzog vorerst sprechen,
Dann mögt Ihr Fehde Euch vom Zaune brechen.

(Zu Marquard.)

Abt Marquard! Nehmet hier dies Kästchen hin,
Es ist für Euch unschätzbarer Gewinn,
Enthält den Kreuzpartikel, einst entschwunden,
Den wallend wir nun wiederum gefunden.
Verwahrt ihn wohl und wißt, daß Meginhart
In Frieden seiner Auferstehung harrt.
Dies köstliche Geschenk Euch selbst zu reichen
Als uns're fürstlich Gnade dauernd Zeichen
Verbringen wir in Eurer Mitte heut'
Die herrlich schöne frohe Weihnachtszeit.

(Alle Anwesenden knien nieder.)

Marquard (öffnet das Kistchen, sieht hinein und schließt es wieder)

O, Wunder Gottes, wie ist's möglich worden,
Daß solche Gnade uns'rem niedern Orden?

Leopold.

Erzählt es, Ritter Rudolf Tribanswinkhel,
Wie wir das Heiligthum auf's Neu erlangten.

(Alle stehen auf, bis auf Leopold, zu dessen Füßen auch Alberich sitzen bleibt.)

Rudolf.

Wir waren unter hunderten Gefahren
Von Welschland über's Mittelmeer gefahren
Und endlich in Kleinasien gelandet,
Wobei das lecke Kriegsschiff fast gestrandet,
Das uns Venedig zur Verfügung stellte.
Wie sich das Wasser hoch im Meere wellte,
Stob nun der Sand im heißen Wüstenfelde
Und angegriffen ward die dürstend Schaar
Auf ihren Wegen von den blutig Heiden,
Von wilden Thieren und dem kreisend Aar
Und hatte vieles Ungemach zu leiden.
Doch endlich sahen wir, als sich der Abend
Zur Erd' gesenkt, mit seiner Kühle labend,
Jerusalems Gethürm und heil'ge Mauern,
Daß auf die Knie wir sanken voller Schauern,
Um Gott zu danken für die sichre Hand,
Mit der er uns geführt in's heil'ge Land.
Wir schlugen uns're Zelte auf und dachten
Vor Zions Thoren noch zu übernachten,

Der Herzog stellte Posten auf und ich,
Begleitet von dem Hofnarrn Alberich
Und ein paar Söldnern, gingen abseits bald
Zu einem kleinen grünen Pinienwald,
Woselbst ein kühler, klarer Brunnen floß,
Sein frischend Naß in uns're Eimer goß.
Dort sahen wir im dunklen Schatten liegen,
Sich schmerzhaft wälzend, schon in letzten Zügen
Schwer athmend einen Sterbenden, wie man
Sie oft auf Wallfahrtsstraßen finden kann.

Hartung.

Das war mein Sohn — der Räuber Meginhart,
Ihn traf gerechte Strafe bald und hart.

Leopold.

Gemach! — Laßt Euren Sohn in Frieden ruh'n
Und unterbrechet den Erzähler nicht.

Rudolf.

Als ich das brechend gläsern Auge sah,
Da wußt' ich nimmermehr, wie mir geschah:
Denn konnt ich recht gewißlich mich entsinnen,
Aus alter Zeit Erinnerung gewinnen,
So lag der Knecht vor mir von Ruchenect,
Der einst mit Meginhart vom Burghof weg
In's Kloster ging, ein heuchelnd Frater ward,
Und stets sich um den frühern Herrn geschaart.

Marquard.

Entsetzlich ist die Ahnung, die ich habe —
Es steigt ein Todter auf aus seinem Grabe
Und bittet um die heil'ge Seelenmesse.

Rudolf.

Er kannte mich — und sah des Herzogs Zug
Und beichtete, wie er in Lug und Trug
Dem Kloster diente, Meginhart erschlug
Und Kelch und Kreuzpartikel schändlich raubte,
Womit er fürstlich reich zu werden glaubte.

(Ernst, ruhig.)

Auf einem Weg zur letzten Oelung war's,
Wo Meginhart im Dienste des Altars

(Hartung kniet nieder und faltet die Hände.)

Von seines eig'nen Knechtes Mörderhand
Den Tod durch gräßliches Erschlagen fand.

(Lebhafter.)

Doch nach der That war er, von Reu' getrieben,
Nicht länger mehr im Heimatland geblieben
Und mit dem rasch getauschten Kirchengold
(Dem Kreuzpartikel war kein Trödler hold)
Den Landweg nach Jerusalem gewallet,
An heil'ger Stätte Beicht und Buß' zu thun
Und früher nicht zu rasten und zu ruh'n,
Als bis Vergebung seiner Sünden er
Erreicht und der Reliquie ledig wär'.
Doch schwer, wie Gletscher uns're Alpen decken,
Hing ihm das Kreuz am Hals, ein steter Schrecken,
Ein nimmermüder Mahner seiner That,
Ein Schranken von des Himmels ew'ger Gnad'.
Mit letzter Kraft, in abgeriss'nen Sätzen
Erzählt er diese Mähr und mit Entsetzen
Vernahmen sie des Herzogs Knecht und ich
Und auch der wack're Hofnarr Alberich.
Noch reicht er mir das Kreuz — erhob sich ringend,
That einen jähen Schrei, so markdurchdringend,
Daß er mir heute noch im Ohre gellt —
Und nahm — wie er gelebt auf dieser Welt,
Verlassen und verflucht, ohn' Sacrament
Weit von dem Vaterland ein traurig End'.

Hartung.

Verzeihung! Meginhart, Verzeihung!

Marquard.

— — — — — — — — — — Ja
Verzeihung nach dem Tode noch und laßt
Den Platz uns finden, wo der Frevler einst
Das Opfer seiner Habgier eingescharrt.
Es werde seinen ird'schen Ueberresten
Ein feierlich Begräbniß erst zu Theil
Und dann begeht zu seinem Seelenheil —
Der lang verkannt und nun uns allen theuer - -
Der ganze Orden eine Todtenfeier.

Herzog Leopold V.

Steht auf, von Ruchenec, und laßt das Weinen,
Denn wahrlich besser ist's, so will mir's scheinen,
Daß sich gezeigt, uns allen unerwartet,
Herr Meginhart als fromm und wohlgeartet.

Noch blüht Euch eine Tochter tugendsam,
Die einst in trauter Stund' ein Ringlein nahm
Von ihrem Ritter und es schwuren Beide
Vor Gott der reinsten Liebe heil'ge Eide.
Ihr habt bedeckt mit einem dichten Schleier
Das Ringlein an der Hand,
So daß beim Wiederseh'n der treue Freier
Das Ringlein nimmer fand.
Hebt auf den Schleier und laßt glücklich sein,
Was sich im Herzen nennet mein und dein.

Rudolf (zu Leopold).

Wie dank' ich's, Herr, daß Ihr das Wort gesprochen!

Dora (zu Rudolf).

Ich war dem Sterben nah' — mein Herz gebrochen.

Hartung (schlägt seiner Tochter den Schleier nach rückwärts, umarmt und küßt sie und spricht zu Marquard).

Hochwürd'ger Herr — entscheidet allzumal,
Ob meiner Tochter eig'ne Himmelswahl
Gelöst — ob des Gelübdes ich entbunden,
Vor Gott und Menschen Gnade hab' gefunden
Und ob der Fluch, der wider Meginhart
In böser Stund' von mir gesündigt ward,
Behoben ist und mir ein ew'ger Frieden
Im Grabe mit den Meinen wird beschieden.

Marquard.

Der Klosterschleier war nicht frei gewählt,
Noch nicht geweiht — drum sei sie losgezählt
Von dem Gelübde, das sie Euch zu Lieb'
Mit blut'ger Tinte in das Herze schrieb.
Und Ihr habt unverschuldet nur gesündigt
Und tief bereut, nachdem Euch angekündigt,
Was Eu'rem Meginhart geschehen war.
Erfüllet nun an Gottes Traualtar,
Was Herzog Leopold Euch angedeutet.

Hartung (faßt Rudolf und Dora an den Händen, führt sie vor den Herzog und spricht zu diesem).

Mein Herzog, bleibt in Gnaden mir
Und diesem jungen Paare hier
Gewogen, und es mög' zu allen Zeiten
Viel Freude diese Stunde uns bereiten.

Marquard (zu Rudolf und Dora).

Auf Eure Häupter falle Gottes Segen,
An welchem ewig Alles ist gelegen. —

Nun aber sei mit Orgelton und Glockenklang
Dem Herrn im Himmel laut gesagt tiefinn'rer Dank.
Vergessen seien all die jahrelangen Leiden
Am heut'gen Tage, wo des Weihnachtsfestes Freuden
Die Herzen füllen und die ganze Christenheit
Sich fromm auf's Neu' dem Dienst des Herren weiht.
Laßt uns zur Kirche schreiten und den Tag vollenden,
Der uns so schön gewährt aus Gottes Gnaden Händen.

(Es öffnet sich die Mittelthür und schiebt sich ein auf Rädern befindlicher leuchtender Christbaum langsam unter Orgelton und Glockengeläute in die Mitte. — Alles erhebt sich und geht auf den Christbaum zu.)

Ende.





Gedichte

von

Josephine Freiin von Knorr.

La Tour Eiffel.

An des Jahrhunderts Ende,
Schon zu des nächsten Gruß,
Erhobst Du Dich behende
Vom Anfang bis zum Schluß.

Mit fröhlichem Beginnen,
Hoch in die Lüfte frei,
An Spitzen und an Zinnen,
An jedem Thurm vorbei.

An Dom und Pyramide,
Im Auf- und Niedergang,
Vorbei am Vogelliede,
Vorbei am Glockenklang!

Es schmiegen Deine Stäbe
Vor dem erstaunten Blick
Sich künstlich zum Gewebe,
Zum lieblichen Gestrick.

Nicht zeigst Du in Trophäen
Des Eisens Majestät,
Nein, als ein Werk der Feen
In Anmuth hingeweht.

Tags bunt zu Deinen Füßen
Siehst Du der Völker Thun,
Wie sich die Meister grüßen,
Die nach dem Werke ruh'n.

Und Abends, wenn die Sterne
Beginnen ihren Lauf,
Helleuchtend in die Ferne
Auf Dir ein Stern geht auf.

Ein Stern der Erde näher
Im freud'gen Farbenglüh'n,
Ein Zeichen für die Seher,
Ein Lohn für Tagesmüh'n.

Die Strahlen rings im Kreise
Hoch oben angefacht,
Sie zittern weithin leise,
Wie Mondlicht durch die Nacht.

Nach Kämpfen und nach Siegen,
Die manches Denkmal nennt,
Zuhöchst ist aufgestiegen,
Der Arbeit Monument.

Ausstellungs-Nacht.

Der Wasserstrahl erhebt sich mächtig
Und ringsum funkelt's wunderreich,
Fontainen steigen farbenprächtig
So wie Gestalten aus dem Teich.

Bald kommt es grün und wieder golden,
Dann roth wie wenn der Stahlguß heiß,
Dann blau und gelb gleich Blumendolden,
Dann silbern wie das Gletschereis.

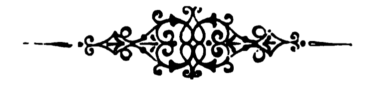
Dort der Façade Lichtgeflimmer
Mit ihrer Kuppelbauten Gold;
Es winkt im märchenhaften Schimmer
Es lockt mit Zaubern still und hold.

Der hohe Thurm versinkt im Dunkel
Nur die Conturen Licht an Licht
Und oben seines Stern's Gefunkel
Und langer Strahlen Mondenlicht!

Die Seine rollt die Wasserfluthen,
Die Schiffe gleiten d'rüber hin,
Im Widerschein von all den Gluten,
Von dem Saphir und dem Rubin.

Und jetzt, als sei in seinen Gründen
Des Morgens Feuerschein erwacht,
Des Thurms Gefüge sich entzünden:
Als Leuchte steht er in der Nacht.

Aufblitzt vom Schiffe die Laterne;
Das Gaslicht flammt, die Lampe brennt
Und rings im Kreis des Himmels Sterne
Sie leuchten mit am Firmament!





Inschriften und Sprüche.

Von
Fritz Pichler.

Polfahrer.

Reichet den höchsten Zoll dem Länderspürer am Erdpol.
Einst, wenn die Palme dort grünt, unter dem schattenden Dach
Träumt der Nordlandsheld von längst verrauschten Aeonen
Und zum vergletscherten Süd rüstet er wagende Fahrt.

Zwei Pfeile.

Ein blasses armes Mädchen bot
Zum Kaufe mir das erste Veilchen;
Gleich folgte von dem kleinen Gott
In's Herz mir nach ein golden Pfeilchen.
Ich aber sandte nach dem großen Gott,
Der nichts als Leid ihr gab, ein Pfeilchen.

Der wahre Künstler.

Künstler ist nicht, den überraschen das eigene Werk kann.
Immer des Ideals Ferne betrauert die Kunst.

Richard Wagner's Anfang.

Freventlich, wie dereinst auf Ibykos, lauern ihm Häscher;
Aber der Lyra Getön scheucht die verwegene Schaar.

Unvermeidliches.

Schau' ich, so oft ich komm', hellgrünen Park und Ruinen:
Liebchen, dann denk' ich an Dich, Tanten und Basen dazu.

Jugendsage.

Im lichten Rosenschimmer fließt
Die Gluth entschwund'ner Tage,
Mehr als der Zukunft Ahnen grüßt
Vergeß'ne Jugendsage.

Poetisirender Hohlkopf.

Preisest mir Schillern Du, dann mahnt es mich weidlich an Karlsbad:
Den gepriesenen Mann trug dort ein Esel herum.

Diplomaten-Schmerz.

Ungelegen ertappt mich der Streit in des Julius Schwitzzeit,
G'rade in diesem Mond zog Politik in das Bad.

Es muß nicht sein.

Es muß nicht sein die Rosenzeit,
Wo alles sprießt und blüht,
Wo leicht in bunter Herrlichkeit
Ein Dornenstrauch erglüht.
Ist's drinnen schlecht und recht bestellt
Im Herzen, wie es soll:
Dann steht im Winter auch die Welt
Von Blumen übervoll.

In ein Schauspieler-Album.

Wer Menschen schaffen will, darf frevelnd nicht das Feuer stehlen,
Prometheus gleich. Er trag's bereit in seiner eig'nen Brust.
Doch wird dem Flammendsten des Lebens stille Wahrheit fehlen,
Ist er, ein guter echter Mensch zu sein, sich nicht bewußt.

Qual zu allen Zeiten.

Sysiphus rollt den Stein, gequält sind Tantal und Atlas
Und das moderne Geschlecht leidet an Nervosität.

Wahrer Genius.

Jenem Talent gebührt zum Lorbeer der heimische Eichkranz,
Das in entgeisternder Noth freudig ein Höheres schafft.

Orientalische Frage.

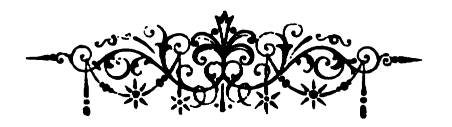
Schrecken der Ahnen Du und Geißel der einenden Zukunft,
Friedlich dereinst zum Schluß löst Dich die Cholera auf.

Homer an Schliemann.

Der ich ersann die Pracht und das Leid der herrlichen Troja,
Sinke bei forschendem Licht wankend in's Dunkel zurück.
Nordischer Mann, nur Du ergräbst mir redende Zeugen
Schaffender Dichterkunst: Priamos' ragende Burg.

Getheilte Gaben.

Ach, wie unglücklich wir, die schaffenden Söhne des Hochlands,
Uns fehlt jeder Begriff fein-residenzlicher Kunst.
Und die ernsten Gesichts handhaben das lechzende Richtbeil,
Ihnen fehlt jedes Atom kräftig-erhab'ner Natur.





Niccolò Tommaseo

als italienischer Sprachforscher und Schriftsteller.

Von

Blasius Bogdan.

Im feinfühlenden, weil feingebildeten, jeder Ueberschwänglichkeit abholden Florenz hieß es, gleichwohl mit scheinbar etwas zuviel Betonung, am 1. Mai 1874: „Niccolò Tommaseo hat heute um 10½ Uhr Vormittags seinen großen Geist aufgegeben." Und Diejenigen, die Tommaseo solchermaßen als einen großen Mann ausgerufen, handelten auch darnach: die allgemeine tiefe Trauer über dessen Hinscheiden und die in fast allen größeren Städten Italiens seinem Andenken geweihten Ehrenbezeugungen suchen ihresgleichen und lassen Alles, was in dieser Hinsicht nach dem Tode eines Pellico, Manzoni, Gino Capponi u. s. w. geleistet wurde, weit hinter sich.

Nur unser Oesterreich, das von Tommaseo, trotz einiger allerdings sehr bedenklicher Episoden seines vielbewegten Lebens, nie verleugnete Vaterland, schien anläßlich dessen Todes sich der Herkunft des Verstorbenen nicht zu erinnern und mit Ausnahme der südlichen Provinzen ging das schmerzliche Ereigniß in den übrigen Theilen der Monarchie beinahe unbeachtet vorbei. Mit welchem Unrechte, das soll aus dem Folgenden klar werden.

Niccolò Tommaseo wurde am 9. October 1802 in der dalmatinischen Stadt Sebenico geboren. Seine Eltern waren einfache, ziemlich wohl-

habende Leute; der Vater Hieronymus, ein Kaufmann, als Bürger und Geschäftsmann gleich geachtet; die Mutter, Katharina, geborene Kevešić, eine fromme, der häuslichen Wirthschaft und der Erziehung ihrer Kinder mit Leib und Seele ergebene Frau. Die Tommaseo, seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Sebenico ansäßig, waren slavischer Abstammung und von der Insel Brazza eingewandert, und Niccolò selbst sagt in einem seiner Werke, der Name der Familie habe ursprünglich Tomašić und Tomašev gelautet. Ferner spricht er von der treuen Anhänglichkeit und Liebe seiner Ahnen zu Venedig, welche Gefühle sich in den Nachkommen fortpflanzten und womöglich wuchsen, als diese sich mit der aus dem Bergamaskischen stammenden Familie Balio verschwägerten, welcher Niccolò's Großmutter von väterlicher Seite angehörte. In seinen Werken erwähnt Tommaseo wiederholt mit zärtlicher Liebe seinen Vater, während er die theuere Mutter in einem seiner schönsten Gedichte (Una Madre) feiert. Aus Letzterem erfährt man, daß die treffliche Frau sechs Kinder gehabt, von welchen nur zwei, Niccolò und Marianna, sie überlebten. Von seiner Mutter sagt Niccolò, „ihr habe nicht nur sein Herz, sondern auch sein Geist viel mehr als der Universität von Padua zu verdanken."

Die Familie Tommaseo zählte unter ihren Vorfahren Prälaten und Gelehrte, Dichter und Landwirthe, welches Letztere Niccolò mit besonderem Wohlgefallen hervorhebt. Sein Onkel Thomas, ein Franziskanermönch, flößte ihm die Liebe zum Studium ein, sonst wäre er wohl das, was sein Vater gewesen, ein Kaufmann geworden. Tommaseo's Großmutter war, wie gesagt, eine Italienerin von Geburt und Italiener waren seine ersten Lehrer in Spalato, der Vicentiner Vicego und der Veroneser Bottura: kein Wunder also, daß der zarte Jüngling in einer solchen Schule in der Liebe zu Italien, besonders aber zu Venedig aufwuchs, und daß diese ersten Eindrücke und Lehren für sein ganzes Leben entscheidend wirkten.

Es waren erst fünf Jahre seit dem Sturze der stolzen Königin der Adria verstrichen, als Niccolò Tommaseo geboren wurde, und es läßt sich leicht denken, welch' tiefe Wirkung die letzten tragischen Schicksale der Metropole auch später noch auf die ehemaligen venetianischen Provinzen und die empfänglichen Gemüther der dalmatinischen Jugend ausübten.

Jedes Blatt der Geschichte seiner Vaterstadt mahnte den jungen Tommaseo an deren altbewährte Treue und Ergebenheit gegen Venedig.

Sebenico hatte schon im X. Jahrhunderte seinen ersten venetianischen Rector und so oft sich im Laufe späterer Zeiten Gelegenheit bot, die fremde Herrschaft abzuschütteln, unterwarf es sich freudig der Republik und blieb ihr bis zu deren Untergang so treu, daß es vom venetianischen Senate den Beinamen „la fedelissima" (die Getreueste) erhielt.

Von Sebenico's Bewohnern sagt Palladio Fosco, als von den verfallenen Mauern der Stadt die Rede war: „Das thut nichts: ihre Herzen sind das festeste Bollwerk.“ Diese Erinnerungen nebst der obenerwähnten national einseitigen Erziehung und dem Umstande, daß der größte Theil des ehemals venetianischen Territoriums dem als reactionär verschrieenen Oesterreich zugefallen war, legten in Tommaseo's Brust die ersten Keime jener Ansichten und Gefühle, die später aus ihm den glühenden italienischen Patrioten, das Mitglied der provisorischen Regierung der 1848er Republik von S. Marco machten.

Neun Jahre alt bezog Tommaseo das Seminar in Spalato, welches auch den zum geistlichen Stande nicht bestimmten Jünglingen offen stand. Hier studirte er Rhetorik und übersetzte bald aus dem Lateinischen in italienische Verse. Drei Jahre dauerte das Studium der Rhetorik und hierauf begann der zwölfjährige Wunderknabe zu dichten: Pius' VII., des „apostolischen Gefangenen“ Rückkehr nach Rom wurde besungen und Venedigs Untergang an dem gestürzten Napoleon durch wüthende Sonette und Sextinen gerächt. Das Studium der Philosophie, dem er sich nun widmen sollte, sagte Anfangs dem Jüngling derart nicht zu, daß er diese Wissenschaft in Versen verwünschte; doch söhnte ihn später die Nothwendigkeit, seinen Geist mit ernsten speculativen Studien zu bilden, mit ihr aus.

Bereits um diese Zeit nahm Italien alle seine Gedanken in Anspruch und die Liebe zu demselben bekam neue Nahrung, als eine italienische Schauspielertruppe nach Sebenico kam, um dort Vorstellungen zu geben. Das lebhafte Interesse für das Drama wies ihn auf die einschlägige Lectüre hin: die Werke Goldoni's und Metastasio's, italienische Uebersetzungen jener des Sophokles und Euripides, Terentius und Plautus, Alles das wurde sozusagen verschlungen. Neben dem beständigen Studium Virgils und anderer lateinischer Dichter und Prosatoren wurden selbstverständlich die italienischen Classiker nicht vernachlässigt, und der besonderen Gunst des jungen Tommaseo erfreuten sich die Schriften der beiden berühmten Jesuiten Bartoli und Segneri. Jetzt schon begann er sich in der literarischen Kritik, — in der er später so große Triumphe feiern sollte — zu üben, indem er sowohl die Mängel, als die durch Erhabenheit der Gedanken und Schönheit des Ausdruckes bemerkenswerthen Stellen der verschiedensten Autoren hervorhob und sich notirte.

Im Jahre 1818 finden wir den 15jährigen Tommaseo in Gesellschaft seines Landsmannes Grafen Anton Galbiani auf der Reise nach Padua, um sich auf der dortigen Universität den juridischen Studien zu widmen. Hier wurde er durch den Bischof Bordini von Sebenico dem bekannten Studienpräfecten des Paduaner Seminars, Sebastian Melan, wärmstens empfohlen, und dieser vortreffliche Mann, der sich durch vornehmen Geist, reiche Gelehr-

samkeit, feinen literarischen Geschmack und ungewöhnliche Seelengüte auszeichnete, wirkte auf die Gedanken- und Gefühlsrichtung seines Schützlings entscheidend ein.

Obwohl Tommaseo die juridischen Studien nicht vernachlässigte, waren ihm doch die literarischen unendlich lieber, und diese sollten einst aus ihm einen der hervorragendsten Literaten, Philologen und Philosophen seiner Zeit machen. Im Innern aber war er mit sich selbst höchst unzufrieden: er kam sich, nach eigenem Geständnisse, „in vielen Dingen wie ein Kind, in wenigen wie ein Mann, in anderen wieder wie ein hinfälliger Greis“ vor.

In dieser kritischen Epoche seines Lebens hatte er das Glück, den die theologischen Studien absolvirenden Roveretaner Abbé Antonio Rosmini kennen zu lernen, dessen Freundschaft Tommaseo so hoch schätzte, daß er als 35jähriger Mann gestand, mit dem zunehmenden Alter immer mehr zu fühlen, wieviel er dem unsterblichen Tiroler Philosophen zu verdanken habe. Anfangs flößten Tommaseo Rosmini's „erhabener Geist und strenge Tugend geradezu Furcht ein“. Unter Rosmini's persönlicher Leitung studirte er die Classiker fort und gewann die Philosophie, sogar die deutsche, sehr lieb: Dante lernte er auswendig, übersetzte den Lucretius, commentirte den Cicero und fand in den „Ammaestramenti“ des Mönchs von S. Concordio eines der wenigen Bücher, die wahrhaft bildend und erziehend wirken. Er kam zu der Erkenntnis des engen Zusammenhanges der Kunst mit der Wissenschaft und der einzelnen Wissenschaften untereinander und unter der Einwirkung dieser Studien verfaßte er auf Grund der Bibel und der Patristik ein Büchlein, worin er die These zu beweisen unternahm, „Christus der Heiland sei der beste Freund der Menschen“. Für die Entwickelung Tommaseo's als Mensch und Literat ist der Umstand sehr bezeichnend, daß er als ein im stürmischesten Lebensalter befindlicher junger Mann seine literarische Laufbahn mit einem ascetischen Werke eröffnete.

Rosmini's Meinung von dem jungen Dalmatiner war die denkbar beste. In einem Briefe aus dem Jahre 1821 an den Zaratiner Paravia, den nachmaligen Turiner Universitätsprofessor, nennt er Tommaseo, der eine Uebersetzung der „Divina Commedia“ in lateinische Verse unternommen hatte, „un ingegno oltremodo prodigioso“. Indessen hatte Rosmini seine Studien beendet und rüstete sich zur Heimkehr, was für Tommaseo ein betäubender Schlag war, von dem er sich erst im nächsten Herbste durch den Besuch bei Rosmini in Roveredo erholte. Diese Reise freute ihn umsomehr, als sie ihn über Mantua, Virgils Vaterstadt, führte.

In Padua, wohin er bald zurückgekehrt war, verleitete ihn Alfieri's Beispiel zu Versuchen im Drama und im Trauerspiel, wobei ihm, wie er selbst erzählt, „die unglückliche Semiramis zuerst zum Opfer fiel“. Doch

wendete er sich bald sowohl von Alfieri, als auch von dem eine Zeit lang gerne gelesenen Foscolo ab und kehrte reuig zur alten Liebe, zu Vater Alighieri zurück. Jugendliche Abenteuer und diesbezügliche Herzensergüsse in Vers und Prosa wechseln hierauf mit ernstlyrischen und philosophischen Elucubrationen ab, die Gleichgiltigkeit gegen die Jurisprudenz nimmt immer mehr zu und er beschließt, das letzte Studienjahr — sein neunzehntes — behufs Vorbereitung zu den strengen Prüfungen, in Venedig zuzubringen, wo ihn die Kunstschätze und die Erinnerungen an die Größe und den alten Ruhm der einstigen Republik von Neuem begeisterten. Doch ist, trotz des feurigen Alters und der jugendlich erregten Leidenschaften, ein inniges religiöses Gefühl stets lebendig in ihm: Beweis dessen die drei wunderbar schönen lateinischen Hymnen, die er in jenen Tagen zu Ehren der heiligen Anastasia, Zara's Patronin, dichtete.

Die erlangte Doctorswürde, die ihn nur wegen der Eltern und Verwandten freute, führte ihn nach Sebenico zurück und um dem Vater zu zeigen, daß die vier Jahre Jus doch nicht ganz verloren gewesen, gewann er einen Proceß. Doch mehr als nach forensischen Erfolgen geizte er nach poetischen und literarischen Lorbeern und hierin wurde er durch seinen Altersgenossen und Freund Anton Marinović (gleichfalls ein Kaufmannssohn) bestärkt. Der Zufall spielte nun Tommaseo Grassi's „Sinonimi" in die Hände und aus den beim Studium dieses Werkes gemachten Anmerkungen und Aufzeichnungen entstand sieben Jahre später Tommaseo's weltberühmtes „Dizionario dei Sinonimi", eine unermeßliche Fundgrube linguistischen, philosophischen, historischen Wissens, edelster Gedanken und Gefühle. Indessen regte sich die Sehnsucht nach Italien gewaltig in ihm und der Stimme des Herzens folgend, zog er das bescheidene, mühevolle Leben des Literaten in der Fremde der bequemen und sorgenfreien Existenz im väterlichen Hause vor.

Trotzdem bewahrte er seiner dalmatinischen Heimat die Liebe und Anhänglichkeit eines treuen Sohnes, schrieb in slavischer Sprache und über dieselbe und nahm stets an den Schicksalen des fernen Landes den lebhaftesten Antheil. „Auch in meinen Adern rollt slavisches Blut", schrieb er einst, „auch ich wünsche des slavischen Stammes Ruhm, beklage seine Fehler."

Kaum nach Padua zurückgekehrt, verfaßte Tommaseo ein Gebetbuch und lernte bei dieser Gelegenheit das erhabene Genie des heiligen Dominicaners Thomas von Aquino kennen.

Sein Lieblingsstudium bilden nunmehr die Werke Alessandro Manzoni's, dessen berühmte Ode „Il cinque Maggio" über Napoleons Tod in Italien und ganz Europa ungeheures Aufsehen erregt hatte. Unser Tommaseo hatte fortan nur den einen Wunsch, Manzoni persönlich kennen zu lernen, mit ihm verkehren zu dürfen. Indessen waren, außer dem oben

erwähnten Gebetbuch, literarische Arbeiten und Zeitungsartikel seine einzige Erwerbsquelle. Nun entwarf er den Plan zu einem großen „Il Mare" betitelten Poem, von welchem aber bloß einige in seinen „Memorie" enthaltene Bruchstücke bekannt sind. Zahlreich sind die in den Jahren 1823 und 1824 begonnenen und vollendeten Werke, darunter eine vorzügliche Uebersetzung von Ladislaus Pyrker's „Tunisiade" in italienische Octaven. Nun litt es Tommaseo in Padua und im Venetianischen überhaupt, wo die armseligen Verhältnisse des Buchhandels damals wenig Aussichten boten, nicht länger und Mailand, welches durch Manzoni und andere Berühmtheiten zu einer Art italienischen Athens geworden war, zog ihn gewaltig an. Doch bevor er dahin übersiedelte, besuchte er nochmals die Seinigen und blieb zwei Monate in Sebenico.

Es war November 1825, als er nach Mailand kam und von dem später vielgenannten Giangiacomo Trivulzio — der neben Gioja, Grossi, Manzoni, Monti u. A. zu den hervorragendsten Vertretern der italienischen Literatur zählte — liebevoll empfangen und dem bekannten Buchhändler und Verleger Stella wärmstens empfohlen wurde. Einem Auftrage Stella's verdanken wir Tommaseo's „Enimmi storici". Die so heiß ersehnte Begegnung mit Manzoni ließ nicht lange auf sich warten und er schreibt in seinem Enthusiasmus darüber dem Freund Marinović: „Ich habe Manzoni, den göttlichen Mann, kennen gelernt; er ist ein großer Mann, aber seine Bescheidenheit macht ihn tausendmal größer."

Hierauf beginnt Tommaseo literarische Kritiken für den Mailänder „Raccoglitore" zu schreiben, welche heftige Entgegnungen der „Biblioteca Italiana" hervorrufen und da Tommaseo als junger, noch unbekannter und noch dazu fremder Schriftsteller im Streite den Kürzeren ziehen muß, nimmt er die ihm zu wiederholten Malen angebotene Gastfreundschaft Rosmini's wieder an und erlebt bei dieser Gelegenheit die seltene Freude, dass Manzoni's Mutter ihn, der aller Mittel entblößt war, auf die zärtlichste Weise mit dem zur Reise von Mailand nach Roveredo nöthigen Gelde versah.

Im März in Rosmini's Gesellschaft nach Mailand zurückgekehrt, widmet er sich hier mit Leib und Seele seinen Lieblingsstudien, besonders aber der Compilation der „Sinonimi" und vollendet das Werk „Pensieri intorno al sublime". Der Verkehr mit Rosmini, dem ersten Philosophen, und Manzoni, dem ersten Dichter Italiens, ist ihm in jeder Hinsicht von ungeheurem Vortheil, doch muß er — da der anläßlich seiner Schriften gegen Perticari und Monti zu Gunsten Tommaso Grossi's entbrannte literarische Krieg ungeschwächt fortwüthet — leider Mailand verlassen. In dieser Lage wendet er sich an den Herausgeber der bekannten „Antologia" in Florenz, den Genfer Jean Pierre Vieusseux, und wird von diesem als Mit-

arbeiter aufgenommen. Allein vor der Uebersiedlung nach Toscana will Tommaseo noch einmal die dalmatinische Heimat wiedersehen, da ihm diese periodische Wiederkehr nach Sebenico „stets Geist und Herz erquickt.“

Endlich kommt Tommaseo nach Toscana, dem Ziele aller seiner Wünsche, nach dem Lande, „dem er das Wenige, wozu er es in der Schriftstellerkunst gebracht, verdanke.“ Als Mitarbeiter der von Vieusseux im Jahre 1821 gegründeten literarischen Zeitschrift „Antologia“ kam er in Florenz mit den berühmtesten Gelehrten und Literaten seiner Zeit in Berührung.

In den mehr als fünf Jahren, die Tommaseo in Florenz zubrachte, schrieb er zahlreiche Artikel wissenschaftlich- und literarisch-kritischen Inhaltes, übersetzte Tukydides, Arrianus und Eunapius, sowie Heerens kritische Untersuchungen über Plutarch's Quellen, verfaßte Mehreres über Erziehung und sammelte und ordnete das Materiale zu dreißig Vorträgen über Dante Alighieri.

Ein unerwartetes Ereigniß machte im Jahre 1834 dem Leben der „Antologia“ und Tommaseo's Aufenthalte in Toscana ein jähes Ende. Es waren nämlich in der genannten Zeitschrift zwei literarisch-kritische Artikel erschienen, von denen einer, von einem Unbekannten stammend, das dem Kaiser Nicolaus gewidmete Poem „Peter von Rußland“ besprach, während sich der andere, von Tommaseo geschriebene, mit Ciampi's „Pausanias“ befaßte. Polenfreundliche Ausfälle gegen Rußland einer-, hämische Anspielungen auf die österreichische Regierung in Lombardo-Venetien anderseits gaben zu diplomatischen Vorstellungen Anlaß und hatten, da Vieusseux die Namen der Verfasser anzugeben sich weigerte und Tommaseo sich als den Autor beider Artikel selbst anklagte, die Unterdrückung der „Antologia“ und Tommaseo's Ausweisung zur Folge. Aus Toscana ging dieser nach der Provence, hierauf nach Paris, wo er, seine gewohnte Lebensweise fortsetzend, zumeist in seinem Arbeitszimmer und in den öffentlichen Bibliotheken anzutreffen war. Die Romane „Castruccio Castracane“, „La Contessa Matilde“, „Il Duca d'Atene“, besonders aber zwei Bände italienischer Geschichte machten ihn in Frankreich bekannt, wo er gleichzeitig eine zweite Auflage der „Sinonimi“ vorbereitete. Von Paris begab sich Tommaseo nach Nantes und besorgte hier eine Ausgabe der „Selecta e christianis scriptoribus“, um die Erziehung der Jugend zu fördern, welche der Ansicht Manzoni's nach Gefahr lief, aus den in den Schulen gelesenen Classikern falsche Begriffe von Tugend und Laster, Ruhm und Glück sich anzueignen. Dann besuchte er Corsica, angezogen von begeisterter Bewunderung für Pasquale Paoli, den berühmten Streiter in Corsicas kühnem und hartnäckigem Kampfe gegen die genuesische Herrschaft. Die im Jahre 1845 in Florenz erfolgte Herausgabe von Paoli's

Briefen war die Frucht des liebevollen Interesses, das Tommaseo an dessen Schicksalen und Erinnerungen nahm. In demselben Jahre erschien in Padua Tommaseo's schöne Sammlung corsischer Volkslieder und Sprichwörter.

Die im Jahre 1838 erlassene politische Amnestie gestattete unserem Verbannten, Italien wiederzusehen und seinen Wohnsitz in Venedig aufzuschlagen. In den zehn Jahren, die er hier der literarischen Thätigkeit oblag, gab er zahlreiche Werke, darunter „Memorie poetiche", „La bellezza educatrice", „Il Dizionario estetico", zwei Bände philosophischer Studien und den Roman „Fede e Bellezza" heraus. Indessen warfen die Ereignisse, welche den letzten Vierziger Jahren unseres Säculums zu einer so traurigen Berühmtheit verhelfen sollten, ihre Schatten voraus. Italien litt noch an den Nachwirkungen der Carbonari-Bewegung vom Jahre 1821, sowie an dem Rückschlage, den die französischen Unruhen vom Jahre 1830 auf dasselbe ausgeübt hatten und es waren besonders die Herzogthümer Modena und Parma, in welchen die revolutionäre Propaganda am thätigsten und erfolgreichsten arbeitete. Von hier aus griff sie nach den übrigen Theilen Italiens hinüber und wie überall, bereiteten sich auch in Venedig Umwälzungen vor, an denen Tommaseo vermöge seines Vorlebens, seiner Erinnerungen und Bestrebungen als Politiker und Literat theilzunehmen bestimmt war.

Im Jahre 1847 trat in Venedig ein wissenschaftlicher Congreß zusammen, in welchem u. A. eine Petition an die Regierung zur Besserung der Preßzustände beschlossen ward. Dieselbe wurde von Tommaseo verfaßt, welcher am 30. December 1847 im „Ateneo veneto" über den in der Petition behandelten Gegenstand einen öffentlichen Vortrag hielt. Dies und auch sonst Manches gab zu der in der Nacht vom 18. auf den 19. Jänner 1848 erfolgten Verhaftung Tommaseo's, Manin's und einiger Anderer Anlaß. Ersterer blieb aber auch im Kerker nicht unthätig, denn er schrieb hier Verschiedenes in Vers und Prosa, u. A. die Uebersetzung der vier Evangelien mit dem Commentar Thomas' von Aquino. Die Erlaubniß zum Gebrauche von Büchern und Schreibrequisiten, sowie der uns von glaubwürdiger Seite versicherte Umstand, daß der durch sein in kroatischer Sprache reizend geschriebenes patriotisches Büchlein „Iskrice" (Funken) bereits auch unter den Slaven bekannte Tommaseo von Militärgeistlichen und Officieren slavischer Nationalität besucht werden durfte, beweisen, daß dessen Haft keine allzustrenge war und daß die Regierung den Mann genau kannte, welchem es mit dem Verlangen nach Preßfreiheit oder vielmehr nach Abschaffung der Präventiv-Censur heiliger Ernst, während es Manin und Genossen nur um ein wirksames Agitationsmittel zu thun war.

Am 17. März 1848 wurde auf Grund gerichtlichen Urtheils die Freilassung Tommaseo's und Manin's verfügt u

die provisorische Regierung in Venedig ausgerufen wurde, erhielten Manin das Portefeuille des Innern und das Ministerpräsidium, Tommaseo das Cultus- und Unterrichtsministerium. In sein Ressort brachte dieser wohl keine praktische Erfahrung, dafür aber eine eminente geistige Befähigung, eine Lauterkeit der Absichten und eine Herzensgüte mit, die auch seinen ärgsten Gegnern Achtung und Anerkennung abnöthigten. Nach dreimonatlicher Amtirung verließ er in Folge erheblicher Meinungsdifferenzen mit Manin seinen Ministerposten und ließ sich trotz eindringlichster Aufforderungen nicht wieder bewegen, an den Regierungsgeschäften theilzunehmen. Nicht er war es, der das Wort „Republik" zuerst ausgesprochen, noch war er mit dem „Widerstand um jeden Preis" einverstanden; er warnte vielmehr beständig vor übereilten Schritten und Maßregeln und als er das traurige Ende des hoffnungslosen Kampfes voraussah, beschwor er zu wiederholten Malen Manin, ja gut zu überlegen, was er thue und eigentlich wolle.

Hierauf ging Tommaseo als venetianischer Gesandter nach Paris, um von der französischen Republik militärische Hilfe zu erwirken. Da er aber nichts erreichte, kehrte er nach sechs Monaten — von einer diplomatischen Sendung, die der Republik von San Marco die runde Summe von siebenhundert Francs gekostet hatte — nach Venedig zurück. Bei dieser Gelegenheit stellte Tommaseo der Regierung auch die schwarze Kleidung zurück, die er sich, um in der Pariser Gesellschaft erscheinen zu können, angeschafft hatte. Nun unternahm er, um auf das Volk im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu wirken, die Herausgabe eines populären Blattes und war mit Rath und That, mit seinem Beispiel und Muth und mit der ganzen Autorität seines makellosen Namens bemüht, das von gewissenlosen Agitatoren aufgewühlte Volk in den Schranken der Gesetzlichkeit zu erhalten. Er allein war es, der mit beispielloser Energie und eigener Gefahr sich dem in die Residenz des österreichisch gesinnten Patriarchen eingedrungenen Pöbel entgegenwarf und dem argbedrohten Cardinal Monico das Leben rettete. Ebenso soll der bekannte deutsche Buchhändler Münster es nur Tommaseo zu verdanken gehabt haben, daß er trotz seiner Nationalität in jener stürmischen Zeit unbehelligt blieb.

Nach dem Sturze der venetianischen Republik schiffte sich Tommaseo am 27. August 1849 mit Manin, Pepe, Ulloa, Sirtori u. A. auf den französischen Dampfer „Pluton" ein und verließ das von den Oesterreichern wieder eroberte Venedig für immer. Er fuhr nach Corfù, wo allerlei körperliche und moralische Leiden seiner harrten, ihm aber auch der Trost beschieden ward, als fast fünfzigjähriger Mann in der Witwe Diamante Artale, geborenen Pavello, bei der er wohnte und von der er während einer schweren Krankheit mit seltener Aufopferung und Liebe gepflegt worden war, eine treue,

bis zu ihrem Tode innigst verehrte Lebensgefährtin zu finden. Die Frucht dieser glücklichen Ehe waren zwei Kinder, eine Tochter (geboren 1852) und ein Sohn (geboren 1854), denen er bei der Taufe pietätvoll die Namen seiner eigenen Eltern, Katharina und Hieronymus, beilegte. Auf Corfù befaßte er sich eingehend auch mit der slavischen Sprachenfrage und machte den Vorschlag, den Süd- und Balkanslaven eine Sprache zu geben. Zur Verwirklichung dieser Idee hielt er eine in Agram zu vereinigende Gesellschaft aller südslavischen Gelehrten und Literaten am geeignetsten. Die Wohlfahrt der Griechen und Slaven lag ihm gleichmäßig am Herzen und er trat auch in seinen Schriften dafür ein.

Viel Aufsehen erregte sein französisch geschriebenes Buch „Rome et le monde“, in welchem er auf die angeblichen Mängel und Gefahren der weltlichen Herrschaft des Papstes hinwies und als Mittel dagegen die Ueberlassung eines kleinen, unter päpstlicher Souveränität zu verwaltenden Territoriums vorschlug. Der „Civiltà cattolica“, die ihn wegen dieses Werkes heftig angriff, antwortete Tommaseo in gleichem Tone, doch als sich das berühmte Jesuitenorgan von dem guten Glauben und der Redlichkeit der Intentionen des Verfassers überzeugt hatte, schrieb der in unseren Tagen vielgenannte Pater Curci im Jänner 1852: „Um Herrn Tommaseo's Willen thut es uns wirklich leid, daß der Feder des Recensenten manches verletzende Wort entfuhr: wir hielten ihn für einen ganz anderen Menschen und werden gerne die erste sich uns bietende Gelegenheit ergreifen, um seinen guten Absichten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Uns ist es nur um die Wahrheit und die Widerlegung von Irrthümern zu thun u. s. w.“

Indessen gestalteten sich Tommaseo's Verhältnisse immer ungünstiger. Die literarische Thätigkeit fiel ihm immer schwerer und war, da er, des Augenlichtes halb beraubt, nicht mehr selbst schreiben konnte, mit fast unerschwinglichen Auslagen verbunden. Außerdem trugen verschiedene Vorkommnisse, darunter die von ihm als ungerecht angefochtene Hinrichtung eines Italieners (wegen Mordes), sowie die durch Streitigkeiten zwischen Griechen und Katholiken sehr unerquicklich gewordenen Zustände dazu bei, ihm den längeren Aufenthalt auf der „Perle des jonischen Meeres“ gründlich zu verleiden.

Tommaseo beschloß nun, die Rückkehr nach Italien zu versuchen. Doch war, nach Allem, was vorausgegangen, Piemont das einzige Land, wohin er sich wenden konnte; allein auch dieses (und das gereicht Tommaseo zur Ehre) war ihm nicht sehr gewogen, da er es gewagt hatte, über die Entwicklung der Dinge im subalpinischen Königreiche Bedenken zu äußern, ja demse[illegible]
das Bewußtsein der den übrigen italienischen Ländern schuldi[illegible]
rundweg abzusprechen. Die stramme Centralisation (mei[illegible]

Frankreich versucht worden und habe auch diesem keineswegs zum Heile gereicht. So war denn Niccolò Tommaseo, wie viele andere hervorragende italienische Patrioten, darunter Gioberti und Balbo, ein überzeugungstreuer Föderalist. Trotzdem hatte bereits im Jahre 1850, auf Rosmini's und Manzoni's Dazwischenkunft, der Minister d'Azeglio den sardinischen Consul auf Corfù ermächtigt, Tommaseo auf sein etwaiges Verlangen einen Paß nach Sardinien auszustellen, zugleich aber von ihm die Unterfertigung eines gewissen Reverses zu fordern. Als nun der Flüchtling in die Lage kam, den sardinischen Paß zu brauchen, schlug er, als mit seiner Würde unvereinbar, jede Reversausstellung entschieden ab und erklärte, lieber sich anderswohin wenden, oder in Corfù selbst zu Grunde gehen zu wollen. Ende 1853 scheint der ihm befreundete Präfect von Genua, Domenico Buffa, das Fallenlassen der erwähnten Bedingung erwirkt zu haben und so finden wir Tommaseo im Mai 1854 mit seiner Familie in Turin. Hochherzige Freunde, wie Paravia, Bernardi, Berti, der nachmalige italienische Unterrichtsminister, und Andere wetteiferten, um ihm den Aufenthalt in der ihm ganz fremden Stadt so angenehm als möglich zu machen. Bald ward er allbekannt und allbeliebt, unzähligen Leuten ein Tröster und Rathgeber und nicht selten ein Helfer in materieller Noth, obwohl er selbst arm war und mit seiner Arbeit Lohn eine zahlreiche Familie (seine Frau hatte ihm drei Söhne aus ihrer ersten Ehe ins Haus mitgebracht) zu ernähren hatte.

Kaum nach Turin gekommen, wurde er von Verlegern und Buchdruckern wegen seines berühmten „Dizionario universale della lingua italiana“ bestürmt; doch schloß er erst im Jahre 1856 mit dem bekannten Turiner Verleger Pomba einen diesbezüglichen Vertrag ab. Allein neue Schwierigkeiten entstanden, als der arme Tommaseo sich der schmerzlichen Operation des Staars der ihn seit vier Jahren nach und nach des Augenlichtes beraubte, unterziehen mußte. In Folge der durch allerlei Widerwärtigkeiten verursachten starken Gemüthsbewegung wurde er von einem heftigen Gehirnfieber befallen, welches die Operation erfolglos machte und den Patienten in Lebensgefahr brachte. Glücklich genesen, blieb er leider beinahe vollständig blind. In einem solchen Zustande begann er die Herausgabe des genannten Wörterbuches, welches ihm nebst namhaften materiellen Vortheilen auch unvergänglichen Ruhm erwarb. Gleichzeitig erschienen, neben verschiedenen literarischen und pädagogischen Werken, seine politischen Schriften „La libertà nelle scuole“, „Gli studii e la politica“, „La pace e la confederazione italiana“ u. a. m., und in einer jeden dieser Schriften predigte er Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und kluge Mäßigung, brandmarkte alle Schleichwege und proclamirte offen und laut die Pflicht eines jeden Staates, sich bei seinen Unternehmungen ehrlicher Mittel zu bedienen.

Im Jahre 1855 gesellte sich zu den übrigen Ursachen seiner gedrückten Stimmung die Trauer über den Tod seines unvergeßlichen Freundes und Wohlthäters Rosmini, welchem zwei Jahre später Tommaseo's ebenso innig geliebter und verehrter Freund und Landsmann Paravia in's Grab folgte. Unter diesen traurigen Umständen erinnerte sich Tommaseo des früher so liebgewonnenen Toscana, namentlich Firenze's und die lebhafte Sehnsucht nach der schönen Arnostadt ward ihm durch die Aussicht erhöht, im dortigen milden Klima seiner eigenen Gesundheit, und bei der Billigkeit der Wohnungen und Nahrungsmittel, der häuslichen Oekonomie aufzuhelfen. Außerdem hatte er den Vortheil vor Augen, der seinen Kindern aus dem Aufenthalte in Florenz in sprachlicher Hinsicht winkte.

Nachdem der furchtbare Sturm des 1859er Krieges ausgetobt hatte, entschloß sich Tommaseo endgiltig, mit der Familie nach Florenz zu übersiedeln und verließ am 13. October 1859 Piemonts Hauptstadt, um eine bescheidene Wohnung am Lungarno delle Grazie in Florenz zu beziehen. Hier erfreute er sich der Freundschaft Gino Capponi's und zählte auch Männer, die der um Toscana so hochverdienten großherzoglichen Dynastie treue Anhänglichkeit bewahrten, darunter den ehemaligen Secretär Großherzog Leopolds II. und bekannten Schriftsteller Luigi Venturi, zu seinen besten Freunden. Der Politik hatte Tommaseo längst entsagt und befaßte sich jetzt nur noch theoretisch damit: Philosophische Schriften wechselten mit solchen philologischen und pädagogischen Inhalts ab, und außerdem unterhielt der Mann eine an's Unglaubliche grenzende briefliche Correspondenz. Unter seine hervorragendsten Werke aus dieser Zeit gehört „Il commento di Dante Alighieri", sowie jene Schriften, worin er den modernen Materialismus bekämpfte. Durch diese auf die Erniedrigung des Menschengeschlechtes und auf die Herabwürdigung des Individuums gerichteten materialistischen Bestrebungen, die weder der Wissenschaft noch auch der menschlichen Gesellschaft zum Vortheile gereichen können, wurden die Werke „L'uomo e la scimmia" und „Il cranio dei morti e il cranio e il cuore dei vivi" veranlaßt.

Im Buche „L'Italia e la Polonia" plaidirte Tommaseo mit Begeisterung zu Gunsten dieser letzteren Nation und ebenso warmen Antheil nahm er Anfangs der Sechzigerjahre an dem publicistischen Kampfe über die Frage der Vereinigung Dalmatiens mit Croatien und Slavonien. Fünf Broschüren, darunter eine in croatischer Sprache, bekundeten sein lebhaftes Interesse an den Schicksalen seines Vaterlandes; doch als er merkte, daß man in einer so wichtigen Sache ihn irrezuführen und seinen ehrlichen Namen zu mißbrauchen versuchte, klagte er darüber mit den so unendlich traurig klingenden Worten: „Ich bin ein armer, blinder, beinahe todter Mann."

Bezeichnend für Tommaseo's Verhältniß zu seiner dalmatinischen Heimat sind auch die Worte, die er im Jahre 1872 an den k. k. Regierungsrath Maschek in Zara — der ihm ein Exemplar seines „Manuale del regno di Dalmazia" verehrt hatte — schrieb: „Ich werde dieses Buch", hieß es u. A., „wie ein Familienandenken bewahren und meine Kinder werden bei dessen Lectüre an die ferne Heimat denken."

Mit großer Sachkenntniß besprach er die politischen und socialen Fragen Italiens und muthig erhob er seine Stimme gegen manche seiner Ansicht nach verderbliche Gesetze und ungerechte Verordnungen, bald zur Eintracht mahnend, bald unwürdige Manöver entlarvend, wie er es durch die Schriften: „La legge Vacca", „Il parlamento e l'Italia", „Del matrimonio civile", „Le guarentigie papali" u. a. that. Aber auch in Italicis passirte es manchmal dem armen, blinden Greise, daß er von Leuten irregeführt wurde, denen es darum zu thun war, ihm die Dinge so darzustellen, wie es ihren eigenen Wünschen und Plänen, aber nicht der Wahrheit entsprach. Doch wehe, wenn er die unlautere Absicht merkte! Denn er gab sich nie dazu her, Factionen, welchen Namens immer, zu dienen, er, der immer nur das Gute und Wahre vor Augen hatte und auch hochgestellte Männer nicht schonte, wenn es die Vertheidigung der Gerechtigkeit und der Moral galt.

Von den Mühsalen des Lebens und den unvermeidlichen Aufregungen des Parteiengetriebes suchte und fand Tommaseo Schutz und Trost in der Religion, Erholung im Schoße der über Alles geliebten Familie. Aufrichtig gläubig und fromm, bewies er, daß man mit Glauben und Liebe dem Vaterlande und der Menschheit besser dienen kann, als mit dem Unglauben und dem Haße. Deshalb verfocht er stets mit vornehmer Ruhe die ewigen Wahrheiten und dankte Gott, in der katholischen Religion seiner Ahnen geboren und erzogen worden zu sein. Als er im Jahre 1861 dem Papste Pius IX. durch den Freund Abbé Bernardi seine Ehrfurcht bezeugen ließ und um den päpstlichen Segen bat, antwortete Ersterer: „Gerne sende ich Tommaseo meinen Segen, denn ich weiß, daß er ein guter Christ ist." Und bei einer anderen Gelegenheit sagte derselbe Papst zu dem berühmten Franciscaner P. Lodovico da Casoria († 1884): „Sagen Sie Tommaseo, daß ich ihn segne." Ebenso echt und innig als der religiöse Glaube, waren auch Tommaseo's freisinnige Ueberzeugungen: von seiner Treue und Liebe zur wahren Freiheit erwartete er weder Vortheile, noch Ehren, noch Popularität. In seinem ganzen Leben ließ er sich nie herbei, den Mächtigen zu schmeicheln, dem Sieger den Beifall zu spenden, und obwohl von den extremen Parteien vielfach mißverstanden und verdächtigt, hörte er nie auf, das Gute, wo es auch immer anzutreffen war, zu lieben und zu loben. Das Volk liebte er als wahrer, edler Menschenfreund und Niemand war ihm verhaßter, als jene

nichtswürdigen Demagogen, die auf den guten Glauben, die Unwissenheit und die Leidenschaften der großen Menge speculirten.

Indessen starb nach langen, geduldig ertragenen Leiden im September 1873 Tommaseo's gute Gemahlin. Der blinde Greis erholte sich von diesem betäubenden Schlage nicht mehr und folgte der tiefbetrauerten, treuen Lebensgefährtin nach nur sieben Monaten in's Grab.

Am 28. April 1874 kam Professor Tezza aus Pisa, um ihn zu besuchen. Am 29. wollte Tommaseo nach seinem Frühstück mit dem Freunde einen kleinen Spaziergang machen, doch bemerkten sowohl Tezza, als Tommaseo's Secretär Lebrun zu ihrem Schrecken, daß des Alten Sprache nicht mehr so klar und deutlich sei. Dieser ging, trotzdem Lebrun ihn gebeten, zu Hause zu bleiben, wirklich aus, indeß Lebrun schnell um einen Arzt schickte, selbst aber in einiger Entfernung Tommaseo und dessen Begleiter folgte. Die Sprache ward indessen immer unverständlicher und dem Greise fiel oft der Stock, auf den er sich stützte, aus der Hand. Da ließ er sich denn zur Heimkehr bewegen und als er sich niederlegte, war schon die rechte Seite ganz gelähmt und es gab, trotz der Bemühungen der herbeigeeilten Aerzte, keine Hilfe mehr. Der Kranke sprach kaum und ebenso wenig verstand er die Worte der um ihn Versammelten; endlich verlor er am 30. April Abends die Sprache und das Bewußtsein vollständig. Der Pfarrer und der mit Tommaseo eng befreundete Piarist P. Zini spendeten ihm die letzten Tröstungen der Religion und sprachen über ihn die Gebete der Sterbenden.

Am 1. Mai 1874 schloß sich ein ungewöhnlich thätiges, makelloses, der Religion und dem Vaterlande, dem Wahren und Guten allein geweihtes Leben. Ganz Florenz wurde durch die Nachricht vom Hinscheiden des großen Mannes in tiefe Trauer versetzt, ganz Italien beklagte den unersetzlichen Verlust.

In der St. Remigio-Kirche, wo die feierliche Aussegnung stattfand, hielten die Professoren P. Giuliani und Augusto Conti, letzterer bekanntlich der hervorragendste italienische Philosoph der Jetztzeit, ergreifende Reden, worin sie den großen Philosophen und Schriftsteller, den wackeren Bürger feierten. „Tommaseo's Name genügt", sagte u. A. Conti, „um die Italiener an die ewige Dankbarkeit zu gemahnen, die sie dem hochherzigen Manne schulden, welcher Geschichte, Aesthetik und Poesie, Kunst und Sprache der Erziehung des italienischen Volkes dienstbar gemacht, die Erstarkung der Geister als einziges Ziel seiner unermüdlichen Thätigkeit vorgesteckt hatte."

Am Morgen des 4. Mai fand die Ueberführung der sterblichen Ueberreste Tommaseo's nach dem in der Gemeinde Fiesole gelegenen Dorfe Settignano statt, auf dessen Friedhof Tommaseo's Gemahlin begraben lag und wo auch er sich die Ruhestätte ausersehen hatte. Acht Tage später wurden in

Gegenwart unzähliger Deputationen aus ganz Italien und dem Auslande, darunter jene von Sebenico und Triest, eines Vertreters des Königs Victor Emanuel, sowie der Civil- und Militärbehörden von Florenz, in Toscana's Pantheon, dem weltberühmten Santa Croce, die feierlichen Exequien abgehalten.

Anfangs Juni celebrirten der Erzbischof von Zara, Monsignore Maupas und der damalige Domherr, jetzt Bischof von Sebenico, Monsignore Fosco im Friedhofskirchlein von Settignano Seelenmessen für Tommaseo und gaben seinem Grabe den Segen. Diese Theilnahme österreichischer Kirchenfürsten an der Trauer über den Tod eines politischen Flüchtlings ist von hoher Bedeutung und mit Recht wurde dieses Ereigniß durch eine in dem Kirchlein angebrachte Gedenktafel verewigt.

Seitdem wurde unserem Tommaseo auf dem Platze von Settignano ein Denkmal gesetzt. Am 14. Mai veranstalteten die Venetianer eine solenne Erinnerungsfeier im Dogenpalaste, wobei die Aufstellung einer Büste Tommaseo's in Venedigs „Athenäum“ und die Errichtung eines Monumentes auf einem der Plätze der Lagunenstadt beschlossen wurde. Am 1. Juni that Turin das Seinige durch ein feierliches Requiem in der Kirche von St. Franz v. Paula und durch die Anbringung einer Gedenktafel an dem Hause, worin Tommaseo gewohnt hatte. Auch seine Vaterstadt, Sebenico, versäumte ihre Pflicht nicht, doch hat sich Niccolò Tommaseo, durch die seltenen Tugenden seines Lebens und die unsterblichen Werke seines Geistes, das glänzendste Denkmal selbst gesetzt. Unter den hervorragenden Eigenschaften des unvergeßlichen Mannes stand die Unabhängigkeit seines Geistes obenan und diese ging so weit, daß er die im Jahre 1866 ihm angetragene italienische Staatsbürgerschaft und Senatorwürde und früher noch einträgliche Stellen und ehrende Auszeichnungen ausschlug. Von den unzähligen Beweisen seiner Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit sei hier nur der eine erwähnt, daß er ein ihm von seinem alten Freunde Vieusseux hinterlassenes Legat von 1000 Francs bis auf den letzten Centime an Arme und humanitäre Anstalten vertheilte. Dem Schriftsteller Tommaseo galten die gediegensten Werke des Geistes Nichts, wenn sie nicht von einem reinen Gewissen eingegeben, von edlen Gesinnungen durchdrungen waren. Als Bürger blieb er sein Leben lang dem Grundsatze treu: „Gerechtigkeit geht vor Freiheit und keine Freiheit ohne die Gerechtigkeit!“

Wo es sich um altösterreichische Gebiete, wie Südtirol, Triest, Istrien oder Dalmatien handelte, beobachtete Tommaseo eine stets correcte Haltung, die unserem Staate vielleicht manche Verlegenheit erspart hat. Schon im Jahre 1848, da pflichtvergessene, ja eidbrecherische k. k. Marineofficiere von Venedig aus förmliche Expeditionen unternahmen, um österreichische Kriegs-

schiffe in Istrien und Dalmatien zum Eidbruche und zur Fahnenflucht zu verleiten, ermahnte Niccolò Tommaseo seine dalmatinischen Landsleute zur Ruhe und zum Gehorsam. Und dieser stets tadellosen Haltung des Mannes ist es zu verdanken, daß zu keiner Zeit seines Lebens sich die Irredenta an den Dalmatiner Tommaseo heranwagte.

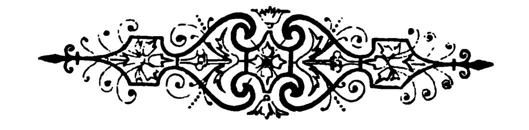
Wir schließen diese bescheidene Skizze eines nur dem Cultus des Guten und Schönen geweihten Lebens mit folgendem von unserem Adolf Bekk genial und treu übersetzten Gedicht * Bertoldi's an Tommaseo:

„Nicht dieser anmuthsvolle Hauch allein
Attischen Geists, den Deine Schriften wehen,
O Tommaseo, Du, deß' ganzes Sein
Antiken Sinn uns lehrt verstehen;

Nein, weil ein Ziel so hehr und segensreich
Dich lenkt im Schreiben, weil in edlem Feuer
Dir recht zu schreiben und zu thun sind gleich,
Dies macht mir Deine Schriften theuer.

So gleichst Du stets Dir selbst in treuem Sinn,
Und während wir vom Zweifel umgetrieben,
Ob besser, schön, ob gut — bringst Du's dahin,
Daß wir das Ein' wie's And're lieben."

* Dasselbe wurde auch von Luigi Venturi aus dem lateinischen Urtexte in's Italienische vorzüglich übersetzt.





Aphorismen.

Von

Marie von Najmájer.

Es ist merkwürdig, daß manche Menschen so unfähig sind, sich in die naiv beschränkte Anschauungsart und in die frische, intensive Empfindungsweise eines Kindes zurückzuversetzen, als ob sie selbst nie Kinder gewesen wären.

Der sogenannte „Fluch der Lächerlichkeit“ ist ein so fragwürdiges Unglück, daß unendlich viel Eitelkeit dazu gehört, um es so ernst zu nehmen, als es häufig geschieht. Es käme doch vor Allem darauf an, wer lacht, denn hierin ist in erster Linie der Unverstand meist eben so geübt als schonungslos.

„Sei streng gegen Dich selbst und nachsichtig gegen Andere!“ Ein herrliches Sittengebot, aber kaum minder übermenschlich in seinen Anforderungen, als dasjenige: „Liebe Deine Feinde!“ Auch der, dem die Fähigkeit gegeben ist, sich in Andere zu versetzen, bringt doch nur einen Maßstab mit in die Welt: seinen eigenen.

Wer mit Vorliebe den Umgang mit ihm untergeordneten Geistern wählt, beweist hiedurch immer Hochmuth, mag dieser auch noch so sehr mit Leutseligkeit versetzt sein. Auch ist er zumeist sich selbst im Wege, denn nichts ist für unsere innere Entwicklung so förderlich und befruchtend, als die Reibung mit ebenbürtigen Geistern.

Die Denkfaulheit der Massen ist so groß, daß ihre Weltanschauung vorwiegend entweder zum engherzigsten Zelotenthum, oder zum sinnlosesten Materialismus neigt.

Wer im Banne einer Leidenschaft ist, blickt meist mitleidig auf die anderen Staubgeborenen herab, die ihm stumpf ihren einförmigen Weg zu wandeln scheinen. Diese hingegen würden ihn für einen wenig neidenswerthen Gefangenen halten, wenn sie ihn zu durchschauen vermöchten; er aber trägt seine Ketten wie ein Diadem und fühlt ihre Last erst, wenn sie sich zu lösen beginnen.





Meeresstille.

Von

Alfred Friedmann.

Das Meer liegt wie ein Spiegel
Von venetian'schem Glas,
Der Sonne gold'nes Siegel,
Den blauen Himmel eingedrückt,
Unmerklich von der Stelle rückt,
Und flammt wie Chrysopras.

Ein rothes Segel bläht sich
Im Wind, den es erzeugt —
Kein and'rer Hauch verräth sich.
Goldregen nur und Fliederstrauch
Bewegt sich in der Düfte Hauch,
Von eig'ner Last gebeugt.

Im flachen Meere blauen
Auf einmal still're See'n.
Ein Schiff ist fern zu schauen
In einem weißen Streif im Duft,
Es ist, als schwebt' es in der Luft —
Viel Wunder hier gescheh'n!

Der Rauch am Horizonte
Bleibt stehen meilenweit.
Der große Dampfer konnte
Nur zögernd zieh'n zur Fern' hinaus,
Grüßt lang so Heimat noch und Haus —
Sehnsucht gibt ihm Geleit!

Ein Kind spielt still am Strande
In unbewußtem Glück;
Es baut ein Schloß im Sande,
Es denkt nicht, was die Welle bringt . . .
Nicht, was ein Sturm im Westen singt —
Nicht vorwärts, nicht zurück.

Unsagbar süßer Frieden
Liegt auf dem Fleckchen Land,
Für einen Tag gemieden
Ist auch mein Herz von Bangigkeit,
Vergang'ner Schmerz liegt endlos weit,
Fern, wie des Meeres Rand!

Nur einer Krähe Schatten
Schwebt über'm Sand daher . . . . . .
Willst, Seele, nicht gestatten,
Der Ahnung ganz zu werden los:
Daß Glück schon Unglück birgt im Schoß,
Und Sturm das stillste Meer? . . .





Wenn und Aber.

Von

Bruno Walden.

„Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht,“

lautet ein altes Sprüchlein, und alte Sprüchlein stehen in gar hohem Ansehen ob ihres Klugheitswerthes. Zum Volksgebrauch ausgeprägte Kleinmünze der Weisheit pflegt man sie zu nennen, und sie in Ehren zu halten als allzeit gültige Wahrworte. Im Allgemeinen theilen wir diesen Respekt vollkommen, in diesem besonderen Falle aber möchten wir gegen die dem Manne, der das Wenn und das Aber erdacht, zugeschriebene Alchymie Protest erheben, und ihn kühnlich der gerade entgegengesetzten beschuldigen. Nach unserem Ermessen schafft das böse Wenn und Aber gar häufig Gold zu Häckerling um.

Wer den Cult der Einen oder der Andern dieser vier Buchstaben betreibt, dem werden sie gar leicht zum Mehlthau, der ihm die lieblichsten Lebensblüthen vernichtet. Der Wenn-Mensch und der Aber-Mensch wird nie und nimmer des Besten und Schönsten völlig froh, ein Mißton vergällt ihm jegliches Genießen.

Erfüllt sich dem ersteren ein langgehegter Wunsch, so führt dies durchaus nicht die erwartete Befriedigung mit sich, denn „wenn“ es nur etwas früher oder etwas anders gekommen, wäre es weit besser noch, und so sehr ist, wie es das französische Sprichwort besagt: „Das Bessere der Feind des Guten,“ daß die neue Glückshypothese den Werth des Langerstrebten und endlich Erreichten gänzlich zunichte macht und die thatsächliche Ursache zur Freude, zum imaginären Quell für nörgelndes Mißvergnügen wird. Ueber die

müßige Betrachtung, wie angenehm es wäre, wenn die Rose keine Dornen hätte, vergißt er die Existenz der Rose und drückt er sich die oft mit zarter Hand leicht zu beseitigenden Dornen tief ins Fleisch.

Diese bedauernswerthen Opfer des „Wenn" theilen sich in zwei Kategorien. Die Einen sind Martyrer unfruchtbarer Reue; nicht im ethischen, sondern im praktischen Sinne. „Wenn ich nur das gethan hätte," und „Wenn ich nur das nicht gethan hätte," wechselt ihre stete Klage, und in dem fortwährenden Bedauern über das wirklich oder vermeintlich Verfehlte und Versäumte, verfehlen und versäumen sie, was es wett machen könnte. Trotz ihrer unausgesetzt bittern Selbstvorwürfe aber, messen sie doch nicht sich selbst die Schuld an ihrem angeblichen Mißgeschicke bei, sie belasten das Schicksal mit der Verantwortung dafür. „Wenn ich kein Pechvogel wäre!" „Wenn ich Glück hätte, wie Andere!" lautet die Formel, mit der sie häufig das Glück verscherzen, das sie besitzen, aber in Folge aller erdenklichen „Wenn" nicht zu schätzen wissen. Sie erheben das Fatum zur allesentscheidenden Macht, doch ohne sich ihm in Resignation zu beugen, wie es die Logik des Fatalismus erfordert.

Die Andern, minder orientalisch gesinnten Wenn-Kranken klagen ihre Mitmenschen en gros und en detail dafür an, daß ihre eigene Anschauungsweise und Phantasie sich mit dem realen Leben durchaus nicht in Einklang bringen läßt. Ihre Einbildung ist eben so üppig, wie einseitig; unfähig sich, auch momentan nur, auf den Standpunkt eines Anderen zu versetzen, subjectiviren sie sich die ganze Welt durch das unscheinbare Wörtchen: Wenn. Für diese beschränkten Phantasiemenschen gibt es keinen unerfüllbaren Wunsch, denn wenn dieser dieses, und jene jenes thut, und wenn sich nöthigenfalls die Weltordnung auf den Kopf stellt, sind ja ihre Ansprüche ganz leicht zu befriedigen. Daß die Wirklichkeit sich diesen einfachen Anforderungen nicht unterordnet, empört sie ehrlichst, ihre Klage wird zur bitteren Anklage gegen all Jene, denen sie Schuld am Zusammenbrechen ihres so sicher auf dem Wenn basirten Luftschlosses beimessen, und die Enttäuschung die den Fatalisten Weltschmerz bereitet, erfüllt sie mit Weltgroll. Wie eifrig sie aber auch gegen all und jedes im Himmel und auf Erden das Wenn zu Felde führen, gegen ihre eigenen Anschauungen und Prätentionen kehren sie es niemals, trotz des constanten Katzenjammers, den seine phantastisch einseitige Anwendung lebensverbitternd für sie im Gefolge führt.

Nicht ganz so schlimm daran, wie der häufig gänzlich lebensschiffbrüchige Wenn-Mensch, ist der Aber-Mensch, doch besitzt und übt auch er das Talent, sich alles zu vergällen. Der Schatten dient ihm nicht zur Folie des Lichtes, er vergewaltigt ihn zu dessen Dämpfer und zerrt ihn aus dem entlegensten Winkel in den Vordergrund. Er empfindet das ruhelose Bedürfnis

Mängel und Fehler zu entdecken, nicht in jenem analytischen Geiste, der sie als einen naturgemäßen Theil alles Irdischen zur vollen Veranschaulichung des Ganzen in Betracht zieht, sondern in dem mäkelnden Sinne, der den Werth des Guten und Schönen durch das kleinste unwesentlichste Gebrechen arg beeinträchtigt, wo nicht gänzlich aufgehoben findet. Am Tonfall erkennt man den nörgelnden Aber-Pedanten; mit so pastosem Nachdruck betont er sein Lieblingswörtchen, dass es den ganzen langen, lobenden Vordersatz zu verschlingen scheint, wie es ihm denn auch wirklich die reine Freude rückhaltloser Anerkennung zu nichte macht. Er gebraucht sein stetes Aber nicht von einem bestimmten kritischen Standpunkte aus, das Aber an sich bildet seinen Standpunkt. Wo es sich nicht von selbst ergibt, zwingt er es hinein, wo er es nicht finden kann, erfindet er es, fehlen darf es nie und nimmer, auch da nicht, wo er seine Bewunderung zollt. Ihm ist die sixtinische Madonna „ein unvergleichliches Kunstwerk aber die im Vordergrund lümmelnden Englein sind doch all zu pausbackig für Himmelsbewohner.“ Ganz unmöglich ist es ihm, zu sagen, daß ein Mensch gut, liebenswürdig, impulsiv-warmherzig sei, ohne hinzuzufügen, „aber schwach.“ Wenn er Richard Wagner als einen Heros der Tonkunst feiert, kann er es sich nicht versagen, zu bemerken: „aber als Mensch ist sein Größenwahn, seine kindische Vorliebe für seidene Schlafröcke rc. doch ganz unerlaubt.“ Ebenso getreulich bemerkt er, wenn er Bismarck als dem größten Staatsmanne aller Zeiten huldigt „aber er ist rücksichtslos.“

Dabei ist der Aber-Mensch sehr häufig weit davon entfernt, böswillig tadelsüchtig zu sein, es ist nur die Gewissenhaftigkeit deutscher Gründlichkeit, die ihn nöthigt, bei allem auch die Kehrseite in Betracht zu ziehen und die Kleinlichkeit der Pedanterie, die ihn außer Proportion bei Nebensächlichem mit Nachdruck verweilen läßt. Er hat keinen Sinn für die große, naturgeschichtliche Wahrheit in dem Sprichwort der Franzosen „il a les défauts de ses vertus,“ und ventilirt das Aber in allen Tonarten, nur sagt er sich nie: „aber das Licht bedingt den Schatten in der Plastik der Erscheinung.“ Ebenso gelangt der Wenn-Mensch mit all seinen unerschöpflich phantastischen Wenn nie zu dem Phantasieaufwande, sich vorzustellen, daß, wäre ein Ding anders, es naturnothwendig ein anderes Wenn heraufbeschwören würde.

Beide verlangen, daß ihnen Sonne und Mond gleichzeitig leuchte und vergrämeln sich mit ihrem oppositionellen Wenn und Aber gegen die Weltordnung, die ihnen diesen Gefallen nicht erweisen will, jede schöne Stunde und damit mehr oder minder das ganze Leben.



Orientalische Bände.

Von

Faust Pachler.

Ein Gespräch mit Gott.

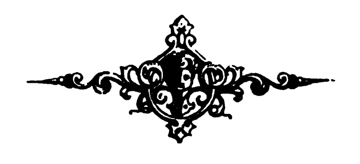
Ich war einmal recht unzufrieden
Mit dem und jenem, was hienieden
Mir wurde vom Geschick beschieden
    Und wühlte recht in meiner Pein;
Und während ich so sinn' und brüte
Bald mit verzweifeltem Gemüthe
Jetzt wieder still, jetzt fluchend wüthe,
    Vor lauter Jammer schwach und klein.
Da wird es plötzlich um mich helle
Und über die verschlossene Schwelle
Trat Gott, der Herr in meine Zelle,
    Als lichter Cherub trat er ein.
Und Schauer floß durch meine Glieder
Und doch belebte Muth mich wieder
Anbetend sank ich vor ihm nieder
    Und glaubt' im Himmel schon zu sein.
„Ich hörte," sprach er, „Deine Klage
Und weil ich Schöpfer Deiner Tage
So thu' ich nun an Dich die Frage:
    Was willst Du? Meine Macht ist Dein.
Ich will Dir geben, was Dir fehlet,
Ich will Dir nehmen, was Dich quälet,
Wegwälzen über den es schmälet,
    Von Deinem Herzen Stein um Stein.
Schürt's Dir des Lebens heiße Flammen
Aus Deiner Heimat herzustammen?
Ich will zu andrer Dich verdammen!"
    Ich blickte auf und sagte: Nein! —

„Willst and're Eltern Du wohl haben,
Als jene sind, die Du begraben?
Ich will mit bessern Dich begaben! —
Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst anderem Beruf Dich weihen,
Hoffst anderswo noch mehr Gedeihen?
Ich will Dir solche Bahn verleihen!“
Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst Du ein ander Weib zur Seite,
Als jenes, das Dir gibt Geleite?
Ich führe Dich zu neuer Freite“
Ich blickte auf und sagte: Nein! —
Willst Du an anderm Orte leben,
Genießen, wirken oder streben?
Will andern Aufenthalt Dir geben!
Ich blickte auf und sagte: Nein!
„Thor,“ sprach er nun — „Du Glücksbestreiter,
Selbstquäler, — fahre wohl! Leb' heiter
In so verhaßtem Dasein weiter.“
Sprach's und verschwand. — Doch ich war mein! —
Mein wieder, frei von allen Schmerzen,
Und so, voll Dank im leichten Herzen,
Vermocht' ich wiederum zu scherzen,
War lustig wie der Sonnenschein
Und flehte, glücklich und zufrieden
Mit all' und jedem, was hienieden
Mir wurde vom Geschick beschieden:
„Herr, tritt nur öfter bei mir ein.“

Der greise Dichterling.

Umsonst war und vergebens,
Die Mühe alles Strebens,
Zeit meines ganzen Lebens!
Blut möcht' ich dr'über weinen!
Und wenn ich dieses sage
Am Rande meiner Tage,
Hört ihr heraus die Klage?
Fühlt ihr heraus die Prinon?
Was hab' ich meinem Alten
Im frühesten Entfalten
Versprochen? Was gehalten
Den längstverklärten Meinen?
Ich schien mir auserkoren,
Zum Höchsten nur geboren —
Nun muß ich mich verloren,
Vergessen wohl mich meinen.

Schmach! — Aerg're kaum zu finden.
Schmerz! — Kaum zu überwinden.
O! Wie sie sich verbinden,
    Sich zur Verzweiflung einen! —
Und doch und doch belebt mich
Noch Freude, doch umwebt mich
Noch Tröstung und erhebt mich,
    Ich darf es nicht verneinen. —
Mir duftet im Gemüthe
Allewig eine Blüthe
Darauf die Sonne glühte
    Mit Strahlen, goldig reinen.
Was Andere beglücket,
Ich bin's, den es entzücket,
Wenn Ruhm die Andern schmücket,
    Ich gönne jedem seinen.
Mir fließt im Geist gar helle
Stets eine Wunderquelle,
Der Spiegel ihrer Welle
    Läßt, was ich will, erscheinen. —
Dann such' ich in oft mildern
Oft übertrieb'nen Bildern,
Was ich geschaut, zu schildern,
    Und fühle groß mich Kleinen
Wenn sie mich einst begraben
Als altgeword'nen Knaben
Werd' ich den Nachruf haben:
    Er kannte seel'ger keinen.





Die Jagd auf den Teufel.

Erzählung

von

Bernhard Rothenstein.

Terrassenartig abfallend liegt, die freundlichen, weißgetünchten Häuserreihen behaglich streckend, das anmuthige Städtchen L..... im oberen Mühlviertel, der reizenden „buckligen Welt", deren wellige Hügelketten nur schwer durch die eiserne Schiene gemeistert werden können.

Gegen Westen von dem fluren- und industriegesegneten Böhmen, gegen Osten von der herrlichsten europäischen Wasserstraße umschlossen, vertrocknet das Ländchen schier, trotz seiner braven Bevölkerung, seiner sprudelnden Quellen und dichten Wälder. Es wird zur Mumie, bevor es noch recht zu leben begonnen.

Also in dem anmuthigen Städtchen L..... und in dessen weiterem Umkreise waren seit acht Tagen die friedlichen Einwohner in Angst und Schrecken versetzt. — Wie das kam? —

Ach, das ist eine sehr einfache Geschichte. Ich hab' sie mir von einem Jäger erzählen lassen. Der Jäger, der bin ich selbst und da es allbekannt ist, daß Jäger bei der Schilderung selbsterlebter Jagdabenteuer nie, wenn auch nur um eines Haares Breite, von der Wahrheit abirren, so wird wohl die Geschichte sich so zugetragen haben, wie ich sie hier wiedererzähle. Doch da fällt mir ein, daß es vielleicht passend wäre, vorerst die handelnden Personen dem freundlichen Leser vorzustellen; nicht etwa blos aus purer Artigkeit, sondern mehr noch im Interesse des Erzählenden, denn gewiß: es muß sich

weit angenehmer plaudern, wenn der Plauderer das Bewußtsein hat, daß die Herrschaften, das heißt: Leser und handelnde Personen einander nicht fremd sind. Aber da kommt mein Freund, Herr Z. von A., nebenbei bemerkt ein sehr umfangreicher Herr, der in solchen Dingen viel Erfahrung besitzt — hat er doch bereits eine ganz erkleckliche Anzahl geistiger Schmerzenskinder in die brandende See der Oeffentlichkeit geschleudert, von wo freilich die meisten fein säuberlich gewaschen wieder auf den Strand geworfen wurden — und meint: Das sei Pappe! Die Bekanntschaft der Personen einer Erzählung vermittle sich am besten von selbst.

So sehe ich also von der förmlichen Vorstellung ab und stürze mich kopfüber in die epische Flut.

Wie war's doch?

Ach ja, ich sprach von dem freundlichen Städtchen L..... —

Ganz richtig. Jetzt erinnere ich mich auch, wie ich die Erzählung eigentlich einleiten wollte.

Also!

Es war am frühen Morgen. Der Herbst fröstelte bereits in's Land. Von den bequemen Einwohnern staken noch viele in den warmen Federn; die schrägfallenden Strahlen der hinter Purpurdünsten aufschwebenden Himmelsleuchte hatten noch wenig wärmende Kraft, als ein altes, zerzaustes Mütterchen, die Kreunze auf dem Rücken, über das im Morgenthau blitzende Stoppelfeld dahinwackelnd in den Wald ging, um Klaubholz zu sammeln. Ihre mühselig ausschreitende Gestalt mit dem gekrümmten Rücken ließ im Waldesschatten kaum die Gesichtszüge der Alten unterscheiden. Spähend lugte sie mit den noch verschlafenen Aeuglein nach rechts und links, hie und da einige abgefallene dürre Aeste vom Boden auflesend und sie dann mit bedachtsamen, ungelenkem Schwung nach hinten in die Kreunze schleudernd. Das thaufeuchte Gras netzte ihre welke Hand und wahrscheinlich um ihre erhitzten Pulse zu kühlen, strich sie mit der Fläche derselben das kühlende Naß über die beiden Schläfen. So keuchte sie Schritt vor Schritt dahin. Eben beugte sie sich neuerdings zur Erde nieder, um sich abermals einen auf dem Wege liegenden, herrenlosen kräftigen Ast anzueignen, da gewahrte sie ein von der Seite her auf sie zuschreitendes, schreckhaftes Wesen, allem Anscheine nach ein Thier, jedoch ein Thier von einer so seltsamen Gestalt, wie sie ein ähnliches bisher noch nie gesehen. Der Schreck, der wandernde Geselle, fuhr ihr natürlich sofort in die Glieder, die Knie versagten ihr und sie war nahe daran, mit sammt der Kreunze den thaufeuchten Boden zu küssen, doch gerade die sich steigernde Angst verlieh ihr wieder so viel Energie, daß sie, humpelnd und über Baumwurzeln stolpernd, die Flucht zu ergreifen vermochte. Dabei hatte sie die haarsträubende Empfindung, als ob das Ungethüm ihr hart auf den

Fersen folge und sie zeitweise am Kleide zupfe, was ihr bange Schreckenslaute erpreßte. Endlich, als der letzte Rest ihrer allmälig hinschwindenden Kraft beinahe erschöpft war und ein Schleier sich mälig über ihre Augen breitete, hing sie sich pfnauchend und pustend an einen ihr im Wege stehenden, niedrigen, abgefaulten Weidenstrunk, während ihre bebenden Lippen mechanisch ein Stoßgebetlein murmelten.

Es war ein Glück für sie, daß in diesem bedenklichen Augenblicke ein munteres junges Mädchen, das leichtbeschwingten Fußes dahinschritt, ihren Weg kreuzte. Auf den mit üppigen, dunklen Flechten umkränzten Kopf einen mäßig großen Korb schaukelnd, der frischduftende Butter enthielt, die es zu Markte trug, hallte der Wald von seinem fröhlichen Sange wieder, der aber jäh verstummte, als es unvermuthet die innige Umarmung des verkümmerten Weidenstrunkes durch die arme, alte Kreunzenträgerin gewahrte. — Mit einem blitzschnellen Sprunge war das warmblütige Mädchen an der Seite der Bewußtlosen und ihren Korb hurtig auf den grünen, mit gelbbraunem Gestreu gesprenkelten Plan stellend, genügte ihr ein Blick in die fahlen Züge des ohnmächtigen Weibes. Sofort die kritische Lage desselben erkennend, löste sie ohne Zögern die Kreunze von dessen Schultern, nahm die Willenlose theilnamsvoll in ihre kräftigen Arme und legte sie behutsam auf den feuchten Boden hin.

Des Weibes bleiche Augenlider waren geschlossen und die fahlen eingefallenen Wangen, wie die halbgeöffneten, blutleeren Lippen konnten leicht der Vermuthung Raum geben, daß das Leben dieser greisen Hülle bereits entflohen sei. Doch dem war nicht so; denn allmälig kam wieder eine anfänglich leise, dann sich steigernde, zuckende Bewegung in den Körper, begannen der Athem und die Muskeln wieder ihre lebenkündende Thätigkeit. Die bleichen Wangen bedeckten sich mit sprunghaft aufleuchtenden, rothen Flecken; die flüsternden Lippen weiteten und schlossen sich abwechselnd. Immer tiefer zog und immer hastiger flog der Athem, und der wogenden Brust entrangen sich schwere Seufzer.

Nebenan rieselte verstohlen über grünliche Kiesel murmelnd ein zartes, silbernes Bächlein. Behend sprang die dralle Nymphe dahin und netzte ihr blaues Kattuntaschentuch in der hellen kalten Fluth. Mit Windesschnelle war sie zurück, legte der noch immer Besinnungslosen das kühlende Tuch abwechselnd auf beide Schläfen, flog abermals zum Bächlein, kehrte abermals zurück und bemühte sich so ausdauernd, bis endlich zu ihrer großen Freude der Erfolg ihre Mühe krönte.

Die Alte schlug die Augen auf.

Verwundert traf ihr erster Blick das liebliche Antlitz des Mädchens, das ihr freundlich zulächelte. Doch bald verdüsterten sich ihre Gedanken

wieder, denn sie begann sich des Vorangegangenen zu entsinnen. Scheu um sich blickend, dann sich in halber Höhe vom Boden aufrichtend, frug sie mit wimmernder, heiserer Stimme:

„Ist der Teufel noch immer hinter mir her?"

Ein lustiges Lachen beantwortete unmittelbar die wunderliche Frage, eben so rasch aber wurden die Züge der jungen Samaritanerin wieder ernst. Gewiss, dachte sie, ist die Arme nicht recht bei Sinnen, und gutmüthig erwiderte sie:

„Des hobt's g'wiß tramt!"

„Tramt?" — gab die Alte die Frage zurück und blickte ängstlich nach der Seite, dann schüttelte sie energisch den Kopf. —

„Dös woar koan Tram!"

„Freili woars oana!"

„Nid woars oana!"

„Aber —"

„Aber —!"

Und beide sahen sich mit einer gewissen überlegenen Geringschätzung in die Augen. Mit der zunehmenden Sammlung des Weibes klärte sich die Sache endlich denn doch auf. Jetzt kam aber die Reihe des Erschreckens an das Mädchen.

„Wie," rief es „glabt's oes wirkli, daß das Unthier der Teufel war?"

„No freili; i hob jo deutli die schwoarzen Hörnd'ln auf dem struppigen Kopf g'segn — und nocha erscht dö Füaß?! — Habt's oes scho amal die Füaß von an Teufel g'segn? — He?"

„Na!" kicherte die Befragte.

„Alsdann, do könnts eng mit oller engerer Einbildung ka Vorstellung davon mochen."

„Glab's scho!"

„Und danacher erscht der Hals! Jessas, der Hals! Verruckt kunnt m'r wern! Wird's oes glaben, won i eng sog, daß der Kirchthurm von dö Barnabiten in der Stodt drobnert nit viel höcher is."

„Gengan's," lachte die Maid schnippisch.

„Jo, wohr is!" betheuerte die nun wieder recht muntere Alte, welcher der anregende Meinungstausch die redegewandte Zunge völlig gelöst zu haben schien und mit wachsendem Eifer fuhr sie in ihrer plastischen Beschreibung fort:

„Und wos glabt die Jumpfer, wos er für Augen g'macht hot?"

„Konn mr's nid vorstellen."

„Solche!" schrie die Alte voll Entsetzen, die Augen aufreißend, daß sie unheimlich leuchtend aus den tiefliegenden Höhlen traten. Gleichzeitig schleuderte sie ihre breite Zunge weit aus dem zahnlosen Munde hinaus. In

der That schienen diese Kraftbehelfe auf das des Schreckens bereits ledig gewesene Mädchen abermals eine einschüchternde Wirkung auszuüben, denn furchtsam ein Kreuz schlagend, setzte es nun hurtig den rundlichen Korb wieder auf den Kopf und forderte die Alte auf, nun, da sie sich bereits vollkommen erholt zu haben scheine, mit ihm in die Stadt hinauf zu gehen.

„In Gott's Nomen!“ erwiderte diese. „Möcht doch um Olles nid aloan jetzund im Wold zruckbleibn.“

Und so trabten Grauchen und Blondchen, jene mit der Kreunze auf dem Rücken, diese den Korb auf den leichtaufstrebenden Kopf anmuthig wiegend, traulich plaudernd selbander dem nahen Städtchen entgegen. Die Teufelsgeschichte gab der Kreunzenträgerin unausgesetzt reichlichen Stoff, die Zeit in recht romantischer und aufregender Art zu kürzen. Je näher sie dem Städtchen kamen, desto phantasievoller und wunderbarer gestaltete sich im Munde der Alten das gruselige Satansmärchen, denn ihre Einbildung steigerte und entzündete sich an ihren eigenen Worten, und als das Mädchen wieder, vom sich aufdrängenden Zweifel befallen, schüchtern meinte: ihre Begleiterin sei vielleicht doch nur das Opfer einer Sinnestäuschung, da schoß der Alten ein giftiger Blitz aus den Augen und eifernd schnatterte sie:

„No jo; oes jung's Volk hobt's holt ka Religion im Herzen und oes sündigts so lang drauf los, bis eng der Teufel, an den's nid glauben wöllt's, doch noch amal derg'lengt.“ Wieder lohnte das schon einmal gehörte fröhliche Lachen die Alte.

Sie waren nun bei den ersten vereinzelt stehenden Häusern des Städtchens angelangt.

„Pfiat Gott!“ rief die lustige Junge. „I muaß iazt auf'n Platz aufi und schaun, daß i mei Butter anbring und oes, Frau Moahm, trippelt's schön langsam hoam, schloft's eng dahoam a weng'l aus und schauts, daß's die Pfuiteufelsgedanken aus'n Kopf kriagts.“

„Scho recht,“ brummte die undankbare Alte. „Oes übermüthige junge Bagasch glabts an koan God, herentdessentwegen glabts a an koan Teufel; aber los nur auf, Du Wildling! Der erschte Kummer scho wird Di frumm mochen und danacher wirst a Du an'n Teufel glauben.“

„Kann scho sein,“ kicherte das Mädchen, und mit naiv-komischer Grandezza fügte sie schäkernd hinzu: „Wenn der erschte Kummer epper a Herzenskummer und der Teufel epper goar a sauberer Bua mit aran strohgelben aufg'wichsten Schnurbartl is —“

„Leichtsinnig's Bluat!“ schnarrte die empörte Kreunzenträgerin, mit einer heftigen Geberde links auf einen Feldweg abbiegend, während ihre Retterin in der Noth mit lachendem Munde bald ein lustiges Liedchen trällernd, bald laut aufjauchzend eilenden Fußes gradaus dahinschritt. —

Zwei Frauen hüteten nun ein Geheimnis. Selbstverständlich summten es binnen zwei und einer halben Minute — es können, um mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, vielleicht auch zwei Minuten gewesen sein — alle Fliegen in den Stuben und Ställen, zwitscherten es alle Spatzen auf den Dächern und in den Kornfeldern einander zu. Als die Dämmerung hereinbrach, wurden bereits die Wickelkinder in den Wiegen melodramatisch mit der schaurigen Märe eingelullt.

Am nächsten Tage hatte sich bereits eine Epidemie — die Furcht vor dem Teufel — aller ländlichen Geister bemächtigt. Die alten Weiber, männlichen und weiblichen Geschlechtes waren rathlos; man stürmte Rathhaus und Pfarrhof.

Abend für Abend bis in die späte Nacht hinein steckten die Männer des Rathes und die Gemeindeältesten im Hofwirthshause die verstörten Köpfe zusammen und erörterten und beriethen und drehten und wendeten den kuriosen Fall, ohne klüger zu werden. Die verzweifelten Hüter der Ordnung und der guten Sitte kratzten sich rathlos hinter den Ohren. So verflossen mehrere Tage. Die abenteuerlichen Gerüchte häuften sich maßlos. — Einmal — es wurden, das versteht sich, immer Thatzeugen als Gewährsleute namhaft gemacht — hockte sich einem Holzknechte, der durch den Wald ging, der schwarze Teufel auf das Genick und ritt und würgte ihn mit einer so ausdauernden Nachdrücklichkeit, daß er endlich ohnmächtig zusammenbrach. Ein andermal entzündete er wieder mit seinen höllisch glühenden Augen den ältesten und stärksten Eichbaum des Waldes, was beinahe einen ausgedehnten Waldbrand zur Folge gehabt hätte. Ein drittesmal — und dieser Fall zeigt, daß er auch sanfter Regungen fähig war — trug er ein kleines vierjähriges Mädchen, welches sich auf einer Wiese tummelte und durch Satans plötzliches Erscheinen vor Schrecken förmlich gelähmt blieb, behutsam und mitleidig zum elterlichen Hause; dort schob er es sachte durch's offene Fenster in die Stube hinein. So gütig gab sich der Teufel indeß nur in sehr seltenen Fällen. Zumeist wurden haarsträubende Geschichten von seiner tückischen Bosheit erzählt. Das letzte Stückchen, das er zum Besten gab, schlug dem Fasse endlich denn doch, und zwar völlig, den Boden aus. Es ist keine Erfindung, keine Phantasieblüthe, sondern eine von unanfechtbaren Augenzeugen beschworene Thatsache. — Einmal nämlich vermaß er sich, gelegentlich einer Spazierfahrt des Schloßfräuleins, dasselbe durch sein plötzliches Erscheinen und durch das Herausschnellen seiner dreifach gespalteten, mindestens zwei Meter langen, feuerrothen Zunge — welche Frechheit — zu erschrecken. Die Pferde am Wagen des Fräuleins wurden scheu und nur dem geschickten und muthigen alten Kutscher, dem braven Sepp, der die Zügel, obwohl ihm die spärlichen weißen Haare zu Berge standen, krampfhaft anzog, war es zu danken, daß

obgleich der Teufel wüthend mit einer langen feurigen Peitsche in die Pferde hieb, kein weiteres Unglück geschah.

So konnte die Sache nicht weiter gehen. Das war klar, auch für den Blindesten. Es musste etwas gethan werden, um dem Spuke ein Ende zu machen, und wenn es selbst Blut kosten sollte. Darüber gab es keine Meinungsverschiedenheit mehr. So wurden denn nun mancherlei Pläne gefasst und verworfen, vielerlei Möglichkeiten und Unmöglichkeiten durchgesprochen, bis man sich endlich nach langem Hin- und Widerstreiten für das Einfachste und Natürlichste entschied, nämlich: dem Satan mit vereinten Kräften auf den Leib zu rücken.

Vorzüglich waren es drei Gruppen, welche sich der Sache mit allem Eifer annehmen sollten.

Die Schloßherrschaft vor Allen, das versteht sich von selbst, denn das hing mit der Prärogative ihrer, selbstverständlich überragenden, höheren Intelligenz zusammen, auch hatte sie sich in erster Linie für den dem Schloßfräulein verursachten Schrecken Genugthuung zu verschaffen, — dann kamen die Bürger des Städtchens, wackere Leute, die gewohnt waren früh Morgens aus den Federn zu kriechen und noch spät am Abend beim herben Aepfelmoste ihren bürgerlichen Idealen nachzusinnen, und endlich die Bauern der Umgegend, welche in diesem gruseligen Falle zeigen sollten, daß sie muthig seien und selbst vor dem Teufel keinen Respect haben. Dazu kam dann noch das gräfliche Forstpersonale und die Gendarmerie-Expositur, welch' letztere schon von amtswegen für die Ruhe und Sicherheit der ihr anvertrauten Strecke zu sorgen hatte. Der Plan war, wie man sieht, den Verhältnissen entsprechend, ganz tadellos. —

A propos! Ich habe soeben von der Schloßherrschaft gesprochen, und da mit der Person des Besitzers gewiss auch der Begriff des Besitzes zusammenfällt, so dünkt es mich, daß ich auch vom Schlosse reden sollte.

Freilich, freilich muss ich von ihm reden: Schon aus einem und dem andern Grunde. Einmal, weil es die Wohlanständigkeit heischt, daß man vor einem Bekannten im Vorbeigehen höflich den Hut lüftet, dann aber aus dem Grunde, weil die Mauern, Bewohner und Gäste dieses Schlosses in einem gewissen Zusammenhange mit dem Kerne dieser Erzählung stehen.

Dieses Schloß nun, wie sonderbar klingt doch dies Wort in gegenwärtiger Zeit, war der Stolz der ehrsamen Bürgerschaft. Es lag, malerisch auf einer Anhöhe sich aufgipfelnd und von niedlichen Spitzbogenthürmchen bekrönt, inmitten der Stadt. Ein recht weitläufiges Gebäude, das rings von einem wohlgepflegten, zierlichen Parke umgeben war, dessen hügelige Motive Gelegenheit zu einigen artigen Brückchen im Barockstyl gaben. Es war ein vornehmer, oder wie man sich heute auszudrücken beliebt, ein vollkommen

senioraler Besitz. Der glückliche Besitzer desselben, Graf Wexberg, hielt sich mit Vorliebe, besonders zur Herbstzeit, hier auf. Hier balzten Auer- und Birkhähne; hier gab es Füchse, Marder, Iltisse und anderes rares Jagdgethier in reicher Auswahl. Ja in strengen Wintern, und es traf sich nicht selten, daß die Schloßherrschaft noch um Weihnachten hier festsaß, wechselten selbst Bären aus den angrenzenden böhmischen Wäldern herüber. Jetzt, Ende September, waren alle Zimmer des Schlosses von Jagdgästen aus vieler Herren Ländern besetzt. Das will wohl etwas sagen, denn das Schloß — aus dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts stammend — bestand in seiner ausgedehnten Gliederung eigentlich aus zwei Theilen: dem alten, nach Westen sich dehnenden, dessen Hauptmauern acht Fuß dick, gegen eine feindliche Belagerung gebaut schienen, mit Fensternischen, welche complet eingerichtete kleine Boudoirs waren und dem vornaus gegen Osten gelegenen neuen Theile, der in seiner Fülle zwar minder gediegen, aber dafür in freundlichere Gelasse eingetheilt war und seine Front dem breiten, hübschen Marktplatze zuwendete. Beide Theile waren durch im Barockstyl gehaltene Seitenflügel flankirt; eine Aneinanderreihung von Stylgattungen, welche eigentlich keinen harmonischen Vollklang gaben, aber mindestens gegenwärtig dem ruhelosen Treiben im Innern des Schlosses vollkommen entsprach. Diese Ruhelosigkeit hatte übrigens, vom natürlichen Jagdfieber abgesehen, seinen guten Grund, welcher in den dicken Mauern des alten Schloßtheiles verborgen schlummerte. Dieser Schloßtheil war auch besonders zu nachtschlafender Zeit wirklich kein anheimelnder Aufenthalt, denn es ging die Sage von Geistern und Gespenstern, welche nächtlicher Weile dort ihr Unwesen trieben und die Schläfer aus dem Schlafe schreckten. Und gerade in diesem verrufenen Theile des Schlosses war gegenwärtig die Mehrzahl der fremden Gäste untergebracht, während in den anderen Theilen die Schloßherrschaft und deren nähere Verwandte — eine erkleckliche Anzahl von Personen — Wohnung genommen hatten.

Zuweilen geschah es sogar, daß ein oder der andere Gast des alten Schloßtheiles, ohne sich weiter um die interessanten Jagden zu scheeren und ohne Abschied zu nehmen, bei Nacht und Nebel spurlos verduftete. Mein Gott, man kannte recht wohl den Grund der plötzlichen Flucht und ging scheinbar gleichmüthig darüber hinweg. Freilich, mancher der Zurückbleibenden beneidete vielleicht im Stillen den Flüchtling; da aber der sehr ehrenwerthe Schloßherr nur ein feines, malitiöses Lächeln für alle Spuk- und Gespenstergeschichten hatte, so frischten die Furchtsamen ihren wankenden Muth täglich von Neuem auf und suchten ihre Entschädigung für die unbehagliche Nähe der nächtlichen Ruhestörer, so gut es eben ging, im Pürschen, auf dem Anstande, in der Kreisjagd und hauptsächlich im „Verhören" der Auer- und Birkhähne, welches wohl allen Jägern als haut goût

des Jagdvergnügens gilt. Doch immer wieder, wenn die Jäger am Tage das arme Wild in die Geisterwelt befördert hatten, rächten sich die ruhelosen Schemen desselben, indem sie sich des Nachts ein Stelldichein an den Betten der Mörder gaben. Und die Gespensterfurcht ist eine recht ansteckende Krankheit und um so furchtbarer, als sie weder sicht- noch greifbar ist. Wer weiß, ob nicht der Teufel im Walde gleichfalls von dem geheimnisvollen Fluidum ausgebrütet wurde, das sich in den Köpfen der Ein- und Umwohner des Städtchens eingenistet hatte. Freilich schien es immerhin sonderbar, daß auch die gräflichen Jagdgäste, gewislich insgesammt lauter wohlerzogene und gebildete Leute, auf das gewöhnliche Maß verstandlicher Zurechnungsfähigkeit herabsanken, daß sie nicht kraft ihrer höheren Intelligenz der andrängenden Furcht einen größeren Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Nun, nun; ob Bildung und Wohlerzogenheit wirklich Mauern sind, die der alles nivellirende Aberglaube nicht überfliegt, das soll, wie jede Wahrheit, schon hin und wider bestritten worden sein. Wie dem aber auch sei, der Baccillus der Gespensterfurcht saß in diesem Herbste ganz gewaltig in den Nervenfasern der verehrlichen Jagdgäste, und selbst die notorisch schneidigsten, jungen Cavaliere wurden stutzig und flüsterten, wenn auch anfänglich nur leise, daß es unter sothanen Umständen ein eigen Vergnügen um eine Herbstjagd in diesem lauschigen Winkel der buckligen Welt sei. Es rumorte also, wie man sieht, wenn auch nicht gerade im Schlosse oder im Walde, so doch in den Köpfen inner- und außerhalb des Schlosses. Und nun war es gerade der Gutsherr selbst, Graf Werberg, der nach einem erfolgreichen Jagdtage, als die Jagdtheilnehmer am Abende sich um den dampfenden Theekessel gereiht hatten und abwechselnd ihrer Phantasie die Zügel schießen ließen — es soll natürlich gar nicht geleugnet werden, daß ausnahmsweise auch manchmal ein Jäger übertreibt, aber das kommt, wie gesagt, nur höchst selten und dann gewiss nur ausnahmsweise vor — daß Graf Werberg, sage ich, die Rede auf die sonderbaren Gerüchte und Geschichten lenkte, welche wie verstreute Glockenklänge, je nach der Windrichtung, von allen Seiten heranschwirrten, beifügend, daß er für seine Person geneigt sei, jeden Schein einer sogenannten „Uebernatürlichkeit“ als das neblige Product einer Sinnestäuschung aufzufassen.

Da erhob sich der Engländer Hoarox, ein sonst ruhiger, phlegmatischer Mann und sprach, fast zitternd vor Erregung und die Worte stoßweise herauspustend, was vielfach sehr bemerkt wurde: „Herr Graf, Sie mögen es mit Ihrer Anschauung halten wie es Ihnen beliebt, aber ich eröffne Ihnen unumwunden, daß ich mich mit der Absicht trage, morgen mit dem Frühesten Ihr Schloß zu verlassen.“

„Oho!“ erwiderte der Graf mit einer zurückweisenden Geberde, und während seine Stirne sich in Falten legte und um seine Lippen ein schalkhaftes

Lächeln aufzuckte, fuhr er mit bedächtiger Zurückhaltung fort: „Und was wäre die Veranlassung Ihres so plötzlichen Entschlusses, wenn ich bitten darf?“

„O, ein sehr fatales Ereignis!“ entgegnete der Engländer, ganz eigenthümlich mit den Augen zwinkernd: „Gestern — in der Nacht — ich weiß die Stunde nicht, — denn ich lag in tiefem Schlafe — ist in meinem Zimmer ein Schuss gefallen!“

Ausrufe des Erstaunens folgten diesen Worten.

„Ein veritabler Schuss!“ bekräftigte Mister Hoarox, dem in der Erinnerung an das Vorgefallene, das war klar zu erkennen, sich die Haare zu sträuben begannen; „ich erwachte — natürlich, —“ und wieder konnte man sein eigenthümliches Augenzwinkern beobachten, „sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, machte, so schnell ich es bei meiner Aufregung vermochte, Licht und blickte verstört im Zimmer umher. Es fiel mir keine Veränderung darin auf, doch schien mir eine so peinliche Ruhe über Alles gelagert, daß ich, als ich zufällig meinen eigenen Schatten erblickte, heftig darob erschrak.“

Ein fast unmerkliches Leuchten flog abermals über die ernsten Züge des Grafen.

„Ich bin aber,“ fuhr Mister Hoarox in gedämpfterem Tone fort, „fast schäme ich mich des Geständnisses, den übrigen Theil der Nacht wach geblieben, denn meine Phantasie war aus Rand und Band gerathen, der Schlaf floh mein Lager.“

„Ein Traum, weiter nichts,“ sagte ruhig der Schloßherr.

„Da können Sie vielleicht recht haben, Herr Graf,“ bemerkte mit nasaler Stimme ein schmächtiger, immens langer Gesandtschafts-Attaché, der in seinem Schlafzimmer neben seinem Bette aus Vorsicht noch ein zweites hatte hinstellen lassen, in welchem sein Diener schlafen musste. „Auch ich hatte gestern Nachts einen solch' seltsamen Traum. Mir träumte nämlich, der Teufel falle über mich her. Ich rang verzweifelt mit ihm und da ich wusste, daß über meinem Bette an der Wand ein Hirschfänger hing, so riss ich, als ich für einen Augenblick die rechte Hand frei bekam, die Waffe von der Wand herab und hieb mit aller Wuth nach dem entsetzlichen Teufel. Da wurde ich durch anhaltendes heftiges Geschrei und Gepolter zu mir selber gebracht. Mein erschreckter Diener war's, der durch das Aufschlagen des Hirschfängers auf die Kante seines Bettes aus dem Schlafe gescheucht, seinem Lager entsprungen war und ohne sich in meine Nähe zu wagen — denn er hielt mich für verrückt — so lange: Euer Gnaden, aber Euer Gnaden! brüllte, bis ich erwachte und ihm eine zusammenhängende Antwort ertheilte. Nachdem er ein Licht angebrannt, besahen wir voll Grauen den Schauplatz des nächtlichen

Traumgefechtes. Der Hirschfänger stak zwei Zoll tief in der oberen Bettkante, dort wo knapp daneben das Haupt meines Dieners schlafend auf dem Polster geruht. Einen Zoll nur näher, und ich hätte den treuen Diener getödtet."

„Hm, das ist freilich ein Bischen stark," spöttelte der Graf mit bedächtigem, lehrhaftem Accent; „aber was folgt aus Ihrer gruseligen Erzählung? Doch nur die weise Lehre, daß unter Umständen Tapferkeit klüger ist, denn übertriebene Vorsicht, und daß Bediente und Hirschfänger nicht in das Schlafzimmer eines sensiblen, lebhaft träumenden Cavaliers gehören."

„Ach was, ob Schlafzimmer oder irgend ein anderer Ort," meldete sich nun ein dritter Gast, „das ist in diesem alten Gemäuer einerlei, denn der ganze alte Schloßtract ist nichts anderes als ein umfangreicher Gespensterkobel, wo die Körperlosen ihre Schlupfwinkel haben und allnächtlich sachte auf Geistersohlen aus- und einschlüpfen."

„Eine anheimelnde Promenade," scherzte der Schloßherr.

„Es ist so!" fuhr jener fort. „Ihr Spott, Herr Graf, ist hier wahrlich nicht am rechten Orte, und er soll mich auch gar nicht abhalten, Ihnen dasjenige mitzutheilen, was auch mir widerfuhr."

„Bin neugierig," schmunzelte der Graf, sich im Fauteuil zurücklehnend und den Blick auf den Plafond heftend.

„Gestern Nachts," begann jener wieder nach einem tiefen Athemzuge, „hörte ich, wie irgend Jemand durch meinen Kamin, der doch auf den stets einsamen Corridor ausmündet, mit aller denkbaren Kraft Stöße von Holz in meinen Ofen hineinschleuderte. Ein completer Wahnsinn, denn der Ofen glühte ohnehin bereits. Meinen Sie nicht auch, Herr Graf?"

„Ich denke hierüber wie Sie," erwiderte dieser, ohne dem Blicke eine andere Richtung zu geben, doch trommelte er jetzt mit den Knöcheln der Linken leise auf der Lehne des Fauteuils.

„Sie geben mir Recht," bemerkte der Erzählende, „ich fahre also fort. Ich nannte es einen Wahnsinn. Es war ja erbärmlich heiß in meinem Zimmer. Ich rief erregt zur Thür hinaus, man möge das unvernünftige Nachlegen einstellen, weil ich sonst vor Hitze ersticken müßte. Meine Zurückweisung hatte nicht den mindesten Erfolg. Die Scheite stürzten nur um so wuchtiger gegen die Wände des mächtigen Kachelriesen. Da wuchs mein Zorn. Empört über die Dummheit des, wie es mir zweifellos schien, einheizenden Hausknechtes stürzte ich hinaus auf den nachtfinstern Corridor, um den Unglücksmenschen an den Ohren zu fassen."

Der Graf setzte sich in seinem Lehnstuhle zurecht.

„Nun?" frug er erwartungsvoll.

„Nun," schloß der Erzähler, „der Corridor war verödet. Im Ofen glimmte kein Fünkchen Kohle, nicht das kleinste Stückchen Holz lag drinnen."

Graf Wexberg schüttelte sich vor Lachen, während mehreren trübselig dreinschauenden Gästen eine leichte Gänsehaut über den Rücken lief.

„Nun ja," grollte es aus dem Munde eines derselben, den die heitere Laune des Grafen augenscheinlich erregte; „hier im Freundeskreise, beim gemüthlichen Theetische, ist es freilich ein Leichtes, über gewisse Dinge, weil dieselben über unsere Erkenntniß hinausreichen, zu spotten, aber vorkommenden Falles, mein' ich, stellt sich bei Gläubigen wie bei Ungläubigen gleichermaßen Sanct Veit als ungerufener Gast ein und ich kann, ungeachtet des Spottes unseres hochverehrten Gastgebers nicht umhin, auch meinen bescheidenen Beitrag zu dem Thema des nun einmal aufs Tapet gebrachten Geisterspukes zum Besten zu geben."

Der Graf blickte erstaunt auf den Redner, der, jugendstrotzend, in einer schmucken Hußarenuniform stak und die Schloßfrau — Pardon, ich vergaß es zu erwähnen, es war auch eine Schloßfrau vorhanden — die Schloßfrau vergaß die Sorge um den brodelnden Thee und lieh ihr Ohr den Enthüllungen des Rittmeisters. „Nacht für Nacht," klang es nun im scharfen Commandotone von dessen Lippen, „werden in meinem Schlafzimmer mächtige Folianten auf- und zugeklappt." — Jetzt konnte auch Gräfin Wexberg sich des Lachens nicht enthalten; „Sie Armer!" flötete sie im bezauberndsten Discant.

„Hm, die Geschichte ist gar nicht so scherzhaft zu nehmen," meldete sich nun Graf Steinfels, ein leiblicher Cousin der discantflötenden Schloßherrin.

„Wie, auch Du?" rief diese erstaunt.

„Ja, auch ich!" erwiderte Steinfels, sich fast unwillkürlich dem Tonfalle der Gräfin anschmiegend. „In meinem Zimmer höre ich schon drei Nächte hintereinander ganz laut an meiner Thüre pochen. Die beiden ersten Abende rief ich stets und — natürlich ohne jeglichen Argwohn: Herein! — Da jedoch Niemand kam, beschloß ich, mich nöthigenfalls für den folgenden Abend bereitzuhalten. Und richtig. — Gestern Abend, — wie seltsam! — eine brennende Kerze stand vorbereitet auf einem Tischchen neben der Thür. Eben schlug die Thurmuhr in langaushallenden Schlägen die Mitternachtsstunde. Der letzte dumpfe Glockenschlag verhallt allmälig und: — Klapp, klapp! — Potz Hubertus! Im Nu stand ich, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der zitternden Hand, vor der Thüre meines Zimmers. Ich durchbohrte mit geschärftem Blicke die ganze Tiefe des verdämmernden Corridors. Es war alles todtenstille; es regte sich nichts, absolut nichts. Man hätte das Athmen des kleinsten Vögelchens hören können, so stille war es ringsumher."

„Ja, ja; uns ist dasselbe passirt!" erscholl es nun kunterbunt durcheinander.

„Paperlapap!“ erwiderte fast unmuthig Graf Wexberg.

„Meine Herren! Ihre, von den immerhin aufregenden Jagden erhitzten Geister, irregeleitet von gewissen kleinen Zufälligkeiten, deren Ursachen sich Ihrer getrübten Wahrnehmung entziehen, lassen Sie Dinge hören, empfinden oder auch träumen, die mit der Wirklichkeit in Wahrheit nichts zu schaffen haben.“

„Nun, ich weiß nicht,“ fiel jetzt Herr von Krasicky, ein Pole in schon vorgerückten Jahren, dem Grafen in die Rede. „Ich bin, wie Sie, Herr Graf, wohl wissen, ein ruhiger, bedächtiger und, wenn es mir hinzuzufügen gestattet ist, auch ein ziemlich unerschrockener Mann, dessen Phantasie der Uebertreibung nicht leicht einen Zoll breit Raum gewährt, aber gestern nachts ist meine Kaltblütigkeit, ich gestehe es unumwunden, auf eine harte Probe gestellt worden. Da bin ich, Phöbus mag eben mit den schnaubenden Schimmeln strahlenspendend aus dem Himmelsthore herauskutschirt sein, durch einen barbarischen Lärm aus den lieblichsten Träumen geweckt worden.“ Die Gräfin lächelte.

„O, wir kennen das!“ warfen einige Gäste dazwischen.

„Nun, was folgte weiter?“ frug der Schloßherr ein wenig gedehnt.

„Weiter?“ erwiderte der Pole. „Hm! — ein Wiegenlied war's just nicht, was weiter folgte, denn als ich vom Lärm erweckt und mich auch bereits in vollkommen wachem Zustande befand — Sie dürfen das nicht als eine Selbsttäuschung von meiner Seite auffassen, meine Herren, ich versichere Sie, ich befand mich bereits in vollkommen wachem Zustande — da fielen noch, dicht aufeinanderfolgend, so schwere Hammerschläge —“

„Hammerschläge!“ unterbrach fast unwillkürlich Graf Wexberg den Erzählenden.

„Ja wohl!“ bekräftigte dieser mit nachdrücklicher Betonung, „Hammerschläge! So dicht und gewaltig, sage ich, fielen diese in dem Raume, der zwischen dem Ofen und dem Bette sich streckt, daß es mir däuchte, es schlüge eine ganze verruchte Bande mit Riesenhämmern in schnellster Folge auf Granitcolosse. Es gab einen Höllenlärm! Ich wurde unwirsch ob der unliebsamen Störung meiner Nachtruhe — nun ja, es war ja doch zu arg — und rief voll Unwillen, jedoch, und ich bitte das wohl zu bemerken, ohne mich von meinem Lager zu erheben: Sind denn hier alle Teufel los?! D'rauf zog ich mit einer ärgerlichen Geberde die Decke über den Kopf und — schlief ruhig weiter — bis zum grauenden Morgen, was, nebenbei gesagt, doch als ein Beweis gelten kann, daß meine Nerven von dem Vorfalle nicht gar zu sehr erschüttert worden sein konnten.“

Nach einer kleinen Pause, die den Anwesenden dazu diente, einige Bemerkungen über das Gehörte zu tauschen, piepste ein kleingestaltetes,

höckeriges Männchen mit blassen, eingefallenen Wangen und stechendem Blicke, das bisher mit offenem Munde und hinaufgezogenen Nasenflügeln den Worten der andern gelauscht:

„Wenn ich's so recht erwäge, Herr von Krasicky, sind Sie eigentlich ein noch vom Glücke Begünstigter."

„Wie? Was?!" zürnte der Pole.

„Gewiss!" entgegnete der Höckerige im hohen Fisteltone. „Sie erwähnten doch soeben, daß Sie im Zorne ob Ihrer gestörten Nachtruhe die Bettdecke über den Kopf gezogen."

„Nun?"

„Nun, sehen Sie, Ihnen haben die Allotria treibenden Gespenster zum wenigsten die Bettdecke gelassen, mir hingegen ziehen sie allnächtlich — wollen Sie, daß ich es beschwöre? — Ja oder nein? — Sie antworten nicht? — Gut, dann gehen wir darüber hinweg — mir, sag' ich, ziehen die bösen Eindringlinge allnächtlich die Decke vom Bette und die Kissen unter dem Kopfe weg." Dabei lachte das gesattelte Männchen so heftig und verzog das Gesicht so drollig, daß sich eine Fluth der Entrüstung gegen den Argen erhob, denn man empfand gar wohl den Stachel seines Spottes.

Graf Wexberg erhob sich rasch von seinem Sitze; er war zu sehr Cavalier, um gegen einen seiner Gäste eine kritische Stimmung aufkommen zu lassen. „Meine Herren!" rief er und in seiner Stimme zitterte, trotz seines sichtbaren Bestrebens in ein scherzhaftes Geleise einzubiegen, ein gar schwermüthiger Klang. „Meine Herren! Am Ende glauben Sie im Ernste selbst an Alles, was Sie soeben zum Besten gegeben?"

„Gewiss! Da ist jeder Zweifel ausgeschlossen!" scholl es aus vielen Kehlen.

„Sie sagen es und ich muss Ihre Ueberzeugung in Ehren halten," entgegnete der Graf; „dennoch aber kann ich nicht umhin mich gegen die Annahme zu sträuben, daß so gebildete und erleuchtete Geister so ganz und gar die Wege meiden könnten, auf welchen der gesunde Menschenverstand dahinschreitet. Gewiss," fuhr er dann beschwichtigend fort, als er der verletzenden Wirkung seiner Worte inne ward, „gewiss befinden sich einige unter Ihnen, die in dem Banne einer gewissen nervösen Erregung sich befinden, aber das darf Sie doch nicht ungerecht gegen Ihr eigenstes, Ihr besseres Selbst machen. Bedenken Sie! Wenn die oberen Schichten sich nicht von Vorurtheilen frei halten können, welche Ansprüche kann man dann an die untern, sagen wir —"

„Sagen wir den Handwerker, den Bauer —" piepste es nun hinter dem Rücken des Sprechenden.

„Gut," fuhr dieser fort, „sagen wir also an den Handwerker oder gar an den Bauer stellen, — den Bauer! Hm, dessen naiver Sinn sich die Dinge

stets so zurecht legt, daß ihm das Unbegreifliche auch meist als das Uebernatürliche, das Schreckhaft-Wunderbare erscheint."

„Aha, aha!" näselte der Gesandschafts-Attaché, „weiß schon, wo Herr Graf jetzt hinaus wollen. Sie belieben da auf den gewissen Teufel anzuspielen, der sich nach den beglaubigten Aussagen der Bauern im Walde herumtreibt."

„Beglaubigten Aussagen!" entgegnete Graf Wexberg unmuthig.

„O ja. Sogar feierlich beschworene," bestätigte der Attaché. „Es ist freilich ein leichtfertiges Vorgehen, dieses Schwören, um eine zweifelhafte Sache glaubhafter zu machen." Dabei schielte er boshaft nach dem Höckerigen.

„Leeres Geschwätz," zürnte Wexberg.

„So? Und die Satansaffaire mit der Comtesse?" warf Herr von Krasicky ein.

„Ach," bemerkte die Gräfin „scheue Pferde haben wohl gewöhnlich den Satan im Leibe."

„O, gnädigste Gräfin," piepste wieder das bucklige Männchen, „ich fühle mich wirklich unglücklich, Ihrer Meinung nicht ehrlich beipflichten zu können, aber die feurige Teufelspeitsche traf ja doch nur die äußere Haut der Pferde, und da nicht gut anzunehmen ist, daß die Kunstfertigkeit des Teufels sich so weit erstreckte, daſs er den armen Thieren mit jedem Peitschenhiebe gleichzeitig auch einen innern, unsichtbaren Schlag verabfolgte, so —"

„So meinen Sie," unterbrach die Gräfin lächelnd den Schalk, „daß die Sache, wenn sie sich überhaupt zugetragen, sich auch ein wenig anders, als es die Leute erzählen, zugetragen haben mag."

Der Bucklige zog den kurzen Hals in die weitausladenden Schultern und schnitt eine essigsaure Fratze.

„Ja, ja," bemerkte er scharf, „es ist eine mißliche Sache mit den sogenannten Sinneswerkzeugen."

„Sie meinen wohl ob deren Verläſslichkeit?"

„So mein' ich's!"

„Was man mit den Augen sieht, mit den Ohren hört, —" brummte der Engländer.

„Das hat man wirklich gesehen und gehört," ergänzte ein rauher Waidgeselle, dessen ausschließliche Beschäftigung augenblicklich anscheinend in der sorgsamen Pflege eines mächtigen Schnauzbartes bestand. „Augen und Ohren ersetzen die besten Vorstehhunde. Ein Geräusch, ein Blick, ein Schuß, und das flüchtige Reh, das soeben noch in Freiheit die würzige Luft in die Nase gesogen, liegt zu meinen Füßen. O, Ohren! O, Augen!"

„O, Einfalt!" piepste es halblaut dazwischen.

„Und doch sind diese vielgepriesenen Sinneswerkzeuge nur Werkzeuge der äußeren sinnlichen Wahrnehmung und darum auch am häufigsten der Selbsttäuschung unterworfen," sprach der Schloßherr fast traurig, indem er mit der flachen Hand über die gefurchte Stirne strich. Man konnte leicht erkennen, daß ihn trübe Gedanken bewegten. Einige Augenblicke verstummten die Wechselreden, dann erhob der Schloßherr, der sich mitlerweile wieder auf seinen Sitz zurechtgerückt, den feingeformten Kopf und den sanften Blick in die Runde sendend, begann er mit gedämpfter Stimme wieder:

„Meine Herren! Es ist hier so manches gesprochen und auch behauptet worden, dem ich, wie ich schon bemerkte — ganz unbeschadet Ihrer über jeden Zweifel erhabenen Wahrheitsliebe — nur dann unbedingten Glauben schenken könnte, wenn ich mich entschließen wollte meinen Ueberzeugungen Gewalt anzuthun. Dieses Opfer werden Sie mir sicherlich nicht aufbürden wollen, aber wenn Sie mir freundlichst gestatten, möchte ich, schon um Ihnen gewißermaßen eine kleine Satisfaction zu geben —"

„Aber! —" tönte es abwehrend in der Runde.

„Natürlich," ergänzte der Graf, „nur unter der Voraussetzung, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, einen ernsten Fall, der unbestreitbar zum sogenannten Geistercapitel gehört, sich seinerzeit im Kreise meiner eigenen Familie ereignet und in demselben gar schmerzliche Erschütterungen veranlaßt hat und der auch bis zum heutigen Tage nichts weniger als aufgeklärt ist, zum Besten geben."

„Erzählen Sie! erzählen Sie!" erklang es alsbald von den Lippen Aller.

„Es ist im Grunde" — fuhr Graf Wexberg fort — „so viel und so wenig daran, wie an allen derartigen Dingen, die doch vornehmlich den Inhalt haben, den ihnen die gestaltende Phantasie verleiht."

„Ach, Louis!" warnte die Gräfin ängstlich.

„Beunruhige Dich nicht, meine Theure," erwiderte der Graf, „ich werde nur zeichnen, nicht malen." Und zu den Uebrigen sich wendend hub er an:

„Es war im Jahre Eintausend achthundert und siebenundvierzig. Meine Nichte, die Gräfin van Deelen aus Brüssel, die Sie ja alle kennen, überraschte uns eines Tages hier in diesem Schlosse mit ihrem lieben Besuche. Meine Frau und ich erfreuten uns herzlichst an ihrer Anwesenheit, denn sie ist ein Liebling meines Hauses. Zudem brachte sie noch ein achtjähriges Töchterchen mit, ein charmantes kleines Ding, welches uns mit ihrer kindlichen Lebhaftigkeit und ihrem lieblichen und anmuthigen Geiste die angenehmsten Stunden bereitete. Sie strahlte und duftete wie eine sich schämig entfaltende frische Maienblüthe. Vier Frühlingswochen, o holde Zeit, sprang

der kleine Schatz munter und frisch durch Gärten, Wiesen und Auen. Die Tage glichen einander an Sonnenglanz und wohlthuender Frühlingswärme, und nichts störte die friedliche Kindesidylle."

„Da fügte es sich, daß die Gräfin van Deelen eines Tages den Wunsch äußerte, die älteren Räume des Schlosses, in welchen stets und auch jetzt die Fideicommißschätze meiner gesammten Herrschaften: die Bibliothek, die Bildergallerie, die chinesischen und japanischen Porzellansammlungen, wie auch die Ahnengallerie und vielerlei sonstige Alterthümer sich verwahrt befinden, in Augenschein nehmen zu wollen. Als die kleine Justine dies hörte, klatschte sie vor Freude in ihre zarten Händchen und bat das liebe Großonkelchen, sie nur gleich dorthin zu führen, wo all' die schönen Sachen zu sehen sind. Wir lachten über den Eifer der kindlichen Schwärmerin und ich ertheilte wirklich, weil es mir Vergnügen bereitete, meiner herzigen Großnichte eine kleine Freude zu verschaffen, dem Schloßwärter den Befehl, die Säle des alten Schlosses zu öffnen. Mehrere von Ihnen, meine Herren, haben diese Säle gelegentlich schon durchwandert. Zumeist bleiben dieselben jedoch geschlossen."

Hier machte der Graf eine kleine Pause. Ein leiser Schatten schien sich über seine Züge zu lagern. Man las es von seiner trüben Stirne, daß ihn traurige Erinnerungen gefangen hielten. Er war ein gerechter Mann und fühlte tief und innig. Wäre es denn gar so unmöglich, daß er sich, im vollen rechtlichen Besitz von Macht und Reichthum, nicht auch mit aufdrängenden Gewissensregungen hätte abzufinden gehabt? Unter seinen glorreichen Vorfahren, die oben von den Wänden der Ahnengalerie selbstbewußt und trotzig ihre Blicke auf die nachfolgenden Epigonen werfen, gab es vielleicht auch manchen Raubritter; vielleicht jedoch legte sich, dies war sein eigentlicher Lebensschmerz, der trostlose Gedanke auf seine Seele, daß mit seinem Hingange die Linie der erlauchten Grafen von Wexberg aussterben werde, denn ein grausames Geschick hatte ihm, dem weichen, empfindsamen, aber stolzen Aristokraten, das beste Glück, den erbenden Sohn vorenthalten. Mit einem tiefen Seufzer knüpfte er den abgerissenen Faden der Erzählung wieder an:

„In Begleitung meiner Schwester, der Gräfin Tannwald und deren Tochter Therese, die damals gleichfalls meine Gäste waren, stiegen ich, meine Frau, Gräfin van Deelen und deren herziges Töchterchen mühselig die sehr steile Treppe zu den oberen Gemächern empor. Oben standen schon der Schloßwärter und mein Kammerdiener Joseph zu unserem Empfange bereit. Unsere Schritte führten uns zunächst in den schon erwähnten Ahnensaal. Der Anblick der von den Wänden herabdräuenden stummen, finsteren Gestalten erschreckte Justinchen nicht wenig, doch wurde ihre Aufmerksamkeit bald auf

andere Dinge gelenkt. Der Saal enthält unter anderen Specifica auch eine seltene Sammlung antiker Waffen, welche theils von meinen Vorfahren in Turnieren und Schlachten getragen wurden, theils besonders kostbare Stücke repräsentiren. Justinchen schaute mit ihren großen Augen verwundert auf die vielen nie gesehenen Herrlichkeiten und frug dann neugierig um den Gebrauch und Zweck derselben, und als ich ihr erklärte, daß das Waffen seien, und daß die Männer, die sie oben auf den Bildern sehe, in verflossener Zeit diese und diesen ähnliche Waffen trugen, um mit denselben im Kampfe die Feinde zu tödten, frug sie verwundert, was denn „Feinde" seien, ob das auch solche Menschen sind wie wir? Und als ich ihr hierauf antwortete: Ja wohl, lieber Schatz, Feinde sind ganz eben solche Menschen wie wir, — da schmiegte sie sich furchtsam an ihre Mutter und rief, ihre scheuen Blicke auf die Bildnisse an den Wänden heftend, entsetzt: Pfui! das sind garstige Menschen! — Mittlerweile hatte der Schloßwärter unter Josephs Beihilfe die ungemein massiven, mindestens acht Fuß hohen eichenen Flügelthüren des Bildersaales geöffnet. Ich schritt mit meinen Gästen über die Schwelle desselben. Als jedoch auch. die hohen Fenster geöffnet wurden, um dem sonst unbewohnten Raume frischen Luftzutritt zu gewähren, entstand ein heftiger Zug im Saale, was mich bestimmte, das Schließen der Thüren wieder anzuordnen."

„Das war ein gar freundlich anmuthender Raum. Das glühende Tageslicht zitterte mit seinen flüchtigen Schattenbildern unstät über die Gegenstände dahin, sie mit jedem neuen Augenblicke in wechselnde, sprunghaft aufleuchtende Farben tauchend, die am mannigfaltigsten über dem reichornamentirten Kachelofen, der mit buntbemalten Blumenmotiven geschmückt, breit und fast bis zur Decke aufragend in einer Ecke stand, sich ergossen. An den Wänden hingen, verstreut zwischen kostbaren Gemälden von Lucas Kranach, Albrecht Dürer, dem gespenstischen Höllenbreughel, dann vorzüglichen altitalienischen Landschaften und einigen Prachtbildern eines, leider nicht zu unserem Ruhme, jetzt fast ganz vergessenen heimischen Malers, des „Kremser Schmidt", mehrere, Trotz und Entschlossenheit verrathende männliche Bildnisse, insbesondere aber einige in edlem Style und mit maßvoller feiner Empfindung gemalte weibliche Charaktertypen, durchwegs Familienporträte aus dem sechszehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert; die Männer in geschlitzten Wämsern, mit zierlichen Stoßdegen oder breiten Schwertern an den Hüften, die Frauen meist in hellen seidenen Gewändern mit gebauschten, mehrfach gerafften Aermeln und dichtgefalteten, runden weißen Krausen am schneeigen Hals und an den Armen."

„Lange waren wir so im Anblicke der schönen und fesselnden Bilder versunken. Es schien, als ob die Vergangenheit uns in ihr träumeseliges Reich gelockt. Die Gegenwart entschwand und aus der grauen Nebelfluth verschol-

lener Zeiten tauchten auf steilen Felsenmauern pittoresk sich aufgipfelnde stolze Ritterburgen empor. Speere funkeln, farbige Federbüsche wallen auf silbernen Ritterhelmen. Gereiht im Rund des weiten Planes sitzen stolz die silberbepanzerten Recken auf feurigen, stahlbepanzerten Rossen. Die Farben blitzen im Sonnenlicht, die rothen, gelben und die schwarzen. Ein Wink des Herrschers und:

Die Rüstungen krachen, die Speere zersplittern;
es wälzet im Sand sich der Besiegte
und Kurt, von Jadwigen bekränzt, ist Sieger,
ist Sieger im muthigen Kampfesspiel.
Viel süße Lieder, der Minne entsprossen,
berücken die trunkene Seele zumal.
Hei! auf schneeweißem Zelter, hochwallenden Busens,
das goldige Haar die Schläfen umkränzend,
den scharf auslugenden Falken zum Kampfe bereit
auf zarter Faustes Stütze. Hei!
so sprenget Jadwiga von Ulmenhorst,
des Herzogs frohmuthig Töchterlein,
von Jugend und Freiheit und Liebe berauscht,
durch ihres Vaters weiten Forst. — —"

„Ob ich allein so träumte? Ich weiß es nicht! — Doch da! Mit einem Male ändert sich die Scene."

„Es entsteht plötzlich im Saale ein scharfer Zugwind. Ein gewaltiges Sausen rauscht über unsere Köpfe hinweg und die eichenen Flügelthüren, bisher wohl verschlossen, springen, von einer geheimnißvollen Macht bewegt, wie der Blitz in den Saal hinein. Verwirrt und in ahnungsvoller Erwartung standen wir dem unbegreiflichen Geschehnis gegenüber."

„Da erscheint auf der Thürschwelle ein niedliches, rothwangiges, anscheinend kaum sechsjähriges Mädchen. Holdselig lächelnd hemmt es einen Augenblick den Schritt. Ein kurzes, weißes Kleidchen schmiegt sich um seinen zarten Körper; goldene Locken fließen über seine weichen Schultern, das kindliche Haupt schmückt ein Kranz aus zagend aufquellenden, dunklen Rosenknospen. Es neigt das Köpfchen grüßend, dann schreitet es, rasch entschlossen, einige Schritte vor, doch als meine Schwester ihm freundlich entgegeneilt und ihm die Hände entgegenstreckt, stockt der Schritt des Kindes abermals und mit einer urplötzlichen Wendung — entschwindet es dann spurlos vor unser Aller Augen."

„Rasch eilten wir zum Ausgange des Ahnensaales, zur steilen Treppe, um der Spur der Entschwundenen zu folgen; doch es war vergeblich. Das

Kind blieb verschwunden, als ob die Erde es verschlungen hätte. Seltsam ergriffen frug ich Kammerdiener wie Schloßwärter, wessen Kind das fremde Mädchen sei? Sie wußten, kannten es nicht. Wir hielten im Schloßhofe eingehendste Umfrage: Wer das Kind etwa gesehen? Welchen Weg es genommen? Es blieb alles fruchtlos. Niemand hatte das Kind gesehen! Es war überhaupt Niemand über den Schloßhof gegangen. Und dennoch konnte es nur diesen Weg genommen haben. Es war räthselhaft. — Gründlichst verstimmt traten wir den Rückweg an."

„Besonders auf das Gemüth meiner Nichte wirkte das Ereignis sehr betrübend. Eine bange Ahnung schien von dieser Stunde an ihre Seele zu bedrücken. Sie ließ von nun an ihr Töchterchen nicht mehr von ihrer Seite, bedeckte oft unter Thränenströmen des Kindes Augen und Wangen mit den heißesten Küssen und befahl, daß Justine fürder nicht mehr im Zimmer der Gouvernante, sondern in dem der Mutter, am Herzen der Mutter, schlafen solle. Ach, ihre Seele erzitterte ahnungsvoll vor einer unsichtbaren Gefahr, und sie mit mütterlichem Schutze umgebend, wollte sie fortan stets in der unmittelbarsten Nähe der geliebten Tochter weilen."

„Am zweiten Tage nach dem geschilderten räthselhaften Vorgange klagte Justine über Halsschmerzen. Der schleunigst herbeigerufene Hausarzt besah die Zunge, befühlte den Puls, verlangte über allerlei Dinge Auskunft, hob nach einigem Nachdenken bedenklich die Achseln und meinte, nachdem er das Erforderliche angeordnet: Abwarten!"

Die Gesichtsmuskeln des Erzählenden kamen in merkliche Bewegung, als er mit einem trüben Blick auf die Gräfin die kurze Erzählung mit den folgenden knappen Sätzen schloß: „Am vierten Tage nach dem ersten Auftreten der Krankheitserscheinungen lautete die ärztliche Diagnose: „„Scharlach!"" und nach weiteren vier Tagen war das arme Justinchen ein Engel."

Der Erzähler seufzte tief, dann fuhr er nach einer kurzen Unterbrechung fort:

„Ja, meine Herren, das war ein unsäglich trauriger Fall für uns, über welchen ich mich, gleichwie meine Frau und vor allem die arme van Deelen noch bis auf den heutigen Tag nicht zu trösten vermögen. Sie und mit ihr die Leute im Hause beharren fest bei der Meinung, die räthselhafte Erscheinung des bekränzten Mädchens sei eine körperlose Lichtgestalt, eine Geistererscheinung, eine Todesanmeldung gewesen. Ich jedoch kann meine Anschauungen mit dieser Auffassung nicht in Einklang bringen, denn abgesehen von dem mir freilich auch bis heute noch unerklärlichen Erscheinen wie spurlosen Verschwinden des kleinen Mädchens, das übrigens unzweifelhaft auf einen, wenn auch bisher noch unaufgeklärten natürlichen Vorgang zurückzuführen sein muß, so ist es doch auch immerhin möglich, daß sich in Folge des

plötzlichen Zugwindes, als die Thüren, die vielleicht nicht vollkommen im Schlosse eingeklinkt waren, aufsprangen, das durch die verschiedenen Vorkommnisse erregte Justinchen eine, höchst wahrscheinlich in der körperlichen Disposition so zu sagen vorbereitet gewesene Erkühlung zugezogen hat und so der Todeskrankheit zum Opfer gefallen ist."

Der Graf schwieg. Ein schmerzliches Zucken umspielte noch immer seinen Mund.

„Aus der ganzen, höchst merkwürdigen Geschichte, die, wie nicht anders möglich, unser aller tief empfundene Theilnahme wachgerufen," nahm jetzt wieder der piepsende Knirps, die ausgedampfte Cigarrette durch eine frische ersetzend, das Wort, „geht aber doch unzweifelhaft das Vorhandensein geheimnißvoller Kräfte, oder sagen Sie meinetwegen: Zufälligkeiten hervor, die —"

„Gewiss, ganz gewiss!" fiel Herr von Krasicky dem Heuchler voll Eifer in die Rede, und den leichtfertig hingeworfenen Gedanken desselben mit Wärme aufnehmend und weiter ausführend, schloß er, sich mit verbindlicher Geberde an den Grafen wendend: „Alles Drehen und Deuteln, verehrter Graf, vermag diese geheimnißvollen Zufälligkeiten nicht in Abrede zu stellen oder gar aus der Welt zu schaffen. Stimmen Sie nur freundlichst zu, wenn ich die kühne, aber gewiß nicht ungerechtfertigte Schlußfolgerung zu ziehen wage, daß das Begreifen gewisser Dinge nicht durch den Verstand, sondern durch die Empfindung vermittelt wird, was schon Schiller mit dem Ausspruche vom „„Verstande des Verständigen—"" klarlegte."

„Sie wollen sagen? —" warf der Graf langsam und nachdenklich ein.

„Nun, ich will sagen, daß im Zusammentreffen und in der gegenseitigen Einwirkung geheimnißvoller, oder wenn es verständlicher klingt, unfaßbarer Zufälligkeiten, das Empfinden dem Begreifen vorangeht, ja daß das richtige Empfinden die Logik des Gedankens oft ganz entbehrlich macht."

„Na, na; Sie schießen ein wenig gar zu hoch, verehrter Freund!" erwiderte Graf Wexberg. „Wenn ich mich auch nicht gegen jedes Ihrer Worte sträuben will, weil ich die Romantik doch auch ein klein wenig in mein Herz geschlossen habe, so ist doch, denk' ich, dem nicht zu widersprechen, daß überschäumende Empfindung haltlose Ueberschwenglichkeit erzeugt. Diese Ueberschwänglichkeit aber, welche häufig der Grund einer gewissen Zügellosigkeit ist, verschuldet nicht selten jene Ungeheuerlichkeiten, welche den freien Geist des Menschen verdunkeln und dessen Zurechnungsfähigkeit — Sie verzeihen gütigst — aufheben."

„Parbleu!" schrie der Pole, von seinem Sitze wie eine vom Drucke befreite Feder emporschnellend. „Sie wollen doch mit Ihrer Beweisführung nicht etwa nachweisen, daß wir allesammt einen Span im Gehirne haben?

Und dann gibt es ja doch, abgesehen von den eingeborenen intimen Schloßgespenstern, noch gewisse externe Wauwaus hier herum."

„Sehr richtig!" bestätigte schmunzelnd der Graf.

„Oder meinen Sie etwa, daß auch die nüchternen Bauern dieser Gegend allesammt plötzlich verrückt geworden sind?"

„Nun, so arg denke ich mir die Sache nicht," entgegnete der Graf. „Uebrigens beruhigen Sie sich." Und sich zu den übrigen Gästen wendend, fuhr er fort: „Es fällt mir ja gar nicht ein, meine Herren, ich wiederhole es, Ihre gehabten Visionen scherzhaft nehmen zu wollen, und was speciell Ihre Bemerkung, Herr von Krasicky, bezüglich gewisser Wauwaus betrifft — Sie meinen doch den Spuk im Walde, der wirklich glaubhaft bestätiget ist und also nicht hinweggeleugnet werden kann — so ist mir selbst sehr daran gelegen, der Sache auf den Grund zu kommen. Sollte es wirklich der Teufel in Person sein, der, auf einer allfälligen Kunstreise begriffen, im Walde sein höllisches Wigwam aufgeschlagen, so hätte ich die Absicht Ihnen vorzuschlagen, ihm gemeinschaftlich eine Höflichkeitsvisite abzustatten. — He, was sagen Sie dazu?"

Der Bucklige begann stoßweise zu 'lachen, während auf dem zum Lächeln verzogenen Munde des Grafen sich jetzt deutlich der Schalk umhertrieb.

„Ich würde mich sehr freuen," fuhr er fort, „vielleicht in kurzer Zeit schon seine nähere, gewiß recht interessante Bekanntschaft zu machen." Spähend schweifte sein Blick in der Runde.

„Herr Graf," entgegnete der Gesandtschafts-Attaché, augenscheinlich — wenigstens sah er darnach aus — pikirt, „Sie verschwenden Ihren Hohn vielleicht ein wenig zu frühe. Hochmuth und so weiter —"

„Ich reise ab!" polterte Mister Hoarox.

„Nicht doch, Bester," wehrte der Graf. „Ihre Flucht würde meinen in Aussicht stehenden Triumph beeinträchtigen." Dann die Rechte des Attaché's mit Lebhaftigkeit erfassend, fuhr er voll Laune fort: „Ich hoffe, daß Ihre Apostrophe keinen Vorwurf für mich enthält, denn wäre dies der Fall, dann würde dieser Vorwurf mich hart treffen, denn er würde bedeuten, daß ich die geringste, jedoch aber selbstverständlichste Pflicht des Cavaliers außer Acht gelassen, indem ich mich der Rücksichten der Gastfreundschaft, das heißt vor allem der Schonung Ihrer Gefühle und Ueberzeugungen entschlug, und daß ich es einen Augenblick vergessen konnte, daß Bescheidenheit in allen Fällen die Waffe sein soll, welche der Cavalier dem Cavalier gegenüber gebrauchen darf."

„Ihre großmüthige Selbstanklage beschämt mich wahrhaftig," warf der Attaché dazwischen.

„Und wenn ich,“ schloß der Graf, „mir nach Ihrer Meinung etwa unschicklicherweise erlaubt haben sollte, über diese natürliche Grenze des adeligen Anstandes mit einem leichtgedrechselten Worte hinüberzustreifen, so —“

„Aber nicht doch, liebenswürdigster aller Jagdherrn!“ rief die prädestinirte Excellenz, sich die Stirne abtrocknend. „Sie bewerfen mich mit feuerigen Kohlen. Sie haben mich mißverstanden. Ich meinte ja nur — und ich wollte mit meiner Aeußerung ja nur der Hoffnung Ausdruck geben, Sie baldigst durch nicht hinwegzuleugnende Thatsachen mit unseren Anschauungen über die geheimnißvollen Räthsel der geistigen Natur auszusöhnen.“

„Und ich zweifle auch nicht,“ entgegnete lächelnd der Graf, „daß wir uns schließlich in einem Lager zusammenfinden werden. Das wird, wenn schon kein anderer, am Ende auch der erwähnte Teufel besorgen können. Ich wenigstens erwarte das von seiner Höflichkeit.“

Und als das piepsende Stimmchen hier neckend einschaltete, daß ein Teufel sich über den Luxus der Höflichkeit wohl hinwegsetzen könne, meinte der Graf: „Nicht so ganz, wie Sie vielleicht denken. Heutzutage darf selbst ein Teufel sich nicht zu weit von der höflichen Form entfernen, wenn er in der Welt sein Fortkommen finden will, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht in einem Parlamente sitzt. Aber da eine Höflichkeit die andere erfordert, so müssen wir ihm auf halbem Wege entgegenkommen.“

„Ich verstehe Sie nicht recht,“ bemerkte der Attaché mit einer gewissen Zurückhaltung. „Auf welche Art könnten wir ihm denn entgegenkommen?“

„Auf die einfachste Art, ja auf die einzige seiner würdigen Art,“ lachte der Graf.

„Sie wollen ihn jagen?“ schrie, fast entsetzt, Mister Hoarox.

„Sie sind ein wunderbarer Gedankenleser, Mister Hoarox,“ nickte zustimmend der Schloßherr; „aber nicht nur ich, wir Alle werden dies thun, und dem ehrenwerthen Monsieur eine feuerliche Jägervisite abstatten.“ Der Humor des Schloßherrn zündete.

„Einverstanden!“ schallte es in der Runde.

„Wenn der Schlaue aber Reißaus nimmt?“ meinte der Höckerige.

„Dann um so besser, dann: Trara! Ueber Stock und Stein ihm nach.“

„Hurrah! Ueber Stock und Stein ihm nach!“

„Sie sind also Alle einverstanden?“

„Alle, Alle!“

„Ausnahmslos?“

„Ausnahmslos!“ schallte der zwanzigfache Ruf zurück.

„Wohlan!“ sprach der Graf, sich von seinem Sitze erhebend. „So wollen wir uns auch sofort mit der wichtigen Angelegenheit beschäftigen.

Vor Allem spreche ich Ihnen insgesammt meine Anerkennung und meinen Dank für Ihre spontane Einmüthigkeit aus. Und nun zur Sache! Da drängt sich denn vor Allem die Frage in den Vordergrund, wie wir die Sache am zweckmäßigsten einleiten?"

„Wir überlassen das Ihrem Ermessen!" riefen Einige.

„Nicht so!" wendete der Graf ein. „Wir müssen einverständlich einen vernünftigen Feldzugsplan entwerfen, der uns bei correcter Ausführung mit zwingender Nothwendigkeit die ersehnte Bekanntschaft mit dem behörnten Waldläufer vermittelt."

„Einen vernünftigen Feldzugsplan!" quitschte der Höckerige, sich den Kopf krauend. „Das ist keine so leichte Sache. Vergessen Sie nicht, Herr Graf, daß wir gegen das abgefeimteste aller Wesen zu kämpfen haben werden!"

„Vertrauen Sie getrost unserer Vorsicht und Energie," beschwichtigte der Graf den Spötter und sich an die Uebrigen wendend, setzte er hinzu, „aber unser spöttischer Freund hat vorhin eine ganz richtige Bemerkung gemacht, indem er hervorhob, daß der Teufel möglicher Weise die Flucht dem Kampf vorziehen könnte. Diese Möglichkeit kann nicht geleugnet werden, denn der Teufel ist schlau und feig. Vor einer Uebermacht hat er noch stets Reißaus genommen. Ja wohl, er läßt sich nicht leicht in einen ungleichen Kampf ein und schlüpft im Nothfalle durch ein Nadelöhr, wenn er keinen anderen Ausweg hat. Wir müssen demnach einen gar feinen Plan aushecken."

„Wie immer; er soll uns nicht entwischen!" riefen einige Hitzköpfe.

„Das hoffe ich auch," erwiderte der Graf, „aber um diesen immerhin möglichen Fall auszuschließen, wird es vielleicht gerathen sein, uns mit den Bürgern dieser guten Stadt und den schneidigen Bauern der umliegenden Gehöfte, nöthigenfalls auch mit der hohen Obrigkeit in Verbindung zu setzen, beziehungsweise zu verständigen, um ihn sodann im regelrechten Kesseltreiben Halali zu machen. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, man kann's ja gar nicht besser ausdenken!" riefen die Herren in wenig harmonischen Lauten durcheinander, die punschgefüllten Gläser zu Ehren des Schloßherrn und auf eine erfolgreiche Jagd in einem Zuge leerend.

„Sie sind also einverstanden?" frug der Graf abermals und in energischem Tone.

„Jawohl!" klang es zurück.

„Unbedingt?"

„Unbedingt!"

„Alle?"

„Alle!"

„Auch Sie, Mister Hoarox?“

„Goddam! Ich bin ein Engländer und wir Engländer sind gewohnt, mit allen Teufeln zu raufen. Man wäre ja berechtigt, mich einen Feigling zu schelten, wenn ich der Jagd aus dem Wege ginge.“

„Also gut. Ich habe nur noch die Bitte zu stellen, daß Sie die Ausführung des einverständlich gefaßten Jagdplanes in meine Hände geben, damit der Leitung die Einheitlichkeit nicht fehle.“

„Darum müssen wir bitten!“

„Gut, gut. Ich werde demnach vor Schlafenszeit meinen Kammerdiener ins Hofwirthshaus, wo allabendlich die Honoratioren der Stadt bei gemüthlichem Bier- und Mostvertilgen ihre wohlweisen Meinungen austauschen, senden, um sie und durch ihre freundnachbarliche Vermittlung die gesammte Bürger- und Bauernschaft für den nächstkommenden Montag, acht Uhr Früh, zu einem fröhlichen Kesseltreiben auf den Waldteufel einzuladen.“

„Auf die Gevatter Schneider und Gewürzkrämer möchte ich freilich nicht unter allen Umständen rechnen; die sind häufig tapfer im Entwerfen, aber meist feig, wenn es zur Ausführung kommt. Von den Bauern jedoch, dessen bin ich sicher, wird Keiner bei dem Satansfeste fehlen wollen.“

„Die löbliche Gendarmerie wird wohl, eingedenk und in Ausübung ihrer Berufspflicht, Zeugin und Mitstreiterin im Kampfe sein wollen, und so hoffe ich, werden wir den Gottseibeiuns derart festnageln, daß er, in Ermanglung jedweden Ausschlupfes, entweder sich auf Gnade und Ungnade wird ergeben, oder aber, bei hinreichend tapferer Gegenwehr, unserem gemeinsamen wilden Muthe wird erliegen müssen.“

„So sei es!“ brüllte der wüthige Chor. „Gnade seiner verruchten Seele, wenn er unseren Flintenläufen in die Quere kommt“ — „oder mit unseren Hirschfängern wird Finger ziehen wollen!“ schrie der Attaché, entgegen aller diplomatischen Wortklauberei, mit einem kräftigen Faustschlage auf den Tisch schlagend, daß die Theeschalen und Punschgläser in tanzende Bewegung geriethen.

Gräfin Wexberg stieß vor Schrecken einen leisen Schrei aus, aber der Graf, ihr Gemahl, donnerte ein im tiefsten Basse vibrirendes, niederschmetterndes „Silentium!“ und als hierauf sofort tiefe Stille eintrat, fuhr er gelassen fort: „Stolz auf Ihre allgemeine, begeisterte Zustimmung zu meinem Plane, bitte ich Sie nur noch mir zu gestatten, ungesäumt die nothwendigen Schritte einzuleiten und das Wichtigste vorzukehren, um das Werk in raschen Fluß zu bringen.“

Bei diesen Worten erhob er sich, umdrängt von den Jagdgenossen, welche mit ihrem „Dreimal Hurrah und Hoch! unserem Führer,“ die Luft erschütterten.

„Gut, gut!“ wehrte der Graf. „Ich will mich bemühen, meiner Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden und mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen; diese Aufgabe legt mir aber dringende Pflichten auf, welchen mich zu widmen ich keine Secunde länger säumen will. Sie werden daher meine Absentirung aus Ihrem heiteren Kreise freundlichst entschuldigen. That braucht Rath, und ich will jetzt ohne weiteres Zögern mit mir selbst zu Rathe gehen, wie Alles auf's Beste und Zweckmäßigste vorzukehren ist.“

Unter der anerkennenden Zustimmung der Zurückbleibenden empfahl er sich nun lächelnd, jedem Einzelnen herzlich die Hand schüttelnd.

Der Abend war schon weit vorgerückt, die Gäste durch die Vorfallenheiten des Tages und den aufregenden Gedankenaustausch ermüdet und abgespannt. Man wurde zerstreut; ja, hie und da hielt ein und der andere der Gäste zuweilen schützend die Hand vor den Mund, um ein nicht mehr zu unterdrückendes — Gähnen zu verbergen, endlich empfahl sich, in kurzen Zwischenpausen, Einer nach dem Andern unter irgend einem gerne geglaubten Vorwande, — der Rest verflüchtigte sich dann — unisono — um trotz des Grauens vor den rumorenden Gespenstern im unheimlichen Gelasse sich dem Ruhebedürfnisse zu unterordnen und für die noch aushaftende Teufelssuche die nöthige Ruhe und Kraft zu sammeln.

Während das soeben Erzählte sich im gemeinschaftlichen Salon des Schlosses zutrug, ging es auch in der Honoratiorenstube des Hofwirthshauses, welches gegenüber dem, an den Hauptplatz grenzenden Schloßparke stand, gar hoch her.

Das große Wort führte dort nicht der Bürgermeister, oder der Apotheker, oder der Steuereinnehmer, oder gar der Herr Pfarrer, beileibe — sondern ein Schuster: Der Schuster Underhört! Dieser brave Handwerker war ein ganz originelles Menschenkind. Gutmüthig bis zum Exceß, am Größenwahne leidend, wie alle verkannten Genies, hatte er doch auch gewisse barbarische Eigenthümlichkeiten, die es mitverschuldeten, daß er das gerngewählte Stichblatt aller Welt war. Und in Wirklichkeit; wenn jeder andere medisante Gesprächsstoff versiegte: der schäumende Inhalt seines Wesens war schier unerschöpflich.

Mit seinem wirklichen, ehrlichen Namen hieß der Gute eigentlich: Blasius Spatzenhuber, und seine Rede hatte auch, ungeachtet ihres ewig pustenden Charakters, zugleich etwas Spatzenzwitscherliches an sich; weil er aber bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ausrief: „Dös is underhört!“ nannte man ihn endlich schlechtweg nur den „Schuster Underhört.“

Sonderbarer Weise sträubte er sich gar nicht gegen diese Bezeichnung, sondern hatte sich im Gegentheile allmälig so sehr an dieselbe gewöhnt, daß es ihn gewissermaßen, das merkte man ihm deutlich an, befremdete, wenn

man ihn bei seinem ehrlichen Namen: „Spatzenhuber“ anredete; aber das that man nur, wenn er zu tief ins Glas geguckt, um ihn aus seinem stillen Brüten emporzurütteln, dann schob er mit einer heftigen Geberde das Glas eine Spanne weit von sich, strich mit der Rechten über das fette Kinn und blickte verdrießlich umher. Sprach man ihm aber dann von gewissen, seinem Metier fernabliegenden Gegenständen, für die er besonders schwärmte, und unter diesen hauptsächlich von der Kunst des Geigenbaues, dann heiterten sich seine Züge rasch auf, denn das Allerfernste lag seinem irrlichternden Geiste am nächsten. Uebrigens verstand er es in der That, mit seinem scharfgeschliffenen Schusterkneip sich Hölzer zuzuschneiden, sie mit Schusterpech aneinander zu kleistern und dem Ganzen die beiläufige Form einer Violine zu geben. Niemand war von diesen Meisterwerken auch mehr erbaut, als er selbst; und wahrscheinlich war es diese Liebhaberei, welche ihm den weiteren Grund zu der Einbildung lieferte, daß er die Kunst der Musik leidenschaftlich liebe. Wirklich liefen ihm nicht selten vor Rührung und Begeisterung die hellen Zähren über die gutgefärbten, rundlichen, stets glattrasirten Wangen, wenn unversehens der Name Mozart an sein Ohr schlug. Doch die Extreme liegen sich in den Haaren oder stürzen sich vielmehr verständnißinnig in die Arme — es kommt auf Eins hinaus — wie sich's auch deutlich an diesem Manne erwies, denn unbeschadet seiner ästhetischen Feinfühligkeit war er, horribile dictu, auch ein leidenschaftlicher Freund gutgenährter Katzen, das heißt: Er fraß dieselben, wenn, wann und wo er ihrer habhaft werden konnte. Und diese armen Thiere fürchteten auch seine Gegenwart und mieden instinctiv seine Nähe.

Er wohnte in einem von seinem verstorbenen Herrn Vater, einem fleißigen und sparsamen Kleinhäusler, ererbten Häuschen, außerhalb der Stadt. Sein Weib gottselig ist schon vor zwei Jahren in ein besseres Jenseits hinübergepilgert, und so wirthschaftete er mit seiner einzigen Tochter, der Lenerl, die wir übrigens schon kennen, denn sie und keine Andere war die reizende Samaritanerin, der wir eingangs unserer Erzählung mit dem buttergefüllten Korbe auf dem Kopfe im Walde begegnet waren.

Unbeschadet seiner Absonderlichkeiten liebte ihn das Mädchen mit großer Zärtlichkeit, und seit dem Tode ihrer Mutter stand sie der Wirthschaft — es waren einige Joch Felder beim Hause — treu vor, hütete Haus und Hof und wachte mit unausgesetzter Sorgfalt über die Gesundheit und das Wohlbefinden ihres Vaters. Dessen Katzenliebhaberei verursachte ihr zwar manchen verdrießlichen Augenblick, hin und wieder sogar auch eine schlaflose Nacht; als sie aber schließlich wahrnahm, daß die befürchteten bösen Folgen der unleidlichen Liebhaberei ausblieben, drückte sie ein Auge zu und versuchte es, sich so gut wie möglich über die unbegreifliche Geschmacksverirrung ihres

guten Vaters hinwegzusetzen. Dieser hatte sich übrigens, ungeachtet seiner geringen gesellschaftlichen Stellung, einen hervorragenden Einfluß unter den Honoratioren des Städtchens zu erringen gewußt — natürlich, geniale Naturen wissen sich stets eine überragende Geltung zu erringen — und sein schon angedeuteter Größenwahn mag mit seiner Kenntniß dieser Sachlage vielleicht in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang gestanden sein. So führte er auch jetzt, wie sonst oft, in der ehrenwerthen Hofwirthshaus-Gesellschaft das große Wort, und zwar that er dies heute noch viel eifriger als sonst, und es war also sonnenklar, daß es sich um eine besonders wichtige Sache handeln müsse.

So stand er denn da, aufrecht, den dicken Kopf auf dem kurzen Halse stark nach vorne geneigt; die linke Hand in die Hüfte gestemmt, fuchtelte er mit dem rechten Arme gottsjämmerlich und unausgesetzt im Bogen von rechts nach links und von links nach rechts. Die Augen glotzten fast stier auf die Umgebung, wenn nicht die helle Begeisterung, Zeugniß gebend von der unverfälschten Güte des edlen, nationalen Aepfelsaftes, wie von der wilden Energie seines Naturells, aus ihnen blitzte.

Es lag wahrhaftig etwas Schreckhaft-Komisches in seinem ganzen Gehaben.

„Wie ich meinen Gönnern und der hochen Obrigkeit scho zun öften gsogt han:“ tobte er jetzt, keuchend und nach Athem ringend und die wässerig glänzenden Augen unheimlich in ihren Höhlen rollend, „der Tinfel wird uns noch olle in d'Höll bringen, wann ma nid bald schaun, daß mr'n in'ra Tintenfoß neinkriagn, wo er im schwarzen Gsuff' dersaufen muaß. Ja, ja,“ entgegnete er den spöttelnden Bemerkungen einiger Zuhörer, „'s Wosser hot koa Mocht über eahm, und aus den Amuledern* do mocht er si scho goar 's G'heu.** Glabt's ma's nur, ös guaden Herren: Won i eahm mit mei Drudenfuaß*** glengen kunnt, alsdann war er g'liefert, denn donn häd i ihn unter mir und dann müaßet er mir Tinten saufen.“

„Aber Underhört, Sie möchten do nit so unchristlich sein und den armen Teufel wirklich dersaufen lassen?!“ warf gutmüthig der würdige Bürgermeister ein.

„Won i'n a nid gonz dersaufen liaßet,“ entgegnete der Meister des Drudenfußes, „aber so viel Tinten müaßet er ma scho saufen, bis i die G'wißheit hätt', doß er von inwendi grod so schwoarz wia von außen is; dös wär' dawal g'nua, denn donn wär's aus mit seiner boshaftigen G'wolt und er liaßet si donn an ra dünnen Zwirnfaden überall hinführen und wär' so zahm wia ra Lamperl.“

* Amuletten.
** Gespötte.
*** Der Dreifuß der Schuster.

In seiner Erregung ergriff der Mann die linke Hand des Bürgermeisters und kratzte mit seinen Fingernägeln unbarmherzig die innere Fläche derselben, derart, daß das sonst sanftgeartete Stadtoberhaupt ihm voll Wuth die Hand entriß.

„Aber so kratzens mi nid a so!“ schrie er. „Glaubens denn wirkli, daß i schäbig bin?“

„Wos schäbig?“ rief der in seinem Eifer Gekränkte, blitzschnell einen Rockknopf des Bürgermeisters erfassend und denselben unausgesetzt nach rechts und links drehend. „So, sog' i, wird der Tinfel uns Ollen, won mr uns nid bei Zeiten auf d'Hinterfüaß stellen, die tappschädleten Krautköpf umaranander drahn. Olle müaßen ma zamstehn! Koan ehrlicher Mann und Burger därf z' Haus bleiben und so long müaßen mr'n ratzen und verfolgen, bis mr'n mit List oder G'wolt in's Tintenfoß kriagn. Von selber wird er schier nid einigeh'n, dös konn ma si lei denken, aber Olle mitaranand wern'n scho zwinga und won er amol drinnat is, nochher is er pfutsch.“

Ein befriedigtes Lächeln schwebte nun auf den Lippen des Redners. Er war offenbar höchst zufrieden mit seinen Auseinandersetzungen.

Unter den Zuhörern jedoch war die Stimmung nicht so einheitlich.

„I woaß nid,“ bemerkte ein junger Mann mit einem keck aufgedrehten blonden Schnurbärtchen, „was mei zukünftiger Herr Schwiegervoter von ara Tintenfoß red', in dos er 'n Teufel spieren möcht?“

„Er is holt a Noar!“ meinte ein Anderer.

„Respect vor mein zukünftigen Schwiegervoter!“ herrschte der blonde Jüngling.

„No und ob!“ höhnte der Andere. „Dein Herr“ — hier nieste er ausgiebig — „Schwiegervater, mit Respect z'melden, wird dem Teufel a nid z'weh thuan. Dös konn i Dr scho ehrlich sogn. Jo, won der Teufel a Koter wär, donn fressert er'n g'wiß, dös bezweifl' i nid.“

„Mein Freund!“ rief hier der Schuster, der die letzten Worte des Höhnenden mit einer gewissen überlegenen Geringschätzung vernommen, pathetisch: „Zweifl' an Allem, an mein' G'schmack, an meiner Kunst des Geigenbauens, zmeintzwegen sogar an der Existenz des Tiufels — vielleicht bist a so a verkappter Lutheraner — aber daran, daß mr'n Tiufel, won er uns nid durch a Zauberei auskimmt, einklemmen und kampfunfähig machen, daran zweifl' nid. Es müaßt do wirkli mit'm Tiufel zuagehn, won ma dös Schandthier nid kriagaten.“

Der Schuster würde noch weiter renommirt haben, wenn in diesem Augenblicke nicht ein kleiner Zwischenfall den trüben Strom seiner Rede unterbrochen hätte. Die schmucke Kellnerin mit dem breitmaschig-verschlungenen schwarzseidenen Kopftuche stand nämlich, einen bis zum Rande gefüllten

Krug Aepfelmost in der Rechten, mit offenem Munde vor der nach innen zu öffnenden Thüre des Gastzimmers und horchte voll Neugier den sonderbaren Wechselreden, als die Thüre, einem äußeren Drucke nachgebend, plötzlich aufflog und sie mit sammt dem Kruge zu Fall brachte. Ein Schrei, der sich zu dem schmetternden Klange des zersplitternden Kruges gesellte, verschlug dem Schuster vorläufig die weitere Rede. Herein aber stürmte Joseph, der gräfliche Kammerdiener. Er war es, der durch seinen Ungestüm den Wirrsal verbrochen. Einen Augenblick stockte sein ausgreifender Fuß, um die Hogarth'sche Scene auf sich einwirken zu lassen, dann aber trat er, als ob er unschuldig wie eine Lilie an der Niederlage der Jungfrau gewesen wäre, ruhig vor den Bürgermeister hin und sich mit schmunzelnder Artigkeit tief verneigend, hub er mit lauter Stimme an:

„Herr Stadtgewaltiger! Mein gnädigster Herr, der Graf Louis Archibald Graf von Wexberg, Freiherr von und zu Drohnenfels, Herr der Herrschaften Wexberg, Drohnenfels und so weiter und so weiter — entbietet Ihnen, so wie der gesammten ehrsamen Bürgerschaft dieser guten Stadt freundlichen Gruß. Er sendet hier diesen wichtigen Schreibebrief und urgirt raschen Entschluß, respective Beschluß und Antwort."

Bei diesen feierlich vorgetragenen Worten zog er aus einer inneren Rocktasche einen großen viereckigen, vierfach versiegelten Brief und reichte denselben mit einer abermaligen leichten Verneigung lächelnd dem würdigen Oberhaupte der Stadt. Dieser übernahm respectvoll das Schreiben. Seine Neugierde zügelnd und die sich ihm auf die Lippen drängende Frage unterdrückend, entsiegelte er mit Würde und ruhigem Anstande die gräfliche Botschaft, und nachdem er sich kräftig geräuspert hatte, las er laut und bedachtsam:

„Wohledler Herr Stadtrepräsentant!

Der Teufel ist im Land! Der Ruf erschallt in Feld und Wald. Er hallt von den Bergen wieder und dringt bis zur ärmsten Hütte.

Ihre, wie meine Pflicht ist es, den Alp von den geängstigten Gemüthern zu nehmen, d'rum:

Finis cum satano!

Ich schlage zur Erreichung dieses guten Zweckes eine allgemeine große Treibjagd auf den Beunruhiger unserer friedlichen Bevölkerung, auf den Teufel, vor, der sich, glaubhaften Berichten zufolge, hauptsächlich in der Zieselau, nächst dem Fuchsgraben, umhertreiben soll.

Wenn Sie, wohledler Herr Stadtrepräsentant, und die ehrsame Bürgerschaft dieser guten Stadt sich mit dem wohlerwogenen Plane einverstanden erklären, woran meine Durchdrungenheit von Ihrem Patriotismus und Ihrem unbezwinglichen Heldenmuthe mich keine

Secunde zweifeln läßt, so wollen wir uns insgesammt Montag in der Frühe mit dem Glockenschlage Sieben und ein halb in meinem Schloßhofe zusammenfinden und von alldort unseren Auszug zur Bekämpfung des, die hiesige Gegend in Angst und Schrecken versetzenden Unholdes nehmen.

Bitte um freundnachbarliche und unverzügliche Rückantwort, damit ich in der Anordnung der weiteren, nothwendigen Maßregeln nicht behindert bleibe.

Womit ich einer wohledlen Stadtrepräsentanz
gegendienstlich bereit
verharre
Louis Graf von Wexberg m. p."

Der Brief schlug, wie nicht anders zu erwarten, wie eine Bombe ein. — „Juchhu!" jauchzte es von allen Punkten des Gastzimmers und „Juchhu!" war die begeisterte einstimmige Antwort Aller an den Grafen. Wörtlich und in verzogenen Tinten-Hieroglyphen lautete diese Antwort folgendermaßen:

„Hochgeborner Herr Graf!

Wir hier Versammelten, recte Bürgermeister und Honoratioren, so wie auch alle übrigen kampfmuthigen und waffenbesitzenden Männer der Stadt, werden uns, gemäß Ihrer schmeichelhaften Aufforderung, Montag um Sieben und ein halb Uhr Früh, pünktlich und wohlbewehrt in Ihrem Schloßhofe einfinden, von wo wir gemeinschaftlich ausziehen wollen zur Bekämpfung des nur zu lange schon die hiesige Gegend in Angst und Schrecken setzenden schwarzen Waldteufels.

Juchhu!!! —

In pflichtschuldiger Ehrerbietung verharrend
der Bürgermeister
Lorenz Reschinger
sammt anwesenden Honoratioren."

Nachdem das Concept festgestellt, der anwesende Schulmeister es fein säuberlich auf schneeweißem Papier übertragen und der Bürgermeister es unter allgemeiner Zustimmung verlesen hatte, zog der Letztere seinen goldenen Siegelring vom Finger und legte unter großer Spannung die Siegel an den Brief.

„Herr Kammerdiener!" wendete er sich sodann mit feierlicher Miene an den gräflichen Boten, „hier die Antwort."

Dieser, der gerade daran war, den letzten Rest eines Bierglases hinter die Binde zu gießen, langte mit der Linken nach dem Briefe und mit der

Rechten das Glas hoch erhebend, rief er: „Ein zwiefaches donnerndes Hoch dem tapferen Bürgermeister, wie den nicht minder tapferen Bürgern dieser Stadt!“ Gläser klangen und die „Hoch, hoch! und Juchhu's —!“ schallten kräftig d'rein.

Underhört preßte gerührt den gräflichen Abgesandten an sein männliches Herz. Hierauf verneigte sich der Kammerdiener wieder in förmlicher Weise vor dem Bürgermeister und zog sich aus dem Gastzimmer. Bürgermeister aber und Honoratioren blieben noch lange und tauschten in gehobener Stimmung ihre Meinungen über die möglichen Zwischenfälle und das zu erhoffende Resultat. Aber auch Befürchtungen wurden laut, denn nicht Alle, das muß gesagt werden, waren trotz des lauten, aufdringlichen Enthusiasmus in gleichem Maße von einem erfolgreichen Jagdresultat durchdrungen. Es gab auch hier, wie überall, Zweifler, Pessimisten, welche schwarz sahen und — freilich ohne die mindeste Berechtigung — annahmen: Die List des Teufels sei dem vereinten Heldenmuthe der ehrsamen Zünfte und tapferen Honoratioren, wie auch der über allem Lobe erhabenen Tapferkeit der Forstleute und Gendarmerie weit überlegen, aber da stieg — und in solchen Momenten war er groß — Held Underhört auf einen wackligen Stuhl und brüllte einen Schwur, daß er nicht eher wieder eine Katze fressen oder eine Geige zusammenkleistern wolle, ehe er nicht den „Tiufel“ überwunden.

Das packte endlich, aber es muß leider wiederholt darauf hingewiesen werden, wieder doch nicht so ganz, wie es zu wünschen gewesen wäre, was sich denn auch kurz darauf leider klar genug zeigte. Man stieß zwar auf Held Underhört an, rief aber dann in Bälde die Kellnerin, bezahlte die aufgelaufene Zeche und drückte sich scheu, Mann für Mann, aus dem Wirthshause, denn — es war so eigen. — Im Grunde gefiel eigentlich den Wenigsten, ob überhaupt Jemandem, das bleibe dahingestellt, die bevorstehende Jagd.

Man überdachte erst jetzt die furchtbaren Möglichkeiten eines solchen Kampfes. Ja, wenn die Waffen gleichgeartet wären, dann könnte man mit kühlem Blute den Feldzugsplan entwerfen und eventuell Vertrauen in den Erfolg haben, aber in diesem schwierigen Falle fehlte jede Vorbedingung für die Offensive. Man kannte den Feind nicht; nicht einmal das eigentliche Wesen, die Natur des Feindes, denn wer hat je mit einem wirklichen Teufel zu thun gehabt oder ihn auch nur zu Gesicht bekommen? Wer weiß denn, ob er überhaupt ein Wesen ist, das man fassen kann, das sich fassen läßt? Oder auch, wenn er Eines ist, ob er sich nicht Succurs aus der Hölle holt, wenn man ihm zu scharf zusetzt? Ja, wem die Haut juckt und wer leichtsinnig genug ist, muthwillig seine Knochen, die Seele ganz beiseite gelassen, gegen den Satan einzusetzen, dem mag ein artiger kleiner Zusammenstoß mit dem Höllenfürsten vielleicht eine willkommene Pikanterie sein, aber: „Mr muaß

jo nid von Ollen hoben" und „mr muaß jo nid überall dabei sein!" Das war schließlich der stets wiederkehrende Refrain bei den Erwägungen — sagen wir es nur unverhohlen — der überwiegenden, ja der erdrückend überwiegenden Mehrheit der bürgermeisterlichen Heldenarmee, und so gelobten sich alle die kurz vorher noch so muthigen Männer im Stillen, vorsichtiglich die Tugend der Enthaltsamkeit zu üben, um nicht am Ende noch Schaden an Leib und Leben zu nehmen.

Dieser, durch spießbürgerliche Erwägungen forcirte innerliche Entschluß beschwichtigte die sonst im Rufe der Schneidigkeit stehenden Leute in sehr merkbarer Weise, und gab ihnen eine Sicherheit im äußeren Auftreten und einen Gleichmuth im gegenseitigen Verkehre, daß Einer über den Andern nur erstaunte.

Die geheime Quelle dieses Gleichmuthes kannte, da Jeder seine Gedanken für sich behielt, auch Jeder nur für sich allein, und so meinte jeder Einzelne: nur er allein habe den klügeren Theil erwählt und werde bei der großen Zahl der Jagdtheilnehmer gar nicht vermißt werden.

Unter solchen Verhältnissen rückte der gefürchtete Tag der Jagd heran.

Herrlich stieg die gelbliche Herbstsonne hinter dem Rücken der Berge empor. Frisch zog die Kühle über thauglitzernde Stoppelfelder dahin. Millionen des farbenschillernden Brillantgetropfes wiegten sich auf kurzragenden bleichen Strohhalmen, zitternd von der leise über sie dahinstreichenden Morgenluft bewegt. Lerchen schwirrten jubelnd auf und die Goldamsel ließ ihr heimliches Gekose verlauten.

Heilige, andächtige Ruhe erfüllte das Stückchen Paradies, auf dem sich die letzte Scene dieser sonderbaren Begebenheiten nun abspielen sollte.

Aber noch verräth nichts das Kommende.

Die Ameisen schleppen emsig die schweren Lasten für ihren Winterbedarf zur Höhle. Die Feldmäuse rascheln mit abgefallenen Baumblättern in den Mäulchen hurtig durch's Gras und das Wiesel guckt spähend und ängstlich, den schneeweißen Kopf mit den klugen Aeuglein vorsichtig aus einem Loche emporrichtend, das unterirdisch in einen regelrechten Minengang verläuft und ihm bei drohender Gefahr zum sicheren Aufenthalte dient. Hier und dort regt sich das wilde Geflügel im träumerisch dahinfließenden, theils durch kahle Stoppelfelder, theils zwischen neigendem Erlengezweige sich windenden Bächlein. Auf Bergeshöhe, aus tiefgrünem Walde ragt halbverfall'ner Ruinen Gefüge, deren von den schief auftreffenden Sonnenstrahlen röthlich beleuchtete Mauerreste wie von blankem Golde sich in die Lüfte zeichnen. Immer farbenprächtiger, immer greller fließen die wechselnden Tinten am östlichen Himmel ineinander. Flüsternde Weste rauschen zu Häupten! — — —

Wie schön ist doch das Erwachen der Natur!

Wie anmuthig reckt und streckt sie die blumigen Glieder und wie schelmisch blinzelt sie mit den halbgeöffneten Augen in die frohe Welt hinein. Und nun hat die Göttin den Schlaf überwunden; sie erhebt sich in strahlender Pracht von ihrem geheimnißvollen nächtlichen Lager.

Im Schlosse droben beginnt es ebenfalls lebendig zu werden. Diener schleichen sachte über die weitgedehnten Corridore. Der Büchsenspanner setzt die Jagdgewehre in Stand und sorgt für ausreichende Munition. In seinen Augen spiegelt sich ernste Energie. Vielleicht wiegt er sich in der Erwartung, dass der Zufall ihm das Teufelswild vor die Büchse führt. Thüren klinken auf und zu; einzelne Rufe werden laut; es wird mit jeder Minute lebendiger.

Aber auch auf der Landstraße, auf den Feldwegen und in den zerstreut liegenden Bauerngehöften entfaltet sich jetzt ein regeres Leben, was an und für sich schon auf die besondere Veranlassung hinweist, denn es ist die frühe Morgenstunde eines Montags und die Frühstunden dieses Tages pflegen auf dem Lande sonst die stillsten der Woche zu sein. Sie folgen ja knapp auf den lustigen Sonntag mit seinen ausgedehnten nächtlichen Libationen. Aber heute ist selbstverständlich bereits die ganze Bauernschaft auf den Beinen, weil Jedermann bei der verlockenden Premiere des Teufels anwesend sein will.

Knapp am Rain einer Wiese, da steht ein kleines Häuschen, schmuck und blankgeweißt; da drinnen geht es besonders schnurrig zu. Da herrscht der Schuster Underhört. Heute ist sein Tag. Wie ein Feldherr commandirt er die arme Leni, seine Tochter.

„Rechts g'schaut! — Dort im Schrank stehen meine Wasserstiefel! Herraus damit! — Links, schwenkt Euch! Marsch! — Halt! — In der untern Schublad is mei Bauchbinden; her damit! — Habt acht! — Grad aus! Marsch! — Auf der Stellage hintern Ofen liegt mei blaue Mützen. — Ausklopfen! — Auf — g'schaut!! — Hinter der Thür lahnt der Todtschloger! — So! — A Underhört —"

„Aber dös is jo 'n Voter sein ehrlicher Nomen gar nid," warf schüchtern die Leni ein.

„Raz mi ned!" brüllte der Begeisterte, „Du ungerathnes Kind. A Underhört, sog i, braucht ka G'wia, dem thuat's a Stecken a und wonn er söll mit'n Tiufel rafert wird! — So! — Jatzt ober d'Hauptsoch': 's Tintenfoß!"

„Ober Voter," bemerkte die Leni abermals, „zu wos brauchst denn 's Tintenfoß?"

„Ruhig, Kotz, sonst friß i Di!" herrschte der Kneipkünstler, zitternd vor Aufregung. „Heut is mei Tog!" — Resignirt langte die Leni ein an zwei schwarzen Lederriemen befestigtes Gefäß von der Wand herab und reichte

dasselbe dem zürnenden Vater, der es mit fast feierlicher Miene über die Schulter hing.

„Und jatzt mirk' auf!“ begann er von Neuem in viel milderem Tone, die wulstigen Augenbrauen bis in die halbe Stirnhöhe hinaufziehend. „Heut' wird Dei Voter entweder die Unsterblichkeit sich erringen, oder er wird elendiglich z'Grund geh'n. Du woaßt, daß dahier dadrum der Tinfel spukt. I häng' mei Glück wia mei Unglück an seine Tiufelshörner. Entweder i kriag'n do eini ins Tinteng'suff, — dann is er unschädli für immer — oder er is stirker ols i und die ondern, und spießt uns olle auf seine schwoarzen Hörndln auf. Dannochat pfiat di Gott, spinatgrüne Natur! Dann wird d'Welt wieder verschnupft werden und wieder a ganzes Jahrhundert nid aus der Strauchen herauskommen. Herentdessentwegen is der heutige Tog so viel a wichtiger Tog für mi. I bi heut' der Held des Tages!“

Sagt's und schreitet gewappnet und stolz an seiner Tochter vorbei in's Freie hinaus.

Die Leni sah ihm verwirrt und mit offenem Munde nach. Wohl hatte sie schon öfters von der beabsichtigten Jagd reden gehört, aber sie ahnte es bis zu diesem Augenblicke nicht, daß ihr Vater bei dem bevorstehenden Unternehmen ein Hauptacteur sein werde. Sie fürchtete zwar die unmittelbaren Folgen dieser sonderbaren Jagd nicht, denn sie hielt die ganze Geschichte einfach für eine Dummheit, aber die außerordentliche Erregtheit ihres Vaters und die überspannten Ideen, welchen er offenbar zum Opfer gefallen, ließen sie befürchten, daß er sich den Spott der Leute aufhalsen könnte und das würde ihre töchterliche Eitelkeit hart verletzen. Sie erinnerte sich auch an ihre Begegnung mit dem alten Weibe im Walde und an deren Erzählung von der Anwesenheit des Teufels, und daß sie selbst die Geschichte weiter verbreitete und verwünschte sich und alle alten Weiber, deren übernächtige Phantasie schon so viel Unheil in der Welt verursacht. Wonn der Voter, dachte sie, nur nid immer von dem verwünschten Tintenfoß reden thät'. I woaß goar nid, wo er die Einbildung her hot, doß mr'm Teufel mit der Tinten beikommen konn? Und laut setzte sie hinzu: „I hob nur oan Trost! Bis morgen wird die G'schicht' kloar sein und nachher wird er wieder a Ruah geben, vielleicht auch in meiner Herzenssoch' auf bessere Gedanken kommen. Gott schück's!“ Mit diesem Troste auf den Lippen wendete sie sich wieder der gewohnten Tagesbeschäftigung zu, die nicht etwa im Zimmer, sondern im Hühnerstalle begann.

Die siebente Morgenstunde war bereits vorüber.

Des Uebermuthes voll in den urwüchsigen Reden und unter jauchzenden Juchhu's! strömten, mit kurzen derben Stöcken und alten, einläufigen Jagdflinten ausgerüstet, die Bauern jetzt aus allen Richtungen heran. Die Kreuz

und Quer, durch Felder und Wälder, über Brücken und Stege, von den Bergen herab und aus den Thälern herauf, lärmend und johlend, Jung und Alt in buntem Gemisch; Alle strebten nach einem gemeinsamen Ziele: dem gräflichen Schlosse.

Im Schlosse aber gab es lange Gesichter.

Die hasenfüßige Bürgerschaft ist, entgegen der beschlossenen Abmachung, bis nun, will sagen: bis knapp vor dem festgesetzten Zeitpunkte der Ausrückung noch nicht zur Stelle. Sollte sie ein Haar in der Sache gefunden, oder sollte sie etwa gar einen plötzlichen Frömmigkeitsanfall bekommen haben, der sie kampfunfähig machte? Eines ist gewiß. Der Minutenzeiger der Schloßuhr zeigt auf die sechste, der Stundenzeiger aber auf die achte Ziffer; folglich steht ohne Widerrede und ganz bestimmt die Uhr auf halb Acht; das ist die vereinbarte Zeit des Ausrückens und noch immer fehlen die ehrsamen Stadtbürger, noch immer ist keiner erschienen. Sie halten also insgesammt ihr, unter begeisterten Juchhu's gegebenes Versprechen nicht ein. Doch halt! Einer ist doch erschienen; ein Mann! Und obwohl man ihn nicht als den Ausbund aller Bürgertugenden betrachten kann, darf man gerechtermaßen an seiner Tapferkeit nicht zweifeln. Ja, dieser Eine Mann gilt für sich allein eine Armee.

Held Underhört rettet heute die Ehre der Stadt. Er repräsentirt in seiner Person die leibhaftige heldenthümliche Ueberlieferung des alten unentwegten Bürgermuthes und sich dessen voll bewußt, stolzirt er, die Beine spreizend und mit seinem eisenbeschlagenen Stecken die Luft durchsäbelnd, so grimmig im Schloßhofe auf und nieder, als befände er sich schon im heftigsten Kampfe mit dem Teufel.

Die gräflichen Jagdgäste mit dem Grafen, dem Attaché und dem Höckerigen an der Spitze, das gesammte Forstpersonale, dann einige städtische und bezirksämtliche Beamte und zwei Mann von der Gendarmerie-Expositur: Sie alle waren bereits geraume Zeit vollzählig versammelt und harrten nur noch auf die löbliche Bürgerschaft. Noch immer hoffte man, wenn auch die Ungeduld Manchem ein hartes Wort erpreßte. Vielleicht kommt sie doch noch wenn auch im allerletzten Augenblicke! —

Aber die Spitzen der spießbürgerlichen Intelligenz waren und blieben unsichtbar und so entschloß man sich denn endlich, da die Schloßuhr bereits die achte Stunde geschlagen, grollend und mit verhältnißmäßig geringen Kräften in den Kampf zu ziehen.

Auf flogen nun die hohen, schweren Flügel des Schloßthores und hinaus drängten, dichtgeschaart, die Teufelsjäger, im abschüssigen Weiterschreiten den muthigen aber finsteren Blick auf die geöffneten Fenster der rechts und links sich hinziehenden Häuser werfend, aus welchen Männlein und Weiblein lachend herausguckten und ihnen: „Nur nid fürchten!" frech

zuriefen. „Gesindel!“ erwiderte der empörte Underhört, indem er seinen Stock drohend gegen die Fenster schwang „Ich freß' Euch alle wie die Kotzen!“ — „Oho!“ schallte es aus der Höhe, „nur nid so hitzig! Gib nur acht, daß Di der Teufel heut nid selber frißt. Schodert dr goar nid. Wenigstens g'spüraſt's wia's thuat, wenn ma g'fressen wird.“ Und darauf erfolgte eine allgemeine Lachsalve von den Fenstern herab.

Freund Underhört zog seine Mütze tiefer in's Gesicht und ging trotzig fürbaß, ohne weiter auf die bösen Zurufe der Schändlichen zu achten. Er fühlte in seinem Busen eine unsägliche Verachtung für dieses feige Pack, welches aus sicherem Verstecke die größten Helden des Jahrhunderts so schmählich verhöhnt; aber aus diesem Gefühle der Verachtung erwuchs ihm nun auch eine bitterböse Stimmung, welche seinem Gedankengange eine von der bisherigen ganz abirrende Richtung gab. Wenn sich dem Undank noch, wie es die gewöhnliche Folge ist, der Hohn gesellt, dann verkehren sich auch dem Sanftmüthigen die Begriffe. Nichts aber wirkt eigentlich zersetzender auf eine Absicht, welche aus einer Schwäche hervorgegangen, als die Gleichgiltigkeit oder gar Zurückweisung des- oder derjenigen, in deren scheinbarem Interesse sich die Absicht zur That gestalten soll. Das ganze verlogene Selbst bäumt sich, weniger gegen die Anderen als vielmehr gegen die Bloslegung der eigenen Nichtigkeit auf. In solcher Stimmung ist der Mensch bereit, sich stets nur von seinen schlechten Instincten leiten zu lassen. Die Harmlosigkeit Underhört's schützte ihn zwar vor allen schlimmen Resultaten seiner Empfindungen, das heißt: der daraus möglicher Weise erwachsenden Handlungen; aber nichtsdestoweniger fiel er naturnothwendig dem nachweisbaren Gesetze der feigen Renommisterei anheim. Da man ihn nicht ernst nahm, zog er sich auf sich selbst, auf sein eigenstes Selbst zurück, das auf Feigheit und Größenwahn aufgebaut war. „Ganz eigene Gedanken,“ raisonnirte er kopfschüttelnd für sich, „steigen mir auf, wonn i bedenk', welcher G'fohr und für wos und für wem ich mich derselbigen eigentlich aussetz. Hm! Vielleicht wär's meinerseits g'rechter — klüger scho g'wiß — wonn i von der Bekämpfung des Tiufels gonz obstehat. Woar jo koan schod, wonn er die ganze Bagasch bei den Ohren nehmat und in d'Höll einitrogat. Besser's is' 's eh nid werth.“

Je weiter der Zug gelangte, desto klarer drängte sich ihm der Widerspruch auf, der für den gesunden Menschenverstand darin lag, sich für solche Menschen zu opfern. Und dann! Hat er nicht auch Pflichten gegen seine Tochter, sein einziges Kind? Ja, hat er nicht auch gleichwerthige Pflichten gegen sich selbst? Darf er seine Gesundheit, vielleicht sogar sein kostbares Leben so muthwillig den Fährlichkeiten eines ganz unberechenbaren, furchtbaren Kampfes preisgeben; preisgeben für Menschen, die in ihrer feigen Frechheit ihren Wohlthätern nur mit Spott und Hohn lohnen? —

„Dös wär' underhört und dös thuat der Underhört g'wiß nid!" Mit diesem lautgedachten Spruche war sein nun unerschütterlicher Entschluß unwiderruflich gefaßt. Für dieses in der Grundhölle verderbte Pack kein Opfer!

Und jetzt malte er sich auch die Freude seiner Tochter aus, wenn er, den sie vielleicht schon todt wähnte, unversehrt und wohlbehalten in ihre Obhut zurückkehrte und Thränen der Rührung und der Freude flossen über seine feisten Wangen. Er spitzte den Mund, als wenn er sich für seine außerordentliche Klugheit selbst mit einem Kusse belohnen wollte.

Jetzt aber galt es in erster Linie bei der Ausführung seines Vorhabens mit großer Um- und Vorsicht zu Werke zu gehen, damit seinem anerkannten Heldenmuthe kein Makel aufgehalst werde. So geradewegs kann er sich aus der Jagdgesellschaft wohl nicht fortstehlen; er, der einzige Tapfere einer Compagnie von Feiglingen. Das hätte auch ein minder Ehrsüchtiger begriffen. Er dachte eine Weile darüber nach, ohne daß der Phosphor seines Gehirnes genügend helle Lichtreflexe auf den richtigen Weg geworfen hätte. Glücklicherweise kamen ihm aber zwei günstige Umstände zu statten; der Eine war: die große Anzahl der Bauern, die sich um den muthmaßlichen Kampfplatz theils bereits versammelt hatten, theils demselben noch immer von allen Seiten zuströmten, dann aber schob sich von Westen her ein grauer, drohender Wolkenballen, der, sich mit beängstigender Raschheit ausbreitend, die Bläue des Himmels allmälig mit seinen bleiernen Flügeln ganz bedeckte.

Die Jagd leitete der gräfliche Forstmeister; ein Mann, wie er im Buche steht. Naiv und bieder; voll Strenge gegen seine Untergebenen, doch mild und nachsichtig gegen die dilettirenden Gäste seines Herrn.

Die Parole war, auf nichts sonst als nur auf den Teufel zu schießen. Die Composition war eigentlich ein Compositum: Halb Kreis-, halb Pürschjagd. Es wurde nämlich von einem Theile der mit Flinten bewaffneten Bauern jenes Terrain, welches als vom Teufel besetzt angenommen war, in einem ungeheueren, schier die Hälfte einer Meile umfassenden Halbkreise umstellt, indeß ein anderer Theil, der bloß Stöcke trug, nur als Treiber verwendet wurde. Die Letzteren wurden von in deren Flanken avancirenden Schützenschwärmen begleitet.

Unter betäubendem: „Halloh! Hoho! Riaha!" und ähnlichen schreckhaften, wie ein geschrieenes Pelotonfeuer aufklatschend, knatternd und prasselnd sich verbreitendes Toben, begann die denkwürdige Jagd.

Der Wind fuhr heulend über die Bäume und schüttelte mit wilder Gewalt die noch, wenn auch nur mehr spärlich und lose haftenden fahlen Blätter von den Zweigen. Die zerzausten Baumkronen neigten sich wimmernd zur Mutter Erde, als wollten sie in deren Schoße Schutz vor dem dräuenden

Ungewitter suchen. Langrollende Donner und jähaufleuchtende grelle Blitze folgten so ununterbrochen auf einander, daß in der Schützenkette eine Stoßseufzerepidemie ausbrach. Immer finsterer dunkelten die fast im Kreise sich jagenden Wolkenschleier zur Erde nieder. Es blitzte, rollte und krachte so unaufhörlich und heulte so schauerlich in den Lüften, als wenn die Werkstatt dort oben in Trümmer fiele. Der Regen, gepeitscht vom Wirbelsturme, umsauste die Teufelsjäger so unbarmherzig, daß sie fast blind und taub wurden. Sollte vielleicht des Teufels Großmütterchen sich in die Sache mengen? Sollte sie die Absicht haben, ihrem geliebten, süßen Enkelkinde beizuspringen, ihm persönlich Hilfe zu leisten? Der Gedanke hatte, unter dem Eindrucke einer offenbar empörten Natur, eine kaum zurückdrängbare Aufdringlichkeit.

Unser braver Held Underhört jedoch trotzte allen Anfechtungen; er verlor ungeachtet des tobenden Sturmes seine kaltblütige Fassung nicht. Er begriff im Gegentheile mit klarem Erkennen alsbald die günstige Lage und erfaßte die Gelegenheit mit kühnem Griff beim Schopfe. Seinen Stock fest auf den Boden stemmend, eilte er auf ein in seiner Nähe befindliches Gebüsch zu, daß ihm Schutz — nicht bloß vor dem Gewitter — zu versprechen schien. Es war aber — er hätte verdießlich werden können — offenbar schon anderweitig besetzt, denn in dem Augenblicke, da er die Zweige auseinanderbog, um in das Gebüsch zu schlüpfen, flatterte es drinnen auf, und wie ihm däuchte, ein geflügeltes Riesenthier mit einem Giraffenhalse und Feuerrädern im Kopfe, erschreckte ihn auf den Tod. Das Thier strich, die Mütze des Schutzsuchenden mit den kolossalen Flügeln streichend, über dessen Kopf hinweg. Es war ihm, als wenn der heiße Athem der Hölle über ihm dahingestrichen wäre, als wenn übelriechende Dämpfe dem Fluge des schrecklichen Vogels folgten. Er konnte kein Glied seines Körpers mehr bewegen. Das war, es konnte kein Zweifel obwalten, das war der leibhaftige Satanas in Vogelgestalt. Held Underhört machte krampfhafte Anstrengungen, seine wackeligen Sinne halbwegs der Herrschaft des Verstandes zu unterordnen; er wollte schreien, die Jäger avisiren, alarmiren, wie's Jagdbrauch ist, aber jede Muskel war steif, die Kehle tonlos. Erst als sich seiner Nase überwältigende Zumuthungen aufdrängten, zweifellos von den Teufelsdämpfen herrührend, kehrte unter ausgiebigem Nießen seine Fassung und damit auch seine Ueberlegung wieder zurück.

Er sagte sich, dass der Ort, an dem er sich jetzt befand, nicht nur als Versteck sich vortrefflich eigne, sondern auch den sichersten Schutz gegen das Unwetter bieten müsse, weil ihn sonst der kluge Teufel nicht zu seinem Stand-[illegible]n hätte; und wirklich war er gegen Wind und Nässe hier am

Er horchte nun von seinem Verstecke aus gespannt auf den Fortgang der Jagd, welche sich sonderbarerweise ganz unregelmäßig bald rechts, bald links und bald seitwärts hinzog. Aber der heulende Sturm mochte ihn auch häufig täuschen, indem oft plötzlich jeder Jagdlaut verstummte, dann aber wieder eben so plötzlich mit dem sich drehenden Winde das gellende Treibergeschrei die Luft erfüllte, und so in nichts weniger als anmuthiger Abwechslung seine Vermuthungen kreuzte. Zitternd vor Kälte und Angst stand er halb aufrecht im Gebüsche.

Jetzt nähert sich der Trieb abermals. Es ist kein Zweifel. Von allen Seiten schlagen Menschenstimmen verquickt mit kläffendem Hundegebell an sein Ohr. Es wälzt sich näher und näher. Zuweilen übergellen die durcheinander schrillenden Thier- und Menschenstimmen den Sturm, dann wieder überbraust der Sturm die Stimmen. Natur und Geschöpf befinden sich in Aufruhr, in einem harten Kampf wider einander.

Das Versteck unseres Helden scheint der Punkt zu sein, auf dem der Entscheidungskampf zu Ende geführt werden wird. Von allen Seiten drängen die Jäger heran. Wahrscheinlich sind sie dem Teufel, der vielleicht wieder seinem früheren Standquartier zueilt, hart auf den Fersen.

Underhört klappert hörbar, trotz des sausenden Sturmes, mit den Zähnen, seine Knie drohen den Dienst zu versagen.

„Hoho! Halloh! Riaha!“ erscholl es nun plötzlich in nächster Nähe.

„Hier unter der Nußstaude muß er stecken!“

„Nein, ich sah ihn dort auf dem Eichenaste!“

„Aufgepaßt! Holla, ho!“ schreit ein Mund, den ein kleines blondes Schnurbärtchen bedeckt, und — piff, paff und Krach! — platzte und knallte es fast gleichzeitig.

Held Underhört stürzte auf die wankenden Knie, schloß die Augen und betete im Fluge drei tiefgefühlte „Vater unser“. Das stärkte ein wenig. Allmälig wurde er wieder eines vernünftigen Gedankens fähig und zögernd öffnete er endlich die Wimpern, um zu seinem Erstaunen — nichts Bemerkenswerthes zu sehen; doch litt es keinen Zweifel, daß sein Versteck noch immer das heftig umstrittene Ziel der wilden Hatz war, denn noch immer schwollen die Stimmen und das Hundegekläff an und schallten in wildverworrenen Accorden an sein vibrirendes Trommelfell.

Nun sänftigt sich aber der tosende Lärm denn doch. Die Laute scheinen den schrillen Mißklang zu verlieren. Sollte der Höhepunkt der Jagd überschritten, der Teufel etwa gar schon gefällt sein? — Ein tiefer Athemzug ringt sich aus seiner Brust. Langsam kehrt der Muth in das Heldenherz des Verzagten wieder. Fröstelnd erhebt er sich von den feuchtgewordenen, schlotternden Knieen. Er horcht anhaltend. — Die Jagd verzieht sich in der That, ist

vielleicht die Hauptsache schon beendigt? Sollte der Tiufel wirklich schon ausgerungen haben? Er getraute sich kaum, dieser Hoffnung Raum zu geben. Dennoch scheint es allem Anscheine nach der Fall zu sein, denn das ganze, vor Kurzem noch so wilde Jagdgetümmel hat sich zu einem, immer mehr in die Ferne verlierenden Unisonogemurmel abgedämpft. Mit dem Rockärmel wischt er sich den perlenden Schweiß von der Stirne. Ein frischer Windhauch kühlt die brennenden Schläfen.

Jetzt ist es aber diehöchste Zeit, möglichst unbemerkt aus dem Verstecke hervor zu kriechen.

Sturm und Wetter hatten ausgetobt.

Er stützte sich wieder fest auf seinen Stock, bog die Zweige des Gebüsches, welches ihn vor allen Fährlichkeiten geborgen, sachte auseinander und schnupperte, ob die Luft rein sei. Es dünkte ihm so, aber es war eine Täuschung, denn in dem Augenblicke, da er im Begriffe war auf allen Vieren aus dem Gebüsche zu kriechen, wurde er gewaltsam an der Schulter gefaßt.

„He, Wilddieb!“ donnerte es ihm in die Ohren, daß er vor Schrecken wieder platt auf den Bauch hinfiel.

„Gnad', Satanas!“ stöhnte der Held, denn er war durchdrungen davon, daß ihn der listige Satan jetzt in seine Gewalt bekommen. „Aber Voter Underhört!“ klang es nun voll Erstaunen zurück. „Seid's ös denn wirkli? Was zum Teufel treibt's ös denn do? Wo habt's ös denn die gonze Zeit über g'steckt?“

„Aber herzig's Schnurbartl,“ jammerte der Held, den Schreck abschüttelnd und sich mühsam vom Boden emporraffend, „wie freu' i mi, daß Sö a dabei woarn. Uff, woar dös a hoarter Kampf!“ — „So?“ bemerkte der Andere zurückhaltend. „Habt's 'n vielleicht scho in engarn Tintenfoß drinnat?“ — „A beilei,“ entgegnete wehmüthig der Schuster, „aber g'segn hob i'hn.“

„Is woar?“ frug der Andere freudig überrascht, „wo denn?“ — „No, do in dem Gebüsch drinnat, wo i g'lost hob, is er mr grod über 'm Kopf aufg'flogen und wonn er nur noch an Eichtl* g'woart' hätt, häd i 'hn no derg'lenga kinna, ober a so hob i nur 's Nachschaun g'hobt. Aber i hob derweil schiaßn g'hört, und do denk i mr scho, doß 'n an Anderer 'n Rest geben hot.“ Während dem Zähnegehege des Schusters dieses Verlegenheitsgeschwätz entsprudelte, stieg in dem Gehirne des jungen Mannes ein sublimer Gedanke auf. Seine Bewerbung um die reizende Leni war bisher an der ablehnenden Haltung des hochmüthigen Schusters gescheitert, der sich einbildete, seine schöne Tochter werde schon noch einen reichen Bürgerssohn, deren es

* Ein wenig.

mehrere im Städtchen gab, „derg'lengen," und sie habe es einstweilen noch nicht nöthig, sich an einen bescheidenen Bezirksgerichts-Auscultanten zu hängen.

Der Schuster hatte sich nun heute offenbar feige benommen, obgleich er bisher stets rasend mit seiner Courage geflunkert hatte. Schnurbärtchen will nun die günstige Gelegenheit ausnützen und dem Schuster die Hölle heiß machen. Vielleicht — Eitelkeit und Ueberhebung sind gar mächtige Factoren — wird dieser sanfte Druck hinreichen, um ihn an's Ziel seiner sehnlichen Wünsche zu bringen.

„Jo," sagt er zu der vor ihm stehenden Jammergestalt, „i hob selber auf den Teufelsvogel g'schossen und ös wißt's ös jo, doß i noch nia d'Fliagn auf'm G'wiehr umasunst visirt hob! Wonn i amol schiaß, donn treff i a; und i hobn a troffen, ös derft's es glauben."

„Glab's scho," warf der Schuster ein.

„Aber finden konn i'hn nid," fuhr der Andere fort. „Wonn er nid unsichtbar durch' d'Luft davong'flogen is, dann müaß'n mr'n do wo auf der Erden finden und ös müaßt's ma suachen helfen, Voter Underhört."

„No natürli," stimmte der Schuster erfreut bei, weil er hiedurch seine eifrige Betheiligung an der Jagd den andern Schützen gegenüber unbezweifelbar nachwies. „Suach'n mr glei!" hastete er.

„Halt!" gebot jetzt lächelnd das Schnurbartl. „Nur nid so hitzig. I hob eh'nder no a kloans Wörtl mit Ihna z'reden." Und ernsthaft fuhr er fort: „Die Bürgerschaft hat sich bei der gonzen Soch' nid goar tapfer benommen und auch Sö, in dessen Händ' im letzten Augenblick die Ehr' der Stadt g'ruaht, haben sich, Sö können's goar nid leugnen, recht sunderbar benommen." Der Entlarvte begann unruhig zu werden. „Die noblen Jagdgäste der Herrschaft und auch der Herr Graf werd'n a schöne Meinung von der Tapferkeit der ehrsamen Burgerschaft bekommen; am meisten aber wird ma den Voter Underhört verspotten, der sich hoch und theuer vermessen, den Teufel in sein „Tintenfoß" spirren z'wolln, sich aber weislich vor'm Teufel selber verkroch."

„Um's Himmelswillen, Sö werd'n mi do nit verrathen?" jammerte der Meister.

„Dos kummt d'rauf an," meinte jener.

„Nennen's mr'n Preis für Ihr Schweigen," hastete der in der Zwickmühle sich Windende, „und wonn's selbst mei' neuche Pudelhaub'n wär', die dahoam im Kosten hängt — i gib's her, obwohl i mi schwer von derselbigen trenn'."

„A na," beschwichtigte der blonde Jüngling, „so unbarmherzig bin i nit, daß i mir dos kostbarste Stuck aus der schwiegerväterlichen Gaderobsammlung verlonget; aber wos i verlang' und zwar unbedingt, wider-

spruchslos verlong', doß is, Ihre vorbehaltslose väterliche Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Ihrer Tochter, der Leni, die, wie Sie jo wissen, eh koan ondern mog."

Und da der Schuster zu diesem Verlangen eine finstere Miene machte, so setzte er hinzu:

„Ich will zwoar koan Einfluß auf Ihren Willen und Ihre Entschließungen üben, ober dos erklär' i Ihna hier auf das Bestimmteste, doß, wonn Sie mir nit hier augenblicklich die verlangte Einwilligung geben, in der nächsten holben Stund' die gonze Stodt von Ihrer heldenmüthigen Feigheit sprechen wird."

„Aber i bitt' Ihna, hör'n's mr auf!" rief der Meister erbost, „i geb' Ihna jo gern mein' Einwilligung."

„Gern?" frug der junge Mann mißtrauisch.

„Gern, recht gern!" bestätigte Underhört mit süßsaurer Miene.

„Gut," sprach jener, aus einem Notizbüchelchen ein Blatt herausreißend und rasch einige Worte darauf schreibend. Hierauf reichte er das Blatt dem Manne in tausend Aengsten und sagte, ihm die Bleifeder in die Hand drückend, leise und nachdrücklich: „Jetzt moch'ns Ihna Tintenfaß auf, tunken's die Bleifeder eini und kritzeln's unter dem, wos i do g'schrieb'n hob', drei Kreuzl."

„Jo, wos hom's denn do g'schrieb'n?" frug der Schuster einfältig lächelnd.

„No, nix b'sunder's," entgegnete jener, indem er las: „Wenn meine Tochter, Leni Spatzenhuber, mir eine besondere Freude machen will, so wird sie, sobald wie möglich, dem Wohlgebornen Herrn Carl Prägartner, k. k. Bezirksgerichts-Auscultanten, die Hand reichen und sich von ihm zum Traualtare führen lassen, wozu ich im Vorhinein meinen innigen väterlichen Segen ertheile."

Der Schuster biß sich in die Lippen. „Hm, a kitzliche Soch," sagte er. „Könnt' i nit mit der Unterschrift noch bis Morgen woarten?"

„I jo," erwiderte der junge Mann, „z'meintz'wegen a bis Ubermorgen."

„No alsdann —" grinste der Schuster.

„Aber bis Morgen," erklärte Prägartner mit voller Ruhe, „wird die ganze Stodt bereits wissen, wie underhört Held Underhört sich bei der Jagd auf den Teufel benommen hat. Wonn Sö's d'rauf ankommen lossen wollen, so —"

„Na, na, i sterbet vor Schand!" jammerte das Opfer jämmerlicher Eitelkeit, riß den Deckel vom Tintenfasse, das für die Aufnahme des Höllenfürsten bestimmt war, tunkte den Stift zornig bis auf den Grund desselben,

und dann zeichnete er seufzend anstatt der Namensunterschrift, die er seinerzeit vergaß in der Schule zu erlernen, drei schiefwinkelige Kreuze auf das ihm von Prägartner dargereichte Blatt Papier. Der Regen hatte mittlerweile ganz aufgehört.

Die Jagd, welche im Verlaufe von der anfänglichen Richtung abgekommen war, drängte nun wieder auf den Punkt hin, wo die ersten Schüsse gefallen.

Da sagte Prägartner zu seinem zukünftigen Schwiegervater: „Voda, do hom's mei G'wiah und gebn's mir dafür Ihneren Stecken. Mir werd'n miteranander do den Teufelsvogel, auf den i g'schossen hob', aufsuachen und wonn mr'n g'fund'n hob'n werd'n, und mir müaß'n 'n finden, danachher sog' i: Sie hob'n 'n g'schossen. Verstängens mi? Dös wird a Glorie sein.“

„No jo,“ brummte der Schuster ein wenig kleinlaut, „i bin's z'frieden, denn es is jo g'wiß, daß, wonn i, wia ra über mein Kopf dohing'straft is, a Gwiah in der Hond g'hobt hätt', i ihn a' g'schossen hätt'.“

„Dös moan i a,“ bekräftigte Prägartner, und nun suchten die beiden Männer eifrig am Boden hin.

Die Jäger strömten jetzt von allen Richtungen herbei. Die Bauern hielten sich, unbefriedigt über die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen, nicht mehr nach den Anordnungen des Jagdleiters, sondern unterordneten sich nur noch der eigenen simplen Erwägung, daß es das Klügste sei so vorzugehen, wie es der Feldmarschall Blücher in den Kriegen gegen den Ersten der Napoleoniden that, nämlich: einfach dorthin zu eilen, wo Schüsse fallen. Auch Graf Wexberg und seine Gäste kamen nun herzu. Auch sie hatte die Erfolglosigkeit der Sache schließlich zur Bauernraison geführt; auch sie wandten sich wieder dorthin, wo die ersten Schüsse gefallen waren. Bisher wußte übrigens, mit Ausnahme des Katzenfreundes und dessen zukünftigem Schwiegersohne, Niemand, wer eigentlich die Schüsse abgegeben und ob das gesuchte Wild angeschossen oder gar erlegt worden sei. Da nach den Jagdanordnungen aber ausnahmslos nur auf den Teufel geschossen werden durfte, die Leute in der Mehrzahl geübte Schützen waren, wiegte man sich in der Hoffnung, obwohl man sich einer bestimmten Annahme noch vorsichtig verschloß, daß dem bösen Klumpfuß vielleicht doch Eins auf die schwarze Haut gebrannt wurde; und in dieser Hoffnung und weil man sich eigentlich vor sich selber, noch mehr aber vor dem Spotte der feigen Bürgersleute schämte, betheiligten sich auch Alle eifrig beim Absuchen nach dem — gefallenen Feinde.

Prägartner wußte genau den Ort, wo er die Schüsse abgefeuert. Das geflügelte Unthier strich damals gerade über einen jungen Eichenbaum, ein Irrthum war ausgeschlossen und folgerichtig hätte also das getroffene Thier durch die bereits halbentlaubten Zweige fallen und unter dem Baume liegen

müssen. Aber selbst das genaueste Absuchen des spärlichen Rasens rings um den Baum führte zu keinem zufriedenstellenden Resultate.

Underhört, der beim Suchen sich immer knapp hinter Prägartner hielt, lief ein Schauer über den Rücken.

„Dös is doch, i glab heilig dron, a Hexerei. Als a klana Bua hot mr mei Muada a so a ähnliche G'schicht derzählt, die nid guat ausgangar is. Sö! I glab scho, 's wird's beste sein, wonn mr uns von dem unheimlichen Ort entfernen."

„Goar koan Spua!" erwiderte Prägartner energisch. „Z'erscht müaß'n mr'n finden, dann geh' i, früher nid!"

In diesem Augenblicke streifte sein spähender Blick die weitgedehnten Aeste des Baumes, unter welchem sie suchten. Das schüttere, vom Herbste gelbbraun gefärbte Laub desselben fesselte ahnungsvoll seine Aufmerksamkeit. Da fiel ihm ein schmutzig-rostbraunes Etwas, eine Art Tuch, wie es den Anschein hatte, auf, welches lang und steif von einem Aste herabhing. Neugierig sich aus seiner gebückten Stellung emporrichtend, erkannte er voll Ueberraschung, daß das vermeintliche Tuch einen Kopf und zwei langgestreckte Beine habe, die gleichlinig vom Aste zu Boden hingen.

„Underhört!" schrie er, „her zu mir!"

Underhört, der wenige Schritte von Prägartner entfernt war und eben ernstlich mit sich zu Rathe ging, wie er auf gute Art aus dieser kitzlichen Angelegenheit herauskommen könne, machte einen Luftsprung.

„Was gibt's denn?" stöhnte er zitternd.

„Do schau'ns her!" zischte Prägartner, und wies auf den am Aste hängenden Vogel.

Underhört sah hin, und je mehr und je länger er hinsah, desto weiter riß er Mund und Augen auf.

„Hob' mei' Lebtog so a Viech nid g'segn!" platzte er endlich heraus.

Der Anblick war aber auch wirklich eigenthümlich. Der Vogel war, das ergab sich aus dessen Lage, als er vom Schusse getroffen aus der Höhe fiel, mit seinem langen, weichen Halse, der gut die Hälfte seiner ganzen Körperlänge maß, an dem aufstrebenden Aste hängen geblieben. Seine ganze Gestalt war lang und schmächtig; die Farbe seines Gefieders gerade so gelbbraun wie die herbstlich gefärbten Blätter des Baumes, auf dem er hing. Was Wunder, daß die erregten Männer ihn, den sie nur am Boden suchten, so lange nicht bemerkten. Ihre Verwunderung wich indeß bald, um — besonders im Geiste Prägartner's — nüchternen Erwägungen Raum zu geben.

„Da!" sagte der glückliche Schütze, den todten Vogel vom Aste ziehend und ihn dem Schuster reichend. „Sie hob'n ihn g'schossen; Dabei bleibt's!"

„No jo, freili," erwiderte der Schuster mit seinem einfältigen Lächeln, scheu den Vogel von der Seite betrachtend. Prägartner warf ihm das Thier über die rechte Schulter. Dem Schuster graute und er verschlang einen Augenblick die beiden Daumen ineinander, damit ihm kein böser Zauber etwas anhaben könne; aber er begriff schnell, daß es die Nothwendigkeit erfordere, eine recht kühne und herausfordernde Haltung anzunehmen.

„Holla, ho!" schrie nun Prägartner mit starker Stimme. „Mir hom'n scho, mir hom'n scho!" Der Ruf pflanzte sich mit großer Schnelligkeit fort und in buntem Durcheinander stürzten nun die Schützen von allen Seiten herbei, voll Verwunderung über den Anblick, der sich ihren Blicken bot, denn ein Jeder mußte sich gestehen, ein Thier von solcher Beschaffenheit im Leben nie gesehen zu haben. Nur der lange Attaché und Mister Hoarox rümpften die Nasen und es drückte sich in ihren Mienen ein gewisses Gefühl der Enttäuschung aus, aber sie gaben dieser Empfindung wohlweislich keinen lauten Ausdruck. Ein vernünftiger Mann verliert über eine verlorene Partie weiter kein Wort. Wenn aber auch sie sich nicht weiter über die Sache erhitzten, so thaten dies die Anderen nur um so mehr, und diese bestürmten den jagdleitenden Forstmeister, ihnen über das erlegte, sonderbar gestaltete Thier Aufschluß zu geben, weß' Landes und zu wessen Sippschaft es zu zählen sei. Der arme Forstmeister kam da in eine kleine Verlegenheit. Er, den Bauern und dem Wilde in Feld und Wald gegenüber der Unfehlbare, er, der weit und breit als eine Jägerautorität allerersten Ranges galt, der Tag und Nacht in der praktischen Bethätigung seines Metiers unermüdlich Beflissene, sollte doch mindestens alle jagdbaren und jagdgerechten Thiere der fünf Welttheile bis in das innerste Geäder ihrer thierischen Körperlichkeit kennen, sie, was man so sagt, im kleinen Finger haben. Und wie erging es ihm nun? Es war ein Jammer. Sonst ein richtiger Brummbär, rücksichtslos, decidirt und schneidig, war er in diesem wichtigen Falle, da ihn seine stupenden Fachkenntnisse im Stiche ließen, hilf- und rathlos. Er beantwortete alle fürwitzigen Fragen statt mit Worten, mit fürchterlichem Augenrollen und krampfhaftem Ringeln seines mächtigen rothbraunen Schnauzbartes, und so beschied man sich vorläufig mit der immerhin beruhigenden Thatsache, daß das Teufelsthier überhaupt erlegt sei, sich die nähere Kenntniß seiner interessanten Persönlichkeit für den Abend vorbehaltend, wo der Meister des Forstes, wie das in wichtigen Fällen schon so Brauch bei ihm war, in seiner illustrirten Naturgeschichte eingehende Nachforschungen pflegen und der erlesenen Weisheit sich sodann entledigen dürfte.

Und der glückliche Schütze?! Bis nun ist es noch keiner Seele beigefallen, sich um denselben zu kümmern.

Welchen Einblick gewährt dieses gehässige Versäumniß, ach, in die Seele der undankbaren Menschheit! Aber dort piepst ja ein verknirpster Kobold. — Richtig; er fragt. Also gut. Ich nehme ja gern meine pessimistische Unterstellung der Undankbarkeit zurück.

„Wer hat denn das wilde Geflügel geschossen?“ schrillt sein Discant über die Köpfe der sich zum Knäuel gestaltenden Menge. Underhört, welcher den Vogel noch immer wie einen Plaid überm Rücken gehängt trug, richtete sich bei dieser Frage stolz in die Höhe, während Prägartner lächend mit dem Zeigefinger auf ihn wies.

„Bravo!“ scholl es nun aus hundert Kehlen. „Unser Underhört is holt a gonzer, a wack'rer Mann!“

„Jawohl,“ bekräftigte Graf Werberg, „wir dürfen stolz auf ihn sein, denn er hat die Stadt und die Umgebung von dem sie bedrückenden Alp befreit und der Teufel hat jetzt bei uns, und wie ich hoffen will, für lange Zeit ausgespielt.“

Unter gellenden „Juchhu's“ marschirte die lustige Schützenprocession nun mit der Jagdbeute zum Forsthause. Dort riß der wüthende Forstmeister stante pede einigen alten und neuen Büchern — die letzteren mit Illustrationen gefüllt — die papierenen Rippen auseinander und schlug sich nach gethanem Einblick voll Selbstverachtung vor die unwissende Stirne. Es ergab sich nämlich aus einer Illustration, daß der unbekannte Geflügelte eine — Rohrdommel war, ein Sumpfvogel, der in diesen Gegenden allerdings sonst nicht vorzukommen pflegt. Wahrscheinlich kam das schilfgewohnte, zierliche Thier durch irgend eine Veranlassung von dem zur Herbstzeit sonst immer eingehaltenen südlichen Cours ab und verstrich sich zu seinem Verderben in diese bucklige Gespensterwelt. Erst nachdem die zoologische Harmlosigkeit des besiegten Fremdlings cum nomine als Ardea stellaris L. nachgewiesen und festgestellt war, athmete so Mancher erleichtert auf, denn bis dahin gab es immerhin noch einige Zweifler und hartnäckige Gespensternarren, welche die Sache höchst geheimnißvoll und sonderbar gefunden.

Auch Schuster Underhört, welcher bisher am hartnäckigsten an dem Teufelsspuke im Walde festgehalten, mußte jetzt, angesichts des von seiner Schulter herabbaumelnden Beweisstückes, wenn auch mit schwerem Herzen, sich der gegentheiligen Annahme fügen. Nichtsdestoweniger war seine gedankenlose Eitelkeit vollauf befriedigt, denn er war ja, wenn auch unverdientermaßen — wenn sein Größenwahn im Spiele war, verachtete er jeden Gewissenszwang — der Held des Tages.

Die alte Kreuzenträgerin aber, die, rückkehrend vom Walde, zufällig um diese Zeit auf einer Bank vor dem Forsthause Rast hielt, schlug, als sie

des entsetzlichen Vogels ansichtig wurde, voll Schrecken ein Kreuz, hockte dann hurtig wieder ihre schwere Last auf den schwachen, alten Rücken und sputete sich, um aus dem Bereich des unheimlichen Thieres zu gelangen.

Am Abende dieses Tages versammelte sich eine Anzahl geladener Gäste, worunter natürlich auch der Held des Tages, Vater Underhört, im gräflichen Schlosse bei einem heiteren Mahle, das in ungetrübter Fröhlichkeit bis zur Geisterstunde andauerte.

Mit dem zwölften Glockenschlage, der leise verhallend vom Kirchthurme herniederklang, erhob sich Graf Wexberg, den weingefüllten Pokal in der Rechten.

„Meine Herren!“ begann er. „Ein denkwürdiger Kampf wurde heute zu einem guten Ende geführt. Es galt den Beweis zu erbringen, daß Alles, was dem gesunden Menschenverstande widerstrebt, nicht existent ist. Die Erbringung dieses Beweises ist uns in unserem Falle vollkommen gelungen, ist das glückliche Resultat unserer Bemühungen. Ich wünschte nur, daß es dem gesunden Menschenverstande allerwegen gelänge, jedwedes Vorurtheil so prompt und augenfällig ad absurdum zu führen. Daß wir aber in unserem Falle unser Ziel so unanfechtbar und vollkommen erreichen gekonnt, das haben wir in erster Linie wohl der allgemeinen Betheiligung, dann aber vornehmlich und insbesondere dem ruhigen Muthe und der sicheren Hand eines braven Schützen zu verdanken, eines Mannes, dem es zwar nicht beschieden war, wie er so sehnlich darnach gestrebt, den Teufel in die Tinte zu locken, der aber gleichwohl durch seine Ausdauer und seine Geschicklichkeit sich ein Anrecht auf die Dankbarkeit Aller erworben hat. Und in diesem dankbaren Gefühle erhebe ich mein Glas und bringe unserm wackern Schützen, dem Vater Underhört, ein dreifaches, donnerndes Hoch!“

Und nun brauste es im Rundgesange mit dreimaliger Wiederholung:

„Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! drei — mal — hoch!“

Die Gläser klangen und Vater Underhört wischte sich mit dem Rockärmel die Zähren der Rührung aus den nassen Augen. Der Höhepunkt der Begeisterung war nun überschritten. Die Stimmung ließ nach. Man war ernstlich abgespannt; die Conversation begann hie und da zu stocken und die Gräfin Wexberg fand es an der Zeit, die Tafel aufzuheben.

Die nicht zum Schlosse gehörenden Gäste brachen allgemach auf.

Es war eine finstere Nacht, die Luft milde.

Prägartner hatte sich dem glücklichen Tageshelden als Begleitender angeschlossen. — Wie stumme Schatten schwankten ihre Gestalten die Häuserreihen der Gassen entlang. Ohne ein Wort mit einander zu wechseln, bogen und schritten sie gedankenvoll die Kreuz und Quer dahin, bis sie auf freies Feld gelangten.

Bald standen sie vor dem kleinen, weißgetünchten Häuschen am Wiesenrain. Aus einem Eckfenster desselben drang ein matter Lichtschimmer.

„He, Leni!“ rang es sich jetzt aus der rauhen Kehle Underhört's los. Alsbald erschien der anmuthige Kopf des Mädchens, scharf umrissen, wie in einem dunklen Rahmen, am Fenster. In demselben Augenblicke erscholl in die stille Nacht hinein ein langgedehntes, jauchzendes: Juchhu!!! — —“

Das erbebende Herz der Jungfrau empfand ahnungsvoll die glückverheißende Bedeutung des himmelaufjauchzenden Grußes. Der Engel der Liebe, gesegnet sei sein Kommen, war wieder einmal nächtens auf die Jammererde niedergeflogen, um unter Beihilfe menschlicher Thorheit zu vollenden, was er zu guter Stunde begonnen.

Bald gab es zwei glückliche Menschen mehr im Städtchen.

Eine neue Idylle, zweifelsohne von den weltberühmten vorsintfluthlichen Dichtern Clotho und Lachesius gemeinschaftlich gedichtet, spann ihre flimmernden Goldfäden um das vereinigte Geschick eines braven Menschenpaares. Der Teufel aber, sonst eher ein trennender Geist, hängt ausgestopft, mit ausgespreiteten Flügeln, im Schlafzimmer des Ehepaares, in diesem Falle ausnahmsweise als ein Symbol wahrhaft glücklicher Vereinigung.

Ja, ja, die Vorsehung geht ihre eigenen Wege.





Aus Klinginsland.

Dichter-Weisen und Weisungen.*

Von

August Silberstein.

Blick' hin zur Rose.

Blick' hin zur Rose, bewundere sie,
Im edlen Garten das Blumengenie!
Vielfältigst in Formen und Gestalt,
Verändert sie köstlich des Duftes Gehalt,
In allen Farben schön sie ersteht,
Jungbräutlich wie die Unschuld geht,
Und strahlend in Purpurs Majestät!
Bald sanft wie der Morgen erwacht,
Bald feurig in flammenlodernder Pracht!
In üppiger Größe sie erglänzt,
Und klein bescheiden, gar niedlich begränzt,
Aus rosigem Busch, im Heckengrün,
Erhebt sich ihrer Leuchte Glüh'n,
Und neigst Du Dich zum nieder'n Strauch,
So lächelt ihr Strahlenantlitz auch.
Auf stolzem Baum die Krone sie zeigt,
Und rankend zum trauten Fenster sie steigt,
Selbst wenn der Verirrte durch Wildniß bricht,
Grüßt sie noch, plötzlich, hold und schlicht! —
So ist die Rose das Blumengenie,
Ein unerschöpflicher Dichter ist sie,

* Manuscript der Neuen Folge. Neues Büchlein. — Erstes „Büchlein Klinginsland“. Zweite Auflage. Wien. C. Fromme 1879.

Von Gott begnadet, der's auch noch beschert,
Daß sie, den Feind verwundend, sich wehrt!
Und nur ein Dummkopf besagt zu eig'ner Schmach:
Sie strebet im Einzelnen Andern nach!

Bei den großen, derben Mengen.

Bei den großen
Derben Mengen,
Gilt das Stoßen,
Hilft das Drängen.
Kühn Erdreisten,
Keckes Wesen,
Gilt den Meisten:
Auserlesen.
Wer bescheiden,
Zart befangen,
Wird die Leiden
Bald erlangen.
Doch den Reinen
Scheucht Berühren,
Dem Gemeinen
Nah' sich spüren.
Stolz verschmäht er
Lohn der Rotte,
Einsam geht er
Zu dem Gotte!

Volksmeinung von Hund und Katze.

Wenn neunmal vom Schlafe
Erwacht
Der treue Hund,
Ist neunmal der Brave
Bedacht
Vom Herzensgrund,
Wie er dem Herrn mit Liebe genüge! —
Wenn neunmal im Nicken
Sich hebt
Die schlaue Katze,
Ist neunmal von Tücken
Belebt
Die falsche Fratze,
Wie sie den Herrn auf's neue betrüge! —

Der schlimmste Feind.

Zum schlimmsten Feind kann Dir erstehen
Der Thor aus Freundesreihen,
Bei dem es arglos Dir geschehen
Ihm Hilfe zu verleihen.
Wenn dann die Tage wechselnd gehen
Und er, im Wohlgedeihen,
Erklimmet ungeahnte Höhen,
So kann er nicht verzeihen
Daß Du ihn vormals klein gesehen!

Unten.

Neige Dich tief, mit segnendem Munde,
Zum dunkelsten Elend und lasse kein Müh'n,
Denn es entkeimen dem schwärzesten Grunde
Die reichlichsten Halme mit hellestem Grün.

Nicht blos in Wipfeln, in ragendsten Zweigen,
So Frucht wie Blüthe den Sitz erkor,
Denn aus viel' engen Winkeln steigen
Die schönstverheißenden Blüthen hervor!

Erkenntniß.

So laß' Dich doch nur belehren,
Daß nach dem Tod sie Dich ehren! —
D'rum darf's Dich nicht bestürzen,
Wenn sie das Leben Dir kürzen!

Erinnerung.

Der kundige Gärtner will uns zeigen,
Daß aus den kleinsten, zarten Resten
Von Blätterstücken, Wurzeln, Zweigen,
So Pflanzen wie Blüthen, die allerbesten,
Doch wieder empor zum Lichte steigen! —
Dem Menschenherzen wär's zu eigen,
Sich unterordnen Blättern und Aesten
Und nimmer zum Erblühen neigen,
Nicht auferstehn'n aus starrem Festen?
O Herz! Du hebst im Schöpfungsreigen
Zuhöchst dich, von den Erdengästen,
Du kannst aus schwerem Druck und Schweigen,
Ob auch zerstückt — aus letzten Resten,
Doch wieder mit neuen Kräften steigen,
Mit frischen Trieben — ohn' Gebresten,
Zu Aller, wie zu eig'nem Besten,
Dich unter'm Himmel den Menschen zeigen!





An der Radsperre.

Von

Florus Retland. *

In früher Nachmittagsstunde angekommen, besah ich das Dörfchen, wo ich übernachten sollte, nach allen Richtungen. Die Reichsstraße führte südlich gegen einen steilen Hügel, den Vorwall eines hohen Bergrückens. Ich kam über die letzten Hütten des Ortes hinaus bis zu der Säule mit dem gemalten schwarzen Hemmschuhe. Dieser Pfahl sollte für diesmal ein Ziel meiner Wanderung sein. Ich kehrte um und gewahrte erst jetzt unfern der Straße ein aus röthlichen Lärchenbaumstämmen neu aufgebautes Häuschen, das durch seine wahrhaft sinnvollen und anmuthigen Verhältnisse und durch die günstige Lage mitten in einer malerischen Umgebung mich mehr als irgend eine andere der Hütten ansprach, von denen es ziemlich weitab gelegen war. Von dem Fahrwege führte eine kleine Holzbrücke über den Wassergraben zu dem Häuschen. Dicht an dieser Brücke stand ein Wagen mit einer Sturzkiste, die über die Hälfte mit Schottersteinchen gefüllt war. Ein junges Weib in schlichter, aber tadellos erhaltener Kleidung trug in einer Schwinge immer wieder Trümmerchen zu, die sie in die Kiste schüttete und dort ausbreitete.

Mehr noch als die ruhige Geschäftigkeit dieses Weibes zog mich die Gestalt eines Mannes an, der auf einer Bank neben der Hausthür saß, in sich

* J. Tandler.

gebückt, den breitrandigen Hut tief gegen die Augen gezogen und mit einem kurzen Stäbchen vor sich hin im Sande wühlend.

Ich überschritt die Straße und näherte mich dem Wagen, indem ich grüßend an die Frau die Frage richtete, ob es mir erlaubt sei, auf der zweiten Bank unterhalb der Fenster des Wohnhauses ein Weilchen auszuruhen. Meine Bitte wurde freundlichst gewährt. Die Frau reinigte mit ihrer Schürze das Bänkchen vom Staube, schob mir ein Holzscheit unter die Füße, weil sie den Erdboden für feucht hielt, und wandte sich wieder zu ihrem Tagwerke.

In der Ferne knirschte das Rädchen eines Schubkarrens. Der stille Mann erhob sich von seinem Sitze, tastete an der Hüttenwand bis zur äußersten Kante derselben und blieb dort stehen, bis der Karren nahe herangerollt wurde, den ein liebliches Kind von kaum zehn Jahren handhabte. Knapp an dem Hause war eine kleine Böschung zu überwinden; an dieser erwartete der Mann die Herankommende. Jetzt erst bemerkte ich, daß an dem Stäbchen, welches er in der Hand hielt, ein Haken angebracht war, mit dem er den Karren erfaßte und ihn rasch die kleine Anhöhe heraufzog, damit das Kind seine Kräfte bei der Überwindung dieser Steigung nicht ohne Noth anstrenge. Die kleine Kärrnerin rief: „Danke, lieber Onkel!" und rollte ihre Last um einige Schritte weiter, wobei die zarten Arme bis an die Achseln erbebten. Nun übernahm die Bäuerin die Schiebtruhe, die mit einigen großen Steinen beladen war, stürzte sie um und hieß die erschöpfte Kleine in der Stube das Vesperbrot einnehmen.

Durch die hochstämmigen Fichten der nahen Berglehne hatten sich schon früher kräftige Strahlen der Abendsonne hervorgedrängt, sie beleuchteten mir auch wirksam die Scenerie. Sie schimmerten auf den Goldlocken des Kindes, das mit einiger Selbstbefriedigung zu der Mutter empor sah, deren hellblaue Augen aus dem starkgerötheten Gesichte freudig aufblitzten; sie hoben aber auch die ebenmäßige Gestalt des Mannes hervor, der sich in der kleidsamen Tracht eines Aelplers stattlich ausnahm. Schon früher war mir sein Schwanken und Tasten aufgefallen, jetzt erst sah ich, daß seine eingesunkenen, festgeschlossenen Lider tiefe Augenhöhlen deckten. Er war blind. Seine ausdrucksvollen Züge erhielten dadurch, daß ihnen das heitere belebende Licht der Augen fehlte, etwas Strenges und der zugekniffene Mund verrieth Bitterkeit.

Die drei Familienglieder begaben sich in das Innere des Hauses. Das Ave-Läuten ertönte aus der Ferne und bald darauf hörte ich harmonische Stimmen laut beten.

Es schien, als hätten sie meiner nicht weiter gedacht. Ich saß auf meinem Bänkchen und blickte gedankenvoll in die bunten Farben des Blumenbeetes, das sich, gleich einem Grabeshügel, vor mir erhob. Rosmarin, Frauenmünze,

und Salbei faßten die einzelnen Gruppen von Buschnelken, rothblühende Geranien, Matricarien und sonstigen Blumen ein, die ihre landesübliche Vertretung allüberall zu finden pflegen; gegen die Straßenseite prangten zwei hochstielige Sonnenblumen. Die Ave-Glocke verhallte, das Gebet in der Stube verstummte und nur das wasserarme Bächlein im Straßengraben unterbrach die Abendstille durch leises Murmeln. So sehr ich mir in dieser Umgebung gefiel, konnte ich mich dennoch hier für überflüssig erachten. Schon wollte ich mich von meinem Sitze erheben und ohne Abschiedsgruß meiner Wege gehen, als aus der Hausthür der Blinde leisen Schrittes hervorkam. Ihm war die nächste Umgebung so genau bekannt, daß er sicheren Trittes den zugeführten Steinen sich näherte, sie betastete, sodann über den Steg dicht an den Wagen trat und die Entfernung der Schotterfläche zu dem Rande der Kiste maß, und als er wahrnahm, daß die Trümmerchen nicht bis an den Rand reichten, seufzend nach der Hütte zurückkehrte, an deren Schwelle ihm seine Schwester entgegenkam.

„Der Wagen ist noch nicht voll", sprach er mit weicher Stimme. „Jedermann macht Feierabend, Du nur, Judith, wirst noch einmal an die Arbeit gehen."

„Laß das gut sein, Marcus, in einer halben Stunde ist alles gethan; mich hat das Hauswesen aufgehalten. Auch wollte ich nicht, daß zu oft hintereinander das Kind die Steine zuführe; es ist doch noch eine zu schwere Arbeit für die Kleine."

„Und Alles das meines Elends wegen," stöhnte Marcus. Gebeugt schlich er der Thür zu, in der er verschwand. Judith hatte schon längst den Hammer erfaßt, mit dem sie die größeren Steine, die ihr das Kind zugerollt hatte, zu zertrümmern begann. Die Worte ihres Bruders hatte sie nicht überhört; es war ein Blick voll Wehmuth, den sie ihm nachsandte. Dann muß es ihr beigefallen sein, daß sie mir, als zufälligem Zeugen dieser Scene, eine Art von Erklärung schuldig sei und sie begann, zu mir gewendet, halblaut die Worte zu flüstern: „Der Arme ist blind, blind in seinen besten Jahren; das quält ihn sehr. Er leidet bei mir keinen Mangel. Ich und das Kind, wir arbeiten gern für ihn, das aber eben fällt ihm schwer auf das Herz und kümmert ihn ohne Noth." Sie führte nun wieder mit kundiger Hand einige kräftige Hiebe auf das Gestein, das in unzählige Splitter auseinanderfiel.

„Ihr habt es doch nicht an ärzlicher Hilfe fehlen lassen?" fragte ich weiter.

„Alles, was geschehen konnte, ist geschehen", antwortete sie. „Selbst zu dem guten Herzoge von Baiern nach Meran brachten wir den Bruder. Ein Arzt sagte wie der andere, daß dem Armen nicht mehr zu helfen sei."

„Wie hat das Uebel seinen Anfang genommen?"

„Herr, das ist eine zu traurige Geschichte, die sich nicht so kurzweg erzählen läßt. Vielleicht kommen wir ein anderes Mal zusammen, wo ich die Zeit finde, Euch etwas davon zu sagen. Ich müßte auch sicher sein, daß Marcus uns nicht hört.“ Sie trug wieder eine Schwinge voll Schotter zu dem Wagen und füllte diesen nach. Auch trat Marcus aus der Thür. Ich verabschiedete mich und versprach, wieder vorzusprechen.

II.

Es fiel nicht schwer, Erkundigungen über die Steinklopfer-Familie, so nannte man für gewöhnlich die Bewohner der Hütte an der Radsperre, einzuholen. Jedermann kannte die Geschichte der Erblindung des armen Marcus, wenn auch die Erzählungen etwas auseinander gingen. Man sprach allgemein von der Beliebtheit des hübschen, schmucken Burschen, dem manche Dirne, die eines reichen Bauernsohnes werth gewesen wäre, ermuthigende Blicke zuwarf und dessen ganzer Reichthum in seiner kräftigen Gestalt, in den bezaubernd schönen Augen und in einem Paare rühriger Arme bestand, denen er seinen Lebensunterhalt verdankte. Die Holzhändler aus Süden hatten ihn aus der Zahl der Holzknechte herausgefunden und verkehrten mit ihm und durch ihn. Genossen ließen sich seine Führung gern gefallen, weil Marcus mit den Forstbeamten und den Kaufherren gut zu sprechen, die Arbeit billig zu vertheilen, Streit zu vermeiden und einen zufriedenstellenden Lohn zu bedingen verstand. Er führte ein geordnetes Leben und brachte es dahin, daß er die ererbte baufällige Hütte fast in allen Theilen neu herstellen lassen und seiner verwitweten Schwester mit ihrem Kinde ein sicheres Heim bieten konnte.

Bis dahin brauste der Heuschreckenschwarm der Sommergäste und Vergnügungszügler noch fernab von diesem Thale. Den glücklichen Bewohnern jener Gegend sollte jedoch diese Landplage nicht vorenthalten bleiben. Schon hielt hier und dort vor einem der stattlicheren Häuser des Ortes ein hochbepackter Reisewagen, dem die abenteuerlichsten Gestalten entstiegen. Später guckten über die Heckenzäune der Gärtchen blasse Knaben und Mädchen und besahen neugierig die zur Schule gehenden rothwangigen, unbeschuhten Kinder. An den Thüren lachten Dorfdirnen den Stadtdamen nach, die mit den Schleppen ihrer orientalischen Morgenanzüge den Thau von den Gräsern und den Staub von den Straßen fegten.

Auch auf das anlockende Häuschen nahe der Radsperre schritten zwei Frauen los und fragten dort an, ob ein Zimmer vermietet werde. Judith hatte längst eine solche Gelegenheit herbeigewünscht, um ihr bares Einkommen zu vermehren. Mit Marcus war dieser Möglichkeitsfall schon früher oft durchgesprochen worden, seiner Zustimmung war sie gewiß. Judith bot ihr Prunkstübchen an, welches den Damen zusagte. Nur die jüngere sollte dort

für einige Wochen verweilen, die ältere, ihre Tante, mußte nach der Stadt zurückkehren, wo sie ein Geschäft leitete, das ihr höchstens an einem Sonntage die Fahrt über Land gestattete.

Die künftige Mitbewohnerin der Marcus-Villa, wie die Städter später diese Hütte scherzweise tauften, war ein Fräulein von vierundzwanzig Jahren. Der Gesammteindruck ihrer Erscheinung ließ kaum ein anderes Bestimmungswort aufkommen als „madonnenhaft"; man hätte sie Marie nennen müssen, wenn sie nicht schon auf diesen Namen getauft gewesen wäre. Doch ungeachtet die tiefblauen Augen in milder Glut leuchteten und das weiche Rund der Wangen vom zartesten Rosenroth überhaucht war, so erschien sie doch schonungsbedürftig und Jedermann mußte beipflichten, daß die Aerzte nicht ohne Grund ihr den Landaufenthalt dringend empfohlen haben. Auch aus der Vorsorge der Tante für Bequemlichkeit und Pflege ihrer Nichte ließ sich leicht erkennen, daß hier einer Krankheit vorgebeugt oder die Gesundheit einer Wiedergenesenden befestigt werden sollte. Die gutmüthigen Hausleute erfüllten die übernommene Verpflichtung auf das eifrigste. Marie stellte die bescheidensten Forderungen, die bloße Beihilfe des Kindes konnte ausreichen, um sie mit ihren Wünschen zufriedenzustellen. Doch Judith waltete ihres Amtes als Hausfrau im vollsten Umfange ihres Wirkungskreises und Marcus, der für gewöhnlich seine freien Stunden außer Haus zu verbringen pflegte, machte sich jetzt in Hof, Flur und Kammer viel zu thun. Er fand immer wieder etwas herbeizuschaffen, was zu ihrer Bequemlichkeit beitragen sollte, etwas zu entfernen, was ihre Ruhe stören konnte, und Alles, was er als widerlich, ja nur als unschön erkannte, zu beseitigen oder zu überkleiden. Wenn er von den Bergen kam, brachte er für ihren Blumenkrug die seltensten Pflänzchen und Blüthen mit, die meist von Klippen und Rändern der Abhänge geholt werden mußten. Er flocht täglich frische Tannenzweige zwischen die Stäbe der Laube, in der sie zu sitzen pflegte und ebnete den Kiesweg, der dahin führte. Keine Decke war ihm gut genug für ihren Tisch, kein Trinkglas würdig genug, um an ihre Lippen gedrückt zu werden.

So viel er sich aber auch um sie bemühte, so vermied er es doch anfänglich durch längere Zeit, in ihre Nähe zu kommen; er gestattete sich nur, sie freundlichst zu begrüßen, und wenn er Späne hackte, hinter dem Holzstoße hervorzublicken und sie mitunter anzustaunen. So oft es seine Beschäftigung zuließ, trug er sich aufmerksamer gekleidet und sein Prunkgewand kam auch an Wochentagen an die Reihe. Seitdem er wußte, daß Tabakrauch ihr unbequem oder wohl gar schädlich sei, brachte er seine silberbeschlagene Pfeife nicht mehr zwischen die Zähne, kurz er geberdete sich wie ein bestgeschulter Verliebter, ohne daß er es wußte oder ohne es sich eingestehen zu wollen. Er schlief nicht mehr so schnell wie sonst ein, so ermüdet er auch war. Unter seiner Dach-

kammer lag die Stube, die das holde Mädchen bewohnte. Er belauschte jede ihrer Regungen; der Gedanke an sie ließ keinen anderen aufkommen; er liebkoste ihn und gestattete ihm jede Abschweifung. So kam es, daß dieser auch bei der Frage anlangte, ob er wohl dieses herrliche Wesen zum Weibe begehren würde. Nein, sprach es in seinem Inneren. Nein; einen Engel heiratet man nicht. Als Weib würde Töpfers Lise oder Fischers Bärbel viel besser für mich taugen. Vergessen werde ich sie freilich mein ganzes Leben lang nicht.

Das Kind, dem das Stadtfräulein sehr geneigt war, schwatzte oft und gern von dem guten Oheim Marcus und rühmte auch sein Zitherspiel. Marie ließ sich das Saiteninstrument bringen, stimmte es und griff einige Accorde mit kundiger Hand, worüber Mutter und Tochter in Freudenrufe ausbrachen. Dem heimkehrenden Marcus wurde die frohe Mähr entgegengerufen, daß Marie Zither spiele. Da bat auch er, das Fräulein möge ein Liedchen, und sei es auch noch so klein, vortragen. Marie erinnerte daran, daß das Vermeiden des Singens auch zu den Vorsichten gehöre, welche sie zu beobachten habe, um ihre Gesundheit zu befestigen. Weil sie aber hoffe, Marcus werde ihr nachfolgen und sie recht oft mit einem Liedchen erfreuen, so wolle sie mit halber Stimme eine Strophe singen.

Einer bekannten Melodie wußte sie nachstehenden Text anzupassen.

Ihr mueßt mi net zwinga,
Es foalt mer so schwer;
Es geht holt das Singa
So lusti nit mehr.

Es zuckt mer im Herzen,
Es gschiecht mer gor weh,
Jed's G'sangl, jed's Scherzen
Dös klingt wie Ade!

Von d'Wasser im Graben,
Von d'Berg und vom Schnee
Rufts drunten wie drob'n
Mir allweil Ade!

Ade singt's, Ade klingt's,
O Hamatland mein!
Wie kann da mein G'sangl
Gor lustig noch sein? *

* Vom Ver[illegible] ichtet.

Dieses schlichte Lied, das unausgesprochen durch die Seele eines jeden Aelplers zieht, wenn er seiner Heimat entführt werden soll, übte eine überwältigende Wirkung auf das Gemüth der Zuhörenden. Thränen zitterten in den Augen der Witwe; sie drückte die Hand der Sängerin an die Lippen, was auch das Kind gethan haben würde, hätte es Marie nicht zu sich emporgezogen. Marcus stand mit hochgerötheten Wangen wie festgebannt, als horchte er noch immer der wehmüthigen Melodie, der weichen, sanften und dennoch klangvollen Stimme, diesen Tönen voll Lieblichkeit und tiefer Empfindung. Die bezaubernde Erscheinung der Fremden gestaltete sich für ihn auf dem Goldgrunde der Bewunderung immer herrlicher und nahm seine ganze Seele ein. Er fand erst später einige Worte des Dankes und der Bewunderung und drückte ihr zum ersten Male die Hand. Nun aber verlangte Marie, daß auch er ein Liedchen anstimme, worauf er nach einigem Sträuben einging. Seine Befangenheit wich mit jeder Strophe und er sang sich bald in die heiterste Laune, aus welcher die meisten Nationalliedchen jener Gegend hervorzugehen oder auch, in welche sie die Sänger und Zuhörer zu versetzen pflegen. Frau Judith und das Kind stimmten mit ein, so daß der kleine Gesangverein bis tief in die Nacht beisammen blieb.

Die besonnene Hausfrau löste die Versammlung auf und Marie zog sich auf ihre Stube zurück. Bald wurde es finster und still in allen Räumen des kleinen Hauses; nur Marcus saß noch angekleidet in der Nähe des offenen Fensters seiner Mansarde. Sonst pflegte er auf und ab zu schreiten, wenn ihn Sorgen drückten oder wenn er eine ernstere Frage durchzudenken hatte; diesmal verhielt er sich ruhig, um seinen lieben Gast nicht zu stören. Er wollte sich aber auch gar nichts klar machen. Er trug sich ja mit keinem Verlangen, keinem Vorsatze oder Plan; ihn beseligte nur die gänzliche Hingabe an eine, ihm bisher noch unbekannte Einwirkung, die ihn in ein namenloses Entzücken versetzte, oder vielmehr in eines, das zu benennen er sich sträubte.

Aus dieser Gefühlsduselei weckten ihn Hufschläge eines in gemäßigtem Tritte vom Walde herabkommenden Pferdes. Der Reiter, der aus dem Schatten der Fichten hervorgekommen war, hielt ein Weilchen in der Nähe der Radsperre, sah sich nach allen Seiten um, lenkte dann gegen die Marcus-Villa, wo er absprang und das Roß an einen Zaunpfahl festband. Die Lattenpforte des Gärtchens knarrte und sporenklirrende Schritte näherten sich dem Hause.

Marcus erachtete die Ruhe der unter seinem Dache Schlafenden nicht ohne Noth stören zu dürfen und unterließ es, den Fremden anzurufen, verdoppelte jedoch seine Aufmerksamkeit. Ein Windstoß trieb eine Staubwolke gegen das Haus. Der Reiter hüllte sich dichter in seinen kurzen Mantel und begann leise an das Fenster der Wohnstube Mariens zu klopfen. Der erste

feste Schlaf mußte das Mädchen umfangen gehalten haben; nichts verrieth, daß das Pochen vernommen worden sei.

Der Reiter schlug heftiger an die Scheiben und rief wiederholt: „Marie! Marie!“

Da regte es sich in dem Zimmerchen; ein Licht blitzte auf und Marie frug mit ängstlicher Stimme, ob ein Unglück drohe. Plötzlich vom Schlafe aufgeschreckt, riß sie, ohne viel zu überlegen, das Fenster auf, doch entsetzt fuhr sie zurück und drängte die Rahmen wieder zum Verschlusse, als sie die Gesichtszüge jenes Mannes erblickte, der niemals mehr vor ihre Augen treten durfte, den sie floh, der nicht erfahren sollte, welche Gebirgsschlucht sie zu ihrem Verstecke gewählt habe, um sich vor ihm zu verbergen.

Der junge Mann verhinderte mit Gewalt das Schließen der Fenster.

„O Marie! Wie schwer fiel es mir, Ihren Aufenthalt zu entdecken. Berg und Thal habe ich durchmessen, um Sie noch einmal zu sehen, Sie zum letzten Mal in meine Arme zu schließen, bevor ich, dem strengen Gebot der Verhältnisse folgend, einem ungeliebten Weibe meine Hand reiche.“

„Sprechen Sie nicht weiter“, rief das Mädchen. „Ihre Schuld wächst mit jedem ihrer Worte. Sie haben mich getäuscht, Sie hintergehen Ihre Braut und wollen jetzt noch neue Schmach über mich bringen. Fliehen Sie, sonst rufe ich Leute herbei! Fort, Fort!“

Marcus hatte genug gehört, um die Lage zu erkennen, in der das Fräulein sich befand. Mit einigen Sprüngen war er über die Treppe und durch die Hinterthür in den Hofraum gelangt und bewaffnet mit einem Aststücke, wie es ihm eben zur Hand lag, schlich er auf den Socken lautlos gegen das Gärtchen. Er kam eben recht, um zu verhindern, daß der Abenteurer mit Gewalt durch das Fenster in die Stube dringe. Auf den ersten Hilferuf des Mädchens sprang er vor und ließ den Knittel mehrmals respectlos über den Rücken des Nichtbegünstigten gleiten, wie es eben Brauch ist in dem Lande, wo nächtliche Zusammenkünfte nichts Ungewöhnliches sind und Liebesromane jeder Art sich an den Fenstern abspielen.

„So“, rief mit wahrer Befriedigung Marcus, der eine gute That vollbracht zu haben vermeinte. „Jetzt aber laß Dich noch anschaun, Du Bua, ich muß doch wissen, wer uns die Ehr' erwiesen hat.“

Es war der letzte Blick, der aus den ehrlichen Augen des wackeren Marcus hervorblitzte, denn schon hatte der Fremde eine geflochtene Reitpeitsche geschwungen, mit der er zwei wohlgezielte Kreuzhiebe über die Augen des Mannes führte, damit sie nicht zu Verräthern würden.

Der Schmerzensschrei des Unglücklichen wiedertönte in den Bergen. Schwester, Nichte und die Fremde eilten herbei und geleiteten den Erblindeten

in das Haus. Der Thäter hatte sich indeß auf das Roß geschwungen und war entflohen.

Marcus drang nicht darauf, den Namen seines Schädigers zu erfahren, so sehr auch Freunde und Verwandte dazu riethen und die Forderung eines Schmerzensgeldes stark betonten.

Marie blieb, so lange es ihr gestattet war, die aufopferndste Pflegerin des Verletzten. Als sie die zum Lazareth gewordene Marcus-Villa verlassen mußte, nahm sie ohne Zeugen Abschied von ihrem Beschützer.

* * *

Zwei Jahre waren seit jener Zeit verflossen. Frau Judith wurde inzwischen Unter-Pächterin der Straßenschotter-Lieferung für eine kleine Strecke. Der Blinde schlich unzählige Mal um die vier Seiten der Hütte und das Kind rollte noch immer Steine zu. Da schritt eines Tages der Gemeindediener über den Grabensteg und überbrachte ein ämtliches Schreiben für Marcus. Das Kind, welches auf seinen Schulunterricht sich etwas zugute that, durfte dem Oheim den Inhalt des Briefes vorlesen. Das Gericht machte ihm bekannt, daß Marie ** in Wien gestorben sei und ein nicht unbedeutendes Vermächtniß zur Erhaltung und Pflege des erblindeten Marcus gemacht habe.





Magyarische Dichterstimmen.

Uebersetzungen aus dem Ungarischen.

Von

Karl Schrattenthal.

Gebet.

Aus dem Ungarischen des Berzsenyi Daniel.

O Gott, den auch des Weltweisen Geist nicht faßt,
Deß' Herz Dich heiß ersehnet und doch nur ahnt;
Dein Wesen leuchtet wie die Sonne
Blendend das Auge, das nach ihr blicket.

Der Himmel und des Aethers Gestirn, das Dich
In unermeß'ner ewiger Bahn umkreist,
Der unsichtbare Wurm — sind alle
Deiner allmächtigen Hände Wunder!

Die tausendfachen Arten des Alls schufst Du
Aus Nichts; die Braue Deines erhab'nen Aug's
Zerstört und schaffet hundert Welten,
Leitet den mächtigen Strom der Zeiten.

Zenith, Nadir, sie preisen Dich, großer Gott!
Der finst're Kampf der Stürme, des Himmels Blitz,
Der Blume Zweig, des Thaues Perle,
Künden den Bau Deiner mächt'gen Hände.

Ich sink' andächtig nieder vor Deinem Thron.
Wenn meine Seele einst ihrer Hüll' entkeimt
Und Dir sich nahen darf, — auf immer,
Sehnen und Hoffen wird dort erfüllet!

Doch trockne ich die Thräne bis zu der Zeit
Und wandle ruhig meiner Bestimmung Bahn,
Die Wege beß'rer, edler Menschen,
Folgend den Kräften der eig'nen Seele.

Und zuversichtlich blick' ich in Grabes Nacht!
Wie schrecklich! Nein, es kann ja nicht schrecklich sein!
Es ist Dein Werk; und Deine Hände
Decken auch dort mein zerstreut' Gebein!

Des Volkes Stimme.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Es ist des Volkes Stimme ein Komet,
Der manchmal nur erscheint, — sodann erbleicht;
Doch kann's gescheh'n, daß, wenn er wiederkehrt,
Die ganze Welt aus ihren Angeln weicht.

Der Dichter und die Freiheit.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Die Sonne ist die Freiheit. Weder Leben
Noch Freude wird, wo sie nicht weilet, wach.
Sie leiht der Bauernhütte gold'nen Schimmer,
So wie des Herrenschlosses stolzem Dach.

Der Dichter ist der Mond, der, nächt'ger Weile,
Mit sich noch einen Strahl des Lichtes bringt,
Als Pfand, daß noch die Sonne nicht erloschen,
Und bald die blut'ge Morgenröthe winkt.

An einen Märtyrer.

Aus dem Ungarischen des Madách Imre.

Dir ward kein Denkmal! — Und doch ruft,
„Daß du nicht lebst, daß schon dein Staub verweht“ —
Die Freiheit, die im Joche stöhnt,
Die Sünde, die mit stolzem Haupte geht.

Zwei Trauernde.

Aus dem Ungarischen des Jakab Ödön.

Die alte Schenke mit morschem Dach,
Die birgt manch' lustigen Zecher;
Die Geige weinet, die Cymbal klagt,
Es kreiset der volle Becher.

Zwei Männer allein in der fröhlichen Schaar,
Die sitzen und schweigen und trinken,
Und manchmal scheint es, als thät in dem Aug'
Der Beiden die Thräne blinken.

Der eine weint um ein schönes Weib,
Das er geliebt und verloren;
Der and're, weil er dasselbe Weib
Zur Lebensgefährtin erkoren.

— —

Frage.

Aus dem Ungarischen des Jakab Ödön.

Als Du mein inniges Fühlen erkannt,
Da schwurst Du mir zu in Lieb' entbrannt:
Dich lieb' ich, Dich lieb' ich, nur Dich allein!

Und ich — ich sprach ein gleiches Wort:
Ich will Dich lieben immerfort,
Dir will ich mein ganzes Leben weih'n!

So sprachen wir zwei den heiligen Schwur,
Und jetzt? — Jetzt bleibt uns die Frage nur:
Wer mag von uns beiden der Lügner sein?





Gedichte

von

Hans Pöhnl.

Die Sonnenblume.

Gut ist was den Geist beglücket,
Nützlich was die Seel' erquicket,
Schön was gottvoll anzuseh'n!
Vögel singen, Bienen summen
Um schwarzgelbe Sonnenblumen,
Nützlich sind sie, gut und schön.

Blau sind kornblaue Cyanen,
Die an deutsche Treue mahnen,
Aber zu berlinerblau;
Darum lob' ich dich, du große
Sonnenblume und im Schoße
Lab' dich meines Liedes Thau.

Sonnenblume, deine Krone
Schmachtet immer nach der Sonne,
Nach der heil'gen Sonnenglut,
Denn sie bringt in reiner Klarheit
An den Tag die lautre Wahrheit
Aller Geister höchstes Gut.

Sonnenblum', in Deinem Sterne
Reifen nahrhaft süße Kerne
Nützlich wer sie nutzen will;
Schmackhaft allen Landeskindern,
Goldnen Lämmern, bunten Rindern
Schmeckt es gut, und gilt nicht viel.

Schön, o ries'ge Sonnenblume,
Blühest du zu deinem Ruhme,
Wie die Sonn' im Strahlenglanz,
Wenn wir sie mit Augen schauen,
Sonnenschwarz der Scheibe Grauen,
Dottergelb der Blätter Kranz.

Schwarz und gelbe Sonnenblume,
Du bist meine Lieblingsblume,
Schwarzgelb führst du für und für,
Oestreichs stolze Landesfarben,
Für die unsre Väter starben —
Schwarz und gelb ist mein Panier.

Danubius.

Verschämte Armuth soll der Böse holen ---
Damit der Böse mich nicht holt,
Ging ich zu Rath, wo klare Wellen rollen
Im Donaurinnsal Lautergold.
„Danubius, tauch' auf erhab'ner Alter,
Laß dich erbitten, reicher Gott,
Du bist des Nibelungenhorts Verwalter,
Erbarm' Dich, steure meiner Noth!"

Mit einem Ruck taucht aus den Wogen
Der stiergehörnte Donaustier,
Und hat mich in sein Reich hinabgezogen,
Nicht einen Mucks gab ich von mir!
War das ein Reden, Raunen, Rauschen,
Ein Stimmenmeer im Liederstrom,
Dem Tönewirrwarr muß ich trunken lauschen,
Nek singt und Nix im Wellendom.

Der Inn, die Enns und Traun und Traisen,
Salzach und Isar, Bach und Born,
Auch alle Wasser, die vom Himmel reisen,
Das Kleinste stieß in's Muschelhorn!
Mit der Forellengabel sticht der Alte
Hart in den Grund, da schwieg der Braus:
„Nimm hin die Hand voll Sand, daß Gott Dein walte!"
Und setzt mich an das Ufer aus.

Dank für den Goldschatz Deiner Völkerstimmen
Danubius, sei Dir gezollt;
Des eig'nen Fleißes mag sich Jeder rühmen,
Ich körn' im Korne Donaugold!
Und mit dem Gold besold' ich meine Lieder,
Kampflosung ist „mein Österreich!"
Wir trommeln im Alarme immer wieder:
Kein Land ist Dir an Ehren gleich!

Frau Vindobona.

Wer sank der schönsten Göttin vor die Füße?
Der schönste Sternenstier im Strahlenfließe!
Wer hat die Göttin durch das Meer getragen?
Der ew'ge Sternenstier vor Jahr und Tagen!
Dem Stier muß sich die Starke anvertrau'n,
Jungfrau Europa, schön vor allen Frau'n.

Wen hat Europa in den Hochzeitstagen
Im Herz als Herzblatt unter'm Herz getragen?
Frau Vindobona, Dich mein Allentzücken,
Hier wo Europas ew'gen Alpenrücken
Berauscht durchrauscht Europas schönster Strom,
Im Donauthale unter'm Stefansdom.

Frau Vindobona liebste Gottesminne,
Du bist Europas Städtekönigine,
Strahläugig strahlt Dein Aug' vom Marmorthrone
Auf gold'nem Haupt die gold'ne Mauernkrone,
Glückseligkeit wohnt Dir im Angesicht
Wie Milch und Blut und Ostermorgenlicht.

Dein Busen strotzt von ew'gen Mutterkräften,
Dein Knospenmund erblüht von Honigsäften,
Dein Ueberwurf ist grüner Wälder Schatten,
Dein Busenmieder gold'ne Ährenmatten,
Dein Purpurmantel farbenschillernd rollt,
Wie der Burgunderrebe Traubengold.

Was klirrt Frau Vindobona an der Seite?
Die schärffte Wehre, unbesiegt im Streite,
Im Harnisch prunkt des Doppeladlers Krone,
Der scharf in's Aug' faßt jede Schlachtensonne,
Ein Siegesedler den man anerkennt
Vom Occident bis in den Orient.

Frau Vindobona führt im Wappenschilde
Den Silberbalken im Scharlachgefilde,
Des Herzogs Wappenhemd, das blutgetränkte,
Mit weißem Querstrich, wo sein Gürtel hängte,
Was Wunder wenn für Öst'reichs Macht und Hut,
Frau Vindobona eitel Wunder thut.

Frau Vindobona nährt in frommem Glauben
Die Spatzen auf dem Dach und Erkertauben,
Den feisten Sperling und die fromme Taube,
Frau Venus Vögelein mit gold'ner Haube,
Drum schmückt ihr Schönheitsgürtel Wiener Frau'n
Berückend wie Frau Venus anzuschau'n.

Frau Vindobona muß im Himmel droben
Ein jeder Gott und seine Göttin loben.
Sie wünschen All', daß nach dem Paradiese
Frau Vindobona sich versetzen ließe.
Denn ein- und auszugeh'n in ihrem Schooß
Ist aller Götter schönstes Götterloos.

Sanct Laurenzius.

Ueber allen Dächern schlief
Gold'ner Mondenschein,
Wär' ich noch ein Kind, ich griff
Mit der Hand hinein!
Strahlend wie im Kerzenschein
Strahlt ein Weihnachtsbaum
Strahlet mir Dein Blüthenhain,
Roßkastanienbaum.

Die Kastanienallee
Blüht wie eine Maid,
Roth wie Blut und weiß wie Schnee,
In der schönsten Zeit;
Hell im hellen Donaustrom,
Spiegelt sich der Mond,
Tanzet auf dem Stefansdom,
Wo der Tanz sich lohnt.

Goldig tanzt im Schattenspiel
Steingethier und Wurm
Und was sonst noch tanzen will
Auf dem Heidenthurm,
Mit dem Roste in der Hand
Sanct Laurenzius,
Herrlich hält der Heil'ge Stand
In dem Tanzgenuß.

Winket mit dem goldnen Rost
Unserm lieben Wien,
Weil er weiß, gebrat'ner Kost
Huldigt leckrer Sinn,
Wo man in der Wiege schon
Gute Bissen liebt,
Wenn der Köche Schutzpatron
Seinen Segen gibt.

Horch! In mitternächt'ger Still'
Schluchzt ein klarer Schall,
Lohn' Dir Gott Dein Lautenspiel,
Jungfer Nachtigall,
Hoch in Mauern eingekeilt
Ruht Dein Käfignest,
Feierst Du auch unverweilt
Heut Dein Maienfest?

Singest, wie ein Liedersohn
Singt in stiller Nacht,
Reime reimt um Gottes Lohn,
Bis der Tag erwacht?
Blüthendunst ist seine Kost
Maienthau im Glas —
Sanct Laurenzius, auf dem Rost
Brate ihm etwas!





Der Spiegel.

Ein japanesisches Geschichtchen.

Von

Heinrich Glücksmann.

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen nicht allein die Menschen, auch ganze Völker. Ein Beispiel für tausend. Neuere Forscher reihen die Japanesen zu den selbstverliebtesten Nationen; nirgend werden Schminken und Pomaden, Parfüms und Puder in solchen Massen verbraucht wie in Japan, und der Spiegel hat dort schier die Rolle unserer Knöpfe: man trägt ihn an den Kleidern, auf Fächern und Haarnadeln. Und doch gab es dort eine Zeit, wo die Selbstbewunderung dem Volksgeiste so wenig entsprach, daß es den Leuten nicht einmal beifiel, im Wasserkübel oder in der Politur der Möbel ihr Antlitz zu begucken. Diese Menschen voll poetischen Empfindens, die immer verzückt den sonnig blauen Himmel angafften, die murmelnden Bäche, die im Windeshauche wie unter einem Kusse erbebenden Weiden, die Pflaumenbäume mit ihren rosigen Blüthen, die zarten Maßliebchen und die im Zickzack hinflatternden Kraniche, diese Menschen dachten damals gar nicht daran, das eigene Gesicht zu betrachten und zu bestaunen. Von Spiegeln wußten sie nichts, als daß diese den Göttern zu eigen sind, deren Auge den Widerschein auch der flüchtigsten Gedanken sieht.

Ein junger Djin-ri'ki, das ist einer jener Läufer, welche in Japan Kutscher und Pferde vertreten, da sie selbst die Reisenden in leichten Bambuswägelchen befördern, — ein solcher Mann hatte denn in jener Zeit in einer Straße von Nagasaki einen kleinen, zierlich in Silber gefaßten Handspiegel gefunden, den eine Europäerin verloren haben mochte. Der gute Mensch

wußte natürlich nicht, was das glitzernde Ding wäre, und als er das Bild darinnen erschaute, schrie er, seine Züge nicht erkennend, in leidenschaftlicher Erregung: „Ist es möglich? . . . Mein guter Vater erscheint mir! . . . Er ist dem Grabe entstiegen! Er ist es. Gewiß, er ist's! O Wunder aller Wunder!" Und entzückt, begeistert, die Götter preisend, eilte er von hinnen, den Spiegel in kindlicher Liebe unter seinem Hemde auf der Brust bergend. Er war überzeugt, daß ihn Buddha mit einem Wunder begnadet, indem er ihm die verzauberte Metallplatte in den Weg legte, und um nicht etwa durch die Mitwissenschaft einer unbefugten Person den Zauber zu zerstören, wagte er es gar nicht, den Fund seiner Gattin zu zeigen. Da er ihn aber aus Furcht, ihn bei eiligem Laufe zu verlieren, auch nicht bei sich behalten mochte, legte er den Spiegel in eine große Fayencevase und schichtete eine Menge Kleidungsstücke darauf. In beständiger Angst um den köstlichen Schatz verließ er jedoch unbekümmert darum, daß er seine Kunden verpaßte, zehn Mal des Tages seine Straßenecke, um sich in sein Yasiki — sein Strohhäuschen — einzuschließen und mit Andacht die würdigen Züge „seines Vaters" zu betrachten.

Das stete Gehen und Kommen des Djin-ri'ki fiel endlich seiner Frau auf, sein wunderliches Gebahren erschien ihr sehr verdächtig und sie schüttelte ungläubig das geschniegelte Köpfchen, wenn er sein häufiges Zuhausesein mit den geistreichsten Vorwänden motivirte: bald hatte er sein Brusttäfelchen, sein Firmaschild vergessen; bald klopfte ihm das Herz zu stark, um seinen Geschäften nachgehen zu können; bald empfand er mit unwiderstehlicher Macht das Gelüste, seiner süßen Gattin ein Küßchen zu stehlen. . . Doch das Weibchen war schlau und glaubte ihrem Manne diese Ausflüchte nicht, da sie sah, daß er auf Mittel sann, sie, wenn er heimkam, auf ein paar Augenblicke aus der großen Stube des Yasiki zu entfernen. Sie ahnte, daß hier ein Geheimniß obwalte, und dem wollte sie um jeden Preis auf die Spur kommen. Als eines Tages der Djin-ri'ki fortgegangen war, durchstöberte sie die Wohnung so gründlich, daß sie den Spiegel in dem blauen, mit Blümchen befleckten Fayencetopfe fand, in welchem sie über die schlechte Jahreszeit ihren Reisvorrath aufbewahrte. Kaum hatte sie das Glas in den Händen, als sie erbleichend ausrief: „Himmel! Ein Weib! . . . Also darum ist er so zerstreut, darum so nachlässig! Ach, er liebt mich nicht mehr! Er schickt mich fort, um diese abscheuliche Creatur hier, diese Mißgestalt mit Ruhe und Wohlgefallen beschauen zu können. Nun ist mir Alles klar! O ich unglückseligste aller Frauen!"

Und sie begann jämmerlich zu schluchzen.

Indessen trat unser Läufer herein, um wieder das Antlitz seines Vaters zu betrachten. Als ihn die Eifersüchtige so plötzlich vor sich erblickte mit den

unschuldig überraschten Mienen und dem fragenden Lächeln, das seine Wange durchschnitt wie die Schmarre einer Melone, da brach ihre Wuth los: „Ach, Du Bösewicht! Du ungetreuer Erzschelm! Sieh' da! Du verlässest mich um einer Anderen willen, die Dich berückt hat!“ Und da sie das Glas nicht aus den Händen ließ, schrie sie immer erregter: „Ich sehe sie ja da! Ich sehe sie ja! Wenn Du dieses Ziegengesicht hübsch findest, nun, da gratulire ich Dir zu Deinem Geschmack! .... Schäme Dich doch, Du verblendeter Narr! Diese da, diese mir vorzuziehen! So viel will ich auch in zwanzig Jahren noch werth sein!“

Der Djin=ri'ki glaubte zu träumen. Er hatte nicht bemerkt, daß sein Weibchen den Spiegel in der Hand hielt und verstand daher ihren Zorn und ihre so unbegründete Eifersucht nicht. „Wie?“ sagte er liebreich. „Ich sollte Dich verlassen, mein Schätzchen? Ich eine Andere hübscher finden? O meine süße, unvergleichlich holde Kiku, Du irrst dich. Ich liebe nur Dich allein, mein Gottgeschenk.“

„Schweige doch mit Deinen Schmeicheleien, daß Du nicht daran erstickst, Du Lügner!“

Damit steckte sie ihm den verhängnißvollen Spiegel unter die Nase.

Er begriff natürlich auch jetzt nicht, was sie zur Eifersucht bewegen konnte und betheuerte noch lebhafter: „Gewiß liebe ich Dich, wie ich es sage! ... Warum also diese Wuth, die Dir ja schaden kann, mein Täubchen? Wegen dieses silbernen Dings? ... Ich gebe ja zu, daß ich es nicht hätte vor Dir verbergen sollen. ... Aber sieh', ich wußte ja auch nicht, ob ich es Dir zeigen darf. Es ist doch ein vom Hauche Buddha's gesegnetes Metall, eine Wunderplatte, in der sich das schöne, edle Antlitz meines todten Vaters wie durch ein Fenster zeigt. So schau es Dir doch selbst mit Ruhe an, Kiku!“

Und er gab ihr den Spiegel wieder in die Hand.

„Dein Spott macht die Sache nicht besser,“ erwiderte sie mit unverminderten Zorne. „Du mußt mich für so dumm halten, wie Du bist, wenn Du zu behaupten wagst, dies sei nicht das Bildniß eines Mädchens, irgend einer verlotterten Dirne, die sich an Leute Deines Schlages hängt, weil sie nichts Besseres mehr findet.“

Und neuerdings ging das Spieglein wie das Schiffchen am Webstuhle herüber und hinüber, und die groben Worte fielen hagelscharf von beiden Seiten, dann endlich verlor auch der gutmüthige Djin=ri'ki die Geduld.

„Willst Du mich anhören, Du tolle Elster? Das hier ist mein Vater, folglich ist es kein Mädchen!“

„Ich sage Dir aber, es ist ein Mädchen!“

Und wieder brach sie in Thränen aus und flüsterte mit jammernder Stimme: „Ach, Kiki, Du, der Du so weise scheinst, so gut“ — und jetzt

wischte sie sich energisch die Thränen aus den Wimpern und hob die Stimme — „Du bist ein loser Vogel, ein stilles, böses Wasser, Du bist schlimmer als die Andern! . . . Doch warte, ich werde Dir's schon heimzahlen!“ . . . Und nach einer Weile stillen Schluchzens hielt sie ihm wieder das Glas hin: „So sieh' doch noch einmal, ob sie hübsch ist! . . . O diese Häßliche! Dieses Scheusal!“

„Meine arme Kiku hat den Verstand verloren!“ seufzte Kiki-san mit ergebungsvoller Duldermiene.

„Was, Du Straßenlungerer? Ich habe den Verstand verloren? Ich werde Dir beweisen, daß ich ihn habe, indem ich dieses Bild auf die Gasse werfe, mitten in den Koth . . . und Dich dazu! . . . Schweige! . . . Willst Du schweigen, Du Spitzbube?“

„Ich rede ja kein Wort.“

„Weil Du weißt, daß Du ein Ungeheuer bist, ein Betrüger, ein Lügner, den die Götter strafen müssen!“

„Aber beruhige Dich doch, liebe Kiku . . . . Ich versichere Dir zum hundertsten Male, daß dies das Gesicht meines Vaters ist . . . . So höre doch schon mit Deinen schmeichelhaften Kosenamen auf! . . . Ich schwöre Dir, daß ich nur Dich liebe. . . Nun, so gib Dir doch die Mühe, meinen Vater zu betrachten. . . Komm' her! Sieh' seine edel geschnitzten, rehbraunen Augen, seine aprikosenfarbenen Wangen, seine gefaltete Stirn, geschwungen wie ein Bogen, seinen guten Mund . . . so sieh' doch!“

Doch Kiku gab nicht nach.

So kam es denn von scharfen Worten zu festen Hieben, der in allen Landen üblichen Lösung von Streitfragen, und die Streiche sausten wie Regenstrahlen, als ein graubärtiger Bonze, der schleichenden Schrittes feierlich durch die Straßen ging, an dem Zaune erschien, um nach der Ursache des Lärmens zu fragen.

„Mir scheint, Ihr wollet zanken, meine guten Kinder? Das ist ein erbärmlicher Gebrauch der uns so karg zugezählten Lebensstunden. Laßt das bleiben!“

„Ach, heiliger Vater!“ rief die Japanesin, „denke Dir mein Unglück! Kiki hat eine Geliebte! Er, der kaum eine Gattin erhalten kann! . . . Und er faulenzt jetzt wie ein Minister, der Tagedieb!“

„Höre doch nicht auf sie, heiliger Vater! . . . . Prüfe, ob sie nicht närrisch ist!“

„Ein Bischen sind es alle Weiber!“ sentenzirte der Priester mit seiner altersdumpfen Stimme.

„Ich habe dieses Silber auf der Straße gefunden,“ fuhr der Djin-ri'ki fort, indem er den Spiegel vorwies, „und alle Male, wenn ich es mir unter's

Auge halte, sehe ich darin so deutlich, als ob es lebte, das liebe Angesicht meines verstorbenen Vaters, wie es ausgesehen, da ich noch klein gewesen und mich so gerne auf seinen Knien schaukelte.... Weißt Du, in jenen Tagen, da Du noch so lustig warst, heiliger Vater, und meine Mutter so oft in die Wangen kniffst!..."

„Auch Dich betrügt er, großer Priester," jammerte Kiku. „Ich habe darin eines der Mädchen gesehen, die auf den Gassen umherstreifen. Und dazu erfindet er so blöde Ausreden, daß ihm darob ein Kind unter die Nase lachen würde..."

„So gebt mir doch das Ding!" unterbrach sie der Priester.

Er nahm den Spiegel und betrachtete ihn mit dem Ausdrucke außerordentlicher Ueberraschung. Dann wischte er sich mit der Rückenfläche seiner fetten Hand mehrere Male über die Augen, blinzelte wie Einer, der trübe sieht, und glotzte wieder starr auf das Wunderding. Nach einer langen Weile, während der die beiden Gatten ungeduldig seiner Entscheidung harrten, blickte er auf, strich sich bedächtig den Bart und sprach: „Meine guten Kinder, Ihr plätschert Beide in dem schmutzigen Gewässer des Irrthums! Söhnet Euch wieder aus und lebet in Frieden und in Liebe! Das hier ist weder Dein Vater, mein Kiki, noch Deine Nebenbuhlerin, meine Kiku. Ihr habt schlechte Augen oder eine Zaubermacht verstörte Euren Geist. Meinen Blick aber erhellen die Götter.... Dieses Stück Metall enthält in getreuer Prägung, wie sie kein irdischer Künstler vollbringen kann, das gebenedeite Angesicht eines heiligen Bonzen mit gerunzelten Zügen und vom Schnee der Jahre bedecktem Barte. Darum gebührt es mir, dieses Geschenk Buddha's in den Tempel mitzunehmen und dort als ein Zeichen seiner Gnade für ewige Zeiten zu hinterlegen!"

Damit steckte der Priester den Spiegel in den Gürtel, segnete die beiden Gatten, legte ihre Hände ineinander und entfernte sich feierlich und würdevoll.... Ehe noch das rythmische Geklapper seiner Sandalen in der Ferne verklungen war, lagen sich Kiki und Kiku in den Armen und — ihre Lippen schnalzten das Hohelied der Liebe.





Nacht - Sonette.

Von

Wilhelm du Nord.

1.

Gebreitet rings liegt stille dunkle Nacht,
Nur Glocken fernher noch verhallend tönen,
Wie eine weiche Mahnung zum Versöhnen,
Gleich einem Trosteswort, von Lieb' erdacht.

Und Friede wirds selbst tief im Herzensschacht,
Kein Wehschrei mehr, nur letztes leises Stöhnen; —
Der Geist schwingt sich empor zum Reinen, Schönen,
Und Phantasie, die Schwärmerin, erwacht!

Rasch an Dein Instrument; wenn Klänge fluthen,
Dann schmerzen Wunden nicht, ob sie auch bluten;
Hier schöpfe Lebensweisheit: Mag verwehren

Das Schicksal uns den Blick in höh're Sphären,
Wir können mit der Kunst, der Dichtung Gluthen
Uns doch das Erdendasein schön verklären.

2.

Die Finsterniß, darin den Schwachen graut,
Bevölkert ist sie mir mit Lichtgestalten,
Wie keine je der Farbe Meister malten,
Wie niemals sie ein Auge hat erschaut.

Wenn dicht um mich sich nächtig Dunkel baut,
Dann kann mein Geist sich frei und kühn entfalten,
Durch keine Schranke wird er festgehalten,
Die feierliche Stille stört kein Laut.

Indeß die Andern ruhen in den Kissen,
Zu schwelgen lieb ich in den Finsternissen,
Die haltlos, pfadlos, grenzenlos sich weiten,

Sich heimlich über Lieb' und Leben breiten,
In denen Schweigen herrscht und Weltvergessen,
Die keines Geistes Flug kann je durchmessen.

3.

Auf heißer Erde brütend dumpfe Schwüle;
So kündigst du dich an, Gewitternacht;
Laß zischen deine Blitze grell entfacht,
Auf, rase Sturm und bring mir heulend Kühle!

Brich, Flamme, aus der Wolken wirr Gewühle,
Sprich, Donner, du dein grollend Wort mit Macht!
Das ist der Herr in seines Zürnens Pracht,
Ich grüße ihn mit kindlichem Gefühle.

Ach, schon vorbei? Es löst der Weltenbrand,
Den ich, zum Tod bereit, geglaubt zu schauen,
Sich auf in mildes, neu befruchtend Thauen

Und segnend breitet sich die Vaterhand.
Dem Himmel gleich, ist still mein Herz geworden,
Verklungen all sein Weh in Moll-Accorden.

4.

Ein Zauberhauch zerreißt den dunklen Flor
Und über mir, auf nächtlichen Geleisen,
Im Raume ohne Ende seh' ich kreisen
In hehrer Pracht den ew'gen Sternenchor.

Mir ist, als höbe sanft es mich empor
Und traumhaft tönen mir der Sphären Weisen,
Die huldigend des Geistes Urquell preisen
Der Schönheit und des Licht's, an's trunk'ne Ohr.

Das ist der Augenblick der höchsten Weihe;
Nun spreite, Phantasie, die kühnen Schwingen,
Was du erstrebst, es wird, es muß gelingen.

Noch ein Gebet, daß sie dir Kraft verleihe,
Zur Muse, daß dein edles Lied gedeihe,
Dann lasse jubelnd es der Welt erklingen.

5.

Sieh'! Helle wird die Nacht; ein milder Strahl
Legt sich aufs Schneegefild mit weichem Schimmer;
Der Vollmond tritt hervor und von Geflimmer
Und Silberglanz erfüllt ist schon das Thal.

Mein Herz es jubelt auf und seine Qual
Die unbesiegbar ich geglaubt für immer,
Sie wich dem Licht; der Seele leis Gewimmer,
Es tönet aus in einem Lobchoral!

O süßer Mondnacht wundersame Kraft,
Die mir so oft der Hoffnung Stern entzündet,
Die immer wieder Heilung mir verkündet

Von bittrem Weh, von wilder Leidenschaft,
Entrücke mich auch noch der letzten Haft,
Auf daß mein Sein in deinem Glanze mündet.

6.

Im Strahl des Lichtes ist der große Geist,
Der ewig unergründliche, gebunden,
Doch in den stillen, nachtgeweihten Stunden
Sein freier Odem mächtig zeugend kreist.

Was spät am Tag als echte That man preist,
Dem Schoß des Schweigens hat es sich entwunden,
Als Hochgedanke, in der Nacht gefunden
Vom Jünger, der als würdig sich erweist.

O komme, hehrer Geist, mich zu durchdringen,
Zu dir, zu dir möcht' ich so gern mich schaaren,
Nicht lasse mich noch länger qualvoll ringen;

Ich lechze nach dem Quell, dem einzig klaren,
O hebe mich empor auf goldnen Schwingen,
Ich will dein Lob in Symphonien singen.





Rhythmische Uebersetzungen

von

Georg v. Schulpe.

I.

Neuhellenische Volkslieder.

Lied.

Was willst du, liebes, kleines Lied,
Da nun mein Herz gar tief durchzieht
Ein Sehnen, und mir von schweren
Von herben Sorgen, Gram und Streit
Die Welt vergällt ist, ach, von Leid
Und qualentquoll'nen Zähren!

Ich seh' es, Lust und Seligkeit
Sind Worte nur und bitt'res Leid
Quillt fort uns wie die Quelle,
Seit Schicksals Hand aus dem Gemüth
Mir ausgelöscht, was d'rin geblüht,
Der Hoffnung Gold und Helle.

Seit hingestorben das süße Glück,
Nur eine Blüthe blieb zurück,
In mir noch leuchtend stehen.
Doch will ich schweigen — es könnte leicht
Was mir verblieb — auch das vielleicht
Verwelken und vergehen.

Hochzeitsreigenlied.

Kommt Burschen zum Tanz, kommt Mädchen zum Sange,
Wir wollen uns schwingen im Kreise!
Erlernet hier, wie die Liebe sich fange
Bei fröhlicher Hochzeitsweise.

Dem Aug' entsprießt sie leuchtend und glühend,
Treibt Zweige nieder zum Munde,
Sie treibt hinunter und bleibt dann blühend
Tief wurzelnd im Herzensgrunde.

Ich sah sie.

Τὴν εἶδα von Γεώργιος Μαρπνέλλη.

Ich sah sie und es deuchte mir
Als würde ich den Engel seh'n,
Den ich mir in Gedanken schuf,
Nun zauberleuchtend vor mir steh'n,
Als wunderholdes, liebes Bild,
Das meine Seele süß erfüllt.

Ich sah sie, ach, und ich empfand
Beim Anblick ihrer Huldgestalt,
Wie mich mit Wonne, Leid und Weh
Entrückt hat ihre Allgewalt,
Gleich einem süßen Schmerz und Leid,
Das Freude bringt und Seligkeit.

Ich sah sie und ihr Auge hat,
Das lieblich sanft und leuchtend blinkt,
Mit solcher Goldfluth mich umstrahlt,
Wie sie aus Gottes Augen dringt.
Es staunt' mein Geist, von Glanz umlacht
Ob solcher hehren Himmelspracht.

II.

Serbische Volkslieder.

1.

Wär' ich nur der Wiese klare Quelle!
O, ich wüßt' zu lenken meine Welle.
O, ich rauscht' mit fröhlichem Gebrause,
Dort vorbei an meines Liebchens Hause.
Würde ihr die durst'gen Lippen kühlen,
Ihren Leib gar wonnevoll umwühlen,
An das Herz ihr schmiegen meine Welle. —
Wär' ich nur der Wiese kühle Quelle!

2.

War im Hof noch als der Morgen graut',
Doch im Thal hat mich der Tag erschaut.
Sah vom Felsen hoch das Abendgold
Und ich sah ein Mädchen traut und hold,
Das im Walde, ach, so lieblich schlief,
In den Klee versank ihr Köpflein tief,
Tauben saßen zwei auf ihrer Hand
Und vor ihr ein Hirsch im Walde stand.
Und ich trat dann in den Waldesraum,
Band mein Roß an einen Tannenbaum
Und mein Falke, den ich rasch befreit,
Flog empor zur Tanne, kampfbereit,
Gab die Tauben meinem Jagdgenoß,
Und den Klee, den gab ich meinem Roß,
Und den Hirschen gab dem Jagdhund ich,
Und behielt das Mägdelein — — für mich.

III.

Dichtungen von Alexander Petöfi.

Der Sturm.

Schaut hin, hört das Gebraus!
Es zieht der Sturm, der starke, zum Strauß.
Der wehende Wind, sein Rappe saust,
Die flatternde Fahne, den Blitz in der Faust.
Er schwingt die Wolkenstandarte mit Macht, —
Er sprengt in die Schlacht.
Laut dröhnend sein Heerhorn schmettert und kracht,
Der Donner. — — —
O Sturm!
Der du den Thurm
Zerstörend stürzest,
Der du dem Bergbereiche,
Wo seit Jahrhunderten sie steht,
Entwurzelst die herrliche Eiche,
Daß es rings donnert und schallt,
O Sturm mit deiner Gewalt,
Mit deiner zermalmenden Macht,
Kannst du das Weh nicht reißen
Aus meines Herzens Nacht!

Es regnet.

Es strömt, es strömt, es strömt
Der Küsse Regenfluth.
Wie wohl doch dieser Regen
Den glühenden Lippen thut!

Beim Regen blitzt es auch
Mit grellem Glanz zumal;
Dein feuriges Auge, Liebchen,
Ist auch ein Wetterstrahl!

Ich hör' es schon, mein Schatz,
Wie nahend der Donner rollt;
Leb' wohl, es kommt Dein Alter,
Ich hör' es, wie er grollt!

Quelle und Fluß.

Der Quell' Gesprüh bebt lieblich durch's Gefild',
Ihr Sang ertönet glockenhell und leise.
O meiner Jugend frühlingsfrohe Weise
War auch so hold, so süß und wundermild.

Denn mein Gemüth war auch ein klarer Quell,
Es ruhte d'rin der silberhelle Himmel,
Die Sonne und der Mond, das Sterngewimmel
Mein Herz, das war der Fisch im Fluthgewell. —

Doch aus der Quelle ward ein mächt'ger Strom,
Und ruh'= und sanglos wallen nun die Wogen;
Viel wilde Stürme kommen d'rauf gezogen.
Schau' nicht hinein, klarduftiger Himmelsdom!

Du reiner Himmel blicke nimmermehr
Auf seine Fluthen um dich dort zu sehen,
Denn wild hat sie verwühlt der Winde Wehen,
Der Sorgen sturmgepeitschtes Wogenheer. —

Und was bedeutet dort im Strom das Blut,
In jenem wüsten, wogenden Gerolle?
Es fing die Welt, die trug= und sorgenvolle,
Dich mit der Angel, Fischlein in der Fluth!

Wunsch.

Wär' ich nur der kleine,
Klare Silberquell,
Der vom Fels entfesselt
Tost thalab so schnell.
Doch nur wenn mein theures Liebchen
Wär' der Fisch darin,
In den hellen Silberwellen
Schwimmend her und hin.

Wär' ich nur die tiefe,
Dunkle Waldesnacht!
Trotzte gern verwegen
Flammender Wolkenschlacht.
Doch nur wenn mein Lieb ein Vöglein
Wär' in dem Geäst'
Das gar fröhlich sich erbaute
D'rin ein kleines Nest.

Wär' ich ein Tempelhügel,
Der einst hehr und groß,
Und nun tief zerfallen —
Nehm' ich leicht mein Los.
Doch nur wenn mein theures Liebchen
Mich umwebte grün,
Mich mit schwanken Epheuranken
Würde hold umblüh'n.

Wär' ich nur das Hüttchen,
Tief im Thalesgrund,
Dessen Dach zerwühlt ist
Morsch und wetterwund;
Wär' mein Lieb des Herdes Flamme,
Leuchtend, lichterloh,
Könnt' ich jener Hütte gleichen,
Wär' ich selig froh.

Wär' ich jene Wolke
Auf dem Himmel nur,
Die dort einsam hängt im
Glühenden Azur
Und mein theures, einzig süßes
Kind das Abendgold,
Das mich leuchtend stets umflammte,
Wunderhell und hold!





Höfling und Dichter.

Biographische Skizze.

Von

G. Kohn.

Stanislaus Trembecki (geboren 1780, † 1812), den wir mit diesem Namen bezeichnen müssen, einer der gefeiertesten Dichter der Stanislaischen Periode, der an Kühnheit und Originalität der Gedanken Krasicki übertrifft, möchte für den ersten und vorzüglichsten Dichter dieser Periode gelten, wenn er die Vielseitigkeit Krasicki's besäße.

Trembecki trägt in seinem ganzen Leben so recht den Charakter eines Höflings aus dem achtzehnten Jahrhundert zur Schau. Aus einer adeligen Familie abstammend, verbrachte er seine Jugendjahre auf Reisen, insbesondere nach Paris, der allerorten gepriesenen Stätte der Bildung und Feinheit der Sitten. Tausend tolle Streiche, zahlreiche Liebeshändel und Duelle (Bartoszewicz in seiner Literaturgeschichte sagt 30) bezeichnen seinen Aufenthalt allda. Aber gleichwohl war Trembecki's Zeit, die er hier verbrachte, keine verlorene zu nennen. Er ward ein gründlicher Kenner der französischen Sprache, er befreundete sich mit den vorzüglichsten Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern Frankreichs, er lernte Voltaire kennen, der sein Lieblingsdichter ward und dessen „chinesische Waise" und „Verschwenderischen Sohn" er mit großem Geschick in's Polnische übersetzte. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, gewann er die innige Freundschaft des letzten Polenkönigs, der ihn zu seinem Hofpoeten und Kämmerer ernannte. Keine Unterhaltung, kein Hof-

ball, keine Soirée fand am königlichen Schlosse in Warschau statt, die nicht Trembecki mit seinem Geiste beleben mußte. Unerschöpflich war sein Witz, ungeheuer sein Wortreichthum, seine Improvisations- und Dichtungsgabe eine so große, daß ihn keiner seiner Zeitgenossen hierin zu erreichen vermochte, daß Felinski ihn um seine leichte Versification beneidet und Wegierski in einer poetischen Epistel an ihn ausruft: „Der poetische Ruhm, welchen Andere erst mühsam zu erwerben suchen müssen, folge ungerufen Trembecki auf Schritt und Tritt."

Nie fehlte es dem Dichter an einem gelungenen Verse oder Worte: reichte aber selbst seine Heimatsprache, reichte selbst die gründliche Kenntniß derselben nicht mehr aus, dann erfand er kühn neue Worte und hatte den Ruhm, sie in Polen eingebürgert zu sehen.

Trembecki war, wie ich schon Eingangs erwähnte, eine Höflingsnatur: aber er lehrt uns wenigstens den Charakter des Höflings nicht von der schlechtesten Seite kennen. Er liebt und verehrt seinen König, derselbe ist ihm sein Gott, sein Alles, im Glücke ist er ihm treu ergeben, er zieht sogar den Unwillen seiner Landsleute auf sich, indem er die Politik Poniatowski's gegen alle Angriffe in Schutz nimmt; aber auch im Unglücke verläßt er nicht seinen König, nach der letzten Theilung Polens ist er fast der Einzige, der sein Vaterland um seinetwillen verläßt und ihm in die Fremde folgt, um die letzten Tage des alternden Königs zu verschönern.

Undank ist der Welten Lohn. Der Dichter, der nie in besonders glänzenden Umständen gelebt hatte, der, während Andere wie Krasicki und Staruszewicz von der Freigebigkeit ihres Königs Nutzen ziehend, sich bereicherten, arm geblieben war, sah sich auch nach Poniatowski's Tode um das Wenige verkürzt, was ihm der König in seinem Testamente verschrieben hatte und was dessen Erben, den Werth und die uneigennützige Reinheit der Dienste Trembecki's verdächtigend, sich ihm auszuzahlen weigerten. Der greise Dichter sah sich genöthigt, zur Feder zu greifen, um die auf ihn gehäuften Schmähungen und Verdächtigungen zurückzuweisen: eingedenk seiner Jugendjahre, in denen er so viele Duelle erfolgreich ausgefochten hatte, forderte der 68jährige Greis Jeden zum Zweikampfe heraus, der ihm eine unehrenhafte That nachweisen könne; aber Niemand leistete ihm die begehrte Satisfaction und seine Pension wurde ihm nicht ausgezahlt. Doch Fortuna nahm sich des verlassenen, von dem Nothwendigsten entblößten Dichters von Neuem an. Es gab noch Große, es gab noch Magnaten in Polen, die Hebung und Unterstützung der vaterländischen Kunst als heilige Pflicht ansahen. Fürst Adam Czartoryski berief den Dichter nach Pulawy, diesem irdischen Eden, das ein Kniasnin, ein Zablocki bewohnt, ein Delille in seinen Versen verherrlicht hatte. Dort in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, eines Raimund

Korsak und Anderer, lebte der greise Dichter von Neuem auf. Vier Jahre, von 1798 bis 1802, weilte er daselbst. Dann folgte er einem Rufe des mächtigen und reichen Magnaten Felix Potocki, der ihn zu seinem Hofpoeten machte und ihn mit sich auf seinen Landsitz Julczyn in der Krim, in welchem er den nach seiner geliebten Gattin Sophie „Zofijówka“ benannten Lustgarten hatte anlegen lassen, mitnahm.

Trembecki war nicht nur Dichter, er war auch Höfling. Was Wunder, daß er trotz seiner 72 Jahre sich von den schönen Augen Sophie Potocka's bezaubert fühlte und ihr das beschreibende Gedicht „Zofijówka“ widmete, in welchem er die Herrlichkeiten ihres Feenpalastes mit begeisterten Worten zu schildern versucht?

Die „Zofijówka“ ist nicht groß, weil nur 504 Verse lang, aber sie wird von allen Kennern einstimmig als das beste Werk bezeichnet, welches Trembecki je geschrieben hat, ja sogar als das einzige, durch welches sein Name unsterblich geworden ist. Dieser Aufschwung der schöpferischen Kräfte des Dichtergreises dauerte jedoch nicht lange. Trembecki, der von jeher in seinem ganzen Wesen etwas Absonderliches, mitunter sogar Abstoßendes gehabt hatte, ward mit einem Male ohne bestimmbare Ursache mißmuthig und trübsinnig und starb zuletzt auf dem Landgute seines Wohlthäters im Jahre 1812 in vollkommenem Blödsinn, der so weit ging, dass er seine eigenen Schriften nicht mehr zu erkennen vermochte.

Trembecki's poetische Schicksale liefern so recht den Beweis für die Launenhaftigkeit Fortunens. Von schmeichlerischen Zeitgenossen maßlos gepriesen und verherrlicht, ja der Göttliche genannt, während er selber offen genug ist, von sich zu sagen: er wisse nicht, warum er ein Gott genannt werde, da er doch stets ein wahrer Teufel gewesen sei, wird er von den literarischen Epigonen maßlos geschmäht und begeifert, ist er jetzt mehr als vergessen — verrufen. Man wirft ihm seinen Lebenswandel und die oft sehr gewagten Themas, die er als Dichter mit Vorliebe behandelte, vor; aber man vergißt, dass er ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, daß er ein Höfling Stanislaus August's war. Man wirft ihm geringe Theilnahme an der Sache seines Volkes vor; aber wie konnte der in höfischen Traditionen ergraute Dichter mit der Sache eines Volkes sympathisiren, die nicht die Sache des Königs war? Man wirft ihm seine höfische Speichelleckerei, man wirft ihm Mangel an Ehrgefühl vor; aber er hat sich nicht für seine Schmeicheleien gleich so vielen Anderen mit kostbaren Geschenken entlohnen lassen und das Anerbieten, die Uneigennützigkeit seines Wandels mit dem Degen in der Faust zu verfechten, zeugt jedenfalls nicht von Mangel an Ehrgefühl bei dem greisen Dichter.

Was Trembeckis Charakter betrifft, so war der Sänger der „Zofijówka“ ein Sonderling, wie es nicht leicht einen gegeben hat. Er, dessen Gaumen so

lange durch den Genuß höfischer Speisen verwöhnt worden war, faßte aus reiner Kaprice den Entschluß, sich des Fleisches und Weines zu enthalten, den er 30 Jahre lang beharrlich ausführte, um ihn erst ein Jahr vor seinem Tode wiederum aufzugeben. Wo er ging und stand, wo immer er weilen mochte, mußte sich eine Schaar Spatzen befinden; diese waren seine Lieblinge, die er durch reichliches Brosamenstreuen anlockte und denen er sogar gestattete, sich auf seine Manuskripte zu setzen und dieselben zu verunreinigen. In seinen letzten Lebensjahren zeigte sich der greise Dichter, der von ungemein hoher, imponirender Gestalt war, ungenirt auf dem Landgute seines Wohlthäters in Hemdärmeln, mit einem ordinären, breitkrempigen Strohhute auf dem Kopf und mit einem massiven Knüttel in der Hand.

Nicht leicht wurde noch während seines Lebens ein Dichter so sehr von allen Seiten gefeiert als Trembecki; nicht leicht war aber auch einer so gleichgiltig für seinen literarischen Ruhm als er. Er warf seine poetischen Schöpfungen meistentheils eilfertig auf den nächsten besten Wisch Papier; unbesorgt, daß Jemand seine poetischen Producte für sich usurpiren könne, schenkte er sie dem nächsten Besten, pflegte er sich nicht einmal auf ihnen zu unterfertigen, und so kam es, daß während seines Lebens und nach seinem Tode Fremde sich die Autorschaft seiner schönsten Gedichte zuschrieben und (was für die Literatur noch weit schädlicher war) literarische Sudler sich vermaßen, seine Poesien verbessert oder was gleichbedeutend ist, verschlechtert und verstümmelt herauszugeben. Vielleicht daß auch an dieser beispiellosen Gleichgiltigkeit des Dichters der Ruhm, den er während seines Lebens genoß und der ihn um seine literarische Zukunft unbesorgt sein ließ, Schuld trug.

Trembecki's gesammelte Werke enthalten Lieder und Gedichte meist leichten anakreontischen Inhaltes, Fabeln in Versen, Übersetzungen aus Virgils Äneïs, Übersetzungen aus Voltaire, die schon erwähnte „Zofijówka“, ein beschreibendes Gedicht und Aufsätze vermischten Inhaltes.





Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1888.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Die Entwickelung des Beamten-Vereines ist im Jahre 1888, dem vierundzwanzigsten Geschäftsjahre, eine sehr günstige gewesen und weiset insbesondere die Lebensversicherungs-Abtheilung in dem abgelaufenen Jahre den höchsten Gebarungs-Ueberschuß seit dem Beginne ihrer Thätigkeit aus. Der im vorjährigen Berichte erwähnte, am 31. December 1887 constatirte Cursverlust der im Besitze des Vereines befindlichen Wertheffecten war in Folge der günstigen Verhältnisse des Jahres 1888 schon in der ersten Hälfte des letzteren zum größten Theile wieder ausgeglichen.

Wir gehen nun auf die Details des geschäftlichen Berichtes pro 1888 über.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1887 waren 89.638
Mitglieder ausgewiesen.

Im Jahre 1888 kamen 3.220
neue Mitglieder hinzu, so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1888 dem Vereine beitraten, sich auf 92.858
beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse (d. i. der reinen Localausschüsse und der die Functionen der letzteren ausübenden Consortial-Vorstände und Directionen) betrug Ende 1887	92
Im Jahre 1888 traten das Wiener Vororte-Consortium in Fünfhaus, so wie das Consortium in Neusatz in Liquidation, daher reducirten sich die Localausschüsse um	2
und es erscheinen Ende 1888 nur	90

ausgewiesen.

Bezüglich der im letzten Berichte besonders erwähnten, in Wien bestehenden Hilfsbeamten-Localgruppe ist zu bemerken, daß die am 5. November 1888 stattgefundene Jahresversammlung dieser Gruppe vier Zweiggruppen, nämlich in Innsbruck, Laibach, Mistelbach, und Salzburg constatirt (wodurch unsere vorjährige Mittheilung berichtigt wird), daß der Ertrag der dieser Gruppe vom hohen Finanzministerium bewilligten Effecten-Lotterie sich auf 946 fl. bezifferte, während die per 5. November 1888 ausgewiesenen Privatspenden 925 fl. betrugen, und daß erwähnte Gruppe eine eigene Zeitschrift „Central-Correspondenz“ herausgibt.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten reducirte sich von den Ende des Jahres 1887 ausgewiesenen	1.353
Ende 1888 auf	1.352
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1887 bestandenen . .	1.661
Ende 1888 auf	1.522.

In Bezug auf die humanitäre Thätigkeit des Vereines kommen wieder zunächst der allgemeine und der Unterrichts-Fond in Betracht.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am 31. December 1888 mit	533.138 fl.	80 kr.
ausgewiesen, während er am Ende des Jahres 1887 nur . .	494.849 „	58 „
betrug, ist daher im Jahre 1888 um	38.289 fl.	22 kr.

gewachsen.

Nach der vom Verwaltungsrathe der 24. Generalversammlung am 27. April 1889 vorgelegten und von letzterer genehmigten Bilanz bestand das Vermögen des allgemeinen Fondes Ende 1888 aus:

a) Der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per	166.614 fl.	42 kr.
b) seinem Specialvermögen per	41.737 „	91 „
c) dem Kaiser Franz Josef Jubiläums-Studien-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per	10.318 „	07 „
d) seiner Cursgewinnreserve per	13.105 „	80 „
e) dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der Consortien per	956 „	98 „
Fürtrag . .	232.733 fl.	18 kr.

Übertrag . . 232.733 fl. 18 kr.
f) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . . . 150.890 „ 46 „
g) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per . . . . 149.515 „ 16 „

welche Ziffern zusammen den obigen Betrag per . . . . . 533.138 fl. 80 kr.
ergeben.

Im Jahre 1888 wurden aus dem allgemeinen Fonde . 6.911 fl. 57 kr., für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausgezahlt, welche auf 377 Einzelnposten entfallen.

Ferner wurden im Jahre 1888 aus den Zinsen des allgemeinen Fondes an mittellose kranke Vereinsmitglieder Curstipendien verliehen, und hiefür von der Vereinsleitung ein Betrag von 5290 fl. bewilligt, wovon effectiv . . . . . 4.860 „ — „ zur Verwendung kamen, daher im abgelaufenen Jahre an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen . . . . 11.771 fl. 57 kr.
im Ganzen aus dem allgemeinen Fonde vertheilt wurden.

Bezüglich der Curstipendien ist zu bemerken, daß für das Jahr 1888 bei der Centralleitung 240 Gesuche einlangten, wovon 77 Gesuche, und zwar 68 für Stipendien und 9 für Reise- und Krankenkosten-Beiträge (letztere per 290 fl.) günstig erledigt wurden.

Wie in früheren Jahren haben auch im Jahre 1888 die Verwaltungen vieler Badeanstalten und Curorte dem Vereine für mittellose Mitglieder desselben beachtenswerthe Begünstigungen für den Curgebrauch gewährt, in welchen Beziehungen wir die Verwaltungen der Cur- und Badeanstalten in: Aussee, Baden, Bartfeld, Buzias, Darkau, Ernsdorf-Jaworze, Franzensbad (Bürgermeisteramt der Stadt Franzensbad, Stadt Egerer Badehaus, Kaiserbad und Dr. Cartellieri's Bäderverwaltung), Freiwaldau (Gräfenberg), Wildbad-Gastein, Gießhübel-Puchstein, Gleichenberg, Görz, Hall (in Oberösterreich), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter v. Wirer'sche Badestiftung), Iwonicz, Johannisbad in Böhmen, Karlsbad, Koritnicza, Krapina-Töplitz, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Neuhaus (in Steiermark), Pistyan, Pyrawarth, Radein, St. Radegund, Römerbad, Rohitsch, Roncegno, Roznau, Steinerhof (bei Kapfenberg in Steiermark), Tátra-Füred, Teplitz in Böhmen, Topusko, Trencsin, Tüffer, Groß-Ullersdorf, Vöslau, Voitsdorf erwähnen. Gegen das Vorjahr haben daher neun neue Curorte dem Vereine für seine Mitglieder Beneficien zugestanden, und haben im Jahre 1888 von den betreffenden Begünstigungen 146 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen aber dem Vereine auch im Jahre 1888 noch einige Freiplätze zu Gunsten armer Vereinsmitglieder in den unseren Lesern aus früheren Berichten schon bekannten Curorten zur Verfügung, wie insbesondere in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Novy in St. Radegund, in der Curanstalt des kaiserlichen Rathes Herrn Heinrich Mattoni in Gießhübl, im Kaiserbad in Franzensbad, in den Badeorten Gleichenberg, Luhatschowitz, Meran, Neuhaus (Steiermark), Pöstyen-Teplitz, Radein, Römerbad, Rohitsch und Roncegno.

Der beim allgemeinen Fond erwähnte Specialfond für Witwen- und Waisenhäuser erreichte Ende 1887 die Höhe von . . .		147.731 fl. 34 kr.
und stieg durch die Zinserträgnisse im Jahre 1888 per	3.641 fl. 70 kr.	
abzüglich 5 Percent Zinsen für das Darlehen aus dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per	482 „ 58 „	
im verbleibenden Reste von		3.159 „ 12 „
auf		150.890 fl. 46 kr.
Diesem Betrage stehen die Kosten der drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz per		159.207 „ 34 „
gegenüber. Den Mehrbetrag der Kosten per		8.316 fl. 88 kr.

schuldet der Witwen- und Waisenhausfond an den allgemeinen Fond, und gelangt diese Schuld, welche ursprünglich 22.514 fl. 83 kr. betrug, aus den Erträgnissen der drei erwähnten Häuser successive zur Tilgung.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 112.010 fl. 15 kr. mit Ende des Jahres 1887 und ist im Jahre 1888 durch die von der 23. ordentlichen Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5.000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 120.419 fl. 2 kr. angewachsen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von 12 Vereinsconsortien, und zwar von „Alsergrund" in Wien (100 fl.), „Budapest" (recte Pest, Präses Kanovics, mit 100 fl.), „Erstes Wiener" (100 fl.) „Fiume" (5 fl.), „Gegenseitigkeit" in Wien (eine Notenrente zu 100 fl. oder effectiv 80 fl. 94 kr.), „Graz" (100 fl.), „Kaschau" (5 fl.), „Kronstadt" (25 fl.), „Pancsova" (15 fl.), „Pilsen" (10 fl.), „Teschen" (10 fl.) und „Wieden" in Wien (100 fl.), zusammen 650 fl. 94 kr. gespendet.

Wir können nicht umhin, auch heuer wieder mit Rücksicht auf die hohen Zwecke des Unterrichtsfondes dessen Stärkung den geehrten Verwaltungen der Mitgliedergruppen, allen Vereinsmitgliedern und insbesondere den Freunden humanitären Wirkens wärmstens zu empfehlen.

Wenn es vielleicht auch nur einen einzigen Baron Moriz Hirsch gibt, welcher 100 Millionen Franken zu Unterrichtszwecken zu spenden sich veranlaßt fand, so dürften gewiß sehr viele vom Schicksale Begünstigte sich finden, welche oft mit sich im Zweifel sind, welchem Zwecke sie überhaupt eine Spende widmen sollen. Diesen Wohlthätern sei hiemit der Unterrichtsfond des Beamten-Vereines ans Herz gelegt!

Im Jahre 1888 wurden für das Schuljahr 1888/89 aus den Mitteln des Unterrichtsfondes Unterrichtsstipendien und Lehrmittelbeiträge im Gesammtbetrage von 9298 fl. gewährt, da der Verwaltungsrath zu den von der Generalversammlung bewilligten 3000 fl. weitere 6298 fl. (mit Einschluß des Freiplatzes im Töchterheim des Schulvereines für Beamtentöchter im Kostenbetrage per 400 fl.) votirte.

Es langten 370 Gesuche um Verleihung dieser Unterrichtsbeiträge ein, wovon 258 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 112 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 249 Gesuche für

Stipendien und Lehrmittelbeiträge per 8718 fl., außerdem wurden an 29 Bewerber Unterstützungen per 580 fl. verliehen.

Vom Vereine wurden ferner 10 Schul-Freiplätze besetzt, und zwar: drei Freiplätze an den Schulen des Frauen-Erwerbvereines, wofür die Erste österreichische Sparcasse das Schulgeld bezahlt; zwei halbe Freiplätze an der Pöschl'schen Handelsschule in Wien, ein Freiplatz im „Töchterheim des Schulvereines für Beamtentöchter" (des ehemaligen „Zehnkreuzer-Vereines") ein Freiplatz in der Mädchen-Volks- und Bürgerschule der Frau Marie Hanausek in Wien und drei Freiplätze in der Schönberger'schen Kunststickereischule in Wien.

Von den oberwähnten 9298 fl. wurden übrigens im Jahre 1888 effectiv nur . . . . verwendet.	8.827 fl. — kr.
Wenn man nun hiezu die aus dem allgemeinen Fonde verwendeten, bereits obenangeführten . . . . hinzurechnet, so ergibt sich, daß vom Vereine im Jahre 1888	11.771 „ 57 „
auf dem Gebiete humanitären Wirkens . . . . verausgabt wurden.	20.598 fl. 57 kr.

Seit dem Bestehen des Vereines wurden bis Ende 1888 auf vorerwähntem Gebiete, und zwar:

1. für Unterstützungen und Curstipendien	118.428 fl.
2. für Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge	51.450 „
3. für Erbauung von drei Witwen- und Waisenhäusern . . .	159.207 „
daher zusammen für humanitäre Actionen	329.085 fl.

verausgabt. Diese Ziffern beleuchten wohl am besten die gewiß sehr anerkennenswerthen und auch im Auslande sehr warm gewürdigten Erfolge der humanitären Thätigkeit des Vereines. Erwägt man hiezu, daß kein Mitglied des Vereines außer der einmaligen Gebühr für die Mitgliedskarte einen weiteren Beitrag zu bezahlen hat, während sonst jeder Verein, selbst der kleinste Geselligkeits-Verein, einen Jahresbeitrag und mitunter von ganz anständiger Höhe von seinen Mitgliedern einhebt, so wird man wohl die bisherigen Leistungen des Vereines anders beurtheilen müssen als Jene, welche in totaler Verkennung der Ziele und Bestrebungen des Beamten-Vereines, in geradezu selbstmörderischer Weise die Einstellung der humanitären Wirksamkeit des Vereines forderten, wie es bei der heurigen Generalversammlung der Fall war, worauf wir bei Besprechung der letzteren zurückkommen werden.

Auf dem Gebiete des Unterrichts- und Bildungswesens verfolgt ähnliche Zwecke wie der Beamten-Verein der „Schulverein für Beamtentöchter".

Letzterer wurde seinerzeit (als „Zehnkreuzer-Verein") von dem jetzigen Präsidenten des Beamten-Vereines, Herrn Sectionschef Johann Freiherrn Falke von Lilienstein, gegründet, die Mitglieder des Beamten-Vereines haben auch Anspruch auf die Beneficien des Schulvereines, und der Beamten-Verein stiftete an dem vom Schulvereine im Jahre 1880 gegründeten „Beamten-Töchterheim" einen Freiplatz, dessen jährliche Kosten 400 fl. betragen. Daher kann auch der „Schulverein für Beamtentöchter" in der Chronik des Beamten-Vereines nicht unberücksichtigt bleiben. Dessen Vermögen bezifferte sich am 31. December 1888 auf 18.571 fl 41 kr., die von ihm für das Schuljahr

1888/89 bewilligten 27 Stipendien betrugen 1260 fl., und verfügt der Schulverein auch über eine größere Anzahl von Freiplätzen in verschiedenen Unterrichtsanstalten Wiens.

Leider sah sich der Gründer und bisherige Präsident des „Schulvereines für Beamten-Töchter“ mit Rücksicht auf seine durch Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Zeit und die Schonung seiner Gesundheit veranlaßt, auf sein Ehrenamt als Präsident des Schulvereines zu resigniren. An seine Stelle wurde der sehr verdienstvolle k. k. Hofrath und Finanz-Bezirksdirector in Wien, Herr Michael Rauscher, gewählt, als Vice-Präsident fungirt das Mitglied unseres Verwaltungsrathes, der k. k. Landesschulinspector Herr Dr. Mathias Ritter von Wretschko.

Was die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen betrifft, so konnte auch im Jahre 1888 in dieser Beziehung vom Vereine eigentlich nur wenig unternommen werden. Zunächst wurden die Bestrebungen der ungarischen Collegen im Staatsdienste wegen zeitgemäßer Gehaltsregulirung von unserem Vereine materiell unterstützt.

Sodann glaubte der Verwaltungsrath, der vom „Vereine der k. k. österreichischen Staatsbeamten zur Wahrung der Standesinteressen“ im October 1887 Seiner Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten überreichten, in unserem vorjährigen Berichte erwähnten, von 17.000 Staatsbeamten aller Branchen von der 5. Rangsclasse abwärts unterzeichneten Denkschrift über die Regelung der Witwen- und Waisenpensionen der österreichischen Staatsbeamten dadurch Nachdruck zu verleihen, dass er in seiner Sitzung vom 21. Februar 1888 beschloß, neuerlich eine Petition wegen baldiger Erlangung eines Pensionsgesetzes für die k. k. Staatsbeamten an die hohe Regierung und die beiden Häuser des Reichsrathes zu überreichen, was auch in den ersten Tagen des Monates März 1888 ausgeführt wurde. Der Beamten-Verein hat sich in seiner vorerwähnten Petition, wie schon im vorjährigen Berichte bemerkt wurde, vollinhaltlich der Denkschrift des Vereines der k. k. österreichischen Staatsbeamten, beziehungsweise seiner auf Grund dieser Denkschrift überreichten Petition angeschlossen. Den vorerwähnten Petitionen schloß sich auch jene Petition vollinhaltlich an, welche der in Galizien bestehende „Verein der Lehrer höherer Unterrichtsanstalten“ nach Beschluß seiner Generalversammlung vom 21. Mai 1888 mit der Bitte um „schleunigste Abhilfe der den Witwen und Waisen nach den k. k. Staatsbeamten drohenden Noth“ hohen Orts einbrachte.

Daß aber den Petitionen des Beamten-Vereines maßgebenden Ortes eine ehrenvolle Berücksichtigung zu Theil wird, beweist die in der Abendsitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses am 10 Mai d. J. stattgefundene Debatte jenes Budget-Capitels, welches unter der Bezeichnung „Pensions-Etat“ die Ruhe- und Versorgungsgenüsse der Staatsbediensteten und ihrer Angehörigen umfaßt. In dieser Debatte hielt der Abgeordnete Herr Professor Dr. Victor Ritter von Kraus eine höchst interessante und mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Rede, in welcher er den jetzigen Zustand des Pensionswesens nach all seinen Richtungen besprach, die elende Versorgung der Witwen und Waisen als das heute brennendste Gravamen der Beamtenschaft bezeichnete und kategorisch erklärte, dass es auf dem bisheri[illegible]
weiter gehe. Er betonte, dass er in dieser Bezieh[illegible]
sehr rationellen Vorschläge verweisen müsse.

Beamten-Vereines an das hohe Haus gelangt sind, er citirte aus den Mittheilungen, welche ihm von einem Mitgliede der Centralleitung des Beamten-Vereines über das Beamtenwitwen-Elend gemacht wurden, eine längere Serie von drastischen Beispielen und erwies schließlich der „Beamten-Zeitung" die Ehre, aus ihrer Nummer vom 9. März 1888 dem Abgeordnetenhause eine Stelle zur Kenntniß zu bringen, aus welcher hervorgeht, daß, wie Herr Dr. Ritter von Kraus bemerkte, gegenüber der Haltung der Regierung in dieser Frage bei den Staatsbeamten leider die Hoffnung bereits schwindet, durch das Gewicht bedeutsamer Argumente irgendwie zur endlichen Erfüllung ihrer so berechtigten Wünsche zu gelangen.

Wir empfehlen unseren geehrten Lesern, welche die verdienstvolle Rede des Herrn Professors Dr. Ritter von Kraus, der so warm für die Interessen der österreichischen Staatsbeamten — welche ja mit Wehmuth auf die günstigen Pensionsgesetze ihrer Collegen jenseits der Leitha blicken — eingetreten ist, nicht in all ihren Details kennen, die Nummer 20 der „Beamten-Zeitung" vom 17. Mai 1889, in welcher die Debatte wortgetreu enthalten ist. Herr Dr. Ritter von Kraus hob im Verlaufe seiner Rede ausdrücklich hervor, daß Seine Excellenz der Herr Finanzminister einer Deputation von Beamten die Erklärung abgab, er könne sich in absehbarer Zeit eine gute und glückliche Lösung der Witwenpensionsfrage ohne Heranziehung der Beamten mittelst Beitragsleistungen nicht denken.

Wir erinnern hiebei, daß dieselbe Idee schon von Seite des Beamten-Vereines in seiner im Jahre 1884 Seiner Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten überreichten Denkschrift wegen Verbesserung der Lage der Staatsbeamten-Witwen im Wege der Lebensversicherung ausgesprochen wurde. Und als im December 1885 die vom Verwaltungsrathe in seiner Sitzung vom 20. October 1885 beschlossene Petition wegen baldigster Erlassung eines Pensionsgesetzes für die k. k. Staatsbeamten und deren Witwen und Waisen Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminister von einer Deputation des Verwaltungsrathes überreicht wurde, bemerkte Seine Excellenz der letzteren (wie auch schon in unserem Berichte pro 1885 mitgetheilt erscheint), dass eine raschere Lösung dieser Frage davon abhängig wäre, dass die Mithilfe der Beamten selbst in Anspruch genommen werde, und erklärte sich bereit, auch fernere Propositionen in Erwägung zu ziehen, besonders dann, wenn dieselben eine Mitwirkung der Beamten in Aussicht nehmen.

Im Widerspruche mit diesen Erklärungen des Ministers betonte nun der Regierungsvertreter, Herr Sections-Chef Ritter von Habdank-Hankiewicz (seinerzeit Vertreter des Beamten-Vereines in Krakau), schon im Budgetausschusse, daß solche Relictenbeiträge unmöglich zur Grundlage bei Lösung der Frage genommen werden können, und wiederholte dies auch im Plenum des hohen Hauses mit den Worten, daß der angeregte obligatorische Zwang zur Versicherung kaum durchgeführt werden könne. Er sei für ein genaues Studium dieser Frage; übrigens stellte er für die nächste Session im Herbste die Einbringung eines Gesetzentwurfes, betreffend die Aufbesserung der Versorgungsgenüsse und der Erziehungsbeiträge der Staatsbeamten-Witwen und Waisen, in [illegible] Mittheilung er aber beifügte, daß die Vorlage keinesfalls derart [illegible] lleicht die durch die Ausführungen des Herrn Dr. Ritter von [illegible] ffnungen zu erfüllen. Der Vertreter der hohen Regierung

hat aber nicht unterlassen, auf die wohlthätige Wirksamkeit des Beamten-Vereines hinzuweisen, indem er die Versicherung von Capitalien für die Witwen der Beamten bei diesem Vereine als einen höchst wünschenswerthen Erfolg einer guten Lehre bezeichnete, welche die Beamten aus den Worten des Herrn Dr. Ritter von Kraus ziehen sollten.

Gelöst muß die vorbesprochene Frage werden, und zwar sehr bald! Wie immer diese Lösung erfolgen wird, dürfen wir sicher sein, daß den wiederholten von unserem Vereine der hohen Regierung gemachten Vorschlägen dabei gewiß die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden wird, und wir schließen unsere Ausführungen über die Pensionsfrage damit, daß wir dem Herrn Professor Dr. Ritter von Kraus für seine so warme und energische Vertretung der Interessen der Staatsbeamten, ihrer Witwen und Waisen und für die schmeichelhafte Würdigung unserer Bestrebungen im Namen der Staatsbeamten und des Beamten-Vereines den tiefgefühlten Dank aussprechen. Dieser Dank gebührt auch den drei Reichsraths-Abgeordneten, den Herren Jacob Hren, Ernst Bergani und Dr. Tobias Wildauer Ritter von Wildhausen, welche, obwohl verschiedenen Parteien des Parlamentes angehörig, es sich bei der Budgetdebatte im Jahre 1888 zur Aufgabe machten, zu Gunsten der Staatsbeamten und ihrer Angehörigen in gleicher Weise, wie Herr Dr. Ritter von Kraus, einzutreten.

Die oben besprochene Petition des Vereines der k. k. Staatsbeamten wurde vom Abgeordnetenhause in seiner Sitzung vom 25. Mai 1888 der hohen Regierung zur eingehenden Würdigung und thunlichsten Berücksichtigung abgetreten, ohne daß hiebei der vom Beamten-Vereine im März 1888 überreichten gleichen Petition Erwähnung geschah. Wohl aber wurde letztere vom hohen Herrenhause in dessen Sitzung vom 29. Mai 1888 der hohen Regierung zur Würdigung abgetreten.

Die Wichtigkeit der Pensionsfrage und das nicht zu bezweifelnde Interesse unserer Leser an derselben mag es entschuldigen, wenn der Chronist des Vereines diese Angelegenheit etwas ausführlicher behandelte, um einen klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand derselben zu ermöglichen.

Schließlich beschloß der Verwaltungsrath über Anregung der in Wien bestehenden Privatbeamten-Localgruppe in seiner Sitzung vom 27. November 1888, eine Petition um gesetzliche Regelung der Altersversorgung der Privatbeamten an die hohe Regierung und die beiden Häuser des Reichsrathes zu überreichen, welche Ueberreichung auch im December des abgelaufenen Jahres erfolgte. Die erwähnte Localgruppe beschloß in einer am 14. December 1888 abgehaltenen Versammlung ihrer Mitglieder, die fragliche für alle Privatbeamten so hochwichtige Angelegenheit in einer größeren Mitglieder-Versammlung zur Besprechung zu bringen, um sodann eventuell zur Einberufung eines allgemeinen Privatbeamtentages zu schreiten, der die Bestimmung hätte, mit seinem Votum die vorerwähnte Petition zu unterstützen.

Der Petitionsausschuß des Abgeordnetenhauses hat in seiner Sitzung vom 8. Mai d. J. über Antrag des Berichterstatters, Herrn Landesgerichtsrathes Hren, beschlossen, dem hohen Hause zu beantragen, die vorerwähnte Petition der Regierung zur Würdigung der darin in Ansehung der Krankheits- und Invaliditätsversicherung der bei Privatunternehmungen und Verkehrsanstalten bediensteten Personen vorgebrachten Anregungen und Vorschläge abzutreten, welchen Antrag auch das Abgeordnetenhaus zum Beschlusse erhob.

Im Jahre 1888 wurden am 1. October die Localitäten des Club der Beamten der Wiener Bank- und Creditinstitute, und zwar in der inneren Stadt, Wallnerstraße Nr. 2, eröffnet. Von Seite der Verwaltungen der vorerwähnten Institute wird diesem, der socialen Stellung der Beamten entsprechenden, vorzugsweise der Pflege der Geselligkeit gewidmeten Unternehmen — es werden übrigens auch wissenschaftliche Vorträge gehalten — wärmstes Interesse entgegengebracht. Die meisten Bank- und Credit-Institute sind unter den Gründern verzeichnet und sehr viele hervorragende Functionäre unserer Bankleitungen traten dem Club als Mitglieder bei. Was uns bisher über denselben mitgetheilt wurde, rechtfertiget seine Begründung und spricht für die verständnißvolle Leitung.

Ueber den finanziellen Verkehr des Beamten-Vereines im Jahre 1888 theilen wir Folgendes mit.

Im Jahre 1888 wurde von der Hauptcassa des Vereines in Wien

a) eingehoben in 5889 Posten ein Betrag von . . . 3,434.969 fl. 90 kr.
b) ausbezahlt in 4071 Posten ein Betrag von . . . 3,393.614 „ 70 „

so daß das Revirement der Hauptcassa im Vorjahre betrug. 6,828.584 fl. 60 kr.

Zu berücksichtigen ist ferner

c) der Verkehr des Vereines mit dem k. k. Postsparcassenamte.

Es wurden bei letzterem von den Vereinsconsortien, Localausschüssen und Agenten mittelst 9940 Erlagscheinen . . . . 1,298.241 fl. 20 kr.
und mit Hinzurechnung des Saldo vom 1. Jänner 1888 per . . . . 20.390 „ 12 „
bis Ende 1888 . . . . . 1,318.631 fl. 32 kr.
für Rechnung des Vereines erlegt.

Dagegen wurden mit 2571 Cheques nach allen Theilen Cisleithaniens Zahlungen geleistet und Behebungen bei der Cassa des k. k. Postsparcassenamtes vorgenommen, wodurch ein Betrag von . . . . 1,318.945 „ 09 „
zur Verwendung gelangte.

Die Summe der Einlagen und Kündigungen bei dem k. k. Postsparcassenamte stellte sich demnach auf . . . . 2,637.576 „ 41 „
und betrug somit die gesammte Cassabewegung des Vereines im Jahre 1888 . . . . 9,466.161 fl. 01 kr.
gegenüber 9,037.170 fl. 54 kr. des Vorjahres.

Dem Beamten-Vereine sind bei der Postsparcasse drei Conti: für den Geldverkehr mit den einzelnen Versicherten, für die Abonnenten der „Beamten-Zeitung" und für die Vereinsorgane eröffnet. Außer der Centrale des Vereines stehen 11 Spar- und Vorschußconsortien desselben (nämlich Böhmisch-Leipa, Iglau, Innsbruck, Jägerndorf, Mähr. Ostrau, Olmütz, St. Pölten, Währing und in Wien: Erstes Wiener, Bankbeamte, und Wieden), ferner die Privatbeamten-Localgruppe im Clearing-Verkehr mit der Postsparcasse.

Durch die Prämiencassa am Sitze der Centralleitung gelangte im abgelaufenen Jahre mittelst 33.664 Stück Quittungen (Polizzen) und 200 Mitgliederkarten ein Betrag von 215.148 fl. 11 kr. zur Einhebung, und erreichte die Zahl der von der Prämienabtheilung im Jahre 1888 ausgefertigten Quittungen die hohe Zahl von 450.979 (gegen 419.123 im Jahre 1886 und 439.696 im Jahre 1887).

Ferner wurden im Jahre 1888 an der Casse des Vereines 10.820 Badekarten der verschiedenen Badeanstalten Wiens (gegen 11.536 im Jahre 1886 und 12.261 im Jahre 1887) zu ermäßigten Preisen verkauft.

Das am 2. December 1888 stattgefundene Jubiläum der 40jährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers und Königs war selbstverständlich auch für den Beamten-Verein eine hocherfreuliche Anregung zur Bethätigung seiner patriotischen und dynastischen Gefühle, und ist in dieser Beziehung Folgendes zu berichten:

Der Verwaltungsrath votirte aus Anlaß des vorerwähnten Jubiläums in seiner Sitzung vom 3. Mai 1888 aus dem allgemeinen Fonde einen Betrag von 10.000 fl., dessen Zinsen zu zwei Stipendien je per 250 fl. für Söhne oder Waisen mittelloser Vereinsmitglieder verwendet werden sollen. Der Vater muß durch drei Jahre Mitglied sein oder zur Zeit seines Ablebens gewesen sein, der Candidat muß in der Regel Hochschulstudien an einer österreichisch-ungarischen Lehranstalt obliegen und bleibt bei befriedigenden Resultaten im Genusse des Stipendiums bis zur Vollendung seiner Studien. Mit Intimat der k. k. Polizei-Direction in Wien vom 12. December 1888 wurde der Beamten-Verein auf Grund des Erlasses des hohen k. k. Ministeriums des Innern vom 3. December 1888 verständiget, daß mit Allergnädigster Genehmigung Seiner Majestät die erwähnten zwei Stipendien den Allerhöchsten Namen als „Kaiser Franz Josef Jubiläums-Studien-Stipendien des Beamten-Vereines" führen dürfen und erfolgte deren Ausschreibung am 28. December 1888.

Da die Ueberreichung von Adressen durch die aus Anlaß des Jubiläums kundgegebenen Allerhöchsten Intentionen ausgeschlossen erschien, so war der Verwaltungsrath nicht in der Lage, die von ihm beabsichtigte Huldigungsadresse Allerhöchsten Ortes unterbreiten zu können, und mußte sich die Vereinsleitung in dieser Beziehung darauf beschränken, ihren patriotischen Gefühlen im Namen des Beamtenstandes in einer am 30. November 1888 in der „Beamten-Zeitung" kundgegebenen Emanation Ausdruck zu verleihen, während die Redaction der „Beamten-Zeitung" in einem besonderen Jubiläums-Artikel: „Kaiser Franz Josef I. Beamten-Gesetzgebung von 1848 bis 1888" die zahllosen Kundgebungen kaiserlicher Huld und Gnade auf vorerwähntem Gebiete während der vierzig Regierungsjahre eingehend besprach.

Auch einige Mitgliedergruppen des Vereines haben das hohe Regierungs-Jubiläum zu humanitären Actionen benützt.

So erhöhte die Localversammlung in Chrudim einen seit fünf Jahren aus den Reinerträgnissen (insbesondere aus den Provisionen für die Vermittlung von Lebensversicherungen) dotirten Fond (welcher Ende 1888 die Höhe von 900 fl. erreichte) durch Beschluß vom 12. Februar 1888, mittelst eines im Jahre 1889 rückzahlbaren Anlehens auf 1000 fl. und widmete letztere zu einer Stiftung für Unterstützung von Kindern mittelloser Vereinsmitglieder.

Die Local- und Consortial-Versammlung in Königgrätz widmete am 11. März 1888 einen Betrag von 1000 fl. Rente zu einer Stiftung für Betheilung von schulpflichtigen Kindern mittelloser Mitglieder der Königgrätzer Gruppe als Kaiser Franz Josef-Regierungs-Jubiläums-Stiftung. Die Mitgliedergruppe Königgrätz hat bereits eine Silberne Kaiser-Hochzeit-Stiftung und eine Kronprinz Rudolf-Vermälungs-Stiftung.

Der Localausschuß in Pilsen widmete zur Feier des Kaiser-Jubiläums für einen armen braven Schüler der dortigen Mittelschule einen Unterrichtsbeitrag von 50 fl.

Der Localausschuß in Prag widmete zur gleichen Feier gemeinschaftlich mit dem speciell dort bestehenden Unterstützungscomité einen Betrag von 333 fl. für Unterstützungen an mittellose Witwen und Waisen ehemaliger Vereinsmitglieder.

Das Consortium in Proßnitz veranstaltete am 1. December 1888 eine besondere Jubiläumsfeier in dem dort bestehenden, vom Consortium gegründeten Beamten-Casino in erhebender und würdiger Weise.

„Nach der sehr gelungenen Aufführung von Westmeyr's Kaiser-Ouverture“, so schreiben die „Deutschen Stimmen aus Mähren“, „hielt der Obmann des Consortial-Vorstandes, der Herr Kreisgerichts-Präsident i. P. Emanuel Poleschensky, die mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Festrede, worauf sich der Vorhang des Casinotheaters erhob und ein liebliches Bild vor den Augen der Festgäste erschien. Eine stolze herrliche Austria krönte die Büste des erhabenen kaiserlichen Jubilars, indeß eine reizende, farbenprächtige Gruppe holder Mädchengestalten, in den Nationaltrachten unseres vielsprachigen Vaterlandes, dem geliebten Herrscher die Huldigungen seiner treuen Völker darbrachte. Hieran reihten sich weitere gelungene musikalische Aufführungen und zum Schlusse eine vergnügte Tanzunterhaltung.“

Die Local- und Consortial-Versammlung in Trautenau widmete am 14. April 1888 den seit Jahren bestehenden „Localfond,“ welcher Ende 1887 bereits 1000 fl. betrug, aus Anlaß des Kaiser-Jubiläums zum Ankaufe von 1300 fl. Notenrente, deren Interessen zur Unterstützung eines bedürftigen oder verwaisten, die Schule mit gutem Erfolg besuchenden Kindes eines Vereinsmitgliedes verwendet werden sollen.

All' diese humanitären Acte legen Zeugniß ab von der unwandelbaren Liebe und Treue der Beamtenschaft zu dem Oberhaupte des Staates, ihrem allverehrten Kaiser und König!

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1889, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes darstellt, ist aus der Tabelle III des Anhanges zu entnehmen.

Die wegen Ablauf ihres Mandates im Jahre 1888 (beziehungsweise zur Zeit der über die Gebarung dieses Jahres im Jahre 1889 stattgefundenen

Generalversammlung) zum statutenmäßigen Ausscheiden berufenen 10 Mitglieder des Verwaltungsrathes, das ist die Herren: Carl Bringmann, Dr. Vincenz Haslmayer zu Grafsegg, Carl Huber, Dr. Franz Migerka, Benjamin Edler von Possanner-Ehrenthal, Franz Richter, Hermann Schmidt, Carl Werner, Dr. Mathias Ritter von Wretschko, Dr. Carl Zimmermann, wurden bis auf die Herren Hermann Schmidt und Dr. Carl Zimmermann, wieder- und an die Stelle der beiden letzteren die Herren Alois Maresch, Procurist der Firma Lebert & Weinwurm in Wien, Obmann der Privatbeamten-Localgruppe, und Rudolf Schiller, Professor an der Handels-Akademie in Wien, neu gewählt.

Aus dem Ueberwachungsausschusse mußte wegen Ablaufes der Functionsdauer Herr Ignaz Tobisch, k. k. Militär-Oberintendant i. P, ausscheiden und wurde an dessen Stelle von der Generalversammlung Herr Mathias Pigerle, Rechnungsrevident der k. k. statistischen Central-Commission, gewählt.

Auf dem Gebiete der Personalien von Mitgliedern des Verwaltungsrathes können wir nicht unerwähnt lassen, daß im Jahre 1888 Herr Georg von Görgey zum Oberinspector der österreichischen Nordwestbahn und der Herr Regierungsrath Julius Kaan zum k. k. Ministerialrathe ernannt wurde, daß dem jetzigen Senatspräsidenten des k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofes Herrn Dr. Vincenz Haslmayer zu Grafsegg das Ritterkreuz des kaiserl. österr. Leopold-Ordens, und dem Herrn k. k. Hofrathe Richard Zeitteles das Comthurkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen wurde, während der Hof- und Gerichtsadvocat Herr Dr. Dom. Kolbe am 26. Juli 1888 das 25jährige Jubiläum seiner Advocatur und der Hof- und Gerichtsadvocat Herr Dr. Florian Meißner am 20. September 1888 das Fest seiner silbernen Hochzeit feierte.

Die im vorjährigen Berichte ausgesprochene Hoffnung, daß der von dem verstorbenen Vereins-Präsidenten Herrn Carl Friedrich Fellmann Ritter von Norwill in seinem Testamente dem Beamten-Vereine als „Fellmann von Norwill-Fond“ zugewendete Nachlaß in den Rechnungsabschlüssen des Jahres 1888 ausgewiesen sein werde, erfüllte sich nicht, da die Abhandlungsbehörde erst im Februar dieses Jahres die Verlassenschaft dem Beamten-Vereine eingeantwortet und die Verlassenschaftsabhandlung als beendet erklärt hat. Die Einantwortung erfolgte mit der Beschränkung, daß das eingeantwortete Vermögen eventuell für den Fall der Auflösung des Vereines oder der Umwandlung desselben in eine bloße Versicherungsanstalt der zum Zwecke der Erfüllung der humanitären Aufgaben, die sich der Verein nach §. 2 seiner gegenwärtig geltenden Statuten gestellt hat, angeordneten Stiftung zu übergeben ist.

Schließlich können wir nicht umhin, unseren geehrten Lesern mitzutheilen, daß sich ein neuer Beamten-Verein, nämlich der „erste österreichisch-patriotische Beamten-Verein Eid“, gebildet hat, dessen erste constituirende Versammlung in den öffentlichen Blättern für den Monat April d. J. angekündet wurde. Weitere Berichte hierüber sind uns nicht bekannt. Der Verein bezweckt die Erlernung der Fechtkunst mit allen militärischen Handwaffen, Uebungen des Körpers, wie: Schwimmen, Rudern, Turnen u. s. w. und die Erlernung des Vorganges der Hilfeleistung bei Verwundungen und anderen Unglücksfällen. Sein Wahlspruch lautet: „Die Waffen in der Hand, für Thron und Vaterland.“ Mitglied kann jeder öffentliche und Privatbeamte, so wie jeder gebildete Staatsbürger werden und müssen die ausübenden Mitglieder das 19., die Zöglinge das 15. Lebensjahr überschritten haben.

II. Versicherungsabtheilung.

Im Jahre 1888 war das finanzielle Ergebniß der Gebarung in der Versicherungsabtheilung, wie wir schon im Eingange unseres Berichtes bemerkt haben, das günstigste seit dem Bestehen des Vereines. Der Gebarungsüberschuß des Jahres 1888 betrug nämlich 196.096 fl. 28 kr., und werden die geehrten Leser und Freunde des Vereines dieses Resultat gewiß mit großer Befriedigung zur Kenntniß nehmen.

Getreu unserer Aufgabe, in jedem Berichte einige populäre Worte im Interesse der Propagirung der Lebensversicherung zu bringen, citiren wir aus der „Beamten-Zeitung", des Jahres 1888 drei jener zehn Versicherungsgebote, welche der „landwirthschaftliche Verein im Großherzogthume Baden" in einer Publication unter der Landbevölkerung verbreiten ließ. Die drei Gebote lauten:

„Du sollst auch deinen Nachbar, Freund und Verwandten, ja jeden, dem du wohlgesinnt bist, zur Versicherung anhalten und bereden, auf daß sie nicht zu Schaden kommen und, durch Unglück verarmt, dir zur Last fallen."

„Du sollst eben so wenig vergessen, sowohl Lebens- als Unfallversicherung abzuschließen, denn so gewiß der Herr dich jede Stunde von dieser Welt abberufen kann, sei es nun in Folge einer Krankheit oder eines Unfalles, so da beim Gehen, Reiten und Fahren vorkommen, so gewiß ist dein Leben noch ein köstlicheres Gut als Haus, Hof und Ernte — dieses kostbare Gut geht aber für deine weinende Frau und Kinder verloren, so du nicht weislich gesorgt hast, daß dasselbe, soweit nur immer möglich, durch Auszahlung der Lebens- und Unfallversicherungssumme ersetzt werde."

„Du sollst die Ausgabe für Versicherung betrachten, wie jene für Essen und Trinken — und so gewiß du letzteres nicht aufschiebst, weil du Hunger und Durst hast, so schiebe auch keine Versicherung auf, denn sie verschafft dir Ruhe und Sicherheit, Trost und Hilfe."

Und es wird der unbestreitbare Werth der Lebensversicherung auch in den hohen und höchsten Kreisen immer mehr erkannt. So entnehmen wir der „Volkswirthschaftlichen Sonntags-Revue" folgende auch in der „Beamten-Zeitung" gebrachte Mittheilung über „berühmte Männer in der Lebensversicherung":

„Georg IV., ein hervorragend verschwenderischer König von England, hatte sich mit 12 Millionen Francs gegen die Gefahr, bei seinem Tode ungedeckte Schulden zu hinterlassen, versichert. Durch Hinzuschlagung der Dividende auf diese Versicherung hinterließ er so zur Befriedigung seiner Gläubiger ein Vermögen von beinahe 16 Millionen Francs. — O'Connel, der große irische Agitator, dem sein Volk aus freiwilligen Beiträgen eine jährliche Pension spendete, neigte zu zügelloser Verschwendung; aber er gewann es doch über sich, daß er jährlich von dieser Pension einen Theil vorweg zur Prämie für eine Lebensversicherung verwendete, welche seiner Familie eine glänzende Erbschaft sicherte, ohne daß er dadurch auch nur einen Augenblick in seinen vornehmen Lebensgewohnheiten genirt wurde. — Der Marquis von Hastings vermehrte das Vermögen, das er seinen Erben hinterließ, durch seine Lebensversicherung um 3 Millionen. — Walter Scott's Lebensversicherungspolizze ist im Archiv der Edinburgher Gesellschaft wieder aufgefunden worden. Sie lautete über 2000 Pfund Sterling und datirt vom Monate December 1824. Der Dichter,

der wenige Monate nach Abschluß dieser Versicherung schon durch einen Bankerott, welcher sein ganzes Vermögen verschlang, vollständig ruinirt war, machte es mitten unter den schrecklichen Kämpfen seiner letzten Lebensjahre gegen Noth und Krankheit doch möglich, diese Prämien regelmäßig zu entrichten, während seine Feder Tag und Nacht für seine Gläubiger arbeitete, in deren Interesse er während der letzten fünf Jahre seines Lebens die Summe von 70.000 Pfund verdiente. Walter Scott hatte eine Tochter. Nach dem Tode seiner Frau (1816) darbte er sich für diese Tochter 102 Pfund Prämie jährlich ab, um so aus seinem Schiffbruch das Capital von 2000 Pfund zu retten. Sie erhielt es 1832, genoß es aber nicht lange, da sie kurze Zeit nachher starb. — Graf Beust, der ehemalige österreichische Reichskanzler, war ein vorsichtiger Hausvater, was er durch drei Versicherungen bewies, die der Diplomat auch aus Diplomatie bei drei verschiedenen deutschen und englischen Gesellschaften abgeschlossen hatte, und deren Capital mit circa 40.000 Mark durch seinen Tod fällig geworden ist. Mehrfach hat er auch sonst sein Interesse für Lebensversicherungswesen kundgegeben. — Der Prinz von Wales, Erbe des englischen Königsthrones, hat zu gleicher Zeit mit seiner Verheiratung sein Leben mit einer bedeutenden Summe zu Gunsten seiner Gattin versichert. Er hat dies aus doppeltem Grunde gethan: aus löblicher Vorsicht und aus Achtung vor der in England üblichen Sitte, die diese Fürsorge jedem Gentleman zur Pflicht macht."

Und was hohe Lebensversicherungen betrifft, so theilt uns das „Neue Wiener Tagblatt" mit, daß der bekannte große Geschäftsmann in Philadelphia, John Wanamaker, sein Leben für eine Million Dollars (nach einer andern Notiz mit 1,250.000 Dollars) bei 29 verschiedenen Gesellschaften versichert hat, wofür er an Prämien jährlich 60.000 Dollars entrichtete. Man hielt ihn auch für den „Höchstversicherten", allein mit Unrecht, denn als solcher wird in neuester Zeit der Marquis of Anglesea, welcher mit 2,500.000 Dollars bei englischen, französischen und amerikanischen Gesellschaften versichert sein soll, genannt.

Nicht uninteressant dürfte unseren Lesern die Mittheilung einer der „Wirthschaftlichen Provinzial-Correspondenz" entnommenen Notiz sein, nach welcher die vom Beamten-Vereine im Interesse der Propagirung der Lebensversicherung herausgegebene Broschüre: „Wie bringt man Vermögen in die Familie" (erwähnt in unserem Berichte pro 1886) in Rußland von der ausländischen Censurabtheilung verboten worden ist.

Wir geben nun unseren geehrten Lesern einige ziffermäßige Daten über den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften vom Jahre 1887 nach der vom Referenten unserer Versicherungsabtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig, in der „Beamten-Zeitung" mitgetheilten Zusammenstellung. Zunächst wird constatirt, daß der Verlauf des Versicherungsgeschäftes im Jahre 1887 ein abermaliges Anwachsen der versicherten Summen zeigt und in dieser Beziehung die Bemühungen der Gesellschaften von Erfolg gekrönt waren. Herr Dr. Hönig knüpft aber daran folgende Bemerkungen:

„Diese Resultate werden jedoch durch Opfer an Auslagen erkauft, welche zu dem Erfolge nicht im Verhältnisse stehen. Bei der großen Mehrheit aller in Österreich-Ungarn arbeitenden in- und ausländischen Gesellschaften ist seit einer Reihe von Jahren ein stetes Erhöhen des an die Vermittlungsorgane zu zahlenden Provisionssatzes wahrzunehmen, und es ist das Provisionsausmaß bis zu einer Höhe angewachsen, welche ohne Befürchtung ernster Folgen nicht mehr überschritten werden dürfte. Dazu kommt das

rasche Eindringen ausländischer Versicherungsgesellschaften, welche die ohnehin nicht zu große Zahl von Anwerbeorganen für die einzelnen Gesellschaften nur noch seltener macht. Da es erklärlich ist, daß junge Gesellschaften, zumal wenn sie im Auslande ihren Sitz haben, sich nur allmälig eine nennenswerthe Clientel erwerben können, so soll die hohe Provision ein Mittel sein, die Organe nicht nur von anderen Gesellschaften herüber zu ziehen, sondern sie auch zu energischem Arbeiten anzuspornen. Dieser Proceß macht seine Runde bei den verschiedenen Gesellschaften und nur wenige erweisen sich in ihrem Organismus kräftig genug, um dieser Concurrenz mit Erfolg Widerstand leisten zu können."

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Bei der Mehrzahl der Gesellschaften bildet der Reise-Inspector das hauptsächlichste, bei der Anwerbung von Versicherungen thätige Element, der Localagent, dem die Verhältnisse der Bevölkerung gewiß genauer bekannt sind, wird in der Regel nur mit dem Incasso betraut. Da nun Jener, mit seltenen Ausnahmen, in einem losen Dienstverhältnisse zur Gesellschaft steht, zudem in seiner Entlohnung der Hauptsache nach auf die Provision angewiesen ist, so ist es wohl erklärlich, wenn er bei der Zuführung von neuen Bewerbern nicht gerade wählerisch vorgeht. Hiezu liegt in der Höhe der Provision ein gar mächtiger Anreiz; denn der gewöhnliche Satz der Abschlußprovision beträgt 1½% von der versicherten Summe, und nur sehr wenige Gesellschaften bleiben bei dem alten Satze von ½, beziehungsweise 1%; ja, es kommt immer häufiger vor, daß sogar 2% Abschlußprovision bezahlt werden, und noch sind keine Anzeichen einer Reaction gegen dieses geradezu selbstmörderische Hinauftreiben der Anwerbekosten sichtbar. Ist es doch sogar vorgekommen, daß eine Gesellschaft mittelst Circulare einer bestimmten Beamtengruppe bekannt gegeben hat, daß sie jedem Versicherten dieser Gruppe 1½% Abschlußprovision zuweisen werde! Liegt also in diesem Systeme der hohen Anwerbeprovision und des dadurch erzeugten forcirten Geschäftsbetriebes eine Quelle vieler Storni, so bringt es noch einen anderen Uebelstand mit sich, der auch wieder das Storno ungünstig beeinflußt: den häufigen Diensteswechsel der Anwerbeorgane. Hiebei geschieht es gewöhnlich, daß die betreffenden Organe ihre Thätigkeit damit beginnen, die für die frühere Gesellschaft geworbenen Parteien zum Aufgeben ihrer Versicherung und zur Neuversicherung bei ihrem neuen Dienstgeber zu veranlassen. Natürlich geht es dabei ohne ein klein wenig Verdächtigung der alten Gesellschaft nicht ab, denn ein plausibler Vorwand muß doch gefunden werden, um die Neuversicherung zu rechtfertigen. Daß der einsichtsvolle Theil des Publicums sich dabei seine eigenen Gedanken macht, ist selbstverständlich. Und so führt das an sich gesunde System der Abschlußprovision in seiner Verzerrung zur directen Schädigung des Versicherungsbetriebes."

Bezüglich des ziffermäßigen Standes der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1887, in welchem Jahre die Zahl der Gesellschaften sowie ihre Qualität dieselbe war wie im Vorjahre, theilen wir folgende Details mit. Die Hauptversicherung, nämlich die Capitalsversicherung auf den Ablebensfall (ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen), weiset folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880	242.690	Versicherungen	über	283,210.612 fl.
„ 1881	253.632	„	„	290,766.164 „
„ 1882	257.040	„	„	306,703.415 „
„ 1883	257.728	„	„	322,708.680 „
„ 1884	244.436	„	„	336,584.657 „
„ 1885	243.636	„	„	353,034.446 „
„ 1886	253.863	„	„	377,837.298 „
„ 1887	266.789	„	„	403,841.444 „

Zur Versicherung wurden bei sämmtlichen Gesellschaften beantragt 79,000.000 fl., wovon 61,000.000 fl. zur Annahme gelangten.

Nach Abschlag aller Erlöschungen (zusammen rund per 35,000.000 fl.) stellt sich der reine Zuwachs im Jahre 1887 auf 26,000.000 fl. — gegen 24,800.000 fl. im Jahre 1886 — und es beziffert sich der Stand der Ablebensversicherungen mit Ende 1887 auf die oben angeführte Ziffer von 403,841.000 fl. in 266.789 Einzelnversicherungen.

Es entfällt

im Jahre	1883	auf eine Versicherung der Betrag von	1330	fl.
„ „	1884	„ „ „ „ „ „	1377	„
„ „	1885	„ „ „ „ „ „	1409	„
„ „	1886	„ „ „ „ „ „	1488	„
„ „	1887	„ „ „ „ „ „	1514	„

Die Summe der in Rückversicherung gegebenen Quoten kann — da der genaue Nachweis hierüber in den meisten Gesellschaftsberichten vergeblich gesucht wird — nur annähernd mit 25,000.000 fl. angegeben werden, und ist dieser Betrag in dem oben mitgetheilten Versicherungsstande enthalten.

In den wechselseitigen Ueberlebens-Associationen waren mit Ende 1887 gezeichnet 51,373.242 fl. gegen 52,945.026 fl. Ende 1886, daher die Verminderung des Standes dieser Versicherungen schon als eine stetige bezeichnet werden kann.

Außerdem sind Ende 1887 ausgewiesen:

90.920 Verträge über . . . . 164,927.253 fl.
Capital für Erlebens- (Aussteuer-) Versicherungen, daher mit Hinzurechnung der bereits erwähnten 266.798 Verträge über . 403,841.444 „
Capital für den Ablebensfall Ende 1887 an Capitalsversicherungen überhaupt in 365.933 Polizzen . . . . . . 568,768.697 fl.
versichert waren.

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich Ende 1887 in 5983 Polizzen auf . . . . 1,511.318 „

Die Prämieneinnahme betrug im Jahre 1887 . . . . 18,736.532 „
gegen . . . . 17,146.386 „
im Jahre 1886.

An die Versicherten und deren Hinterbliebenen wurden im Jahre 1887 aus dem Titel der Erfüllung der Versicherungsverbindlichkeiten 9,959.859 fl. bezahlt. Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie, welche im Jahre 1887 sich auf 18,736.532 fl. belief, ein vorhandenes Vermögen von 105,207.770 fl. und dessen Zinsenertrag.

Der Verlauf der Sterblichkeit war im Jahre 1887 günstiger als im Vorjahre. Während im Jahre 1886 die Untersterblichkeit mit . . 313.579 fl. ziffermäßig constatirt wurde, stellte sie sich im Jahre 1887 auf . . 809.341 „

Es hatten nur 3 Gesellschaften eine nicht bedeutende Uebersterblichkeit, dagegen 15 starke Untersterblichkeit.

Die Dotirung der Prämienreserve betrug 8,293.422 fl. (oder 44·26% der Prämieneinnahme) gegen 6,692.070 fl. im Jahre 1886, der Verwaltungsaufwand 4,271.251 fl. (19·81% der Prämieneinnahme) gegen 4,100.965 fl. (20·55% der Prämieneinnahme) im Jahre 1886.

Was nun die geschäftliche Thätigkeit der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines im Jahre 1888 betrifft, so dienen wir hierüber unseren geehrten Lesern mit folgenden Daten:

Im Laufe des Berichtsjahres lagen

7527 Anträge über einen Betrag von . . . . 6,990.531 fl.
Capital und . . . . 60.533 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:
5069 Verträge über . . . . 4,676.656 „
2. auf den Erlebensfall:
849 Verträge über . . . . 806.425 „
3. auf Jahresrenten:
289 Verträge über . . . . 47.898 „

Ende 1888 standen beim Vereine in Kraft:
54.296 Verträge über . . . . 54,907.818 „
Capital und
1813 Verträge über . . . . 314.266 „
Jahresrente.

Die Vergleichung mit dem Jahre 1887 (in welchem 4143 Verträge über 5,021.232 fl. auf den Ablebensfall, 910 Verträge über 943.483 fl. auf den Erlebensfall und 437 Verträge über 90.299 fl. auf Jahresrenten abgeschlossen wurden) zeigt, daß die Anzahl der neu ausgestellten Polizzen im Jahre 1888 zwar größer war als im Vorjahre, trotzdem aber die versicherte Summe sich als kleiner herausstellt. Diese Thatsache ist nach dem Rechenschaftsberichte der Vereinsleitung daraus zu erklären, daß im Jahre 1887 in der Capitalversicherung zwei Einzelnversicherungen über bedeutende Summen (360.000 fl. und 70.000 fl.) abgeschlossen wurden, Versicherungen, für deren häufigere Wiederholung in Oesterreich leider der Boden nicht vorhanden ist. In der Rentenversicherung hat der Verein im Jahre 1887 mit mehreren öffentlichen Corporationen hinsichtlich der Versorgung ihrer Bediensteten sowohl Leibrenten- als Witwenpensions-Verträge abgeschlossen, wogegen das Jahr 1888 auf die Einzelnversicherung angewiesen war.

Als reinen Zuwachs an Versicherungen im Jahre 1888 constatirt der vorerwähnte Rechenschaftsbericht 2,670.269 fl. Capital und 17.453 fl. Jahresrenten.

Was das Storno betrifft, so bewegte sich bisher beim Beamten-Vereine das Verhältniß der Ausscheidungen innerhalb sehr mäßiger Grenzen, so daß der Verein in dieser Hinsicht — wie der Verwaltungsrath mit vollem Rechte constatirt — von keiner der inländischen Versicherungsgesellschaften erreicht wird. Im Jahre 1888 gestaltete sich aber das Verhältniß so außerordentlich günstig, daß trotz des erhöhten Versicherungsstandes, trotz des mit dem Alter zunehmenden natürlichen Abganges, die absolute Ziffer der Stornirungen hinter jener des Vorjahres zurückblieb und sonach auch das percentuelle Verhältniß merklich sich verminderte.

Das Jahr 1888 hatte in der Capitalversicherung . . . . 2,812.811 fl.
und in der Rentenversicherung . . . . 30.444 „
Stornirungen gegen . . . . 2,878.745 „
und . . . . 32.273 „
im Jahre 1887.

Was insbesondere das Storno der Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) betrifft, so traten außer Kraft

durch Ableben	672.603 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer	50.900 „
„ Rückkauf	450.014 „
„ Versäumniß der Prämienzahlung	1,145.700 „
zusammen	2,319.217 fl.

oder 4·69% der im Jahre 1888 in Kraft gestandenen Versicherungen, gegen 5·1 % im Jahre 1886 und 5% im Jahre 1887.

Die in effectiver Valuta beim Vereine abgeschlossenen Versicherungen stellten sich Ende 1888 auf:

30 Verträge über 154.726 Mark Capital,
5 „ „ 1.037·20 „ Rente,
47 „ „ 148.500 Francs Capital und
1 Vertrag „ 108 „ Rente.

Ende 1888 standen 277 Rückversicherungen beim Beamten-Vereine über . . . 914.963 fl. Capital und . . . 5.763 „ Rente in Kraft.

Hievon wurden 92.036 fl. Capital an den unseren geehrten Lesern bereits bekannten Theilungsverein abgegeben.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1888 von der Versicherungsabtheilung verwendet brutto 321.508 fl. 88 kr., wovon

a) an Abschlußprovision	55.144 fl. 74 kr.
b) an Incassoprovision	64.131 „ 63 „
c) an Aerztehonorar	14.569 „ 60 „
zusammen	133.845 fl. 97 kr.

verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per	47.329 „ 95 „
stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per	274.178 fl. 93 kr.

das ist 15·57% der Prämieneinnahme des Jahres
gegen 15·98% im Jahre 1887,
„ 16·72% „ „ 1886 und
„ 17·04% „ „ 1885
heraus.

Vergleicht man die Regiekosten eines früheren Jahres, z. B. wie im vorjährigen Berichte des Jahres 1872 mit jenen des Jahres 1888, so ist abermals eine Verminderung der Regiekostenpercente zu constatiren.

Es betrugen nämlich:

a) die Personalkosten, berechnet nach der Prämieneinnahme, 9·46% im Jahre 1872 und nur 6·68% im Jahre 1888,
b) die Personalkosten, berechnet nach der Gesammteinnahme, 8·35% im Jahre 1872 und nur 5·21% im Jahre 1888
c) die gesammten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesammteinnahme, 19·51% im Jahre 1872 und nur 14·25% im Jahre 1888.

Die Prämieneinnahme betrug im Jahre 1888 . 1,786.923 fl. 28 kr.
Hievon wurden an die rückdeckenden Gesellschaften . . . . 26.139 „ 08 „
abgegeben, so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen
des Vereines . . . . 1,760.784 fl. 20 kr.
eingingen.

Im Jahre 1887 betrug die Einnahme . . . . . 1,678.501 „ 45 „

daher die Prämieneinnahme eine Steigerung erfuhr von . 82.282 fl. 75 kr.

Das Incasso war im Jahre 1888 ebenso exact wie in den Vorjahren, da von dem vorangeführten Betrage der Prämieneinnahme mit Ende 1888 von Seite der Organe nur 2·89% (gegen 3·09% 1887) unverrechnet waren.

Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres
1888 . . . . 9,137.393 fl. — kr.
wovon auf die rückversicherten Beträge eine Reserve von . 140.219 „ — „
entfällt, daher die Prämienreserve zu Lasten des Vereines
sich mit . . . . 8,997.174 fl. — kr.
beziffert.

Ende 1887 betrug die Reserve . . . . 8,209.265 „ 98 „

daher eine Zunahme von . . . . 787.908 fl. 2 kr.
zu constatiren ist.

Bei Besprechung der Prämienreserve erwähnen wir, dafs im Königreiche Italien vom Jahre 1889 an in das Einkommen der Lebensversicherungsgesellschaften, welches zum Behufe der Bemessung der Einkommensteuer zu berechnen ist, die zur Bildung der Prämienreserve bestimmten Summen nicht einzubeziehen sind.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve, die sogenannte mittlere Jahresreserve, (einschließlich des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 8,672.997 fl. 23 kr., und dieser ist, was den geehrten Lesern aus den bisherigen chronologischen Berichten schon bekannt ist, als derjenige anzusehen, welcher die in den Büchern des Vereines als Netto-Zinsenerträgniß der Capitalsanlagen der Lebensversicherungs-Abtheilung ausgewiesenen 440.718 fl. 8 kr. abgeworfen hat, was einer Verzinsung von 5·08% pro anno entspricht.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Jahr 1888 betrug . . . . 196.096 fl. 28 kr.
bestehend aus:

a) dem beim Verkaufe und bei der Einlösung von gezogenen Werthpapieren realisirten Cursgewinne von . . . . 19.621 fl. 58 kr.
b) dem Mehrwerthe der mit Schluß des Jahres 1888 im Vereinsbesitze verbliebenen Werthpapiere von . . 71.706 „ 71 „
c) dem Betriebsergebnisse der Lebensversicherungs-Abtheilung von . . . 104.767 „ 99 „

Von dem Gebarungsüberschusse per . . . . 196.096 fl. 28 kr.
hat nun die Vereinsverwaltung dem Realitäten-Amortisationsfonde, um ein rascheres Anwachsen desselben zu bewirken, einen Betrag von . . . . 70.000 fl.
und der Reserve für Capitalsanlagen, mit Rücksicht auf die bedeutende Zunahme der Capitalsanlagen zur weiteren Erhöhung von 440.000 fl. auf 530.000 fl. einen Betrag von . . . 90.000 „
zusammen . . . . 160.000 „ — „

zugewiesen, so daß dann noch . . . . 36.096 fl. 28 kr.
verblieben, und erklärte sich mit diesem Vorgehen der Vereinsleitung die Generalversammlung durch Genehmigung der Rechnungsabschlüsse und Bilanz einverstanden. Die Ansammlung einer starken Super-Reserve — abgesehen von der jährlich nach versicherungstechnischen Principien zu dotirenden Prämienreserve — ist mit Rücksicht auf unvorhergesehene Fälle überhaupt und die Ereignisse der nächsten Zukunft insbesondere eine der ersten Pflichten, welche die Leitung einer Versicherungsabtheilung zu erfüllen hat, und wir sehen daher auch, daß alle rationell geleiteten Versicherungsanstalten von ihrem Reinerträgnisse einen bedeutenden Theil solchen Reserven zuwenden. Das Vorgehen der Verwaltung des Beamten-Vereines kann daher bei dem Umstande, als der Betrag von 530.000 fl. gewiß nicht eine für sehr ungünstige Ereignisse ausreichende Reserve genannt werden kann, bei jedem objectiv Urtheilenden nur unbedingte Zustimmung finden.

Hinsichtlich der Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung constatirt die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1888, daß das Vermögen der vorerwähnten Abtheilung in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . . . . . 1,268.427 fl. 70 kr.

b) in Darlehen, und zwar:

aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamten-Vereines per . . . . 521.430 fl. 15 kr.
bb) auf eigene Polizzen per 1,123.711 „ 84 „
cc) zu Dienstescautionen per 388.334 „ 54 „
dd) auf Werthpapiere per . . 3.349 „ 02 „
ee) „ Hypotheken per . 3,320.828 „ 87 „ 5,357.654 „ 42 „

c) in Effecten (und zwar wie bisher größtentheils in Prioritäten, Grundentlastungsobligationen, Pfandbriefen, Rente und Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen) zum Curswerthe des 31. December 1888 sammt darauf haftenden Zinsen per . . . . 3,366.639 „ 09 „

welche Beträge zusammen . . . . 9,992.721 fl. 21 kr.
ergeben.

Was speciell die Cautionsdarlehen betrifft, so wurden zu Dienstcautionen bis Ende 1888 aus den Geldern der Versicherungsabtheilung 1,122.333 fl. dargeliehen, darunter im Jahre 1888 allein 60.060 fl. Mit Ende des Berichtjahres haftete der Darlehensbetrag von 388.334 fl. 88 kr. aus. Die Zinseneinnahme betrug im abgelaufenen Jahre 25.211 fl. und der für eventuelle Verluste gebildete Gewährleistungsfond bezifferte sich Ende 1888 nach Abrechnung einer Schadendeckung per 53 fl. 30 kr. auf 35.598 fl. 34 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1888 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a) für Todfallscapitalien	651.039 fl.	52 kr.
b) „ Jahresrenten	23.996 „	47 „
c) „ Aussteuercapitalien	194.992 „	— „
d) „ Erlebensfälle nach Tarif I. d (gemischte Versicherung)	16.500 „	— „
e) „ rückerstattete Prämien infolge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherte Personen	11.715 „	39 „
somit zusammen	898.243 fl.	38 kr.

und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit 8,160.149 fl. ausbezahlt.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe des Lebensversicherungs-Geschäftes obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a) die rechnungsmäßige Prämienreserve per	8,997.174 fl.
b) „ specielle Kriegsversicherungs-Reserve per	73.929 „
c) „ außerordentliche Reserve im allgemeinen Fonde per	166.614 „
d) „ Reserve für Capitalsanlagen, der Realitäten-Amortisationsfond und der Gewährleistungsfond für Cautionsdarlehen per	687.748 „
welche Beträge zusammen	9,925.465 fl.

ergeben.

Das Sterblichkeitsverhältniß war, wie in den Vorjahren, auch im Jahre 1888 unter den Versicherten des Vereines ein sehr günstiges.

Es war nämlich nach der den Berechnungen zu Grunde liegenden Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I zu erwarten die Auszahlung einer Summe von . . . . 818.664 fl. — kr.

wogegen thatsächlich infolge Ablebens von 630 Personen mit 751 Polizzen außer Kraft getreten sind Versicherungen im Betrage per . . . . . 672.603 fl. — kr.

Hievon sind abzurechnen:

a) für 9 Selbstmordfälle mit 9 Polizzen innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer 18.500 fl., beziehungsweise nach Vergütung des Rückkaufswerthes 18.010 fl. 16 kr.

Fürtrag . . 18.010 fl. 16 kr. 672.603 fl. — kr. 818.664 fl. — kr.

Übertrag . .	18.010 fl. 16 kr.	672.603 fl. — kr.	818.664 fl. — kr.
b) für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangabe bei 7 Versicherungen	553 „ 32 „		
c) für Rückempfänge von den rückdeckenden Gesellschaften	3.000 „ — „		
zusammen		21.563 „ 48 „	
so daß an Todfallszahlungen zu leisten waren			651.039 fl. 52 kr.

Speciell in Bezug auf die in Folge Selbstmordes verstorbenen Versicherten ist zu erwähnen, daß zu den bis Ende 1887 verstorbenen 341 Selbstmördern mit einem Versicherungsbetrage von 363.400 fl. (wovon 118.600 fl. mit einer Versicherungsdauer unter fünf Jahren) im Berichtjahre 22 Selbstmorde mit einer Versicherungsdauer von fünf Jahren und darüber und mit einem Versicherungsbetrage von 15.626 fl., dagegen 9 mit einer Versicherungsdauer unter fünf Jahren und mit einem Versicherungsbetrage von 18.500 fl. hinzukamen. Von dem versicherten Gesammtcapitale von 397.526 fl., welches auf die bis Ende 1888 gestorbenen, beim Vereine versicherten 372 Selbstmörder entfällt, traf den Verein statutenmäßig eine Zahlungspflicht bezüglich eines Betrages von 260.426 fl., während hinsichtlich des Restes der Rückkaufswerth vergütet wurde.

Am 1. März 1888 traten die von der 22. ordentlichen Generalversammlung beschlossenen, von der hohen Staatsverwaltung genehmigten Kriegsversicherungs-Bestimmungen in Kraft. Denjenigen Versicherten, deren Verträge bereits vor dem erwähnten Tage in Kraft getreten waren, ist vom Vereine das Recht eingeräumt worden, die Versicherungen für die Kriegsgefahr entweder nach dem neuen, vom Verwaltungsrathe festgesetzten Regulativ oder nach den früher in Geltung gestandenen statutarischen Bestimmungen (§. 73 der Vereinsstatuten) auszudehnen.

Vom 1. März bis Ende December 1888 sind 1464 Versicherungen auf die Kriegsgefahr ausgedehnt worden und es bestanden Ende 1888 folgende Kriegsversicherungen:

Nach den früheren Bestimmungen	1934	Verträge über	1,737.800 fl.	Capital
und	24	„ „	6.635 „	Rente.
Nach dem neuen Kriegsversicherungs-Regulativ	1453	„ „	1,410.850 „	Capital
und	11	„ „	2.185 „	Rente,
daher zusammen	3387	Verträge über	3,148.650 fl.	Capital
und	35	„ „	8.820 „	Rente.

Diese Ziffern constatiren, daß von den Bestimmungen des neuen Regulatives ziemlich lebhaft Gebrauch gemacht wird.

In Bezug auf die im vorjährigen Berichte erwähnte, an alle in Oesterreich operirenden Versicherungsgesellschaften im Anfange des Jahres 1888 ergangene Aufforderung der österreichischen Regierung, sich zu erklären, ob die Gesellschaften nicht gewillt wären, von einem zu bestimmenden Zeitpunkte an alle Todfalls-Versicherungen bis zum Betrage von 5000 fl. Capital oder 500 fl. Witwenpension nur in der Weise abzuschließen, daß sie auch für den Kriegsfall Geltung behalten, ist aus dem Jahre 1888 wenig zu berichten. Der Verwaltungsrath des Beamten-Vereines hat in seiner Sitzung vom 21. Februar 1888 seine Geneigtheit zur Einführung der „obligatorischen Kriegsversicherung“ (worauf die Intention der Regierung abzielt) für den Fall ausgesprochen, daß die namhafteren, im Inlande operirenden Versicherungsgesellschaften (und zwar sowohl die inländischen, als auch die ausländischen) sich demselben Vorgange anschließen.

Es ist nämlich klar, daß, wenn auch nur ein oder zwei gut accreditirte Versicherungs-Institute die obligatorische Kriegsversicherung nicht acceptiren, die übrigen Gesellschaften gegenüber diesen Instituten eine nur sehr schwer, wahrscheinlich aber gar nicht durchzuführende Concurrenz zu bestehen haben würden, und daher kann die ganze Frage mit Erfolg nur im Einverständnisse aller Versicherungs-Gesellschaften gelöst werden, wozu aber noch keine Anzeichen vorhanden sind.

Es sei uns gestattet, schon heute unsere Meinung dahin abgeben zu dürfen, daß die Kriegsversicherungsfrage im allseitigen Interesse wohl nur auf Grund constatirter Erfahrungen befriedigend gelöst werden könne, daß hiezu die Erfahrungen der älteren Kriege nicht ausreichen, daß bei der Vervollkommnung des Waffenwesens, oder besser gesagt, bei der mit wahrer Eifersucht betriebenen Erhöhung der furchtbaren Wirkung aller Tödtungs- und Zerstörungsmaschinen, bei der immer gigantischer werdenden Concentrirung der Streitkräfte — abgesehen von den im Gefolge großer Kriege oft wüthenden Dämonen der Epidemien und anderen Krankheiten — erst weitere Erfahrungen noch zu sammeln sein werden, daß es daher begreiflich ist, wenn in dieser Beziehung insbesondere der „nächste Krieg“ jedem sich mit der Frage Beschäftigenden als ein drohendes Ereigniß vorschwebt, mit dessen Consequenzen man heute nicht zu rechnen im Stande sei, daß daher jene Versicherungsgesellschaften, welche sich zuwartend verhalten, welche mindestens den „nächsten Krieg“ abwarten und erst dann — falls keine Einigung unter den Assecuranz-Instituten erzielt werden sollte — ihre Entscheidung über die Lösung der Kriegsversicherungsfrage nach der oben angedeuteten Richtung treffen wollen, nicht abfällig zu beurtheilen sein dürften.

Zu unserer im vorjährigen Berichte gebrachten Geschichte der „Kriegsversicherung“ haben wir heute einen kleinen Nachtrag zu liefern. Die Verwaltung der Gothaer Lebensversicherungsbank, welche am 18. Jänner 1888, als dem Erinnerungstage der Gründung des deutschen Reiches, den Beschluß gefaßt hat, im Hinblick auf die Einführung der allgemeinen Landsturmpflicht allen Versicherten ihr Versicherungsrecht auch für den Kriegsfall ohne jegliche Extraprämie zuzuerkennen, hat unter einem Theile der Versicherten eine oppositionelle Bewegung erzeugt; das Motiv derselben war die Besorgniß, im Falle eines großen, ganz Deutschland unter die Waffen rufenden Krieges könnten der Bank Verpflichtungen erwachsen, deren Erfüllung ohne Beeinträchtigung wohlerworbener Rechte nicht möglich wäre. Da bei einer am 5. Juli 1888 in Leipzig stattgefundenen Versammlung von Interessenten die Opponenten in der Minorität blieben (weil

einerseits von der Gegenseite ausgeführt wurde, daß die technische Grundlage — soll wohl heißen, die Höhe der vorhandenen Reserven — der Bank die Mitübernahme des Kriegsrisicos gestatte, und anderseits der nationale Gesichtspunkt kräftig betont wurde), überreichten sie gegen den Bankvorstand bezüglich der Aufnahme der unentgeltlichen Kriegsversicherung die Klage bei dem Landgerichte in Stettin. Wenngleich nun letzteres bei der Verhandlung am 11. December 1888 das Petitum aus formellen Gründen abwies, so erklärte es doch die Uebernahme des Kriegsrisicos für eine unzulässige Aenderung der Statuten.

Auf dem Gebiete der Krankengeldversicherung ist zu constatiren, daß Ende 1888 in Kraft standen 197 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1316 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2078 fl. 84 kr., daß im Jahre 1888 an Krankengeldern der Betrag von 1086 fl. 67 kr. ausbezahlt wurde und der Reservefond dieser Abtheilung 9056 fl. 99 kr. betrug.

In Bezug auf die Versicherung von Invaliditäts-Pensionen ist zu erwähnen, daß im Berichtjahre 22 neue Verträge abgeschlossen wurden, so daß mit Ende 1888 die Anzahl der Theilhaber 146 betrug. Von diesen stehen nunmehr vier im Genusse einer Pension von zusammen 1131 fl. 85 kr., während der von den übrigen 142 Personen erworbene Pensionsanspruch sich mit 18.956 fl. 23 kr. bezifferte. Die Reserve für den gesammten Pensionsanspruch von 20.088 fl. 8 kr. beträgt 49.412 fl.

Wir theilen nun unseren geehrten Lesern den Versicherungs-Gesammtstand des preußischen Beamten-Vereines Ende 1888 mit. Derselbe umfaßt:

Lebensversicherung	11.798	Polizzen über	46,560.300 Mark
Capitalversicherung	5.776	„ „	12,865.460 „
Sterbecasse	3.807	„ „	1,531.000 „
zusammen .	21.381	Polizzen über	60,956.760 Mark
Leibrenten	214	„ „	81.520 Mark

und beglückwünschen wir den geehrten Brüderverein zu der hocherfreulichen Steigerung seiner Versicherungen.

Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin, der innigen Worte zu gedenken, welche das Organ des preußischen Beamten-Vereines, die „Monatschrift für deutsche Beamte", in ihrem am 15. Juli 1888 erschienenen 7. Hefte auf jene Kundgebung der Theilnahme erwiderte, welche aus Anlaß des Todes Seiner Majestät des Kaiser Friedrich III. in unserem Organe, in der „Beamten-Zeitung", an die Standegenossen im deutschen Reiche gerichtet waren. Die betreffende Erwiderung lautet im Auszuge:

„In dem tiefen Schmerze, mit welchem die schweren Heimsuchungen, die uns getroffen, unsere Herzen erfüllt haben, bildet das theilnahmsvolle Verständniß, mit dem die Vorgänge der letzten Monate auch in den nicht zum deutschen Reiche gehörenden Ländern gewürdigt worden sind, einen tröstlichen und hoffnungsreichen Anknüpfungspunkt. Unsere Leser wissen, mit welcher besonderen Freude wir seit Jahren die hocherfreuliche Gesinnungsgemeinschaft begrüßt haben, welche namentlich auch den Oesterreichisch-ungarischen Beamten-Verein mit uns verbindet. Seinem Beispiel verdankt der preußische Beamten-Verein sein Entstehen. Aber weit über die unmittelbaren Ziele beider Vereine hinaus sind dieselben durch die gleichen Ideale, durch dieselbe Auffassung über die Bedeutung, das Wesen, die Ziele, die Ehre des Beamtenstandes verbunden und beide Vereine bedeuten im Bereiche ihrer Wirksamkeit einen nicht geringen

Fortschritt der Culturentwicklung. Es gereicht uns von diesem Gesichtspunkte aus zur besonderen Genugthuung, unseren Lesern die ungemein warmen, herzlichen und sympathischen Worte mitzutheilen, mit denen die „Beamten-Zeitung“ aus Anlaß des Heimganges unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich den Standesgenossen im deutschen Reiche ihre Theilnahme ausspricht.“

(Folgt nun der größte Theil der bezüglichen Theilnahmskundgebung im Wortlaute mit dem im Schlußsatze ausgesprochenen Wunsche, dass es dem Nachfolger Kaiser Wilhelm II. gelingen möge, „die Werke des Friedens, welche Großvater und Vater gedacht und begonnen, jedoch nicht mehr vollbringen konnten, fortzuführen zu gedeihlicher Vollendung!“)

„Wir unserseits dürfen ja schon heute die Gewißheit aussprechen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Das schönste Erbe, welches unser Kaiser Wilhelm mit auf den Thron gebracht hat, ist sein klar ausgeprägtes, ihn völlig durchdringendes hohenzollerisches Pflichtgefühl, und darin liegt ein Band vom höchsten sittlichen Werthe, welches unsern kaiserlichen Herrn mit dem Beamtenthum verbindet. Und je länger dieses Band durch Generationen hindurch den obersten Dienstherrn mit denen verknüpft, die in Ihm das leuchtende Vorbild für die pflichtmäßige, selbstverleugnende Hingabe an die Interessen des Vaterlandes erblicken, desto fester und unlösbarer das Treuverhältniß, in welchem jeder einzelne Beamte zu seinem Landesherrn steht, desto freudiger das dienstliche Wirken, desto glühender die begeisterte Liebe zu unserem Kaiser und König.“

„Dank aber, herzlicher warmer Dank soll auch an dieser Stelle dem österreichisch-ungarischen Bruder-Vereine gesagt sein für die tröstlichen Worte eines Mitgefühls, welches unsere Berufsgenossen in Oesterreich-Ungarn eben so ehrt, wie es uns in unserer berechtigten, tiefen Trauer wohl gethan hat. Wir leben in schwerer Zeit, und was die Zukunft uns bringen wird, wer kann es ergründen? Daß aber das Beamtenthum in den beiden großen, miteinander verbündeten Reichen dergestalt durch große, tiefe, lebendige Ueberzeugungen verbunden ist, wie es sich hier gezeigt hat, das ist ein schönes, hoffnungsreiches Zeichen der Gegenwart. Das gemeinsame Streben des Beamtenthums hüben wie drüben nach groß sittlichen Zielen, es kann dort, wie hier nur zum Heile des Vaterlandes dienen. Und der Ausdruck dieser gemeinsamen Gesinnungen, das Bewußtsein, auf gleichartigen Wegen dieselben hohen Ziele zu verfolgen, wird uns allen zur Stärkung und zum Ansporn gereichen. Dem österreichisch-ungarischen Beamten-Vereine soll die nun ausgesprochene warme Theilnahme in guten und in schweren Tagen unvergessen bleiben.“

Diese schönen, herzlichen Worte ehren Jene, die sie schrieben, so wie unsern Verein, dem sie gelten. Und diese Worte finden um so mehr einen lauten Widerhall in unseren Herzen, als die Stelle von dem den kaiserlichen Herrn durchdringenden Pflichtgefühl, von dem leuchtenden Vorbilde, von dem Treuverhältniß und der Liebe des einzelnen Beamten zu dem Kaiser — mit gleicher lapidarer Wahrheit auch in Bezug auf unsern allverehrten Herrscher und die Beamten Österreich-Ungarns so und nicht anders geschrieben werden könnte!

Das bei dem k. k. Ministerium des Innern bestehende versicherungstechnische Bureau wurde mit Rücksicht auf seine vermehrten Agenden durch die staatliche Arbeiter-Kranken- und Unfallversicherung, und im Hinblick auf die daraus entspringende Nothwendigkeit der Heranbildung eines fachmännisch geschulten Beamtenpersonales als ein selbstständiges Departement im Ministerium des Innern mit der entsprechenden Organisation eingerichtet und ihm zur Berathung bezüglicher Angelegenheiten ein Beirath beigegeben, dessen Mitglieder theils aus der Mitte der Assecuranzinstitute, theils aus geeigneten Persönlichkeiten der Industrie- und der Handelskreise gewählt wurden. Da beim Zustandekommen der für die vorerwähnten Arbeiterversicherungen nothwendigen Gesetze die Verdienste des bisherigen Leiters des versicherungstechnischen Bureau ganz besondere waren, so wurde (wie bereits an anderer Stelle erwähnt ist) der Herr Regierungsrath Julius Kaan, der bekanntermaßen auch der mathematische Consulent des Beamten-Vereines ist, zum k. k. Ministerialrathe ernannt. Von

ihm ist im abgelaufenen Jahre auch ein im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums verfaßtes Werkchen unter dem Titel „Anleitung zur Berechnung der einmaligen und terminlichen Prämien für die Versicherung von Leibrenten, Activitäts-, Invaliditäts- und Witwenrenten, so wie zur Berechnung der bezüglichen Prämienreserven zum Zwecke der Bilanzberechnung der Bruderladen" erschienen, welche Schrift gewiß, wie die „Beamten-Zeitung" mit vollem Recht bemerkt, in den betheiligten Fachkreisen die größte Beachtung und Verbreitung finden wird.

Auch der Chefarzt des Beamten-Vereines, Herr Dr. Eduard Buchheim, hat ein neues Buch unter dem Titel „Aerztliche Versicherungs-Diagnostik" herausgegeben, welchem nach der Vorrede des Verfassers insbesondere der Gedanke zu Grunde liegt, daß damit vielleicht dazu beigetragen werden könnte, „den Kreis der Versicherten zu erweitern und einem nicht unerheblichen Bruchtheile der Bevölkerung, der durch das Festhalten mancher Versicherungsleiter und Versicherungsärzte an veralteten Anschauungen von der Versicherung abgedrängt wird, die Pforten der Versicherungsanstalten zu eröffnen."

Dieses Werk wurde nicht nur von Fachorganen der in- und ausländischen Presse, sondern auch in den Tagesblättern in einer für den Verfasser sehr günstigen Weise beurtheilt.

Endlich können wir den Festvortrag nicht unerwähnt lassen, welchen das Mitglied unseres Verwaltungsrathes, der k. k. Ministerialrath und Central-Gewerbeinspector Herr Dr. Franz Migerka, am 3. December 1888 zur Feier des Kaiser-Jubiläums im Wiener kaufmännischen Vereine unter großem Beifalle hielt. Dieser sehr interessante und lehrreiche Vortrag enthielt eine Skizze der Entwicklung der Industrie und des Verkehres in Oesterreich während der 40jährigen Regierung des Kaisers und gelangte der Redner auch zur Besprechung des Versicherungswesens, von welchem er in großen Zügen ein Bild entrollte und darstellte, wie bedeutend sich das Versicherungswesen innerhalb der erwähnten vier Decennien in unserer Monarchie entwickelte und insbesondere betonte, daß das Princip der Versicherung, das ist die Tragung eines die Kraft des Einzelnen überragenden materiellen Schadens durch Viele, die sich in gleicher Gefahr befinden, berufen erscheint, noch andere große, dem socialen Frieden heilsame Probleme der Lösung näher zu bringen.

Die Zahl jener Gesellschaften (Transportunternehmungen) und Vereine, mit welchen der Beamten-Verein rücksichtlich der Lebens- und Pensionsversicherung ihrer Bediensteten, beziehungsweise Mitglieder im Vertragsverhältnisse steht, hat sich im Jahre 1888 um 4 vermehrt und beträgt jetzt 28, welche wir im Nachstehenden verzeichnen:

1. K. k. priv. Nordwestbahn,
2. K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft,
3. K. k. priv. Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn,
4. Spar- und Vorschußverein der Nordbahnbediensteten,
5. Spar- und Vorschußverein der Südbahnbediensteten,
6. Unterstützungsverein der priv. österr.-ungar. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft,
7. Spar- und Vorschußconsortium der priv. österr.-ungar. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft,

8. Niederösterreichischer Landeslehrer-Verein in Wien,
9. Deutscher Schulverein in Wien,
10. Lehrerverein „Die Volksschule" in Wien,
11. Deutscher Landeslehrer-Verein in Böhmen,
12. Mährischer Lehrerbund in Brünn,
13. Oesterreichisch-schlesischer Landeslehrer-Verein in Troppau,
14. Verein der Lehrer und Lehrerinnen in der Bukowina,
15. Oberösterreichischer Landeslehrer-Verein in Linz,
16. Salzburger Landeslehrer-Verein in Salzburg,
17. Steiermärkischer Lehrerbund in Graz,
18. Landes-Lehrerverein in Kärnten,
19. Bürgerliche Brauerei in Pilsen,
20. Erster kroatischer Beamten-Verein in Agram,
21. Beamten-Spar- und Vorschußverein in Lemberg,
22. Donauregulirungs-Commission in Wien,
23. Erster Wiener Consumverein,
24. Lehrer-Spar- und Vorschußverein „Fortschritt" in St. Pölten,
25. Deutsch-pädagogischer Verein in Troppau,
26. Oesterreichischer Eisenbahnbeamten-Verein,
27. Lebensmittel-Magazin der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien,
28. Steiermärkische Selbsthilfe-Genossenschaft in Graz.

Wir schließen den geschäftlichen Bericht über die Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines pro 1888 mit dem Ausdruck der zuversichtlichen Erwartung, daß die werthen Leser des Jahrbuches der rastlosen Thätigkeit der Vereinsverwaltung auf dem Gebiete der Versicherung und den erzielten Erfolgen ihre Anerkennung nicht versagen werden.

III. Spar- und Vorschußconsortien.

Der Verwaltungsbericht der Centralleitung constatirt vor Allem, daß die Verhältnisse und geschäftlichen Ergebnisse der Consortien im abgelaufenen Jahre nicht wesentlich verschieden waren von jenen des Vorjahres.

Es erhöhten sich im Jahre 1888:

1. die Antheilseinlagen von . . .	7,028.218	fl.	auf	7,475.868 fl.
2. die aushaftenden Vorschüsse von	9,091.142	„	„	9,487.950 „
3. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von	875.322	„	„	1,039.737 „
4. die Reservefonde von	399.105	„	„	438.421 „

Dagegen verringerten sich:

1. die Gesammtzahl der Consorten von	30.430	„	„	30.359 „
2. die neu ertheilten Vorschüsse von	4,955.344	„	„	4,523.344 „
3. die Summe der aufgenommenen Darlehen von	778.045	„	„	648.641 „

In Bezug auf die Mitglieder- (Theilhaber- oder Consorten-) Zahl entfällt durchschnittlich auf ein Mitglied:

a)	von den Antheilseinlagen ein Betrag von	246 fl.	24 kr.
b)	„ „ Passivcapitalien „ „ „	55 „	61 „
c)	„ „ Vorschüssen „ „ „	312 „	52 „
d)	„ „ Reservefonden „ „ „	14 „	44 „
e)	„ dem Reinerträgnisse „ „ „	17 „	71 „
f)	„ den Vorschußabschreibungen ein Betrag von . . .	— „	91 „

(während letzterer Betrag 6 kr. im Jahre 1887 und 5 kr. im Jahre 1886 betrug).

Vorstehende Ziffern weisen in den Posten a bis e einen Fortschritt gegen das Jahr 1887 aus.

In Bezug auf den Zinsfuß für gewährte Vorschüsse entnehmen wir den Berichten der einzelnen Consortien, daß an Zinsen für ertheilte Vorschüsse bezahlt wurden:

Im Jahre 1885:

bei	17	Consortien	6 %
„	4	„	6½ %
„	3	„	7½ %
„	31	„	8 %
„	1	Consortium	8½ %
„	7	Consortien	9 %
„	6	„	10 %
„	2	„	12 %

Im Jahre 1886:

bei	18	Consortien	6 %
„	6	„	6½ %
„	22	„	7 %
„	3	„	7½ %
„	29	„	8 %
„	1	Consortium	8½ %
„	9	Consortien	9 %
„	6	„	10 %
„	1	Consortium	12 %

Im Jahre 1887:

bei	20	Consortien	6 %
„	5	„	6½ %
„	25	„	7 %
„	3	„	7½ %
„	29	„	8 %
„	1	Consortium	8½ %
„	7	Consortien	9 %
„	4	„	10 %
„	1	Consortium	12 %

Im Jahre 1888.

bei	1	Consortium	5 %
„	21	Consortien	6 %
„	5	„	6½ %
„	26	„	7 %
„	2	„	7½ %
„	23	„	8 %
„	1	Consortium	8½ %
„	6	Consortien	9 %
„	3	„	10 %
„	1	Consortium	12 %

Diese Ziffern constatiren wieder bei einigen Consortien eine Reduction des Zinsfußes, es darf hiebei nicht vergessen werden, daß vor 10 Jahren noch bei 21 Consortien 10% und bei 20 Consortien 12% an Zinsen bezahlt wurden.

Wir theilten im letzten Berichte mit, daß von Seite des Verwaltungsrathes im November 1887 aus seiner Mitte ein aus den Herren Carl Bringmann, Dr. Ritter von Haslmayer, Hofrath Jeitteles, Regierungsrath Kargl und Dr. Pohl bestehendes Specialcomité mit dem Studium der Zinsfußfrage betraut wurde.

Dieses Comité referirte nun am 21. Februar 1888 dem Verwaltungsrathe und beantragte:

1. Die Zinsen und Nebengebühren sollen in einem einzigen Percentsatze zusammengefaßt werden, die Consortien sollen möglichst weit mit dem Zinsfuße herabgehen.

2. Jene Consortien, die einen befriedigenden Zinsfuß aufstellen, sollen Erleichterungen in Bezug auf Darlehen vom Centrale und auf den 2%igen Beitrag aus dem Reinerträgnisse zum allgemeinen Fonde erhalten.

Das Directionscomité, welchem diese Anträge zur Berichterstattung zugewiesen wurde, erklärte, gegen den ersten Antrag keine Einwendung zu haben, der Consortial-Delegirtenausschuß möge die Frage studiren und dem Consortialtage Vorschläge machen, beantragte jedoch entschieden die Ablehnung des zweiten Antrages und der Verwaltungsrath entschied im Sinne des Directionscomités.

Der vorerwähnte Beitrag von 2% constatirt heute das einzige, äußerlich materiell erscheinende Band des Zusammenhanges zwischen den Consortien und dem Vereine selbst, es liegt ihm daher eine hohe ethische Bedeutung zu Grunde und der wahre Freund des Beamten-Vereines, für welchen die einzelnen Mitglieder außer der einmaligen Lösung der Mitgliedkarte absolut gar nichts leisten, während an ihn von allen Seiten sehr große Anforderungen gestellt werden, wird in dieser Beziehung gewiß niemals einer Änderung dieses Verhältnisses zustimmen. Dieser Beitrag beträgt von allen Consortien zusammen jährlich circa 8000 fl., und da der Verein jährlich für humanitäre Zwecke über 20.000 fl. verausgabt, welche fast ausschließlich den Mitgliedern der Consortien wieder zukommen, so erhalten ja letztere fast das Dreifache ihres Beitrages vom Vereine zurück.

Der Verwaltungsrath hat auch in seinem Rechenschaftsberichte pro 1888 wieder die Zinsfußfrage zum Gegenstande eingehender Betrachtungen gemacht. Obwohl wir den geehrten Lesern des Jahrbuches schon in mehreren unserer Berichte diese Frage klarzulegen und das Maßlose und Ungerechtfertigte aller in dieser Beziehung wider den Verein und die Consortien erhobenen Beschuldigungen darzuthun bestrebt waren, so können wir doch nicht umhin, aus dem letzten Verwaltungsberichte der Centralleitung einige der auf den Zinsfuß Bezug habenden Stellen hier mitzutheilen, weil sie interessante Daten zur objectiven Beurtheilung der ganzen Angelegenheit bieten. Die betreffenden Stellen sind folgende:

„Die Zinsen der Vorschüsse müssen verhältnismäßig hohe Regiekosten, eine nicht weniger hohe Gefahrprämie decken und die Mittel bieten, um die Antheilseinlagen an ihre Verwendung in dem Consortialgeschäfte zu fesseln. Nebstdem ist aus ihnen die genossenschaftliche Einkommen- und eventuell Erwerbsteuer zu bestreiten.

In allen diesen, zusammen schwer wiegenden ökonomischen Momenten liegt die Begründung dafür, daß der Vorschußzinsfuß niemals auf den Percentsatz für pupillarsichere Capitalsanlagen herabgehen wird.

Schulden hat es zu allen Zeiten gegeben und gewiß auch in Beamtenkreisen zu einer Zeit, wo die Vereinsconsortien noch nicht bestanden. Daß die Summe der aushaftenden Vorschüsse bei den Consortien bisher von Jahr zu Jahr gewachsen ist, ist durchaus kein Beweis einer zunehmenden Verschuldung der Beamten, im Gegentheile muß daraus geschlossen werden, daß die Beamten es vorziehen, etwaige Schulden bei anderweitigen Gläubigern zu tilgen und auf die Vereins-Consortien zu übertragen. Denn seit dem Bestehen der Consortien sind 58 Millionen Gulden Vorschüsse genommen und 49 Millionen Gulden rückgezahlt worden, daher mit Ende des letztverflossenen Jahres nur noch 9,487.950 Gulden zur Rückzahlung verblieben. Damit ist wohl gezeigt, daß der Beamten-Verein nicht das planlose, leichtsinnige Schuldenmachen unterstützt, sondern daß den Schuldnern auch die Tilgung ihrer Schulden, die Erfüllung einer schweren Pflicht, am Herzen lag und diesen in der überaus größeren Zahl der Fälle gelang.

„Aber neben den Beamten und Beamtenfamilien, welche — ob aus Gründen der Unwirthschaftlichkeit oder aber in Folge von Unglücksfällen, mag bei Seite gelassen werden — auf die Contrahirung von Schulden bei Vereinsconsortien angewiesen sind, gibt es — ebenfalls kraft der in unseren Rechenschaftsberichten gelieferten Beweise — als Kehrseite des von feindseligen Augen stets allein betrachteten oder zur Anschauung gebrachten Aversbildes auch eine große Anzahl von Beamten und Beamtenfamilien, die sich in wirthschaftlich geordneten Verhältnissen befinden und Ersparnisse ansammeln, welche, wenn auch noch so bescheiden im Einzelnen, doch geradezu imposant sind in ihrer in unserem Vereine zur Erscheinung gelangenden Gesammtheit. Dies ergibt sich unwiderlegbar nach zwei Seiten hin aus der geschäftlichen Wirksamkeit des Beamten-Vereines und seiner Consortien selbst.

Die Sparthätigkeit des Beamtenstandes kommt in zwei großen Ziffern unseres Rechenschaftsberichtes zum überraschenden Ausdrucke: einerseits in der Summe der bei unserem Vereine in Kraft stehenden Versicherungen von fl. 54,900.000 auf Capitalien und von fl. 314.000 auf Renten, für welche mit dem 31. December 1888 die Prämienreserve mit fl. 8,997,000 mathematisch festgestellt worden ist, und anderseits in der Summe der bei den Consortien am 31. December 1888 eingelegten haftenden Antheilseinlagen per fl. 7,475.868.

Beide letztere Beträge zusammen geben eine Gesammtsumme von fl. 16,472.868, welche seit dem vierundzwanzigjährigen Bestehen des Beamten-Vereines unter dessen wirtschaftlicher Intervention erspart worden sind. Alle Anzeichen sprechen übrigens dafür, daß diese Beweise der Wirthschaftlichkeit in Beamtenkreisen auch fernerhin anhalten werden."

Besonders bemerkenswerth erscheint uns aber folgende Stelle:

„Daß die Prämien für Polizzen, welche zur Deckung von Vorschüssen hinterlegt werden, mit dem Vorschußzinsfuße nichts zu thun haben, und zu demselben niemals hinzugeschlagen werden dürfen, ist für Jeden, der überhaupt sehen will, von selbst einleuchtend. Das Darlehensgeschäft und das Lebensversicherungsgeschäft sind zwei ganz getrennt aufzufassende Geschäfte und stehen in demselben Verhältnisse zu einander, wie das Hypothekardarlehen zur Feuerversicherung. Ein guter Wirth wird sein Haus selbst dann versichert halten, wenn es schuldenfrei ist und ihn kein Gläubiger zur Versicherung zwingt; nur der schlechte Hausvater, der schlechte Wirth, der Mann, der keine Sorge um die Zukunft hat, unterläßt die Versicherung. Wenn einstens genügende wirthschaftliche Einsicht in alle Kreise gedrungen sein wird, so wird es als ebenso selbstverständlich angesehen werden, daß jeder Mensch sein Leben versichert haben müsse, gerade wie jeder Realitätenbesitzer seinen Realbesitz. Dann aber wird der Vorschußwerber — und das geschieht ja vielfach auch heute schon — seine Lebensversicherungspolizze einfach aus dem Schranke nehmen, dem Gläubiger in Verwahrung geben, die Prämien weiter bezahlen und es wird ihm dabei gewiß nicht in den Sinn kommen, die Prämien zu den Vorschußzinsen hinzuzuschlagen, indem er sich vielmehr ununterbrochen dessen bewußt sein wird, daß die Aufrechterhaltung seiner Lebensversicherung einen Zweck verfolgt, der weit höher steht, als der nur nebenhergehende der Vorschußdeckung. Wer anders rechnen wollte, beweist damit, daß er ein sehr geringes Verständniß für Fragen der Volks- und Privatwirthschaft besitzt. Wir wünschen, daß das hier Gesagte nicht bloß von den Vorschußschuldnern, sondern auch von der Kritik erwogen und gewürdigt werden möchte."

Hiezu erwähnen wir in Bezug auf den Verein selbst, daß letzterer statutengemäß keinen Vorschuß gewähren kann, daß er aber auch gar nicht in der Lage ist, hinsichtlich des Zinsfußes für Vorschüsse auf die als autonome Genossenschaften ihre Angelegenheiten selbstständig verwaltenden Consortien einen maßgebenden Einfluß üben zu können. Wer also in Bezug auf den Vorschußzinsfuß den Verein selbst angreift, bekundet einfach eine totale Unkenntniß der diesfälligen Verhältnisse.

Wir richten an unsere geehrten Leser die innige Bitte, gütigst sich stets die wahren maßgebenden Verhältnisse, wie wir sie in den chronologischen Berichten darstellten, vor Augen zu halten und unberechtigten Beschuldigungen wider die Consortien und den Verein mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten.

Der Rechenschaftsbericht des Verwaltungsberichtes widmet ferner einem anderen, auf das Vorschußwesen Bezug habenden wunden Punkte seine Aufmerksamkeit und bemerkt hierüber Folgendes:

„Wiederholte, von der Centralleitung des Vereines ertheilte, auch in der „Beamten-Zeitung“ veröffentlichte Warnungen, sich bei Bewerbung um einen Vorschuß von einem Consortium keines Agenten oder Vermittlers zu bedienen, fanden nicht immer Beachtung. Im wohlgemeinten Interesse der Vorschüsse benöthigenden Standesgenossen heben wir hiemit erneuert hervor, daß unsere Spar- und Vorschußconsortien die Vermittlung von Vorschüssen durch Agenten oder andere Personen, welche es erfahrungsgemäß nur auf die Ausbeutung von in Noth befindlichen Beamten und deren Witwen und Waisen &c. absehen, principiell ablehnen; wo aber die Vermittler den Consortialleitungen gegenüber sich im Dunkeln zu halten wissen, werden die Vorschüsse in dem guten Glauben gewährt, daß dieselben den betreffenden Mitgliedern ungeschmälert zufließen. Nicht mit Wissen, sondern gegen den Willen der Consortialvorstände erleiden dann solche Mitglieder erheblichen Schaden. Denn ohne in der Regel irgend etwas Anderes als die Nennung eines Consortiums und die Angabe seiner Adresse geleistet zu haben, lassen sich solche unberufene Vermittler für ihr wenig verdienstliches Wirken ein unverhältnißmäßig hohes Honorar geben, und das so geprellte Opfer sieht erst zu spät ein, daß es einfacher, jedenfalls aber viel weniger kostspielig gewesen wäre, wenn es sich directe an eines oder das andere Consortium gewendet hätte, deren Adressen ja bei der Centralleitung des Beamten-Vereines leicht erfragt werden können.

Solche leider wiederholt vorgekommene Fälle von gewissenloser Ausbeutung armer Collegen veranlaßten die Spar- und Vorschußconsortien, Vermittler unbedingt zurückzuweisen, und wir halten uns daher für verpflichtet, hiemit nachdrücklichst vor solchen Agenten und Vermittlern zu warnen, mit dem gleichzeitigen Rathe, es mögen sich all Diejenigen, welche einen Vorschuß benöthigen, persönlich oder schriftlich, aber direct an ein Consortium wenden, eventuell im Centrale des Beamten-Vereines um die Adresse eines solchen nachfragen.“

Was die von der Centralleitung an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung betrifft, so ist hierüber Folgendes mitzutheilen.

Am 1. Jänner 1888 betrug der Darlehensstand .	656.937 fl.	13 kr.
Im Jahre 1888 wurden Darlehen per	610.636 „	33 „
ertheilt, was die Summe von . . . . ergibt.	1,267.573 fl.	46 kr.
Im Jahre 1888 wurden . . . . rückbezahlt, so daß sich am 31. December 1888 ein Dar-	746.143 fl.	31 kr.
lehensstand per . . . . herausstellt.	521.430 fl.	15 kr.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien, wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesammtbetrage von 5,638.013 fl. 27 kr. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1888 in 42 Fällen mit 12.292 fl. 63 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 645 Fällen mit 115.100 fl. 37 kr. belehnt.

Der Consortial-Delegirtenausschuß hielt im Jahre 1888 nur eine Sitzung, und zwar am 7. April und beschäftigte sich, wie in den Vorjahren, hauptsächlich mit den Vorlagen an den Consortialtag.

Am 11. Mai 1888 fand der sechzehnte Consortialtag unter Vorsitz des Herrn Ministerialrathes Dr. Franz Migerka statt.

Von 19 Consortien (worunter 9 auswärtige) waren 29 Delegirte erschienen und wurden folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Vorlage des Entwurfes der dritten Auflage des Handbuches für Consortien. Abänderung des Musterstatutes und des Verbandstatutes (Referent Herr Dr. Kolbe).

Ueber Antrag des Herrn Baron von Salmen wurde beschlossen, daß Mittheilungen über etwaige Abänderungen dem Directions-Comité bis 15. Juni 1888 zugesendet werden können, wonach die Fertigstellung des Elaborates veranlaßt werden wird.

2. Musterfragebogen für Vorschußwerber bei den Consortien (Referent Herr Professor Richter in Vertretung des Herrn von Rueber).

Der vorgelegte Fragebogen wird nach dem Antrage des Referenten mit den vom Directions-Comité vorgenommenen geringen Aenderungen und unter Berücksichtigung eines vom Herrn von Kanovics (Präses des Pester Consortiums) gemachten Vorschlages en bloc angenommen.

3. Die Frage des Vorschußzinsfußes bei den Consortien in Verbindung mit der eventuellen Herabsetzung des zweipercentigen Beitrages der Consortien zum allgemeinen Fond (Referent Herr Carl Bringmann).

Zu dem ersten Punkte sprach nach dem vom Referenten vertretenen Antrage des Delegirtenausschusses der Consortialtag seine Ueberzeugung aus, daß die Consortialvorstände (Directionen) diesem Gegenstande fortwährend ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Der zum zweiten Punkte vom Referenten vertretene Antrag des Delegirtenausschusses, dem Verwaltungsrathe die Herabsetzung des zweipercentigen Beitrages zum allgemeinen Fonde aus dem Reingewinne der Consortien auf einen einpercentigen Beitrag zu empfehlen, wurde abgelehnt.

4. Behandlung der Bürgen für einen Vorschuß (Referent Herr Dr. Kolbe).

Ueber Antrag des Referenten wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

I. Die Schuldscheine über verbürgte Vorschüsse sollen die Hauptschuldner als solche und die Bürgen und Zahler bezeichnen und sind in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nach Scala II doppelt zu stempeln, ohne Unterschied, ob in der Urkunde nur eine oder mehrere Personen als Bürgen und Zahler erscheinen.

II. Während der Abwicklung eines verbürgten Vorschusses ist auf eine pünktliche Einhaltung der Raten von Seite des Hauptschuldners sorgfältig zu achten: Zufristungen sind auf sein, von dem Bürgen nicht unterstütztes Ansuchen nicht zu gewähren; von eintretendem Saumsal ist der Bürge mindestens sogleich zu verständigen, aber es ist auch ohne seine Zustimmung keine Nachsicht zu üben.

III. Wenn für einen verbürgten Vorschuß von dem Hauptschuldner auch ein Pfand (insbesondere eine Lebensversicherungs-Polizze) gegeben ist, so darf dasselbe ohne Zustimmung des Bürgen nur in dem Maße, als die Vorschußschuld von dem Hauptschuldner getilgt wurde, an diesen erfolgt, insbesondere darf die Polizze ohne vorläufige Aufforderung des Bürgen zur eventuellen Aufrechterhaltung derselben nicht aufgelassen werden.

IV. Auch bei pünktlicher Abwicklung des Vorschusses durch den Hauptschuldner ist der Bürge in Betreff seines Lebens und Aufenthaltes in genauer Evidenz zu halten und soll im Falle des Ablebens des Bürgen die Vorschussforderung, ohne Unterschied, ob sie fällig sei oder nicht, wider den Nachlaß zur Anmeldung bei der Abhandlungsbehörde gebracht werden.

5. Ueber die Nothwendigkeit ständiger Superrevisionen bei den Spar- und Vorschußconsortien (Referent Herr Ferdinand Edler von Rueber).

Der Referent stellte nach einem längeren, die Frage sehr eingehend behandelnden Referate den principiellen Antrag:

a) Der Consortialtag spricht sich dahin aus, dass die Nothwendigkeit ständiger Revisionen bei den Vereinsconsortien vorhanden ist;
b) es sei diese Revision im Namen des Consortialverbandes durchzuführen, und — die Annahme der beiden Punkte vorausgesetzt —
c) es sei dem nächsten Consortialtage ein Entwurf der diesbezüglichen Durchführungsbestimmungen vorzulegen.

Es wurde jedoch der Antrag des Herrn von Kanovics, dass, nachdem in dem gegenwärtig in Kraft bestehenden Consortialverband-Statute die Ingerenz des Verwaltungsrathes hinreichend gewahrt ist, der Consortialtag den Uebergang zur Tagesordnung über den Antrag des Referenten beschließen wolle, per majora (mit neun Stimmen gegen fünf) angenommen.

Wir haben schon im letzten Berichte pro 1887 bemerkt, daß wir uns eine eingehende Besprechung der Revisionsfrage für das nächste Jahr vorbehalten und erlauben uns nun in dieser Beziehung Folgendes zu bemerken:

Die Genossenschaften sind Institute, welche nach dem Gesetze von einer staatlichen oder sonstigen behördlichen Beaufsichtigung frei sind. Allerdings schützt selbst (wie die „Beamten-Zeitung“ in ihrem der vorliegenden Frage gewidmeten Artikel in Nr. 42 ex 1887 mit Recht bemerkt) die staatliche oder Gemeinde-Beaufsichtigung nicht vor Uebelständen. Thatsachen bei Actieninstituten, bei welchen solche Uebelstände sich oft in haarsträubender Weise blosgelegt haben, bezeugen dies zur Genüge, und es darf Niemanden Wunder nehmen, wenn ähnliche Uebelstände zuweilen auch bei Anstalten vorkommen die — wie eben die Genossenschaften — vollständig autonom gebaren. Die Hand des Menschen darf nicht ungesehen über die Interessen Anderer walten, besonders dann nicht, wenn es sich um die Verwaltung anvertrauter Gelder handelt.

Eine Controle dieser Verwaltung ist daher ein kategorischer Imperativ, wurde auch stets als solcher erkannt. Diese Controle soll nun nach der Ansicht

eines Theiles der Gegner der beantragten Super-Revisionen darin liegen, daß bei jeder Genossenschaft ein Aufsichtsrath vorhanden sei. Allein der Referent Herr von Rueber erwiderte hierauf, daß alle Genossenschaften, deren Verhältnisse im Laufe der letzten Jahre nothleidend geworden sind, auch einen Aufsichtsrath hatten, daß daher der Bestand des letzteren allein keine Gewähr und kein Schutz gegen diese Gefahr ist. Wir könnten aus eigener Erfahrung unseren geehrten Lesern mit Fällen dienen, welche zeigen, daß auch Aufsichtsräthe ihre Pflicht vergaßen und den Zusammenbruch des Unternehmens mit verschuldeten. Wer prüft also die Gestion des Aufsichtsrathes, wer überzeugt die vertrauensvollen Genossenschafter davon, daß auch der Aufsichtsrath seine Pflicht erfüllt?

Einem anderen Theile der Revisionsgegner ist die Autonomie der Genossenschaften das Schild, mit welchem sie die Opposition gegen eine Super-Revision decken. Stichhältig ist aber auch dieses Motiv nicht. In England, dem Lande der größten politischen und persönlichen Freiheit, in welchem auch die Genossenschaften vollkommen autonom sind, besteht schon seit 23 Jahren für jede registrirte Genossenschaft die Verpflichtung, sich einmal im Jahre der Revision zu unterziehen, und zwar, wenn nicht Näheres bestimmt ist, durch den vom Gesetze bestellten öffentlichen Revisor. Von einer Klage über Verletzung der Autonomie hat aber in England kein Mensch je etwas gehört.

Der in Eisenach im August 1878 abgehaltene 19. allgemeine Vereinstag der deutschen Genossenschaften empfahl dringend den Directoren der genossenschaftlichen Unterverbände, Sachverständige, im kaufmännischen Rechnungswesen erfahrene und mit der genossenschaftlichen Organisation vertraute Männer zum Behufe von Geschäftsrevisionen und Inventuren auf Anruf der einbezirkten Vereine unter vorheriger Vereinbarung über die zu gewährenden Honorarsätze bereit zu halten und die Vornahme solcher Revisionen im Allgemeinen zu befördern.

Und auf dem 28. allgemeinen Vereinstag der deutschen Genossenschaften zu Plauen im Jahre 1887 wurde berichtet, daß seit dem Jahre 1879 in 33 Unterverbänden von 886 Genossenschaften, welche diesen Unterverbänden angehörten, 712 Genossenschaften revidirt wurden, darunter eine große Anzahl bereits zwei- und dreimal und noch öfter.

Es wurde dort ausdrücklich betont, daß der Revisor in der Regel nicht eine calculatorische Prüfung der einzelnen Geschäfte vorzunehmen, sondern ganz besonders sein Augenmerk darauf zu richten habe, ob die Bestimmungen des Gesetzes überall beobachtet sind, ob die Geschäftsführung den Vorschriften des Gesellschaftsvertrages (der Statuten) entspricht und ob die Beschlüsse der Vereinstage und der Verbandstage die erforderliche Beachtung gefunden haben.

Der Entwurf des neuen deutschen Genossenschaftsgesetzes macht bei jeder Genossenschaft die Prüfung der Geschäftsführung durch einen Revisor in jedem zweiten Jahre zur Pflicht.

Fragt man nun, wie es in unserer Monarchie mit dieser Frage steht, so wurde im Jahre 1882 am Unterverbandstage der Vorschußvereine von Wien und den Vororten der Unterverbands-Director mit der Abfassung einer bezüglichen Instruction und Berichterstattung an den nächsten Unterverbandstag beauftragt. Und der im Jahre 1884 in Eger abgehaltene Vereinstag empfiehlt den Genossenschaften ähnlich wie der Eisenacher Vereinstag, als im genossen-

schaftlichen Interesse dringend gelegen, in regelmäßig wiederkehrenden Perioden durch außerhalb der Genossenschaft stehende Sachverständige, welche im Rechnungswesen erfahren und mit dem Genossenschaftswesen vertraut sein müssen, eine Revision ihrer Geschäftsgebarung vornehmen zu lassen. Erst im Jahre 1887 traten in Oesterreich zwei Revisionsverbände in Wirksamkeit, und zwar jener des Unterverbandes der niederösterreichischen Consumvereine und des Unterverbandes der Vorschußvereine von Wien und Umgebung.

Aus der vorstehenden historischen Darstellung ergibt sich, wie der Referent Herr von Rueber logisch betonte, die Ersprießlichkeit, ja die Nothwendigkeit solcher Revisionen von selbst.

Wie verhalten sich nun der Revisionsfrage gegenüber die Spar- und Vorschuß-Consortien des Beamten-Vereines?

Statutarisch ist eine Super-Revision nicht festgesetzt. Die Centralleitung ließ aber bisher theils über Ansuchen von Consortialleitungen, theils aus eigener Initiative die Gebarung von einzelnen Consortien durch einen oder mehrere Delegirte untersuchen, denn es ist klar, daß es dem Verwaltungsrathe, welcher der Vertreter des Vereines nach außen ist, welcher die Gesammtheit des Vereines und damit auch die Gesammtheit der Consortien repräsentirt, die Gebarung eines Consortiums, welches den Ehrennamen des Vereines in seiner Firma trägt, nicht gleichgiltig sein kann und um so weniger dann, wenn einem Consortium Gelder von der Lebensversicherungs-Abtheilung dargeliehen wurden. Die von der Centralleitung bei einzelnen Consortien vorgenommenen Revisionen hatten auch größtentheils den günstigsten Erfolg, denn es wurden nicht nur Verbesserungen angeregt, sondern in vielen Fällen auch Uebelstände entdeckt und deren Correctur — wo es noch möglich war — veranlaßt. Die Registratur des Vereines kann auch mit sehr vielen Dankschreiben von Seite der revidirten Consortien dienen.

Der Consortial-Delegirtenausschuß, in welchem die Consortialfragen, so zu sagen, akademisch behandelt werden, verschloß sich auch der Einsicht über den Nutzen und die Nothwendigkeit solcher Revisionen nicht und faßte in dieser Beziehung im Jahre 1883 aus eigener Initiative folgenden Beschluß:

„In Fällen, wo die Centralleitung es für nöthig erachtet, oder wo ein Consortium darum ansucht, mögen auch in der Folge Revisionen durch ein Organ der Centralleitung, eventuell über speciellen Wunsch des Consortiums, wenn thunlich zugleich unter Intervention eines Mitgliedes des Verwaltungsrathes vorgenommen werden."

Und am 25. März 1888 erklärte der Delegirtenausschuß:

„Die Superrevisionen als solche sind zu empfehlen; die Grundsätze, nach denen dieselben eingerichtet und durchgeführt werden sollen, sollen zwischen dem Consortialtage und dem Verwaltungsrathe vereinbart werden, wobei aber darauf abgezielt wird, daß sohin die Vornahme der Revisionen in Gemäßheit der festzustellenden Grundsätze dem Verwaltungsrathe überlassen wird."

Es ist daher sehr zu bedauern, daß der Consortialtag des Jahres 1888 entgegen den vorangeführten Voten seines Delegirtenausschusses den Übergang zur Tagesordnung beschloß.

Was die oberwähnte Intervention eines Mitgliedes des Verwaltungsrathes betrifft, so wäre ein diesfälliger Wunsch wohl nur in den seltensten Fällen zu erfüllen. Erstens befinden sich, mit wenigen Ausnahmen, die Mitglieder des Verwaltungsrathes in solchen Stellungen, die es ihnen nicht gestatten, sich mit zeitraubenden Revisionen, insbesondere bei auswärtigen Consortien, beschäftigen zu können. Solche Revisionen erfordern aber zweitens nicht nur die genaueste Kenntniß der speciellen Verhältnisse bei den Consortien und ihrer Gebarung, sondern die vollkommene Vertrautheit mit der Buchführung und dem Rechnungswesen, welche Eigenschaften sich vereint wieder nur bei einzelnen Persönlichkeiten finden, denen aber ausschließlich nicht die fragliche Intervention aufgelastet werden kann. Es sind Fälle vorgekommen, wo die Revision eines Consortiums durch die Centralleitung die Abordnung eines, auch zweier Delegirten auf mehrere Tage, ja auf mehrere Wochen nothwendig machte, wo die Prüfung der Bücher und Bilanzen von einigen Jahren bis ins kleinste Detail vorgenommen werden mußte, bevor man auf die geahnte Incorrectheit kam, die aber bis dahin weder das betreffende Organ des Consortiums, noch dessen Vorstand oder Aufsichtsrath aufzufinden im Stande waren. Der zur Motivirung des beantragten Ueberganges zur Tagesordnung angerufene §. 106 des Verbandstatutes unserer Consortien, nach welchem der Verwaltungsrath das Recht hat, den Consortialvorstands-Sitzungen beizuwohnen, kann doch gewiß nicht als eine „weitgehende, dem Verwaltungsrathe eingeräumte Ingerenz in der Administration, Gebarung und Verwaltung der Consortien“ (wie in der betreffenden Debatte bemerkt wurde) angesehen werden. Die Anwesenheit bei einer solchen Sitzung und die etwaige Conversation über einige hierauf oder auf die ganze Gebarung Bezug habende Fragen kann wohl einen Schluß auf die Qualität dieser Gebarung im Allgemeinen gestatten, kann aber nicht die Ueberzeugung bieten, daß nach allen Richtungen correct gebart wird.

Die Centralleitung, welche unter ihren Beamten sehr geschulte, der Vornahme solcher Revisionen in jeder Beziehung gewachsene Kräfte besitzt, delegirte daher meistens einen solchen Beamten zur Vornahme der Revision über die Gebarung eines Consortiums; es wurde ihr auch in den meisten Fällen der innige Dank des betreffenden Consortiums unter ausdrücklicher Anerkennung der verdienstvollen Leistungen des delegirten Beamten schriftlich ausgedrückt. Aber gerade hierin liegt der wunde Punkt.

Die Consortialleitungen und Aufsichtsräthe erkennen es als mit ihrer Würde und ihrem Ansehen unvereinbar, ihr Gebaren von einem, wenn auch höheren Beamten der Centralleitung prüfen zu lassen. Das ist aber sehr zu bedauern, denn dieses Motiv betrifft nur die Form, nicht die Sache selbst. Wenn daher ein Delegirter auf dem 16. Consortialtage bemerkte, daſs der Vorstand des von ihm vertretenen Consortiums gegen die Vornahme ständiger, regelmäßiger Revisionen sei, weil sich aus diesen mit der Zeit eine Ueberwachungs-Institution heraus entwickeln könnte, so illustrirt eine solche Erklärung nur noch mehr vorerwähntes Motiv. Ja, die ständig vorzunehmenden Revisionen sind eine Ueberwachungs-Institution, und zwar im vollsten Interesse der Consortien selbst. Durch sie wird jedem Mitgliede des Consortiums die größtmöglichste Beruhigung darüber verschafft, daß der Consortialvorstand und der Aufsichtsrath ihre Pflicht erfüllen. Bei correcter Gebarung wird also das Vertrauen in die Consortialleitung mächtig erhöht, bei Unregelmäßigkeiten in der Gebarung kann

die Incorrectheit nicht lange unentdeckt bleiben, und der eine so wie der andere Erfolg kann nur weiteren Segen bringen.

Es ist uns gar nicht darum zu thun, für die Revision durch ein Organ der Centralleitung mit Leidenschaft zu plaidiren, wenn wir auch ehrlich bekennen müssen, daß uns die Centralleitung mit Rücksicht auf die durch 24 Jahre gewonnene reiche Erfahrung auf dem Gebiete des Consortialwesens das zur Vornahme von Revisionen am meisten berufene Organ erscheint. Uns ist nur um das Princip der ständig vorzunehmenden Revisionen zu thun; wenn daher deren Vornahme durch einen Delegirten der Centralleitung so sehr auf Opposition stößt, so schaffe man ein anderes Organ zu diesem Zwecke, aber man stehe dieser hochwichtigen Frage nicht so ablehnend entgegen, wie es durch den mitgetheilten Beschluß des 16. Consortialtages ausgedrückt erscheint.

Die hohe Staatsverwaltung wird bei der nicht mehr lange hinauszuschiebenden Revision des Genossenschaftsgesetzes sich gewiß der hier besprochenen Frage bemächtigen und jenen Genossenschaften, welche in dieser Beziehung nicht vorsorgten, zweifellos den staatlichen Revisor octroyiren! Dagegen wird keine Berufung auf die Autonomie, keine Hinweisung auf das Vorhandensein von Aufsichtsräthen helfen, der Revisor ist da — und wird revidiren.

Wir empfehlen dringendst den Consortialleitungen, die ganze, höchst bedeutungsvolle Frage der ständig vorzunehmenden Superrevisionen sehr eingehend zu erwägen und deren unläugbaren Vortheile nicht zu verkennen. Wir glauben daher auch nicht, daß der Consortialtag das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen hat, abgesehen davon, daß mit Rücksicht auf den Stand von 75 Consortien die Ansicht der Delegirten von 9 Consortien nicht allein maßgebend sein dürfte.

Daß wir bei vorstehenden Ausführungen die Meinung Derjenigen, welche schon von vorneherein in der Vornahme einer Revision ein Mißtrauensvotum erblicken, nicht besonders hervorhoben, dürfte jedem objectiv Urtheilenden als von selbst gerechtfertigt erscheinen. In der jetzigen Zeit, wo die Oeffentlichkeit — und mit vollem Rechte — sich des Wirkens jeder bei einem volkswirthschaftlichen Unternehmen fungirenden Persönlichkeit bemächtigt, verliert eine solche Meinung alle Berechtigung. Je mehr Controle, desto besser, denn es übernimmt ja stets der Controlirende einen Theil der Verantwortlichkeit des Controlirten.

Unsere geehrten Leser haben wir durch ausführliche Besprechung der Frage in den Stand gesetzt, sich ein Urtheil darüber bilden zu können.

Zu Mitgliedern des Delegirtenausschusses wurden nachbenannte 21 Consortien gewählt: Brünn, Graz, Krems, Innsbruck, Oedenburg, Pest, Prag, Preßburg, Proßnitz, Steinamanger, Temesvar, Währing, Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Erstes Wiener, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Union, Wieden.

Zum Obmanne des Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe dessen Mitglied Herr Ministerialrath und Central-Gewerbeinspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt.

Die Zahl der Mitglieder des ständigen Comités wurde vom Delegirtenausschusse von fünf auf sechs erhöht und in dasselbe die Herren Carl Bringmann, Alfred von Kanovics (dieser per acclamationem), Dr. Ferdinand Pohl, Franz Richter, Ferdinand Edler von Rueber und Alexander Schramm berufen.

Im Jahre 1888 hielt am 9. November die Direction des Pester Consortiums ihre 800. Sitzung, zu deren Feier sie eine zweite Stipendienstiftung mit dem Capitale von 1200 fl. errichtete. Der Gründer des Consortiums, Herr Alfred von Kanovics, gehört seit dessen Gründung im Jahre 1872 der Consortialdirection als deren Präses an und widmete seinerzeit der im Jahre 1884 errichteten ersten Stipendienstiftung von 1200 fl. die Provisionen für die von ihm vermittelten Versicherungen.

Am 10. April desselben Jahres feierte der Spar- und Vorschußverein für Südbahnbedienstete sein 25jähriges Jubiläum. Den ersten Statutenentwurf dieses Vereines hatten die verstorbenen Mitglieder des Verwaltungsrathes des Beamten-Vereines (seinerzeit auch dessen Gründungs-Comité angehörig), nämlich die Herren Dr. Eduard Bondi und Dr. Edmund Schwarzer verfaßt. Dem Vorstande des Vereines gehört seit dessen Gründung unser Verwaltungsrathsmitglied Herr Andreas Hofmann von Aspernburg an, welcher auch wegen seiner in der Verwaltung erworbenen hohen Verdienste zum Ehrenmitgliede des Vereines ernannt wurde. Der Verein zählte mit Ende 1887 2166 Mitglieder mit 261.000 fl. Einlagen und vertheilte pro 1887 eine Dividende von 6½%. Aus Anlaß des Jubiläums wurden 1000 fl. als Fond für Unterstützungszwecke gewidmet. Bei der Jubiläumsfeier wurde der Verein von Seite des Beamten-Vereines durch die Herren Dr. Ferdinand Pohl (Mitglied des Verwaltungsrathes und Obmann des Consortiums Wieden in Wien) und Engelbert Keßler, Genossenschaftsreferenten, begrüßt.

Endlich ist zu erwähnen, daß im Jahre 1888 die „Berliner Beamtenvereinigung“ ihren zehnjährigen Bestand feierte. Sie wurde am 1. März 1878 aus einem Localcomité für den preußischen Beamten-Verein (also nach Art der Mitgliedergruppen unseres Vereines) gegründet. Am Gründungstage waren 51 Mitglieder constatirt und wies das Jahr 1878 eingezahlte Spareinlagen per 7559 Mark aus. Die Generalversammlung vom 12. Juni 1888 constatirte 1110 Mitglieder und Ende 1887 eingezahlte Spareinlagen von 533.115 Mark! Unsere herzlichsten Wünsche begleiten diese Vereinigung von Standesgenossen im zweiten Decennium ihres volkswirthschaftlichen, so günstige Erfolge aufweisenden Unternehmens.

Im Jahre 1888, in welchem kein Consortium das erste Decennium seiner geschäftlichen Thätigkeit vollendete, haben 6 Consortien, nämlich Iglau, Olmütz, Pest, Teschen, Wiener-Neustadt und Wiener Vororte einzelne Bestimmungen ihrer Statuten mit Zustimmung des Verwaltungsrathes abgeändert.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortialabtheilung haben wir leider wieder des im Berichtsjahre erfolgten Ablebens einiger Consortialfunctionäre zu gedenken. Es schieden nämlich im Jahre 1888 aus dem Leben:

Beim Ersten Wiener Consortium das Mitglied des Vorstandes, zugleich Rechtsanwalt des Consortiums, Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Carl Wisgrill (am 8. August 1888), welcher dem Vorstande seit Mai 1874 angehörte, in Ausübung seiner Function eine rastlose, höchst verdienstvolle Thätigkeit entwickelte und insbesondere (wie die „Beamten-Zeitung“ schreibt) den säumigen, von ihm gerichtlich belangten Schuldnern die bittere Pille durch eine äußerst mäßige Expensenforderung versüßte.

Beim Consortium Gegenseitigkeit in Wien das Mitglied des Vorstandes, zugleich Obmann-Stellvertreter, Herr Hof- und Gerichtsadvocat

Dr. Johann Lorenz, welcher dem Consortium seit dessen Gründung, dem Vorstande seit dem Jahre 1874 angehörte (am 8. October 1888).

Beim Consortium Graz das Mitglied des Vorstandes, Herr Carl Newes, Revident des k. k. Finanz-Rechnungs-Departements (am 22. August 1888). Newes gehörte dem Localausschusse und Consortialvorstande durch die lange Reihe von 16 Jahren an, war auch Ausschußmitglied des steiermärkischen Beamten-Vereines, hat allen Sitzungen der erwähnten Verwaltungsorgane während der 16 Jahre beigewohnt und mit aller Energie das Gedeihen und die Ausbreitung des Beamten-Vereines vertreten. Er entwickelte insbesondere eine hervorragende Thätigkeit als Mitglied des Comités zur Unterstützung armer Beamtenswitwen und Waisen und trocknete manche Thräne im Stillen mit eigener Hand.

Beim Consortium Innsbruck, dessen sehr verdienstvoller Obmann, Herr Franz Wild, k. k. Oberbaurath i. P. (am 19. August 1888). Er war unermüdlich in seiner Thätigkeit als Leiter des Consortiums, beseelt von treuer Hingebung für die Interessen des Consortiums und des Vereines.

Beim Pester Consortium Herr August Nagy, pensionirter Herrschafts-Hauptcassier und Präsident der Ofener Musikakademie (am 21. August 1888). Nagy war Mitgründer des Consortiums, seit 1874 zweiter Präses-Stellvertreter, in welcher Function er die Interessen des Consortiums und des Vereines wesentlich förderte.

Beim Consortium Steinamanger dessen Obmann Herr Ladislaus von Vidos, Advocat (am 18. Jänner 1888). Vidos gehörte dem Consortium seit dessen Bestande (1872) an und bekleidete seit dem Jahre 1876 die Stelle des Obmannes; er war ein warmer Freund des Vereines und fast ausnahmslos bei allen Generalversammlungen zugegen. Er machte leider seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, indem er sich in Ostfi-Asszonyfa am frühen Morgen des 18. Jänner 1888 einige hundert Schritte von dem Bahnstationsgebäude, in welchem er bei dem ihm sehr befreundeten Stationsvorstande übernachtet hatte, erschoß. Da er in geregelten materiellen Verhältnissen lebte, so ist nur anzunehmen, daß er die That in einem Anfalle von Geistesstörung vollführte.

Zu Ende des Jahres 1887 bestanden	77
Consortien, von welchen jedoch	2
nämlich das „Wiener Vororteconsortium“ und jenes in Neusatz	
im Jahre 1888 in Liquidation traten, so daß zu Ende des Berichtsjahres	75

Consortien ausgewiesen erscheinen.

Die 75 Spar- und Vorschußconsortien vertheilen sich, wie folgt:

1. Auf die im Reichsrathe vertretenen Länder mit 51, wovon

auf Wien und Umgebung	12
„ das flache Land von Niederösterreich	4
„ Oberösterreich	1
„ Salzburg	1
„ Tirol	1
„ Vorarlberg	1
„ das Küstenland	1
„ Dalmatien	1
„ Kärnten	1

auf Krain 1
„ Steiermark 2
„ die Bukowina 1
„ Galizien 3
„ Schlesien 4
„ Mähren 7
„ Böhmen 10

2. Auf die Länder der ungarischen Krone mit 24, wovon auf Ungarn und Siebenbürgen 20
(darunter auf Budapest 3),
auf Croatien und Slavonien 4
entfallen.

Am 27. April 1889 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die vierundzwanzigste ordentliche Generalversammlung des Vereines, und zwar unter dem Vorsitze des Präsidenten des Verwaltungsrathes, des Herrn Sectionschefs Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, statt. Es waren 411 Mitglieder anwesend, welche 2223 Stimmen repräsentirten.

Der Vorsitzende nahm nach Constituirung des Bureau, nach erfolgter Wahl der Scrutatoren und Verificatoren, und nachdem allen Förderern des Vereines der Dank desselben durch Erheben der Versammelten von den Sitzen abgestattet worden war, das Wort zu einer sehr warm gehaltenen und tief ergreifenden Erinnerung an den schweren, entsetzlichen Schicksalsschlag, von welchem im Beginne dieses Jahres das Allerhöchste Kaiserhaus, sämmtliche Völker der Monarchie betroffen wurden. Er widmete, wie die „Beamten-Zeitung“ schreibt, vom Herzen kommende Worte dem schwer geprüften Allerhöchsten Elternpaare und brachte für unseren Allergnädigsten, allverehrten Kaiser und König, sowie auch für seine ihm in den schwersten Stunden seines Lebens mit rührender Treue zur Seite stehende Allerhöchste Gemalin die wärmsten Segenswünsche zum Ausdruck, welche von der ganzen Versammlung, stehend, mit einem dreifachen brausenden Hoch begleitet wurden.

Der Geschäftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von ihm vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1888 wurden von der Generalversammlung zur genehmigenden Kenntniß genommen und über Antrag des Ueberwachungsausschusses dem Verwaltungsrathe das Absolutorium für das Jahr 1888 ertheilt. Wir wiederholen hier die schon im Eingange unseres Berichtes gemachte Bemerkung, daß das geschäftliche Ergebniß der Vereinsgebarung im abgelaufenen Jahre das glänzendste seit dem Bestehen des Vereines ist.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung beläuft sich für das Vereinsjahr 1888 nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf . . . . 196.096 fl. 28 kr.

Hievon hat der Verwaltungsrath, wie schon im II. Theile vorliegenden Berichtes erwähnt ist, dem Realitäten-Amortisationsfonde . . . . 70.000 fl.
und der Reserve für Capitalsanlagen . 90.000 „
zusammen . . . . . 160.000 „ — „
zugewiesen, was von der Generalversammlung genehmigt wurde, so daß sonach . . . . 36.096 fl. 28 kr.
verblieben.

Hievon wurden nach Beschluß der Generalversammlung:
a) 5000 fl. dem Unterichtsfonde zur weiteren Erhöhung seines Capitals auf 125.419 fl.,
b) 3000 fl. behufs Erhöhung der Mittel zur Verleihung von Stipendien und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1889/90,
c) 3000 zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungen pro 1889,
d) 10.000 fl. zur weiteren Dotirung des Pensionsfonds der Vereinsbediensteten, und
e) der dann noch verbleibende Rest von 15.096 fl. 28 kr. dem außerordentlichen Sicherheitsfonde der Lebenversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde zugewiesen.

Das Hauptinteresse der Generalversammlung nahmen die von einem einstigen Beamten des Vereines, Herrn Eduard Matzenauer, und 19 Vereinsmitgliedern gestellten Ahträge in Anspruch, welche in ihrer Wesenheit dahin gingen, dass der Verein durch eine Statutenänderung ausschließlich als gegenseitige Versicherungsgesellschaft gekennzeichnet und demzufolge verpflichtlich werde, mangels jeglicher Fonds die humanitäre Thätigkeit gänzlich einzustellen.

Herr Matzenauer motivirte seine Anträge mit der total ungerechtfertigten Behauptung, daß die Prämienreserve des Vereines zu gering berechnet sei. Nachdem die Gehaltlosigkeit und der unsagbare Leichtsinn, mit welchem die vorerwähnte Beschuldigung erhoben wurde, vom Vertreter des Verwaltungsrathes, Herrn Oberinspector von Görgey, sonnenklar dargethan worden war, entfesselten die gestellten Anträge einen wahren Sturm der Entrüstung. Die „Beamten-Zeitung" schreibt hierüber:

„Es zuckten erst einzelne Blitze auf, bald aber krachte Schlag auf Schlag, und schließlich ging nach voller Entladung der elektrischen Spannung in dem die Luft reinigenden Gewitter ein befruchtender Regen nieder, die schwüle Atmosphäre abkühlend, die allgemeine Aufregung beschwichtigend, Beruhigung und Segen verbreitend.

Ja es war, nachdem die von der Vereinsidee gänzlich abirrenden, den Bestand des Vereines in seiner Wurzel bedrohenden, nahezu unfaßbaren Anschläge der Antragsteller mit eben so lautem, als allgemeinem Unwillen der Versammlung aufgenommen und in schärffster Verurtheilung zurückgewiesen worden waren, ein wahrhaft erquickender und wohlthuender Strom vereinstreuer Begeisterung, der durch den Saal rauschte, die Geister der Anwesenden belebend und erfrischend, hoffentlich aber auch hinausdringend zu allen Mitgliedergruppen unseres großen herrlichen Vereines."

Es war, setzen wir fort, als ob die alten, schönen Zeiten der ersten Vereinsjahre, in welchen bei den Generalversammlungen den hohen ethischen Zwecken des Vereines, seinen humanitären Streben kräftiger Ausdruck gegeben und den idealen Tendenzen seiner Gründer mit warmen Herzen gehuldigt wurde, wiedergekehrt seien und keiner der Anwesenden wird die zündenden Worte je vergessen, welche der Wiener Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Ludwig Huber, ein ehemaliges Mitglied des Verwaltungsrathes, bei diesem Anlasse sprach.

Wohl noch nie wurde ein Antragsteller so in den Grund gebohrt, wie Herr Matzenauer, der, nebenbei gesagt, eine jammervolle Unkenntniß auf fachmännischem Gebiete entfaltete. Keiner der „Neunzehn", welche seine Anträge mit-

gefertigt hatten, wagte es, ihren Führer zu unterstützen, nicht ein einziges Wort wurde zu Gunsten dieser Anträge gesprochen, sondern der Uebergang zur Tagesordnung mit allen gegen eine Stimme angenommen.

Wir beglückwünschen die letzte Generalversammlung, wir beglückwünschen den Verein zu diesem Beschlusse. Waren die fraglichen Anträge von vorneherein gewiß unbedingt verdammenswerth, so dankt ihnen aber jeder Freund des Beamten-Vereines eine herrliche Kundgebung felsenfester Vereinstreue und warmer Begeisterung für die in den edlen Zielen des Vereines gelegenen Ideale, und die Vereinsverwaltung wird frischen Muthes auf dem bisherigen Wege fortfahren, denn das Streben nach Verwirklichung dieser Ideale, die theilweise in den bisherigen Erfolgen schon ausgedrückte Verwirklichung dieser Ideale ists, was dem Ersten allgemeinen Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie seine heutige, Achtung gebietende Stellung errungen, ihm innerhalb und außerhalb der Monarchie aufrichtige warme Freunde erworben hat.

Nachdem die Verhandlung über einen von der Mitgliedergruppe Iglau nach Verlauf der in den Statuten festgesetzten Frist eingebrachten Antrag wegen Auflassung des Einkommensteuer-Zuschlages bei den Darlehen an die Consortien abgelehnt worden war, nahm der Vorsitzende das Schlußwort, kennzeichnete den Verlauf der Versammlung mit seinem befriedigenden Abschlusse im Interesse des Vereines, appellirte an die Anwesenden zu weiterer Unterstützung der Vereinsverwaltung und gab der berechtigten Hoffnung Ausdruck, daß die hochwichtige Frage der Versorgung der Beamtenwitwen und -Waisen mit Zuhilfenahme des Lebensversicherungsprincipes doch demnächst einer günstigen Lösung zugeführt werden dürfte.

Wien, im Juni 1889.

Anhang.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäftsentwicklung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1889.

   Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. Spar- und Vorschuß-Consortien.

   Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XXIV. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1889.

Geschäfts-Entwickelung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1887.

Tabelle I.

Allgemeine Vereinsangelegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

Vereins-Jahr	Allgemeine Angelegenheiten												Spar- und Vorschuß-Consortien							
	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-			Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen	Unterrichts-Stipendien		Gebarungs-Ueberschuß	Zahl der		Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Vorschüsse			Reservefond
			Bevollmächtigten	Agenten	Aerzte								Consortien	Theilhaber			Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	
						Gulden				Zahl	Gulden				Gulden			Gulden		
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297	7	335	2.630	.	182	} 32.445	.	.
1866	7.600	40	74	86	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061	16	958	23.947	.	647		.	.
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258	22	1.628	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375	25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002	30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051	37	4.823	418.143	30.207	4.424	647.592	539.203	7.232
1871	21.156	69	88	669	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255	46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
1872	27.927	87	86	803	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997	63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
1873	34.430	101	88	1.018	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791	74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
1874	39.581	104	91	1.021	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176	73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
1875	45.193	110	96	1.137	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	821	13.887	83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
1876	50.107	115	96	1.142	595	81.971	203.867	20.365	2.668	32	1.213	9.912	82	20.070	2,687.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
1877	53.732	109	96	1.189	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580	81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
1878	56.787	109	1.345		683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064	81	20.757	3,085 882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
1879	60.403	106	1.108		850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.718	74.265	79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
1880	64.030	105	896		1.126	91.408	309.825	27.943	4.789	62	1.795	10.224	78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
1881	67.478	105	1.152		1.245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673	78	24.748	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	314.330
1882	70.899	100	1.148		1.373	96.513	351.492	48.768	8.436	95	2.232	30.375	77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
1883	74.421	95	1.190		1.482	110.646	391.830	56.285	* 9.270	105	2.739	22.659	78	26.260	5,162.645	365.685	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
1884	78.437	96	1.363		1.482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631	74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646
1885	82.100	96	1.306		1.560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805	77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412
1886	85.965	94	1.344		1.590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992	77	29.801	6,583.519	494.058	18.486	4,775.490	8,856.492	361.670
1887	89.638	92	1.353		1.661	131.428	494.850	112.010	*13.339	259	8.016	19.351	77	30.430	7,028.218	680.249	18.719	4,955.844	9,091.142	399.105
1888	92.858	90	1.352		1.522	140.333	533.139	120.419	*11.772	249	8.827	36.096	75	30.359	7,475.868	610.686	17.710	4,528.844	9,487.950	438.421
Summe	.	.	.	.	.	.	.	.	118.428	1.743	51.450	.	.	.	.	5,639.375	251.158	58,674.641	.	.

* In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883 bis inclusive 1888 enthalten.

Tabelle II.

Versicherungs-Abtheilung. — Cautions-Darlehen.

Vereins-Jahr	Lebens-Versicherung: In Kraft stehende Verträge	Lebens-Versicherung: Versichert: Capital	Lebens-Versicherung: Versichert: Rente	Lebens-Versicherung: Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungen	Lebens-Versicherung: Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Lebens-Versicherung: Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Lebens-Versicherung: Special-Reserve im allgemeinen Fonde	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Zahl der Verträge	Kriegsfall: Versichert wurden an: Capital	Kriegsfall: Versichert wurden an: Witwen-Rente	Kriegsfall: Kriegs-Prämien-Reserve	Krankengeld-Versicherung: Zahl der Verträge	Krankengeld: Versichertes wöchentliches Krankengeld	Krankengeld: Prämien-Einnahme	Krankengeld: Ausbezahlte Krankengelder	Krankengeld: Prämien-Reserve	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Invaliditäts: Erworbener Renten-Anspruch	Invaliditäts: Werth dieses Anspruches	Invaliditäts: Vermögen der Abtheilung	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag	Cautions-Darlehen: Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres	Gewährleistungs-Fond: Voller Stand	Gewährleistungs-Fond: Abschreibung
		Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden		Gulden	Gulden	Gulden		Gulden	Gulden	Gulden	Gulden		Gulden	Gulden	Gulden		Gulden	Gulden	Gulden	Gulden
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.	.	.	.	.	54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061	.	.	.	.	63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319	.	.	.	.	62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108	.	.	.	.	75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182	.	.	.	.	105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174	.	.	.	.	155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900	.	.	.	.	183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857	.	.	.	.	200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.028	1,239.521	39.226	93	100.300	700	1.041	181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403	577	498.000	1.700	6.007	186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526	830	716.000	3.200	13.268	178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499	1.051	945.420	2.550	20.847	160	1.461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765	1.206	1,077.670	2.650	34.117	155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	128.463	1.179	1,031.870	2.350	32.014	161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254	1.189	1,017.970	1.950	34.633	152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479	1.325	1,133.070	1.650	37.593	146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152	1.569	1,346.570	2.353	41.500	152	1.260	2 043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527	1.199	1,001.500	4.430	45.523	149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186	1.278	1,091.300	4.730	49.155	139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218	1.388	1,191.100	5.330	52.374	146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272	1.581	1,386.950	6.500	58.352	146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
1887	52.885	52,237.548	296.812	1,678.501	817.119	8,209.266	603.264	1.934	1,767.400	7.335	65.626	151	1.200	1.989	2.064	7.733	124	17.498	43.261	40.892	144	71.315	401.761	32.170	1.258
1888	56.109	54,907.818	314.266	1,760.784	898.243	8,997.174	696.614	3.422	3,148.650	8.820	73.929	197	1.316	2.079	1.087	9.057	146	20.088	49.412	49.764	135	60.060	388.335	35.598	53
Summe	.	.	.	18,772.402	8,160.149	.	.	.	.	.	.	.	.	41.650	29.106	.	.	.	.	.	2.570	1,122.333	.	.	13.097

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung
des
Ersten allgemeinen Beamten-Vereines
der
österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXIV. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1889.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein,** Sections-Chef im k. und k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephan-Ordens etc. etc.

Vice-Präsidenten:

Herr **Karl Huber,** k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ **Anton Aichinger,** kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Ferdinand** Ritter von **Raimann,** Statthaltereirath bei der k. k. niederösterr. Statthalterei etc.

Verwaltungsräthe:

Herr Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf".

„ **Karl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.

„ **Karl Bringmann,** Bau-Director a. D., Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".

„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz,** Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ **Karl Anton Haas,** k. k. Rechnungs-Rath im Finanz-Ministerium.

„ Dr. **V.** Ritter v. **Haslmayer** zu **Grassegg,** Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des k. k. Reichsgerichtes, Vice-Präsident der k. k. judiciellen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ Dr. **Adalbert Hofmann,** k. k. Ministerialrath in Handelsministerium.

„ **Andreas Hofmann** von **Aspernburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

„ **Richard Jeitteles,** k. k. Hofrath, Director und Vorsitzender in der Direction der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Comthur des kais. österr. Franz Joseph-Ordens.

Julius Kaan, k. k. Ministerialrath und Leiter des versicherungstechnischen Departement im k. k. Ministerium des Innern, Mitglied des Versicherungs-Beirathes, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Ordens der Eisernen Krone und des Franz Joseph-Ordens.

„ **Hanns Kargl,** k. k. Regierungsrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Staatsbahnen, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens und anderer hoher Orden.

„ Dr. **Dom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Herr **Franz Kopetzky**, Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße" (Wien).
„ **Alois Maresch**, Procurist der Firma Lebert und Weinwurm in Wien, Obmann der Privatbeamten-Localgruppe.
„ Dr. **Leop. Fl. Meißner**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Ritter des preußischen Kronen-Ordens III. Classe, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".
„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter des kais. österreichischen Leopolds-Ordens und anderer hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).
„ **Benjamin** Edler von **Possauer-Ehrenthal**, k. k. Sections-Chef im Finanz-Ministerium, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.
„ **Franz Richter**, Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.
„ **Rudolf Schiller**, Professor an der Handels-Akademie in Wien.
„ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungs-Revident im Ackerbau-Ministerium.
„ **Eduard Schnöcker**, k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Setz**, Ober-Inspector der k. k. General-Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund" (Wien).
„ **Josef Stiasny**, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Karl Werner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Mathias**, Ritter von **Wretschko**, k. k. Landesschul-Inspector, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Classe.

Directions-Comité:

Herr **Karl Bertele** von **Grenadenberg**.
„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz**.
„ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
„ Dr. **Dom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**.
„ **Karl Werner**.

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Ludwig Eisner**, Buchhalter des Kohlen-Industrie-Vereines.
„ **Mathias Pigerle**, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission.
„ **Ferdinand** Ritter von **Harnach**, Central-Buchhalter der k. k. priv. Ostrau-Friedländer-Bahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Union" (Wien).

III. Geschäftsleitung.

Herr **Karl Mazal**, General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler**, Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

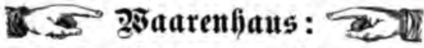
Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim**.


FINIS

Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.





Wien, I., Stock-im-Eisenplatz,

Filiale: VI., Mariahilferstraße 75,

empfehlen ihr großes Lager in **Möbelstoffen, Teppichen, Tisch-, Bett-** und **Flanelldecken, Laufteppichen** in **Wolle, Bast** und **Jute, weißen Vorhängen** und **Tapeten,**

sowie das große Lager von

Orientalischen Teppichen und Specialitäten.

Filial-Niederlagen:

Budapest, Giselaplatz (eigenes Waarenhaus).
Prag, Graben (eigenes Waarenhaus).
Graz, Herrengasse.
Lemberg, Ulica Jagiellonska.
Linz, Franz Josephs-Platz.
Bukarest, Callea Victoriae.
Mailand, Domplatz (eigenes Waarenhaus).
Neapel, Piazza S. Ferdinando 52.
Genua, Via Roma.
Rom, Via del Corso ed angolo Via Condotti.

Fabriken:

Wien, VI., Stumpergasse.
Ebergassing in Niederösterreich.
Mitterndorf in Niederösterreich.
Hlinsko in Böhmen.
Bradford in England.
Lissone in Italien.
Aranyos-Maróth in Ungarn.


K. k. priv.
Allgemeine Assecuranz in Triest
(Assicurazioni Generali).
Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport-, Hagel- und Glasbruchschäden
und
für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.
Errichtet im Jahre 1831.
Grundcapital und Garantiefonds 38.37 Millionen Gulden.
General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft,
Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.
Die Gesellschaft versichert:
a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Hagelschäden bei Bodenerzeugnissen;
d) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.
Geleistete Entschädigungen:
Im Jahre 1888 Gulden 9,877.592.55 in 34.824 Schadenposten.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft Gulden 217,257.394.75 in 711.503 Schadenposten.
Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1888 aus:
fl. 5,250.000.— Grundcapital,
„ 3,973.116.19 Gewinnst- und sonst verfügbaren Reserven,
„ 1,055.768.40 Immobilien-Reserve,
„ 26,711.288.99 baren Reserven für schwebende Risken,
„ 923,565.44 Schaden-Reserven,
„ 456.110.08 Gewinnantheilen der Lebensversicherten,
38,369.849.10 Gewährleistungsfonds,
und waren dieselben am 31. December 1888 folgendermaßen angelegt:
1. Grundeigenthum und Hypotheken . . . fl. 9,303.408.17
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen . . . „ 2,144.301.68
3. Darlehen auf hinterlegte Staatspapiere . . . „ 78.063.79
4. Werthpapiere . . . „ 19,696.268.90
5. Wechsel im Portefeuille . . . „ 391.091.51
6. Conti correnti und Debitoren für verschiedene Titel nach Abzug der Creditoren . . . „ 657.910,77
7. Bar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken . . . „ 2,123.801.28
8. Garantirte Schuldscheine der Actionäre . . . „ 3,675.000.
fl. 38,369.849.10
Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien aus der Feuerbranche . . . fl. 23.202.774.10
Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1888 auf fl. 110,813.920.80 Capital.



18

